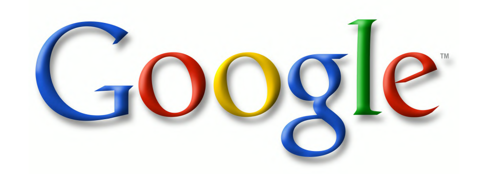
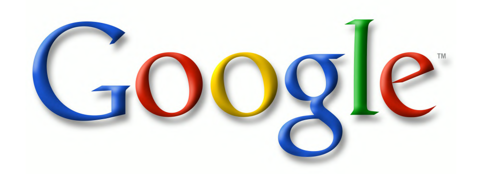



Google


Depot
Z 128

12 5 BD

[illegible] AXKÜNDIGUC

[illegible] REG

CH-C



Jahrbücher der Literatur.

Hundert fünf und zwanzigster Band.

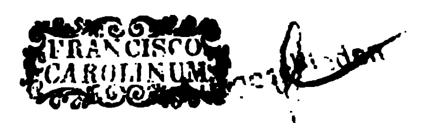
1849.

J. S.

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold & Sohn.



Inhalt des hundert fünf und zwanzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXXV.

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1849.

Art. I. **Kritische Uebersicht über die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der nordischen und deutschen Mythologie in den Jahren 1845 — 1848.**

Seit dem Jahre 1844, in welchem die zweite Auflage von J. Grimm's deutscher Mythologie und das Werk des unterzeichneten Referenten (Geschichte und System der altdeutschen Religion) erschienen, ist für die nordische und deutsche Mythologie Manches geschehen, dessen Ergebnisse in einen Ueberblick zusammenzufassen zweckmäßig seyn dürfte. Es wird sich dadurch herausstellen, daß es an Thätigkeit auf diesem Felde keineswegs gebricht, wenn auch die empfindliche Dürftigkeit der Quellen die Erforschung des germanischen Heidenthums nicht so rasch fortschreiten läßt, als es sonst der Fall seyn würde. Zwar sind auch diese, besonders durch mehrere neue Sammlungen von deutschen Volkssagen (von Kuhn, Wolf, Müllenhoff, Sommer u. A.), erweitert; wir müssen aber auf eine nähere Besprechung dieser Sagensammlungen hier verzichten, theils weil sie auch andere als mythische Erzählungen enthalten, theils weil sie uns zu sehr in das Detail der deutschen Mythologie führen würden. Dagegen schien es uns angemessen zu seyn, einige Abhandlungen mit einzuschließen, die entweder als Theile größerer Werke oder in Zeitschriften erschienen sind, zumal da diese letztern, über welche wir eben deßhalb ausführlicher sprechen, sonst gewöhnlich nicht angezeigt werden. Alle kleinern, die deutsche Mythologie betreffenden Abhandlungen und Bemerkungen, wie sie namentlich in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, in dem neuen Jahrbuche der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, dann aber auch in den Abhandlungen der historischen und antiquarischen Vereine Deutschlands erschienen sind, können wir hier natürlich nicht erwähnen.

Der Anfang möge mit zwei Werken gemacht werden, welche die gesammte nordische Mythologie behandeln:

1) Die nordische Mythenlehre nach einer Reihe von Vorlesungen dargestellt von J. C. Hauch. Dr. und ordentl. Professor an der Universität Kiel. Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung, 1847. 173 S. in Octav.

2) Die Mythologie des Nordens von K. F. Wiborg. Aus dem Dänischen von Anton von Elzel. Berlin, Verlag von F. H. Morin, 1847. XXI und 339 S. in Octav.

[illegible] ANKÜNDIGUG

[illegible]

weislich verloren gegangen), gleichsam eine fortlaufende Geschichte bilde, deren Mittelpunkt Balders Tod, deren Ende der Götteruntergang sei. Nach dieser unbegründeten Supposition werden die Mythen von den einzelnen Göttern beliebig in die Zeit vor oder nach Balders Tode eingeschaltet, wodurch nicht allein ihre richtige Erklärung beeinträchtigt wird, sondern auch ihre Benützung bei der Erforschung des ursprünglichen Wesens der einzelnen Gottheiten, wofür sie so wichtig sind, ganz verloren geht.

Es versteht sich hiernach wie von selbst, daß die Behandlung der einzelnen Gottheiten durch diese Anordnung schon ungenügend ausfallen mußte, wozu denn auch das noch beiträgt, daß der Verfasser in den Mythen des Nordens meistens nur ethisch-ästhetische Abstractionen findet. Es sollte diese Art der Mythenerklärung, so großen Beifall sie auch, namentlich im Norden, gefunden hat, schon längst aus der Mythologie verbannt seyn; denn sie ergibt sich nicht aus der Anschauungsweise der Vorzeit, sondern es wird nur dadurch eine moderne Anschauung der alten Zeit geradezu untergeschoben, und man gewinnt damit nichts, als einige freilich wohlklingende, aber doch hohle Redensarten. Wir lernen z. B. aus der nordischen Mythologie, daß Thorr der im Gewitter waltende Gott war, daß er die Erde fruchtbar, die Menschen gesund machte, daß er dem Ackerbau vorstand. Der Mythus stellte seine wohlthätige Wirkung im Gewitter als einen Kampf gegen die schädlichen Naturkräfte dar, die als Riesen personificirt werden. Das Alles hat Uhland in seiner schönen Abhandlung über den Mythus von Thorr hinlänglich erklärt; der Verfasser nimmt davon keine Notiz, er glaubt das Wesen des Gottes erschöpft zu haben, wenn er S. 41 Thorr die kämpfende, durch die Endlichkeit befleckte Kraft nennt. Das große Weltmeer wurde unter dem Symbole einer ungeheuern Schlange gedacht, welche sich um die Erde lagert; nach unserm Verfasser (S. 68) bezeichnet sie zugleich den alten Schmerz, der die Menschenwelt umschlingt. Eben so nichtssagend und der alten Zeit untergeschoben ist der Gedanke (S. 50), die Katzen, die den Wagen der Freyja ziehen, bedeuten, daß die wilde Leidenschaft von der Liebe gezügelt wird, und daß diese zugleich dazu diene, die Liebe nach ihrem Ziele zu führen. Wer in den alten Mythen nur Abstractionen sieht, geht immer fehl, mag er diese physisch oder ethisch deuten; wir haben vielmehr zunächst an den persönlichen Begriffen der Götter festzuhalten und dasjenige, was der Mythus über sie sagt, auf unsere jetzige Denkweise zurückzuführen.

Diesen seinen Standpunkt weiß aber der Verfasser nicht

Jahrbücher der Literatur.

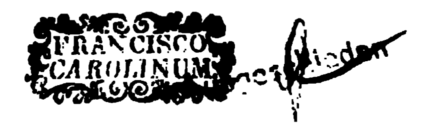
Hundert fünf und zwanzigster Band.

1849.

J. S.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold & Sohn.



nen soll, wollen wir hier kurz seyn, weil wir sonst im Wesentlichen nur das wiederholen könnten, was wir bereits in den Götting. gel. Anzeigen (1846, Nr. 144) darüber gesagt haben. Es ist die Sorgfalt, mit welcher der Verfasser die Quellen benützt hat, anzuerkennen, wenn gleich die Erläuterung des Wesens der Walkyrien nicht ganz gelungen scheint. Wenn S. 17 gesagt wird, daß der Skandinaver in den Walkyrien seinen eigenen kriegerischen Sinn, sein Kriegerleben und dessen blutiges Ende angeschaut und verehrt habe, so ist das allerdings nicht unrichtig und geht auch leicht aus ihrem Namen und ihrer Theilnahme an Krieg und Schlacht hervor; ihr ursprüngliches Wesen ist aber doch, obgleich der Verfasser nicht ganz damit einverstanden ist, physisch zu erklären. Es sind ursprünglich die Dienerinnen des Himmelsgottes Odhinn, welche sich nach seinem Willen in den Wettererscheinungen thätig beweisen. Vgl. altd. Rel. S. 252. 253. Die Bedeutung der in einzelnen Heldensagen auftretenden Walkyrien kann nur dann gehörig erfaßt werden, wenn diese Sagen selbst mehr im Einzelnen erklärt werden, als der Verfasser gethan hat.

Ausführlicher müssen wir über Nr. 4 sprechen.

Der böse Gott Loki ist zwar sowohl in den allgemeinen Werken über nordische und deutsche Mythologie, als auch in Einzelschriften (namentlich, so weit er in den Mythus von Thorr eingreift, von Uhland) besprochen; indessen läßt die hohe Bedeutung, welche er ungeachtet seiner Herabwürdigung in späteren Zeiten (vgl. altd. Rel. S. 210. 211) in der nordischen Mythologie einnimmt, eine besondere Monographie, welche Alles, was wir von ihm wissen, zusammenstellt und einer wissenschaftlichen Prüfung unterwirft, äußerst wünschenswerth erscheinen. Herr Weinhold zeigt sich dieser Aufgabe wohl gewachsen, und seine Abhandlung darf, sowohl was die fleißige Sammlung des Stoffes, als das Streben nach einer wissenschaftlichen Methode betrifft, zu den bedeutendsten Einzelschriften gezählt werden, welche seit Uhland's Thorr auf dem Gebiete der nordischen Mythologie erschienen sind. Die Resultate derselben sind, wenn gleich nicht alle neu oder gleichmäßig begründet, doch immer sehr beachtenswerth, und beurkunden einen deutlichen Fortschritt der nordischen Mythenforschung.

Der Verfasser geht (S. 2) zunächst von dem Grundsatze aus, daß die physische Bedeutung der nordischen, wie überhaupt der Gottheiten des Heidenthums als die älteste anzusehen ist, daß dagegen für die ethische Anschauung der Glaube sich keine neuen Wesen schafft, sondern die allmälich entwickelten ethischen Begriffe an die vorhandenen, auf elementarem Grunde er-

wachsenen Göttergestalten anlehnt. Wir müssen damit um so mehr ganz einverstanden seyn, da wir in unsern Schriften denselben Grundsatz aufgestellt und befolgt haben, und wollen hier nur noch weiter erläuternd hinzufügen, daß ein vollkommenes Decken der ethischen Eigenschaften eines Gottes mit den ursprünglichen physischen Anschauungen nicht zu erwarten steht, indem vielmehr die einmal im Glauben vorhandenen Wesen sich mit der steigenden Kultur des Volkes von selbst seinem geistigen Leben gemäß weiter entwickeln, eben so wie aus der anfänglich rein sinnlichen Bedeutung der Worte allmälich eine geistigere hervorgeht. Auch darin sind wir mit dem Verfasser (S. 5) einverstanden, daß das in der spätern Zeit vorhandene Göttersystem keineswegs ursprünglich ist, daß es sich vielmehr allmälich aus verschiedenen Kulten zusammengesetzt hat (vgl. altd. Rel. S. 177). Die Wissenschaft wird auf diesem historisch-kritischen Wege weiter kommen, namentlich eher zu einer Geschichte der religiösen Anschauungen eines Volkes gelangen, als wenn man, wie z. B. J. Grimm thut, nur von dem spätern Göttersysteme ausgeht, oder wie Andere (vgl. Nr. 2) von vorn herein willkürlich Perioden scheiden will.

Verfolgen wir nun den Gang der Abhandlung in den Hauptzügen. Der Verfasser handelt zunächst von Loki in der Göttersage, wobei wir besonders das, was das Wesen des Gottes betrifft, in's Auge fassen wollen. Loki zeigt zunächst mehrfache elementare oder physische Beziehungen. Ursprünglich ist er als Gott des Feuers anzusehen, womit wir (vgl. altd. Rel. S. 211) völlig einverstanden sind. Darauf weist ja schon, daß er die Namen Logi (Lohe) und Lodhr (Loderfeuer) führt. Diese Benennungen scheinen uralt, obgleich es nicht gerade erweislich ist, daß, wie S. 7 angenommen wird, der Name Loki ein späterer sei, der dem veränderten Wesen des Gottes seinen Ursprung verdanke. Den alten Feuergott erkennt der Verfasser (S. 8) auch in dem sagenhaften dänischen Könige Lotherus wieder, den Saxo als Sohn des Dan aufführt, worauf auch wir schon (altd. Rel. S. 201) aufmerksam gemacht haben. Wenn aber (S. 7) das nord. On, goth. Auhns, althochd. Ovan (Ofen, vgl. sanskr. agni, lat. ignis) als ein alter Name Loki's hingestellt wird, so müssen wir diese Vermuthung, falls nicht noch triftigere Gründe dafür aufgefunden werden, als eine ganz unbegründete zurückweisen. Denn die Spuren einer gewissen göttlichen Verehrung des Ofens, welche Grimm in der deutschen Mythol. S. 595. 596 zusammenstellt, beweisen für diese Ansicht nichts, da diese späten Nachklänge des Heidenthums sehr vieldeutig sind, und zunächst nur auf die Heilighaltung des Herdfeuers weisen.

Dem Feuer wird bei mehreren heidnischen Völkern eine gewisse belebende und schöpferische Kraft zugeschrieben; deßhalb erscheint Lodhr neben Odhinn und Hoenir als Schöpfer des ersten Menschenpaars. Statt dieser Namen erwähnen andere Stellen der Edda bekanntlich Odhinn, Vili und Ve, deren Identität mit den zuerst genannten der Verfasser S. 26 wohl ohne Grund bezweifelt. Die schöpferische Thätigkeit des Gottes tritt aber noch in vielen andern nordischen Mythen hervor, z. B. in der Erzählung von dem Raube der Idhunn, was der Verfasser hier noch hätte andeuten können. Dadurch würde denn die weitere Annahme (S. 11), daß Loki auch Gott der Fruchtbarkeit ist, noch mehr Bestätigung gewonnen haben. Der Mythus, der dafür noch beigebracht wird, daß Loki (Säm. 63[a]. 64[b]) acht Jahre lang unter der Erde war als milchende Kuh und Weib, das Kinder gebar, bringen wir noch besonders mit der unterweltlichen Seite des Gottes in Zusammenhang. Auch bei den Griechen sind die chthonischen Gottheiten zugleich diejenigen, welche aus der Tiefe Segen und Fruchtbarkeit schenken, aber zugleich auch die Gewalt haben, ihre Wohlthaten zurückzuhalten. Als unterweltlicher Gott hält Loki deßhalb die Fruchtbarkeit die acht Wintermonate (wie der Verf. richtig deutet) in der Tiefe der Erde zurück. Zerstören und Schaffen, Geben und Nehmen steht bei ihm.

Wenn nun aber der Verfasser (S. 10) glaubt, daß Loki auch Ehegott gewesen sei, so ist diese Ansicht nicht hinlänglich begründet. Es wird dafür der Gebrauch beigebracht, bei Vermählungen Feuer und Fackeln anzuzünden und bei neugebornen Kindern Kerzen anzustecken, welcher Gebrauch aber nur dann des Verfassers Ansicht rechtfertigte, wenn sich beweisen ließe, daß diese symbolische Anwendung des Feuers nothwendig auf Loki zu beziehen sei. Das ist aber keineswegs nothwendig. Wir haben wenigstens dies Symbol mit eben so viel Recht auf Thorr bezogen, in dessen Tempeln ein ewiges Feuer brannte und mit dessen Hammer Bräute geweiht werden (vgl. altd. Rel. 242. 246). Die Osterfeuer zeigen einen gewissen Zusammenhang mit Wodan, vielleicht auch mit der Ostara, über welche Göttin Kuhn in dem neuen Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, Thl. VI. S. 244 zu vergleichen ist. In der deutschen Tamfana werden wir unten noch eine Feuergöttin kennen lernen. Bedenken wir noch, auf wie viele und verschiedene Gottheiten sich bei den Griechen das Symbol des Feuers und namentlich der Fackeln (vgl. Hermann gottesdienstl. Alterth. der Griechen §. 30, 31. 52, 25. 54, 24. 55, 31. 56, 30. 58, 14. 62, 25. 65, 13. 23) bezog, so wird man die Ansicht des Verfassers nur für eine höchst unsichere Vermuthung halten können.

Nach S. 17 f. ist Loki auch Wassergott. Wir müssen das dahin beschränken, daß Loki als Unterweltsgott zu dem grausigen und unfruchtbaren Meere und überhaupt zu der dunkeln Wassertiefe eine gewisse Beziehung hatte. Denn nur darauf führt die von dem Verfasser zum Beweise seiner Ansicht beigebrachte Genealogie, nach welcher Loki den Wolf Fenrir und die Midgardhsschlange zeugte, welche Geschwister der Unterweltsgöttin Hel sind. Fenrir ist zudem mehr Symbol der Finsterniß, was schon daraus hervorgeht, daß die beiden Wölfe seine Söhne sind, welche Sonne und Mond verfolgen (vgl. altd. Rel. 158. 173. 204. 224). Der dunkle, schwarze Sumpf, worauf sich sein Name bezieht (vgl. goth. fani, altn. fen, Sumpf), kann vorzugsweise als Symbol der Finsterniß gelten.— Ist somit Loki's allgemeinere Beziehung zum Wasser keineswegs gehörig erwiesen, so fällt dadurch auch die daraus gefolgerte Vermuthung, daß Loki im näheren Zusammenhange mit den Nixen stehe. Der Verfasser weiß dafür (S. 20) auch nur anzuführen, daß die Nixe nach der Volkssage rothe Kleider tragen, worauf man aber gar kein Gewicht legen darf. Sie tragen auch schwarze*) und grüne Kleider oder ganz geflickte Röcke (s. Wolf, deutsche Mährchen und Sagen X. Nr. 84. Sommer, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen Nr. 34. 38). Eher ließe sich Loki als Herrscher und Führer der Elbe denken, was der Verf. S. 12. 13 zu erweisen sucht; indessen reichen die Daten, welche uns die Quellen an die Hand geben, auch für diese Vermuthung nicht aus.

Sicherer steht Loki als Luftgott. Als solchen machen ihn theils seine Schuhe, die ihn durch Luft und Wasser tragen, vorzüglich aber sein Beiname Loptr kenntlich. Ob er auch in dem bekannten Mythus vom Hammerraube als solcher auftritt (S. 21), lassen wir dahin gestellt; wir möchten den Gott in diesen und in verwandten Mythen lieber allgemeiner fassen, worauf wir unten zurückkommen.

Da Loki in dem verderblichen Elemente des Feuers wirkt, ist es natürlich, daß er zugleich als Todes- und Unterweltsgott gefaßt wurde (S. 28 f.). Es geht dieß theils aus seiner Verwandtschaft mit Hel und Fenrir, Nörvi oder Nervi, theils aus dem Mythus von Utgarthaloki, wie ihn Saxo und die jüngere Edda erzählen, hervor. Wir stimmen hier in den Hauptsachen mit dem Verf. überein (vgl. altd. Rel. 215 f., 172); nur wol-

*) Zoo zwart als een nikker (so schwarz wie ein Nix) ist ein holländisches Sprichwort. S. Buddingh Verhandeling over het Westland. Leyden 1844, p. 79.

len wir bemerken, daß eine andere Seite des Gottes, nach welcher er als Vernichter des physischen Lebens in der Natur, gewissermaßen als Wintergott auftritt (S. 38 f.), nicht mit dem Verf. aus seiner unterweltlichen Bedeutung herzuleiten ist, sondern vielmehr diese aus jener. Die Mythen, in welchen Loki in dieser Eigenschaft sich zeigt, sind übrigens bereits von Uhland hinlänglich erläutert, so daß der Verfasser hier wenig Neues hinzufügen konnte.

Aus der Vernichtung des physischen Lebens, welche Loki seiner ursprünglichen Auffassung beigelegt wurde, muß es unserer Ansicht nach auch allein erklärt werden, wenn Loki in spätern Zeiten als ein moralisch-böser und hinterlistiger Gott dargestellt wird, der gewissermaßen nur aus Schadenfreude den Göttern Verderben bereitet. Der Verf. hat dieß (vgl. S. 45 f.) nicht genug hervorgehoben, er ist selbst vielmehr von dieser spätern Auffassung des Gottes angesteckt, wenn er eine stufenweise Verschlechterung Loki's annimmt. Er führt für seine Ansicht hauptsächlich drei Mythen an: den Raub des Halsbandes der Freyja, die Erzählung von Svadhilfari und den Mythus von Balders Tode. Die beiden ersten Sagen erklärt der Verfasser doch selbst für Naturmythen, wobei wir noch darauf aufmerksam machen, daß Loki in dem Mythus von Svadhilfari zwar den Göttern räth, den verderblichen Contract mit dem Eisriesen abzuschließen, aber ihn doch auch an der Vollendung des Baues hindert, also hier eben sowohl schaffend als zerstörend auftritt. Der Mythus von Balders Tode wird dagegen ethisch und zwar (S. 58) auf folgende Weise erklärt: „Der Friede, der durch den Asenbund unter den germanischen Göttern geschlossen ward, war nur durch den Kampf möglich geworden, und Baldur war die Verkörperung dieser Versöhnung. Indessen war nur die Oberfläche des Wassers ruhig und still, in der Tiefe gährte und brandete es, und bereitete sich zum Sturme (?). Die Götter ahnen den Untergang der Ruhe, Baldurs Tod liegt ihnen wie ein drückender Traum auf der Seele, denn das Schwächste und Kleinste kann diesen Frieden morden. Loki erhält nun den völligen Abschluß seines ethisch-dämonischen Wesens, er wird der Gott der vergeltenden Abrechnung. Er regt den blinden Hödhr, den Krieg, auf; der Friedensgott fällt. Zwar erschlägt Vali, der Gott der Wahlstatt, auch den Hödhr, in der blutigen Niederlage endet der Krieg; allein einmal verletzt und gebrochen, ist Baldur unwiederbringlich verloren. Nanna, die edle Kühnheit, ist der blinden Raserei erlegen, Hermodhr will vergebens den Frieden zurückführen, die Riesin Thöck, die Vergeltung, hindert es. Der heilige große Friede, der Irminfrit, den Hathugat erschlug, kann

nur in einer neuen Welt wieder aufleben, darum schließt sich an seinen Tod der Untergang der Welt und der Götter, und die sühnende Flamme durchglüht die befleckte Erde.»

Wir haben die Erklärung des Verfassers ganz mitgetheilt, damit der Leser es nicht auffällig finde, wenn wir dieselbe mit dem Namen belegen, den sie unserer Ansicht nach verdient. Sie ist eine hauptsächlich aus der Etymologie der Namen zusammengesetzte allegorische Phantasie. Erklärungen können wir derartige, selbst wieder in ein mystisches Dunkel gehüllte Deutungen eben so wenig nennen, als uns Lachmanns Erklärung der Nibelungensage für eine solche gilt. Wir wollen nicht leugnen, daß die spätere Zeit auf den Mythus von Balders Tode einen gewissen ethischen Glanz fallen ließ; das mußte natürlich eintreten, sobald die physische Seite des Gottes sich mit ethischen Anschauungen verbunden hatte. Wir haben aber bis jetzt noch keine Ursache gefunden, von dem bei einer andern Gelegenheit (altd. Rel. S. 224) ausgesprochenen Grundsatze abzuweichen, daß eine jede ethische Deutung eines echten und alten Mythus (wie der von Balders Tode ohne Zweifel ist) große Bedenken hat, und halten es durch nichts berechtigt, wenn man von der Uhland'schen Deutung abweicht, die keineswegs, wie der Verfasser S. 59 mit Unrecht sagt, auf einen abstracten Sommer- und Winterstreit hinausläuft. Man wird gegen sie nichts Erhebliches einwenden können. Zeigt denn der glänzende Balder im Gegensatze zu dem blinden Hödhr nicht schon hinlänglich, daß der Mythus sich auf einen Licht- und Jahresgott beziehe, und haben wir nicht in der griechischen Mythologie genug Beispiele von dem Tode eines Gottes, welche alle physisch zu deuten sind? Oder will man lieber mit dem Verfasser annehmen, was doch seinen eigenen Grundsätzen widerspricht, daß man in Balder die „Verkörperung der Versöhnung unter den germanischen Göttern» angebetet habe, und daß dieser folglich sich weder auf einer physischen Grundlage weiter gebildet, noch auch vor dem spätern Göttersysteme vorhanden gewesen sei, sondern vielmehr erst nach der Vollendung desselben in den Glauben der Germanen getreten sei?

Der Mythus von dem Weltuntergange, in welchem Loki seiner verderblichen physischen Natur gemäß besonders thätig auftritt, ist zu bekannt, als daß wir hier nöthig hätten, der Besprechung desselben (S. 61 f.) zu folgen. Nur einen Punkt müssen wir hervorheben. Ich habe (altd. Rel. 211) Loki mit Surtr für identisch erklärt. Ich meinte damit nur, wie es aus S. 212 deutlich genug hervorgeht, daß die besondere Gestalt des Surtr sich aus Loki hervorbildete. Es war mir um so auffälliger, daß Grimm mir entgegnete, daß beide Wesen doch in der Edda zu-

sammen erwähnt würden, und daß Herr Weinhold sowohl in seiner Abhandlung (S. 65) als bei einer andern Gelegenheit (Haupts Zeitschr. VI. 317) noch ausführlich nachwies, wie beide auf verschiedene Weise erwähnt werden. Da ich das recht gut wußte, so hätte er diesen Nachweis billiger Weise sparen können, um so mehr, da er selbst S. 66 Surtr für eine jüngere, dem Loki verwandte Gestalt erklärt.

Bei der Erörterung der mannigfaltigen Sagen von Loki nimmt der Verf. Gelegenheit, auch einige andere nordische Götter, namentlich Hoenir und Heimdhallr, zu besprechen. Ersterer wird S. 24 für einen Sonnengott erklärt. Für einen Wasser- oder Luftgott hält ihn Jac. Grimm (deutsche Mythol. S. 221), wir (altd. Rel. 210) für einen Meeresgott. Es ist möglich, daß der Verfasser Recht hat; doch reichen die Quellen nicht hin, um seine Ansicht zur Gewißheit zu erheben. Die von ihm angeführte färöische Sage, nach welcher Hoenir den Sohn des Bauern, welchen der Riese Skrujmsli verfolgt, in eine Schwanenfeder birgt, kann auch auf einen Seegott deuten. Denn der Schwan ist der heilige Vogel des Niördhr und Schwanenjungfrauen sind Meerweiber.

Heimdhallr wird dagegen S. 48 für einen Meeresgott erklärt. Der Verfasser stützt sich dabei hauptsächlich auf die Etymologie des Namens Heimdhallr ist ihm so viel als Weltstrom, indem er dabei auf S. 217 weist, wo thöll als Synonymum von âr aufgeführt wird. Es ist allerdings anzunehmen, daß Heimdhallr, der S. 105 den Beinamen Vindhlêr führt, in einer gewissen Verbindung mit dem Meere stand, da seine neun Mütter, wie wir altd. Rel. 229 gezeigt haben, die Wogen sind; aber sein übriger Mythus kann nur äußerst gezwungen auf einen Meeresgott gedeutet werden. Er hat goldene Zähne und reitet auf einem goldmähnigen Rosse. Das wird man unmöglich auf das Meer beziehen können, da dieses in der Regel keinen Goldglanz hat, und wenn der Verfasser zur Bestätigung seiner Erklärung die Nixe herbeizieht, welche Fischzähne oder eiserne habe, so ist das tertium comparationis hier nur, daß beide Zähne haben, woraus natürlich nichts folgt. Eben so wenig ist es für einen Meeresgott passend, daß seine Wohnung Himinbiorg (Himmelberg) heißt, wobei wir doch zunächst an einen himmlischen Gott denken müssen. Aeußerst gezwungen ist die Erklärung, daß Heimdhallr keinen Schlaf brauche, weil das Meer Tag und Nacht brause, und daß er bei Tage wie bei Nacht weit sehe, weil des Meeres Auge (?) stets geöffnet ist und weit schaut. Sieht denn etwa das Meer, oder sieht man auf dem Meere bei Nacht so viel besser als auf dem Lande? Gar nicht will es auf

einen Meeresgott passen, daß Heimdhallr ein so feines Gehör hat, daß er das Gras und die Wolle auf den Schafen wachsen hört; denn das Brausen des Meeres bewirkt doch nicht etwa, daß man schärfer hört? Wenn aber der Verfasser das feine Gehör nur für einen mythischen Ausdruck für die Weisheit des Gottes erklärt, so sucht er offenbar den Schwierigkeiten einer passenden Deutung auszuweichen.

Zu solchen gezwungenen Erklärungen muß man kommen, wenn man auf eine Etymologie, die noch nicht einmal ganz unzweifelhaft richtig ist, Alles bauet. Wir haben (altd. Rel. S. 228) Heimdhallr für einen Mondesgott erklärt, und da sich daraus alles Mythische, was von ihm erzählt wird, vollständig erläutert, so müssen wir auch jetzt noch dabei bleiben. Wir wollen nur noch daran erinnern, daß Himmels-, Sonnen- und Mondgottheiten auch sonst vielfach als leuchtende Wesen dargestellt werden: man denke an den glänzenden Balder, an die Thränen der Freyja, welche goldroth sind, an Phöbus Apollo. Poseidon heißt dagegen Κυανοχαίτης und die Wogen Κυματα μέλανα. Eben so kommt denselben Gottheiten weites Schauen zu. Odhinn überschaut von seinem Stuhle alle Welten, und Helios sieht und hört Alles *).

Einen wichtigen Umstand hat der Verf. noch übersehen. Ein anderer Name Heimdhallrs ist Rigr. Hochdeutsch lautet derselbe, wie Grimm (d. Mythol. 335) gezeigt hat, Iring. Iring aber ist uns und dem Verfasser Sohn des Ir oder Tiu (Tyr), identisch mit dem Tuisco des Tacitus (altd. Rel. 225). Folglich ist Heimdhallr (Iring) Sohn des Himmelsgottes Ir oder Tiu, was unsere Erklärung mehr sichert, als die des Verfassers, der S. 48 darauf hinweist, daß Tiu (Tyr) von dem Meeresriesen Hymir stamme. Ferner heißt bekanntlich die Milchstraße Iringes Weg: und es ist darnach doch höchst unwahrscheinlich, daß die Milchstraße als Weg eines Meeresgottes galt. Sollte sich nicht vielmehr der Name Weltstrom, den Heimdhallr führt (falls diese Etymologie richtig ist), auf die Milchstraße beziehen, die, wenn auch gewöhnlich als Straße oder Weg gedacht, doch auch als Strom gefaßt werden konnte?

Noch könnten wir erweisen, daß auch in dem Mythus von dem Halsbande der Freyja, welches Heimdhallr dem Loki wieder abnimmt, ein Meeresgott schwerlich einen Platz haben kann; doch müssen wir das, weil es uns hier zu weit führen würde, für eine andere Gelegenheit uns vorbehalten.

---

*) Ἠέλιος θ', ὃς πάντ' ἐφορᾷς, καὶ πάντ' ἐπακούεις. Hom. Il. 3, 277. Vgl. 14, 345. Odyss. 11, 109 u. a. m.

Nachdem der Verfasser Loki in der Göttersage behandelt hat, verfolgt er S. 74 f. die Nachklänge, welche sich von diesem Gotte in spätern Zeiten besonders in Deutschland erhalten haben, und durchmustert zu diesem Zwecke die deutsche Heldensage, die Thiersage und spätere Volkssagen. Er findet zunächst Spuren von Loki in der Nibelungensage, indem er Loki, Odhinn und Hoenir (welche bekanntlich in der nordischen Nibelungensage noch unverhüllt thätig auftreten) mit Hagen, Günther und Gernot. Wir finden diese Zusammenstellung durch nichts begründet. Denn Alles, was man sagen kann, ist, daß Hagen in der Nibelungensage als ein finsteres Unterweltswesen erscheint (vgl. unsern Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage S. 47) und in sofern eine Vergleichung mit Loki zuläßt, die aber deßhalb nicht bis zur Identification getrieben werden darf, weil auch andere Götter Unterweltsgötter sind. Weitere Gegenbeweise ließen sich aus dem Zusammenhange der Nibelungensage entnehmen, die wir hier übergehen wollen. Eben so wenig mögen wir mit dem Verf. in dem Kampfe Hagens und Irings eine Erinnerung an den Kampf Heimdhall's und Loki's finden, noch auch in dem Wate der Gudrun, weil er ein gewaltiges Horn bläst, und weil sein Namensverwandter, der Riese Wate, der Sohn einer Meerminne ist, Heimdhallr sehen, und gar mit dem Verf. annehmen, daß Wate der deutsche Name Heimdhall's gewesen sei (S. 76). Nur mit der Bemerkung stimmen wir überein, daß in dem Halsbande, welches Hilde, Hagens Tochter, ihrem Vater zur Sühne bietet, eine dunkle Erinnerung an das Halsband der Freyja liege (vgl. altd. Rel. S. 287. 288). Es würde zu weit führen, wenn Ref. im Einzelnen ausführen wollte, weßhalb er die übrigen Vergleichungen zurückweisen muß; wir wollen hier nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, daß der Verfasser hier in denselben Fehler verfällt, welchen Grimm zum Schaden der mythologischen Forschung so oft begangen hat, wir aber stets bekämpft haben. Dieser Fehler besteht darin, daß man zufällige Aeußerlichkeiten der Heldensage mit Einzelheiten der Göttersage vergleicht und darnach ohne Weiteres einzelne Helden mit Göttern identificirt, ohne auf das Wesen und die Bedeutung der Verglichenen Rücksicht zu nehmen.

Einen noch größeren Mißbrauch hat man aber mit der Thiersage von dem Fuchse Reinhart getrieben; man hat sich nicht entblödet, den Fuchs mit altnordischen Göttern zu identificiren und in einzelnen Thierfabeln Göttersagen zu erkennen. So sagt denn auch unser Verfasser S. 81: „Die Buhlerei Reinharts mit Hersint, Isengrims Weibe, findet ihr Vorbild in Loki's Verhältniß zu Sif.“ Was in aller Welt berechtigt zu dieser Annahme? Etwa

daß Loki buhlt und Reinhart buhlt? Da können wir allerdings in jeder beliebigen Buhlgeschichte eine Erinnerung an Loki's Buhlereien und in jedem Kampfe einen Anklang an einen Götterkampf finden, mit welchem Erinnern und Gemahnen am Ende noch nicht einmal etwas Ersprießliches gewonnen wird. Ein solches Verfahren wird nur dadurch einigermaßen entschuldigt, daß wir bei unsern mangelhaften Quellen auch auf die kleinsten Spuren des in seinem Zusammenhange unwiederbringlich verlorenen Glaubens achten müssen; aber wir wollen doch nicht wähnen, daß die Wissenschaft verlorene Quellen gleichsam wieder schaffen kann. Hiermit wollen wir das Durchforschen der Thiersage nach darin enthaltenen religiösen Ideen an und für sich nicht tadeln; aber man wird sich vorzugsweise darauf beschränken müssen, aus ihr zu entnehmen, in welchem Zusammenhange die Götterwelt zur Thierwelt stand. Die griechische und römische Mythologie belehrt uns, daß gewisse Thiere einzelnen Göttern heilig waren, ja daß selbst Götter in einigen Mythen Thiergestalt annahmen oder in solcher gedacht wurden. So hat es denn auch etwas für sich, daß der rothe, schlaue Fuchs nach dem deutschen Glauben in Zusammenhang mit Loki stand; was der Verfasser (S. 81) auch dadurch erweist, daß Narvi (wie ein Sohn Loki's heißt) ein isländischer Name des Fuchses ist.

Mehreres, was der Verfasser aus dem spätern Volksglauben als Anklänge an Loki anführt, worunter Einiges mehr, Anderes weniger begründet, Neues und Altes ist, müssen wir übergehen, eben so wie das, was sich dazu vielleicht noch hinzufügen ließe. Wenn wir auch in mehreren Punkten mit dem Verfasser nicht einverstanden seyn konnten, so hindert uns das doch nicht, seinem sorgfältigen Fleiße, seinem Scharfsinne und seinem wissenschaftlichen Streben unsere volle Anerkennung zu bezeugen.

5) **Wodan** von **Adalbert Kuhn**, in der **Zeitschrift für deutsches Alterthum**, herausgegeben von **Moriz Haupt**, Bd. V. S. 472—494. **Leipzig**, Weidmann'sche Buchhandlung, 1845.

Der Verfasser ist als tüchtiger Forscher auf dem Gebiete der deutschen Mythologie sowohl durch seine reichhaltigen und mit vieler Sorgfalt ausgeführten Sagensammlungen, so wie auch durch mehrere scharfsinnige Abhandlungen in Zeitschriften rühmlichst bekannt. Die vorliegende Abhandlung, an welche wir einige Bemerkungen knüpfen wollen, schließt sich zunächst an eine Untersuchung in den märkischen Forschungen, wo der Verfasser nachzuweisen suchte, daß die bei verschiedenen Volksgebräuchen, namentlich um Weihnachten, auftretende Gestalt eines Reiters auf einem weißen Pferde vielleicht Wodan vorstelle. Diese Ver-

muthung wird hier durch Beibringung anderer ähnlicher Gebräuche, besonders englischer, weiter gestützt. Die Untersuchung ist sehr scharfsinnig geführt und bestätigt im Allgemeinen die Beziehungen, welche dieser bedeutende deutsche Gott zur Natur hatte. Einzelnes wird sich dagegen, da wir uns hier auf einem schwankenden Boden befinden, nicht über den Charakter einer Vermuthung erheben. Dahin gehört z. B., wenn der Verf. in der Benennung Hooden (S. 476), welche dieser Reiter in einigen Gegenden Englands führt, oder in Robin Hood (S. 481), der in andern bei Mayspielen auftritt, einen Anklang an den Namen Wodan findet. Wieder in andern Gegenden erscheint bei Weihnachts- und Frühlingsgebräuchen ein Drachentödter (Snapdragon oder S. George genannt, vgl. S. 484). Der Verfasser erkennt in demselben ebenfalls Wodan, wofür jedoch nur der äußerliche Grund angeführt wird, daß nach dem Gedichte Beowulf Sigmund einen Drachen tödtet, Sigmundr aber ein eddischer Beiname Odhins ist. Zugleich wird der Mythus von dem Drachentödter, wie er besonders in der Nibelungensage erscheint und somit diese selbst für einen Naturmythus erklärt, in welchem die Idee der Verdrängung der rauhen Jahreszeit durch die mildere ausgesprochen sei. Der Verf. schöpft diese Deutung aus der indischen Mythologie, und zwar aus dem Kampfe des Indra mit dem Vritra (wörtlich der Verhüllende, auch die Wolke), der auch Ahis (Schlange, griechisch ἔχις) heißt.

Hierbei möchten wir uns einige Bemerkungen erlauben. Was zunächst die Identification Siegfrieds mit Odhinn betrifft, so habe ich schon früher (Nibelungensage S. 122) Manches angeführt, was dafür spricht, und würde das noch weiter verfolgt haben, wenn ich damals die Naturbeziehung Odhins schon so deutlich erkannt hätte, wie später. Doch wird auch die eben daselbst ausgeführte Zusammenstellung mit Freyr (vgl. noch Haupt's Zeitschrift 3, 43 f.), die noch mehr Analogien bietet, nicht abzuweisen seyn. Die Weise des Verfassers aber, nach welcher er hier wie bei einer andern Gelegenheit (Haupt's Zeitschr. 6, 117 f.) deutsche Mythen unmittelbar aus indischen erklärt, ist nach unserer Ansicht durchaus unstatthaft. Zwar erkennen wir die Verwandtschaft der indischen und deutschen Mythologie gern an, und wollen jene als ein Hilfsmittel für diese nicht zurückweisen, aber halten doch an dem Satze fest, daß der Mythus eines Volkes zunächst aus seinen eigenen Anschauungen erklärt werden müsse. Denn die (vielleicht ursprünglich identischen) religiösen Vorstellungen stammverwandter Völker sind größeren Veränderungen ausgesetzt als ihre Sprachen. Und wie häufig tritt doch auch hier der Fall ein, daß ein Wort, welches ursprünglich

dieselbe Lautverbindung enthält, in der besondern Sprache einen ganz andern Begriff darstellt. Hätte daher die physische Erklärung des Mythus vom Drachentödter weiter keine Stütze, als die Erläuterung des Mythus von Indra, so würden wir sehr Bedenken tragen sie anzunehmen. Ref. hat aber bereits in der angeführten Schrift den Mythus von dem Drachentödter Siegfried auch ohne Hilfe der indischen Mythologie physisch gedeutet, und er müßte sich billig wundern, daß Herr Kuhn darauf keine Rücksicht genommen hat, wenn er nicht schon längst gewohnt wäre, seine Schriften mißhandelt oder bei Seite geschoben zu sehen, wozu die Anzeige der folgenden Schrift weitere Belege liefern wird.

Noch mehr greift der Verfasser fehl, wenn er die Naturbeziehung Wodans auch dadurch zu stützen sucht, daß er ihn mit dem römischen Mars vergleicht (S. 491), der auch Frühlingsgott sei. Es ist das eine noch weitere Ausdehnung des eben zurückgewiesenen Verfahrens, deren Unzuläßigkeit von selbst einleuchtet. Da wären wir ja auch berechtigt, das Wesen des griechischen Zeus auf dem sprachlich mit ihm identischen (wie Herr Kuhn nachgewiesen hat) Tyr oder Tiu zu übertragen. Wir glauben, daß die Naturbeziehung Wodans sich auch ohne das immer klarer herausstellen wird, und der Verfasser hat selbst durch diese Forschung wie durch andere sie bereits so festgestellt, daß sie sich gegen einseitige Mythologen, welche sie leugneten, behaupten wird.

Die folgenden Abhandlungen führen uns auf das Gebiet der deutschen Heldensage:

6) Ueber Tuisco und seine Nachkommen. Ein Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Religion von Karl Müllenhoff. S. Allgemeine Zeitschrift für Geschichte. Herausgegeben von Dr. W. Adolph Schmidt. Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1847. S. 209 — 269.

7) Gudrun, herausgegeben von Al. J. Vollmer. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung 1845. Mit einer Einleitung von Albert Schott. S. I — LXXIV.

Bei Nr. 7 geht uns nur die Einleitung an. Nr. 6 wollen wir ausführlich besprechen; nicht weil diese Abhandlung es wegen ihres wissenschaftlichen Gehaltes verdiente — vielmehr ist Ref. lange keine Schrift vorgekommen, welche so wenig Neues und zugleich Begründetes enthielte — sondern weil der Verfasser mit einer Keckheit und Zuversichtlichkeit auftritt, die mit seinen Leistungen in keinem Verhältnisse steht, und daher eine strenge Prüfung seiner Ansichten um so nöthiger macht.

Die Abhandlung ist der Hauptsache nach eine Erläuterung

der schon mehrfach besprochenen dunkeln Sage von der Abstammung der Deutschen im dritten Kapitel der Germania. Die drei Hauptstämme der Germanen, die Ingävonen, Herminonen und Istavonen (mehr beglaubigt als Iscävonen), leiteten sich von drei Söhnen des Mannus ab, dessen Vater der Gott Tuisco der Erdgeborne war. Die Bedeutung dieser Sage, worüber der Verf. S. 210 — 214 viel unnütze Worte macht, läßt sich mit wenigen Worten bezeichnen: sie ist eine Ethnogonie, die in ihrem Anfange, wie ethnogonische Sagen häufig, zugleich eine Anthropogonie ist. Darum berichtet die Sage zunächst: der Gott Tuisco zeugte den Mannus, d. i. die Menschheit oder die Menschen, wie bereits altd. Rel. S. 292 bemerkt ist. Diesen einfachen Sinn der Sage hat der Verf. nicht eingesehen. Er hält (S. 218) Mannus für einen Gott (welchen, wird nicht angegeben), der Mannus heiße, weil er der Erzeuger der Ahnherrn der drei Stämme des Volks ist. Hiermit wird entweder nichts gesagt, oder nur undeutlich unsere Ansicht ausgesprochen, obgleich der Verfasser gegen diese polemisirt *).

Den Namen Tuisco hat man auf eine doppelte Weise abzuleiten versucht. Einmal erklärte man Tuisco oder Tiusco (wer wird entscheiden wollen, welches die richtigere Form ist?) für Tivisco, welcher Ref. beipflichtete, und Tuisco nach einer schon bei der Abhandlung von Weinhold besprochenen Combination als Sohn des Tiu mit dem Gotte Heimdhallr identificirte. Andere erklärten Tuisco (vgl. altsächsisch tuisc) durch den Doppelten oder Zwiefältigen. Herr Müllenhoff folgt (S. 216) der letzten Erklärung und meint, die seltsame Bezeichnung „der Zwiefache" habe darin ihren Grund, weil die Erde seine Mutter und der Himmel sein Vater sei. Das ist aber doch höchst abenteuerlich, daß Jemand aus solchem Grunde der Zwiefache genannt seyn sollte. Zudem supponirt der Verf., sobald er den Zusammenhang des Namens Tuisco mit dem Himmelsgotte Tiu aufgibt, ohne allen Grund, daß der Himmel Tuisco's Vater sei. Tacitus nennt Tuisco nur einen Erdgebornen, und wir wären nicht berechtigt, wenn der Name nicht darauf wiese, einen Vater für ihn zu suchen. Im Grunde, das sieht man leicht, sucht Herr Müllenhoff hier nur auf dem Wege der Willkür dasselbe zu erreichen, was auf einem andern bereits gefunden ist. Hält man für Tuisco die Bedeutung der Zwiefache fest, so kann man vernünftiger Weise den Namen nur so erklären, wie Wackernagel, der in Haupt's Zeitschrift 6, 19 der Ansicht ist, daß Tuisco, wie

---

*) Auch Weinhold irrt, wenn er a. a. O. S. 49 glaubt, Mannus falle mit Ing zusammen und sei als besonderes Glied aus dieser Reihe zu streichen.

der altnordische Riese Ymir, von doppeltem Geschlechte, zugleich Mann und Weib, gewesen sei.

Indem nun der Verfasser sich anschickt, die drei Söhne des Mannus näher zu erläutern, erklärt er (S. 224) es als die Aufgabe seiner Abhandlung, nachzuweisen, welche Götter unter den drei Stammvätern der Ingävonen, Herminonen und Iscävonen zu verstehen seien; dann, daß auch diese Götter oder eine ihnen nahe verbundene Göttin von den Völkern jedes Stammes gemeinsam verehrt ward. Er erklärt ferner, daß er in mehr als einer Hinsicht von den Ansichten Jac. Grimms glaube abweichen zu müssen, daß die Bemerkungen Anderer ihm aber gänzlich ungenügend schienen. Da das Mythische, das in der Sage von den drei Söhnen des Mannus liegt, worauf auch Herr Müllenhoff sich vorzugsweise einläßt, nach Grimm noch einmal von dem Ref. behandelt ist, so muß er obigen Tadel besonders auf sich beziehen, und der Leser wird hiernach wenigstens glauben, daß unsere Forschungen von denen des Verfassers in dem Ausgangspunkte wie in den Resultaten ganz verschieden wären. Dem ist nun nicht so. Die Aufgabe, in Ing, Hermin oder Irmin und Isc, den muthmaßlichen Namen der drei Stammväter, Götter zu suchen, haben wir bereits (altd. Rel. S. 292) gestellt; Herr Müllenhoff erkennt außerdem, wie sich unten zeigen wird, in Ing und Hermin oder Irmin keine andern Götter als wir (nur für den dritten Stammheros gibt er einen Einfall zum Besten, der besser ganz verschwiegen wäre); er benützt überhaupt unsere Schrift mehr, als es nach jener Behauptung scheint. Diese Ungerechtigkeit nöthigt uns denn in dem Folgenden mehr, als wir es sonst gethan haben würden, die Resultate unserer Untersuchungen mit denen des Verfassers zusammenzustellen.

Zuvor müssen wir aber eine Fiction des Verfassers zurückweisen, durch welche er den zweiten Theil seiner Aufgabe zu lösen sucht. Tacitus nennt uns mehrere deutsche Heiligthümer, theils, wie das Templum der Tanfana, gelegentlich, theils weil sie ihm durch die besondere Art und Wichtigkeit des Cultus, der sich an sie knüpfte, merkwürdig schienen. Hr. M. hat sich von den von Tacitus erwähnten Heiligthümern drei ausgesucht, um sie ohne Weiteres zu gemeinsamen Cultusstätten der Ingävonen, Herminonen und Iscävonen zu stempeln. Das Heiligthum der Nerthus, welche nach des Schriftstellers ausdrücklicher Angabe (Germ. 40) von sieben einzeln genannten Völkerschaften verehrt wurde, ist unserm Verfasser das gemeinsame Heiligthum der Ingävonen; der heilige Hain eines nicht genannten Gottes, den nach der Germania (K. 39) der mächtige Stamm der Semnonen verehrte, muß das Heiligthum der gesammten Herminonen seyn,

und das templum Tanfanae der Marsen, an welchem nach Grimms Vermuthung (Geschichte der deutschen Sprache S. 622) vielleicht auch Bructerer und Cherusker Theil hatten, ist das Heiligthum der Iscävonen! — Da diese durchaus willkürliche Annahme den Quellen ganz zuwider ist, so brauchen wir kein Wort zu ihrer Widerlegung zu verlieren, und Alles, was der Verfasser darauf stützt, fällt von selbst zusammen. Herr Müllenhoff will durch hyperkritische Willkür etwas herausbringen, was wir nicht wissen können. Bekanntlich ist es ja noch selbst zweifelhaft, welche einzelnen Völker zu jedem der drei Stämme gehören — obgleich der Verfasser mit dieser Frage schnell fertig ist — und folglich eben so ungewiß, welche Heiligthümer ingävonisch, herminonisch oder iscävonisch waren. Die Marsen rechnet Hr. M. zu den Iscävonen; Grimm zählt sie (a. a. O. S. 621) zu den Ingävonen.

Gehen wir nun zu der Erläuterung der drei Stammheroen über. Ing, den Ahnherrn der Ingävonen, habe ich (alt. Rel. S. 293) für identisch mit dem Gotte Freyr erklärt; Herr Müllenhoff thut S. 227 dasselbe, ohne neue Gründe anzuführen. Als ingävonisches Bundesheiligthum fingirt er, wie oben bemerkt ist, den Hain der Nerthus. Weil aber diese Göttin dem Freyr nicht so verwandt ist, wie der Verfasser wünscht, so identificirt er Niördhr mit Freyr und in Folge dessen Nerthus mit Freyja, die nun als Schwester und (wahrscheinlich, vgl. Nibelungensage 146) Gemahlin des Freyr diesem nahe genug steht. Da der Verfasser bei diesem Verfahren nun einmal auf einem ganz unwissenschaftlichen Wege begriffen war, so konnte er nur noch einen Schritt weiter gehen und Freyja auch mit Freyr identificiren, er hätte dann ein noch glänzenderes Resultat erzielt. Vor der Wissenschaft hält nun freilich noch nicht einmal jene Identification von Freyja und Nerthus (von deren Wesen wir wenig wissen) Stand. Denn wer auch nur erst anfängt Mythologie zu lernen, weiß bald, daß Berührungen in dem Wesen zweier Gottheiten, wie sie zwischen Niördhr und Freyr Statt finden, noch nicht dazu berechtigen sie zu identificiren. Der nordische Glaube trennt deutlich Niördhr und Freyr von einander, und gäben wir auch die Möglichkeit zu, daß Niördhr und Freyr nebst Nerthus und Freyja früher eins gewesen wären und erst später sich gesondert hätten, so war doch schon zur Zeit des Tacitus die Freyja von Nerthus getrennt. Jene erscheint deutlich als die Mater deum der Aestier und als die Isis der Sueven, welche letztere der Verf. selbst S. 236 mit Freyja identificirt *). Da Herr Müllenhoff den

*) Ist auch bereits Nibelungensage S. 130 und altd. Rel. S. 273 gesagt.

Kunstgriff des Identificirens später noch mehrere Male anwendet, und so beliebig aus einem Gotte einen andern macht, so wollen wir alles Ernstes die germanischen Götter vor ihm warnen: er wird Odhinn, Tyr, Thorr, Niördhr, Freyr, Balder, die sich alle in ihrem Wesen berühren, zu demjenigen Gotte umschmelzen, den er gerade haben will. Auch die griechischen Götter mögen sich vor ihm in Acht nehmen: er wird ihren Olymp zu entvölkern wissen.

Die Freyja erklärt der Verfasser (zu einseitig, vgl. altd. Rel. S. 283) für eine tellurische Gottheit (S. 231), wobei die Bemerkung, daß ihr Halsband, welches ich (altd. Rel. 284) für das Symbol der Gestirne halte, sich auf den grünen blumenreichen Rasen beziehe, richtig seyn kann. Das wäre aber auch fast die einzige neue und richtige mythologische Bemerkung, die wir in der ganzen Abhandlung gefunden haben. Abenteuerlich ist dagegen der ganz unbegründet (aber nach Herrn Müllenhoffs Weise mit einem „gewiß, sicherlich") hingestellte Satz, daß Freyja zwar eine Todtengöttin, aber keine Unterweltsgöttin sei, wie ich (altd. Rel. 285) wolle. Wenn Hr. M. noch nicht weiß, wie nahe Tod und Unterwelt in der Anschauung der alten Völker zusammenhängen, so wird er es noch lernen, falls er mit uns der Ansicht ist, daß die Mythologie, wie jede andere Wissenschaft, erlernt werden muß. Freyja nimmt, wie Hel, Todte in ihre Behausung auf; Säm. 5ᵇ, Sn. 45. 107. Egilssage s. 603.

Wir wollen in der Kürze noch zwei Einwendungen zurückweisen, die uns von dem Verfasser gemacht werden. Was ich Nibelungensage S. 136 f. über den Cultus der Vanengötter gesagt habe, soll auf Unkunde der Völkergeschichte (vgl. S. 232) beruhen. Diese angebliche Unkunde könnte sich nur in zwei historischen Sätzen zeigen, die dort angewandt werden: einmal, daß der Zug der germanischen Völker im Allgemeinen von Osten nach Westen ging, dann (was auch Herr Müllenhoff hervorhebt) daß die Burgunden, welche zuerst östlicher erscheinen, sich später am Rheine niederließen. Da nun Herr Müllenhoff die Unrichtigkeit weder des Einen noch des Andern wird nachweisen können (oder weiß er vielleicht, daß die europäischen Völker von Westen nach Osten wanderten?), so wird der Leser schon diesen Ausfall zu beurtheilen wissen, der noch dazu um so unbilliger ist, da ich die Resultate jener Abhandlung später selbst modificirt habe, indem ich (altd. Rel. 261) in den Vanengöttern ursprünglich celtische Gottheiten nachzuweisen versuchte. Auch diese Ansicht verwirft der Verfasser, hütet sich aber wohl, die von mir angeführten Gründe zu entkräften. Nur sagt er (S. 240), daß ich mich nicht gescheut hätte, die Angabe des Tacitus, daß die Aestii,

bei denen die Mater deum (Freyja) und die auf sie sich beziehenden formae aprorum, eine lingua britannicae propior hatten, als einen Beweis zu gebrauchen. Wenn Hr. M. die Beweiskraft dieser Stelle nicht anerkennen will, so war es an ihm sie zu entkräften, was ihm nicht gelingen wird. Daß er die Stelle willkürlich verwirft, wundert uns bei ihm nicht, da er auch sonst unsern besten Zeugen über deutsches Alterthum mißhandelt, sobald er zu seinen Ansichten nicht passen will. Grimm, den Niemand einen Keltomanen nennen wird, läßt die lingua britannica der Aestier doch bestehen und bemerkt (Geschichte der deutschen Sprache S. 724) treffend: „Wenn Tacitus von der lingua Aestiorum ausspricht, daß sie britannicae propior sei; so traue ich der römischen Beobachtung, ohne nachweisen zu können, wie ein keltisch-britannischer Stamm in der Einwanderung Urzeit an die Ostseeküste verschlagen wurde und sich dort hernach mit östlichen Germanen verschmolz.» Wenn Herr Müllenhoff außerdem noch den Unterschied der olympischen und chthonischen Götter dem der Vanen und Asen gleichstellt, so zeigt er dadurch nur, daß er das Wesen beider nicht begriffen hat.

Wir gehen zu Hermin oder Irmin, dem zweiten Sohne des Mannus, über. Irmin haben wir (altd. Rel. 294) mit Ir (Er) oder Tiu identificirt, indem wir uns dabei theils auf die Etymologie des Namens, theils auf eine dort angeführte und ganz mitgetheilte Stelle des Widukind (I, 12) stützten, in welcher Hirmin, den die Sachsen verehrten, für identisch mit Mars erklärt wird. Auch Hr. Müllenhoff (vgl. S. 241 f.) identificirt auf Grund dieser Stelle Irmin mit Tiu; er verschweigt aber nicht nur, daß er nichts Neues sagt, sondern gibt mir auch Schuld, daß ich die Stelle des Widukind, bloß weil sie unklar und verworren laute, bei Seite geschoben hätte. So in einem Athem einen Schriftsteller einer Unterlassungssünde zu beschuldigen und dabei in der Stille seine Forschungen zu benützen, ist doch gewiß nicht fein. Die Unklarheit der Stelle, die auch der Verf. zugibt, liegt hauptsächlich in dem folgenden Satze: „Mane autem facto ad orientalem portam ponunt aquilam aramque victoriae construentes, secundum errorem paternum, sacra sua propria veneratione venerati sunt nomine Martem, effigie columnarum imitantes Herculem, loco Solem, quem Graeci appellant Apollinem.» Hr. M. entnimmt daraus, daß die Sachsen eine Irmensäule errichtet hätten. Ich begnügte mich (altd. Rel. S. 69) damit zu sagen, diese Stelle ließe nicht sicher auf ein Bild schließen, wies also die Annahme eines Bildes zurück. Hr. M. verkehrt das in das Gegentheil, indem er (S. 243) sagt: „Das Idol war keine Bildsäule nach menschlicher Gestalt geformt, wie W. Müller sicher meint.» Da solche Verkehrungen dem Leser bei dem

Verfasser nun schon nicht mehr auffallen werden, so gehen wir darüber weg und bemerken nur noch, daß Widukind nicht ausdrücklich von der Errichtung einer Irmensäule spricht, sondern vielmehr die Erbauung eines Altars erwähnt. Die Ara wird von Hrn. M. mit der Bemerkung (S. 242) bei Seite geschoben, es sei durch kein einziges Zeugniß belegt, daß die Deutschen Altäre gehabt hätten, welche für sie auch sehr überflüssige Dinge gewesen wären. Brachten denn unsere Vorfahren ihren Göttern keine Opfer? Nennt Widukind hier nicht einen Altar? Noch schlimmer für die Ansicht des Verfassers ist es, daß Tacitus ausdrücklich Altäre der Deutschen erwähnt. Annal. 1, 61; vgl. altd. Rel. S. 42.

Der Umstand, daß Widukind Irmin durch Mars erklärt, würde noch nicht hinreichen, den Stammheros Irmin mit dem Gotte Ir oder Tiu (ursprünglich einem Himmelsgotte) zu identificiren; auch der Umstand, daß der große Bär Irmins Wagen heißt (Grimms Mythol. 329), würde diese Identification noch zweifelhaft lassen, wenn nicht Anderes hinzukäme. Die bekannte Irmensäule der Sachsen stand nämlich bei Eresburg, in welchem Namen deutlich Er oder Ir enthalten ist; und der Name Irmin steht in einem auf den ersten Blick deutlichen Zusammenhange mit Ir. Das Wort läßt sich in Ir-min zerlegen (altd. Rel. 294), so daß Ir der Stamm ist, das Uebrige der Ableitung angehört. Herr Müllenhoff erklärt (S. 253) diese Ableitung für einen Verstoß gegen die Grammatik, indem er dabei bemerkt, daß in den Formen Erman, Eormen die Ableitung deutlich sei. Aber — abgesehen davon, daß Niemand apodiktisch behaupten darf, Irmin sei kein Compositum, so lange der Name nicht vollständig aufgeklärt ist — habe ich Irmin für ein Compositum erklärt? Sollte er aber wirklich die Ablösung des Stammes Ir für grammatisch unrichtig erklären, so müssen wir Hrn. M. unsererseits auf Grimms Grammatik II. 71 verweisen.

Dem Irmin scheint Iring sehr nahe gestanden zu haben, wie Grimm (Mythol. 332 f.) gezeigt hat. Wir erinnern nur daran, daß die Milchstraße Iringes Weg hieß, woraus zunächst einleuchtet, daß bei Iring eben so Beziehungen zu dem Himmel Statt fanden, wie bei Irmin. Iring aber ist Heimdhallr, welcher in der Edda den Namen Rigr führt. Hierauf gestützt, identificirt Hr. Müllenhoff (S. 250 f.) Heimdhallr mit Irmin und zugleich mit Ir oder Tiu, obgleich wieder beide Götter in der nordischen Mythologie deutlich genug getrennt sind. Zudem ist Heimdhallr, wie oben schon hinlänglich besprochen ist, nachweislich Mondesgott. Aber für den Verfasser ist der unbewiesen hingestellte vage Satz, daß Heimdhallr gewiß auch Himmelsgott gewesen sei, wie Tiu (denn Anderes, was er anführt, kommt

gar nicht in Betracht), genug, um beide Götter in einen umzuschmelzen. Daß man auf diese schon oben getadelte Weise, nach welcher man Helios, Phöbus und Zeus unbedenklich für einen Gott erklären könnte, Alles aus Allem machen kann, versteht sich von selbst. — Wir halten (vgl. altd. Rel. S. 232. 295) Irmin und Iring eben so getrennt, wie Ir (Tiu) und Heimdhallr; nur nehmen wir an, daß beide Götter, ursprünglich wohl einem deutschen Stamme angehörig, sich in Folge dessen näher standen. Diese unsere Beziehung mochte der Mythus dadurch ausdrücken, daß man den Mondesgott Heimdhallr (Rigr, Iring) Sohn des Himmelsgottes Tiu (Ir) nannte. Darauf führen schon die Namen. Ließ sich Irmin auf Ir zurückführen, so tragen wir jetzt noch kein Bedenken, Iring durch „Sohn des Ir oder Tiu" zu erklären, welcher Ansicht auch Weinhold (a. a. O. S. 48) ist. Davon mahnt freilich, wie Grimm (Mythol. 335) bereits gesagt hatte, der lange Vokal in Iring, der kurze in Ir ab, und auf diesen Hintermann sich verlassend, erklärt Herr Müllenhoff diese Etymologie (S. 253) für einen grammatischen Verstoß. Da es sich hier um die Erklärung eines auf andere Weise noch nicht hinlänglich aufgehellten Eigennamens handelt *), und es außerdem eine bekannte grammatische Erscheinung ist, daß kurze Vokale, namentlich in offenen Sylben, im Laufe der Zeit öfter producirt werden, so hätte er hier doch etwas behutsamer sprechen sollen.

Ir oder Tiu wurde nun nach Hr. Müllenhoff (S. 246) von allen Völkern herminonischen Stammes in dem heiligen Haine der Semnonen verehrt, den Tacitus in der Germania c. 39 erwähnt. Daß Tacitus nur von einem Heiligthume der Semnonen spricht, haben wir oben schon hervorgehoben; aber er nennt auch nicht einmal den Namen des Gottes, der dort verehrt wurde. Wollte Herr Müllenhoff nun annehmen, daß dieser ungenannte Gott Tiu sei, so hatte er nachzuweisen, daß das, was von ihm erzählt wird, nur auf Tiu gehen könne. Das ist nun freilich unmöglich; aber der Verfasser weiß sich durch die folgende Combination zu helfen. Er erklärt die Semnonen, deren Name mit dem Markomanenkriege verschwindet, für die spätern Schwaben, und da diese in einer Glosse Ziuwarii genannt werden, so war jener ungenannte Gott kein anderer, als Tiu oder Zio (!). Das heißt freilich sich die Sache leicht machen; aber die Unhaltbarkeit

*) Müllenhoff vergleicht altn. eyri Erz, yrja glänzen. Grimm stellt Mythol. S. 1101 Iring mit der Göttin Eir und S. 333 (vgl. Geschichte der deutschen Sprache S. 449. 598) gar mit Eburdhrung, Eburdhring (einem alten angelsächsischen Namen des Orion) zusammen.

solcher Hypothesen leuchtet auch auf den ersten Blick ein. Wir bemerken nur dagegen, daß Zeuß eben so viel Recht hat, wenn er (die Deutschen S. 457) annimmt, daß die Semnonen die Sueven seien, welche mit den Vandalen nach Gallien und Spanien zogen.

Am wenigsten ist es bis jetzt gelungen, für den Stammheros der Istävonen oder Iscävonen sichere Anknüpfungen zu finden. Der Verfasser weiß aber mit Isc durch die folgende Schlußreihe (S. 258) am leichtesten fertig zu werden. Da in Irg und Irmin bedeutende Götter gefunden sind, so muß auch Isc ein bedeutender Gott seyn Folglich war er sicher Wodan. Dieser Schluß erweist sich schon als aus der Luft gegriffen, sobald wir nur die Frage aufstellen: warum könnte Isc nicht auch Thorr oder Balder seyn? Denn was sonst noch für Wodan angeführt wird, hat so wenig Beweiskraft, daß es nicht der Mühe werth ist, darauf einzugehen. Weil nun Herr Müllenhoff es für gut gefunden hat, das templum Tanfanae der Marsen für das gemeinsame Heiligthum der Iscävonen zu erklären, so muß diese Göttin auch dem Wodan nahe gestanden haben, und sie wird in Folge dessen für die Frigg erklärt. Da wir gar nichts Weiteres von der Tanfana wissen, so muß sich die Wissenschaft auf die Erklärung des Namens beschränken. Herr Müllenhoff geht aber auch nicht einmal darauf ein. Ich hatte (alt. Rel. S. 48) bei Tanfana auf das wälsche tan Feuer hingewiesen, Schreiber (über Feen und Hexen in dem Taschenbuche für Geschichte und Alterth. in Süddeutschland 5, 74) erklärte Tanfana (vgl. fean Frau) durch Feuerfrau; Grimm (vgl. Gesch. der deutschen Sprache S. 232. 336) stellt Tanfana mit der scythischen Göttin Tabiti zusammen und gewinnt, wenn auch auf einem andern Wege (durch Vergleichung der Sanskritwurzel tap calere cremare) dasselbe Resultat, wornach also Tanfana eine Göttin des Feuers und des Herdes, und folglich mit Frigg nicht identisch ist. Eher ließe sich an Jördh denken, die bekanntlich auch den Namen Hlodhyn führt (vgl. die rheinische Hludana), falls dieser (vgl. Mythol. 235) vom altn. hlòd Herd abzuleiten ist.

Alles, was wir schließlich zum Lobe dieser Abhandlung sagen können, beschränkt sich darauf, daß sie im Ganzen eine gewisse Gewandtheit des Styls beurkundet, und hin und wieder von einigem Scharfsinn zeugt, der aber in der Regel übel angebracht ist, weil er sich mit Mißachtung der Quellen, Willkür und Unkenntniß der ersten Grundsätze der Mythologie verbindet. In Folge dessen fallen, wie wir gezeigt haben, die neuen Resultate, welche der Verfasser vorbringt, ungeachtet seiner Zuversicht und der plumpen Weise, womit er Andere zurechtweist, in Nichts

zusammen, und das Verfahren, welches er eingeschlagen hat, „um zu einem mehr zusammenhängenden Bilde der deutschen Mythologie zu gelangen," muß entschieden zurückgewiesen werden.

Ueber Nr. 7, die Abhandlung von Alb. Schott, urtheilt J. Grimm (Zeitschr. für Geschichtswissenschaft 5, 460), daß sie Manchem das Studium der alten Poesie und der Mythen zugleich verleiden könne. Aber dieses Urtheil ist gewiß zu hart. Die Abhandlung bezeugt zum wenigsten doch, daß der Verfasser Sinn für Mythologie hat. Daher hat er Einiges ganz richtig gesehen, namentlich weiß er die mythischen Bestandtheile der Sage von Gudrun wohl zu erkennen, wenn wir auch mit seinem Verfahren in vielen Punkten nicht einverstanden seyn können.

Bekanntlich besteht das Gedicht von Gudrun aus drei ziemlich lose verknüpften Theilen. Der erste erzählt Hagens Entführung durch einen Greifen, seine Rückkehr und seine Vermählung mit Hildburg; der zweite, wie Hetel Hagens Tochter, die schöne Hilde, durch seine Helden entführen läßt; der dritte berichtet, wie Gudrun, die von vielen Freiern begehrte Tochter der Hilde, sich mit Herwig verlobt, aber von dessen Nebenbuhler Hartmuot von Ormanin geraubt, und da sie seiner Werbung nicht Gehör geben will, zu der niedrigsten Mägdearbeit gezwungen wird, bis sie endlich mit Gewalt befreit und ihrem Geliebten wiedergegeben wird.

Der Verfasser glaubt (S. XVI f.), daß die mythische Grundlage aller drei Theile dieselbe sei, daß hier nur eine Reduplikation der Sage Statt finde, wie auch sonst Vater und Sohn in derselben Weise auftreten. Daß dergleichen häufig genug vorkommt, ist allerdings nicht zu bezweifeln; doch möchte hier auf den ganzen ersten Theil der Sage weniger Gewicht zu legen seyn, weil dieser durch seinen ganzen Charakter zeigt, daß er erst später hinzugefügt, und also wohl ganz ohne tiefere mythische Bedeutung ist. Ich habe das bereits in den Götting. gel. Anzeigen 1842 S. 1410 bemerkt, und Müllenhoff hatte unserer Ansicht nach ganz Recht, wenn er bei seiner Herstellung der älteren Grundlage des Gedichts diesen Theil ausließ. Die Gleichheit der sagenhaften Grundlage des zweiten und dritten Theils ist begründeter, nur hätte der Verfasser nicht übersehen sollen, daß der dritte in sofern vollständiger ist, als die drei Hauptpunkte, Verbindung, Trennung und Wiedervereinigung der Geliebten, hier zusammen erscheinen, während in der Sage von Hilde nur die Erwerbung der Braut ausgeführt ist. Das macht indessen für die Erklärung nichts aus, da die beiden Sagen deßungeachtet dieselbe Bedeutung haben können. Eine weiter gehende Kritik könnte auch das Alter der Gudrunsage verdächtigen. Zwar hat sie, was ihren

Inhalt betrifft, genug Analogien, wenn auch nicht in andern deutschen Heldensagen, so doch (was der Verfasser nicht erwähnt) in deutschen Märchen, wo eine von ihrem Geliebten getrennte und während der Zeit als Magd dienende Jungfrau sehr häufig erscheint; auch leidet es keinen Zweifel, daß die Verbindung der Sage von Gudrun mit der von Hilde älter ist, als die Hinzufügung des ersten Theils: aber immer bleibt es auffällig, daß die Angelsachsen und Skandinavier nur die Sage von Hilde kennen und daß die Beziehungen auf Gudrun auch in deutschen Quellen selten sind.

Der Mangel an ältern ausführlichen Berichten, wie sie bei der Nibelungensage zu Gebote stehen, und die verdunkelte Gestalt der Sage von Gudrun erschwert ihre Deutung sehr. Dieser Mangel hat wohl den Verfasser bewogen, mit der Gudrunsage mehrere andere als verwandte zusammen zu stellen. Das konnte geschehen, obgleich einige der herbeigezogenen, wie die Sage von Beowulf, von Balder, nur eine allgemeine Aehnlichkeit haben, andere, wie die von Fridebrand, selbst nicht deutlich sind. Aber der Verfasser durfte nicht, wie er nachher thut, die sämmtlichen verglichenen Sagen, mag die Aehnlichkeit größer oder geringer seyn, und selbst die griechischen Mythen von Persephone und Helena für identisch erklären, und nun auf der so gewonnenen breitern, aber durchaus unsichern Basis einen (doch nur fingirten) Entwicklungsgang der Gudrunsage construiren. Was würden die griechischen Mythologen dazu sagen, wenn man den Drachenkampf des Apollo und Kadmos und die Kämpfe des Perseus für einen und denselben Mythus erklären wollte. Jeder individuell ausgebildete Mythus muß zunächst für sich untersucht werden; ihn mit ähnlichen ohne Weiteres zu identificiren ist eben so falsch, wie die Identification individueller Göttergestalten, weil sie sich in ihrem Wesen berühren.

Was nun die Bedeutung der Gudrunsage betrifft, so nimmt der Verfasser an, daß sie ursprünglich eine Göttersage war und daß sie physisch zu erklären sei. Wir sind zwar der Ansicht, daß er hier recht gesehen habe, aber für beides bleibt er den Beweis schuldig, der hier, wenn auch nicht direct, doch indirect geführt werden konnte. Auch der Erklärung, daß das Mythische in der Gudrunsage sich auf den Wechsel der Natur im Herbste und im Frühlinge beziehe, liegt wohl etwas Richtiges zum Grunde, nur ist sie zu äußerlich und flach gefaßt, wie denn z. B. der Verf. S. L Hagen, den Vater der Hilde, durch den Wald deutet, welcher im Winter seines Schmuckes beraubt wird, und (S. XVIII) im Allgemeinen die zu einseitige Ansicht ausspricht, daß die Götter auf einer Versinnlichung der Naturkräfte beruhen. Eben solche

zu flache Auffassungen des Heidenthums haben Viele von der ihrer Grundlage nach richtigen physischen Erläuterung der Mythen abgebracht und zu einer freilich in der Regel sehr willkürlichen ethischen bewogen. Am meisten fehlt aber der Verfasser, indem er (S. LI f.) die einzelnen Personen der Gudrunsage mit göttlichen Wesen zusammenstellt und identificirt. Hilde ist ihm zugleich Nanna, Balders Gemahlin, Hulda, Hel und Helena; Hagen ist Achill, Horant ist Ares, Hetel Hödhr und Hades, Wate Wuotan. Das sind Ansichten, die keine Wiederlegung verdienen. Dagegen ist die einzige sichere Anknüpfung an die Götterwelt, welche die Sage von Gudrun gewährt, ganz übergangen. Wir meinen die Vergleichung des Mythus vom Halsbande der Freyja (vgl. altd. Rel. 287. 288), den wir schon bei der Anzeige von Weinholds Abhandlung besprochen haben.

Wir wenden uns jetzt zu zwei Schriften, welche vorzugsweise spätere Volkssagen behandeln und über sie Licht zu verbreiten suchen.

8) Feen und Hexen von Dr. Heinrich Schreiber, in dem Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von Demselben. Fünfter Jahrgang. Freiburg im Breisgau, Druck und Verlag von Adolph Emmerling. 1846. S. 1 — 221.

9) Beitrag zur deutschen Mythologie von Friedrich Panzer. München, Christian Kaiser. 1848. VI und 407 S. in Octav.

Der in Nr. 8 behandelte merkwürdige Glaube an Hexen und Hexenversammlungen, der noch jetzt durch ganz Europa bei dem niedern Volke verbreitet ist, hat schon vielfach die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ist der Gegenstand mehrerer Untersuchungen geworden. In der neuesten Zeit hat Soldan in seiner Geschichte der Hexenprozesse besonders die rechtshistorische Seite des Hexenwesens gründlich erörtert, Jac. Grimm dagegen vom Standpunkte der deutschen Mythologie Licht auf den Grund des Glaubens zu verbreiten gesucht. Die sehr verdienstliche Abhandlung des Herrn Schreiber stellt sich ebenfalls die Aufgabe, das religiösgeschichtliche Element der Hexensagen aufzuhellen; er geht dabei aber nicht auf deutsches Heidenthum, sondern auf den Glauben der celtischen Völker zurück, auf welche die Untersuchungen über deutsches Alterthum und deutsche Sprache so oft führen, ohne daß es bis jetzt gelungen ist, ihren Einfluß auf andere europäische Völker einigermaßen vollständig und sicher aufzuhellen. Die Stimme des Verfassers hat hier um so mehr Gewicht, da er seit geraumer Zeit bemüht gewesen ist, den Zusammenhang zwischen Germanenthum und Celtenthum durch mehrere scharfsinnige Untersuchungen nachzuweisen.

S. 1—26 der Abhandlung wird der Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung und der Gang, den sie zu nehmen habe, festgestellt. S. 27—115 folgt eine Darstellung der Geschichte und des Wesens der Feen, welche der Hauptsache nach ein übersichtlicher Auszug aus der frühern trefflichen Monographie des Verfassers über denselben Gegenstand (s. die Feen in Europa. Eine historisch-archäologische Untersuchung. Freiburg 1842), doch mit mehreren Ergänzungen, ist. Hierauf gibt der Verfasser (S. 117—196) eine übersichtliche Geschichte des Hexenwesens, die nach den Folgen, welche die Hexenbulle des Papstes Innocenz VIII. und der malleus maleficarum hatte, zweckmäßig in zwei Perioden getheilt wird. Ein Anhang (S. 197—221) gibt außerdem Verzeichnisse und Protokolle von Hexen aus dem Archive der Stadt Freiburg.— Da die vorangeschickte allgemeine Einleitung zugleich schon die Grundansichten des Verfassers andeutet, das Uebrige aber meist die weitern Beweise derselben enthält, so wollen wir an sie vorzugsweise unsere Bemerkungen anknüpfen.

Der Verfasser erklärt sich zunächst — und gewiß mit Recht — gegen die Ansicht von Soldan, welcher das ganze Hexenwesen aus römischem Aberglauben und dessen rückwirkendem Einflusse auf andere Völker, zumal vermittelst des Christenthums, ableitet; auch ist er (S. 7) mit Grimms Annahme, daß das Hexenwesen offenbar mit den Opfern und der Geisterwelt der Germanen zusammenhänge, nur in sofern einverstanden, als er zwar zugibt, daß sich Elemente des germanischen Glaubens mit dem deutschen Hexenglauben verbunden haben, daß aber die Entstehung des Hexenwesens über das germanische und römische Gebiet hinausführe. Als Grundlage des Hexenwesens sieht der Verfasser (S. 4 f.) einen gesellig-weiblichen, geheim-sinnlichen Religionskult an, dessen Mittelpunkt ein Symbol der zeugenden männlichen Naturkraft ausmachte, das nächtlicher Weile beim Schimmer des Mondes auf einsamen Berghöhen mit Festgelagen und orgiastischen Tänzen verehrt wurde. Dieser Kultus fand sich (vgl. S. 19) ursprünglich bei der celtischen Bevölkerung der germanischen und romanischen Länder, welche, so weit ihre Geschichte im Occident reicht, dem männlichen Institute der Druiden zur Seite das weibliche Institut der Feen besaß. So lange dieses Volk sich selbst überlassen blieb und nur mit gleichgesinnten Phöniciern im Verkehr stand, hatte dieser Kult ganz die aus der celtischen Nationalität hervorgegangene Richtung; es war der blutige phönicische Dienst des Baal und der Astarte, woran auch die weiblichen Priesterinnen durch Menschenopfer unter orgiastischer Selbstbetäubung thätigen Antheil nahmen. Später, als griechische Colonien sich in Gallien niederließen und das Land

durch die Römer erobert war, dauerte er zwar noch fort, wurde aber nur noch im Geheimen, zumal im Dunkel der Wälder betrieben. Baal mildert sich zum römischen Apollo, während Astarte in die römische Diana sich umwandelt. Die Feen werden allmälich aus Priesterinnen zu milden Göttinnen der Berge, Wälder und Quellen (S. 22). Durch die Einführung des Christenthums wich die alte Naturreligion immer mehr zurück; sie galt später für leere Einbildung oder für ein Gaukelspiel des Teufels; allmälich schien sie immer gefährlicher, und diese Vorstellungen wurden zumal durch Kirchenversammlungen und päpstliche Bullen und deren Handhaber, die Ketzerrichter, in das Leben der Völker übertragen. So entstanden, wenn gleich nach einem ziemlichen Zwischenraume, durch das Christenthum selbst, und namentlich durch dessen römischen Katholicismus, die Hexen mit ihren Luftfahrten, ihrem Sabbath um den Teufel in ihrer Mitte und der ganzen Organisation ihrer Gesellschaft als Nachfolgerinnen und Zerrbilder der Feen; nichts weniger als aus der Luft gegriffen, sondern auf den Stätten des frühern Religionskults und in derjenigen Art, wie derselbe nach getrübter mündlicher Ueberlieferung aufbewahrt war (S. 24).

Wir müssen uns nach dieser Mittheilung der Ansicht des Verfassers zunächst gegen den von ihm ausgesprochenen Satz erklären, daß die celtischen Feen zuerst Priesterinnen waren und erst später zu Göttinnen erhoben wurden. Diese Annahme scheint uns sehr bedenklich zu seyn. Denn wenn wir auch gern zugeben, daß manche Sagen von alten celtischen Priesterinnen sich mit den spätern Feensagen verbanden, so waren doch gewiß die Feen ursprünglich bei den Celten göttliche oder vielmehr halbgöttliche Wesen. Erinnert man sich an die vielen Sagen, in welchen sie sich den Menschen hilfreich und schützend erzeigen, so werden einem Jeden gewiß bald die vielen ähnlichen Züge in den deutschen Sagen von Nixen, Waldleuten und Zwergen einfallen, die eine ähnliche Stellung zu den Menschen einnehmen, nur daß der Verschiedenheit der Nationalität gemäß bei den Celten das weibliche, bei den Deutschen das männliche Geschlecht mehr hervortritt. Eben so wenig aber, als man die untergeordneten Wesen des deutschen Heidenthums historisch, etwa — wie das allerdings geschehen ist, aus frühern Bewohnern des Landes erklären kann, eben so wenig darf man den ganzen Feenglauben aus verdunkelten Erinnerungen an alte Priesterinnen ableiten. Die Feen sind vielmehr an bestimmte Lokalitäten, namentlich Quellen, Wälder, Bäume, Erdhöhlen, später auch an alte Cultusmonumente gebundene untergeordnete Wesen, wie sie jeder Polytheismus zur Ausfüllung der Kluft zwischen Göttern und Men-

schen schafft. Darauf weisen auch die vielen römischen Inschriften, in welchen sie unter dem Namen Matres, Nymphae, Junones, Parcae häufig mit Beziehung auf bestimmte Oertlichkeiten erscheinen. Ihr ursprüngliches Wesen ist freilich noch nicht hinlänglich aufgehellt; doch wird man schwerlich sehr irren, wenn man die Feen, wofür ihr häufiges Erscheinen an Quellen spricht, vorzugsweise als eine Art Quellnymphen faßt.

Auch die Annahme ist gewiß zu gewagt, daß bei den celtischen Völkern der phönicische Dienst des Baal und der Astarte die Grundlage des spätern Hexenwesens bilde. Wir wissen freilich, daß das Heidenthum gegen fremde Götterkulte nachgiebig genug war; aber schwerlich wird vereinzelten phönicischen Colonien ein solcher Einfluß zuzuschreiben seyn, daß das große Volk der Celten durch dieselben seine einheimischen Götter aufgegeben hätte. Geben wir auch die Möglichkeit zu, daß der celtische Belenus und die Hauptgöttin dieses Volkes, welche früher unter dem Namen Andate oder Minerva-Belisana, später unter andern erscheint, in ihrem Cultus viele Aehnlichkeit mit den genannten phönicischen Gottheiten hatte; mögen auch beide celtische Gottheiten, wie die phönicischen, als Sonne und Mond gefaßt seyn, so berechtigt das doch weder zu der Annahme einer Uebertragung des phönicischen Cultus, noch zu der Identification der Gottheiten. Vergebens sieht man sich dabei nach einem genügenden Beweise um, und mit demselben, d. h. mit eben so wenig Recht kann man den ägyptischen Osiris und die Isis in Gallien wieder finden. Auch supponirt der Verfasser seine Annahme mehr, als daß er sie beweist; denn der Name la reine Austris, welchen die Berchta, la reine pedanque, auch führt (vgl. S. 20), hat keine beweisende Kraft.

Dagegen pflichten wir dem Verfasser darin bei, daß ein orgiastischer, von Weibern in Gesellschaft begangener Cultus eine vorzügliche Grundlage der spätern Hexensagen bildete. Denn deutlich genug erscheint noch in den Zeiten des Ueberganges aus dem Heidenthume in das Christenthum eine Göttin als Herrin der Hexen, mit welcher sie ihre nächtlichen Fahrten anstellen, oder der zu Ehren sie sich versammeln. Sie führt die Namen Diana, Herodias, Habundia, Holda; in Laßbergs Liedersaal 3, 10 wird sie die Nachtfrau (domina nocturna) genannt. Auch die herzfressende und kinderraubende Berchta, mit der die Heimchen ziehen, mag hierher gehören. In wie weit bei diesen Festen einer weiblichen Gottheit das Symbol der zeugenden Naturkraft den Mittelpunkt bildete, lassen wir dahin gestellt seyn. Aeltere Nachrichten fehlen darüber, so viel wir wissen, ganz, die Bedeutung der celtischen heidnischen Denkmäler, namentlich der

Mensirs, ist noch nicht hinlänglich aufgehellt, und der Teufelskult, der später den Hexen Schuld gegeben wurde, beweist zu wenig, da bekanntlich später alles Heidnische als teuflisches Wesen angesehen wurde.

Der Zusammenhang zwischen Feen und Hexen ist, wenigstens in den französischen Sagen, eben so deutlich. Es gelten viele Erzählungen und abergläubische Vorstellungen von beiden zugleich, ja oft vermengen sich diese Vorstellungen so, daß man kaum weiß, ob von menschlichen Frauen oder von Feen die Rede ist. Wir können aber die Feen auch von unserm Standpunkte aus sehr wohl mit der oben erwähnten Göttin in Verbindung bringen. Wie die untergeordneten Wesen der deutschen Mythologie in Verbindung mit höhern Gottheiten, z. B. die Valkyrien mit Odhinn, gesetzt werden, wie der römischen Diana Nymphen folgen, so werden auch die Feen als Dienerinnen und Gefolge jener Göttin aufgefaßt seyn. Die nymphae albae, dominae bonae, dominae nocturnae, die mit der Habundia ziehen, bestätigen diese Ansicht; auch dürfen wir die Bemerkung von Lersch (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande II. 136) hierher ziehen, daß da, wo drei matres dargestellt werden, die eine als eine höhere Gottheit erscheint, der die beiden andern als Dienerinnen zur Seite stehen. So ist es denn wenigstens begreiflich, daß, so lange der Cultus jener Göttin sich hielt, die zu ihrer nächtlichen Verehrung versammelte Menge von Frauen in orgiastischer Aufregung glauben konnte, die Göttin befinde sich mit ihrem Feengefolge unter ihnen oder ziehe mit demselben bei Festzügen an ihrer Spitze, und daß andererseits die Priesterinnen und Dienerinnen der Gottheit, die menschlichen Frauen als Hexen in der Meinung des Volkes gewissermaßen mit den Feen verschmolzen, so wie die griechische Kunst in dem Thiasos des Dionysos neben Nymphen, Satyren und Silenen auch die Mänaden, und gleichsam als übermenschliche Wesen erscheinen läßt.

Bis hieher konnten wir der Ansicht des Verfassers, wenn auch mit einigen Modificationen, folgen. Ein Zusammenhang der französischen Feen und Hexensagen auf der einen Seite und ein Zusammenhang der angeblichen Hexenfeste mit dem orgiastischen Cultus einer weiblichen Gottheit ist annehmbar, und dem Verfasser gebührt das Verdienst, diesen Zusammenhang in ein helleres Licht gesetzt zu haben. Wenn derselbe nun aber glaubt, daß die spätere Verfolgung der Ketzer und Hexen seit den Waldensern bewirkt habe, daß — wenn wir ihn anders recht verstehen — ein förmlich organisirtes Hexenwesen auf den Grund verdunkelter, aus dem celtischen Heidenthume herrührender Traditionen

als Teufelskult zunächst in Frankreich sich aufbaute, und von da aus auf andere Länder übertragen wurde, so scheint uns diese Ansicht zu künstlich und doch auch zu wenig bewiesen, als daß wir uns mit ihr befreunden könnten. Wir halten alles Thätliche, dessen die Hexen beschuldigt wurden, in sofern für erdichtet, als zur Zeit der Hexenprozesse dergleichen wohl nie geübt wurde. Wir haben es hier mit einem Glauben zu thun, der auf der einen Seite verschiedenartige Anknüpfungen an die noch in den Völkern, wenn gleich unklar und verworren, lebenden Erinnerungen aus dem Heidenthume zuläßt, auf der andern Seite mit abgeschmackten Phantasien angefüllt wurde. Ein Element fassen wir dabei vorzugsweise in's Auge: den Glauben an Zauberei und Zauberweiber, der sich bei allen heidnischen Völkern Europa's vorfand, wenn gleich zum Theil außerhalb der Religion stehend. Er ging in die christliche Zeit mit hinüber und bildete eine Hauptgrundlage dessen, was man den Hexen schuld gab. Daß die Zauberei als Teufelswerk und durch eine enge Verbindung mit ihm hervorgebracht dargestellt wurde, war natürlich, da man alles Heidnische oder aus dem Heidenthume Ueberkommene so aufzufassen gewohnt war. — Die allgemeinen, durch die Kirche gebotenen Verfolgungen mögen dazu beigetragen haben, den Beschuldigungen gegen die Hexen allgemeinen Glauben zu verschaffen und auch ihnen diesen ähnlichen Typus zu geben, den wir vorfinden; aber sie hätten sich keinen Eingang verschaffen können, wenn sie nicht bei allen den Nationen, wo sie vorkommen, einen Grund in einem alten, unbewußt erhaltenen Volksglauben fanden, den wir schon darum nicht von den Celten herzuleiten brauchen, weil der Norden schon früh Zauberweiber und Versammlungen derselben kannte. In wie weit die ketzerischen Waldenser wirklich noch heidnische Gebräuche übten, das verdient noch mehr im Einzelnen erforscht zu werden. Der Verfasser geht wohl zu weit, wenn er die ihnen Schuld gegebene Adoration eines auf einer Säule stehenden Katers wenigstens so weit gelten läßt, als er S. 153 ihre Zusammenkünfte für ursprüngliche nächtliche Versammlungen der Druidinnen um einen Menhir erklärt.

Eine Untersuchung des Hexenwesens der einzelnen Nationen, die zunächst nicht darauf ausginge, von einem Volke den Ursprung desselben abzuleiten, würde wahrscheinlich die nationalen Unterschiede in diesem Glauben mehr aufhellen und zugleich mehrere Punkte in's Licht stellen, die einen Zusammenhang mit dem nationalen Heidenthume erkennen lassen. Das deutsche Hexenwesen hat bereits, besonders durch Grimm's Untersuchungen, manche nicht abzuweisende Anknüpfungen an das heimische Hei-

denthum (z. B. an Opferversammlungen, an Zwerge, an Walkyrien) gewährt.

Dessen ungeachtet — hier nähern wir uns wieder dem Verfasser — kommt es noch in Frage, in wie weit die Aehnlichkeit des deutschen und französischen Herenglaubens durch den Einfluß des celtischen Heidenthums auf das deutsche bewirkt ist. Daß ein solcher Einfluß Statt fand, wird man jetzt vielleicht schon nicht mehr so hartnäckig leugnen, wie früher. Der Cultus jener Göttin, in deren Gefolge die Feen und Heren erscheinen, wird auch bei Deutschen Eingang gefunden haben. Sie führt, wie wir gesehen haben; die Namen Habundia, Diana, Herodias, Berchta, Holda. Habundia zeigt sich nur in Gallien; Diana, vielleicht auch Herodias, geht über die gallische Grenze hinaus, noch mehr Berchta, die in Frankreich eben so zu Hause ist wie in Süddeutschland. Holda wird man lieber für eine deutsche Göttin halten; sie ist es entschieden, wenn sie, wie Grimm und mehrere Andere glauben, die Frigg ist, gehört aber ursprünglich den Celten an, wenn sie, wie wir annehmen (vgl. altd. Rel. 286), mit Freyja, der Vorsteherin der Zauberei, dieselbe ist, ohne daß wir zu der Ableitung des Namens Holda, Holle aus dem wälschen hol, holl, *hollt* Höhle, die der Verfasser S. 111 vorschlägt, zu greifen brauchen.

Einige jedenfalls sehr scharfsinnige Bemerkungen des Verfassers, welche gleichfalls den Zusammenhang zwischen celtischem und deutschem Heidenthume betreffen, mögen hier noch mitgetheilt werden, ohne daß wir uns, da sie sehr dunkle Punkte der deutschen Mythologie berühren, ein definitives Urtheil darüber erlauben. Der Name Alcis, welchen das bei den Naharvalen oder Nahanarvalen in einem altheiligen Haine verehrte Brüderpaar führte, welches Tacitus (Germ. C. 43) interpretatione romana mit Castor und Pollux vergleicht, hat bisher allen Erklärungsversuchen widerstanden. Grimm stellte (Mythologie 57) damit das gothische Alhs (templum) und an einer andern Stelle (das. 339) Jálkr, einen Beinamen Odhins, zusammen: beide Erklärungen befriedigen nicht. Der Verfasser vergleicht (S. 61) kimrisch héal die Holzgabel mit zwei Zinken, zunächst am Pfluge; ealag gälisch Holzblock, ealg und eilg herrlich, edel, heilig, und glaubt demnach, daß der Name Alcis von zwei aufgerichteten Holzpfählen herrühre, welche die Symbole dieser beiden Gottheiten waren, wie aufgerichtete Balken bei Deutschen und Skandinaviern auch sonst die Bilder von Göttern vertraten. Wir erinnern daran, daß alte Bilder der Dioskuren bei Griechen und Römern aus aufgerichteten Balken bestanden, was uns zeigt, wie Tacitus jene Alcis mit Castor und Pollux vergleichen konnte,

und die Vermuthung des Verfassers noch wahrscheinlicher macht. Doch müssen wir noch bemerken, daß Grimm jetzt (Geschichte der deutschen Sprache S. 715) den Namen der Naharnavalen auf einen gothischen Navarnêhaleis, altnord. Nornahalir zurückführt, und hiernach die Alcis für eine Art männlicher Nornen erklärt.

Der Gott Balder, in dem Merseburger Gedichte auch Phol genannt, den der Verfasser mit uns für einen Fremdling unter den germanischen Göttern erklärt, wird S. 63 mit dem celtischen Belmus und seiner Spitzsäule (menhir genannt) zusammengestellt, und sein Name zu dem deutschen Worte Pfahl gehalten, welches in einem Ausdrucke Namen und Bild des celtischen Sonnengottes wiedergebe. Eben so hält der Verfasser (S. 68) hirmin oder irmin in hirminsûl für ein Compositum, und bringt es mit dem celtischen minhir oder menhir in Zusammenhang. Da im Celtischen hir lang oder hoch und men oder min Stein bedeutet, so wird durch diese Zusammenstellung für hirminsûl, welches alte Glossen durch altissima columna übersetzen, dieselbe Bedeutung aus dem Celtischen gewonnen, nur daß nach einer auch sonst vorkommenden Weise sûl in dem Compositum als Tautologie erscheint. Die Erklärung der Göttin Tanfana (S. 74) haben wir schon oben bei der Anzeige der Abhandlung von Müllenhoff besprochen.

Nr. 9, die Schrift von Herrn Panzer, enthält viele sehr erwünscht kommende Beiträge zur deutschen Mythologie aus Volkssagen und Volksgebräuchen. Wenn gleich der Hauptwerth dieses Buches in den reichhaltigen, größtentheils aus mündlicher Ueberlieferung geschöpften Sammlungen besteht, so unterscheidet es sich doch von den gewöhnlichen Sammlungen dieser Art dadurch, daß der Verfasser sich auf eine gewisse Classe von Sagen und Gebräuchen beschränkt und den Gewinn, den sie ergeben, in den beigegebenen Anmerkungen übersichtlich zusammenstellt und erläutert.

Der wichtigste und zugleich umfangreichste Theil dieser Beiträge umfaßt (S. 1—209) 230 unter einander verwandte Sagen meistens aus Bayern und Franken, die drei Schwestern betitelt, mit den dazu gehörigen Bemerkungen (S. 271—382). Der allgemeine Typus dieser sehr interessanten Sagen ist folgender. In den Ruinen einer alten Burg, oder im Innern der Erde, an Plätzen, wo einst ein jetzt versunkenes Schloß gestanden hat, oder in unterirdischen, von Menschenhand herrührenden Höhlen und Gängen hausen nach der Sage drei verwünschte geisterhafte Jungfrauen, welche das Volk in der Regel als Schwestern bezeichnet. Zwei von ihnen erscheinen gewöhnlich weiß und sind gut; die dritte ist schwarz, oder halb schwarz, halb weiß, und

ist böse. Bisweilen weiß die Volkssage nur von zweien oder von einer. In dem Aufenthaltsorte der Jungfrauen hört man häufig einen Hahn krähen; ein Hund begleitet sie oder liegt auf einem Schatze, der ihnen gehört. Nach andern Sagen bewacht ein Drache diesen Schatz. Auch läßt sich wohl in der Nähe des Ortes, an welchem die Jungfrauen weilen, ein schwarzes Pferd sehen. Die Schwestern selbst hört man bisweilen weinen, dann wieder singen: sie erweisen sich den Menschen hilfreich, stehen ihnen bei ihren Arbeiten bei, schützen und pflegen kleine Kinder und erleichtern die Geburten. Auch geht von ihnen die Sage, daß sie das alte Schloß, das sie bewohnen, erbaut haben; anderwärts wird ihnen selbst die Stiftung von Kirchen zugeschrieben.

Die Sagen von diesen Jungfrauen, welche der Verfasser gesammelt hat, stehen nicht allein; sie finden sich über ganz Deutschland verbreitet, und man wird nicht leicht eine Sagensammlung aufschlagen, ohne auf ähnliche Erzählungen zu stoßen: aber erst durch das vorliegende Werk treten sie in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit vor Augen. Wenn der Verfasser daneben auch einige Sagen von Zwergen, Nixen, dem wilden Jäger und andere mitgetheilt hat, die mit diesen in einem nicht so genauen Zusammenhange stehen, so wird man ihm doch auch dafür dankbar seyn.

Daß die Erzählungen von den drei Jungfrauen der Hauptsache nach in dem Heidenthume wurzeln, bedarf wohl keines Beweises. Sie sind für göttliche oder halbgöttliche Wesen zu halten, die in frühern Zeiten eine Art Cultus hatten. Noch jetzt läßt man an einigen Orten für sie, wie auch sonst für andere Gottheiten des Heidenthums, bei der Ernte einige Aehren stehen; in andern Gegenden werden sie dagegen als die heiligen Stifterinnen von Kirchen und Begabungen verehrt. Es scheint sich aber gar mancherlei in diese Sagen geflüchtet zu haben, was die Kritik von einander zu sondern hat.

Mehrere hier in Betracht kommende Punkte hat der Verf. mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn aufgeklärt. Wir müssen ihm vollkommen beistimmen wenn er, um zunächst mit dem Beiwerke anzufangen, bei dem nächtlich erscheinenden schwarzen Pferde auf das Pferd der Unterweltsgöttin Hel weist, welches in Grimms Mythologie S. 804 besprochen ist, wenn er bei dem krähenden Hahne daran erinnert, daß derselbe nach der Edda in der Unterwelt kräht, wenn er in dem Hunde den die Unterwelt bewachenden Hund (Garmr) sieht, und endlich bei der bösen schwarzen oder halbschwarzen Jungfrau auf die Hel weist, die halb schwarz, halb menschenfarbig, oder auch ganz schwarz ist. Dagegen müssen wir die Zusammenstellung dieser Jungfrauen mit Hekate (S. 820)

und mit der Ostara, welche der Verf. (S. 280) durch einige Ortsnamen, wie Osterharde, Osterburg, Osterwiese stützt, als nicht hinlänglich begründet zurückweisen. Richtig ist aber wieder die Hinweisung auf die Nornen, welche ja auch zu dreien erscheinen, von denen eine böse ist. Wie die Nornen spinnen und weben, so auch die drei Jungfrauen; wie jene nach der Edda bei Helgis Geburt ein Seil zogen, so sagt man auch von diesen, daß sie Seile ausspannten; wie jene auf Geburt und Tod Einfluß haben, so erleichtern auch diese die Geburt und wehren die Pest ab, oder führen sie herbei. Auch ist in der Edda (vgl. S. 335) von einem Hunde der Nornen die Rede.

In wie weit die celtischen Feen sich in diesen Sagen kund geben, hätte wohl eine ausführlichere Untersuchung verdient, als sie der Verfasser S. 352 f. anstellt. Auch diese erscheinen bekanntlich häufig zu dreien, von denen eine böse ist, helfen bei ländlichen Arbeiten, spinnen, stehen bei Geburten bei, pflegen kleine Kinder u. s. w., wie die drei Jungfrauen. Endlich brechen nach unserer Ansicht in diesen Erzählungen hin und wieder auch die Valkyrien durch. Wir ziehen hieher besonders die schöne Sage von den Schauerjungfrauen, d. i. Hageljungfrauen (Nr. 108). Sie lautet folgendermaßen: Sieben Schwestern, die friedlich zusammen wohnten, begegneten, als sie ihre Geiße hüteten, sieben Ritter, die sich von ihnen einen Trunk ausbaten. Die Schwestern gaben jede einem Ritter aus ihrem Milchkrüglein zu trinken. Jeder Ritter sucht nachher die Jungfrau auf, die ihm den Trunk geboten hat, und die sieben Paare wohnen lange Zeit von der Welt abgeschieden im Walde zusammen. Nach einiger Zeit nehmen die Väter der Ritter die Frauen gefangen und schleppen sie in ein Gemäuer, um sie verhungern zu lassen, die Ritter aber hängen sie mit Ketten an die Mauer des Gefängnisses, wo die Unglücklichen mit ihren Kindern schmachteten. Als einst betrunkene Bauern vorübergehen, flehen die Ritter sie um Labung für die Schmachtenden an, aber sie wird roh verweigert. Als die Frauen gestorben sind, werden die Ritter befreit; aber die Söhne fallen nun die Väter zornig an, und der Kampf währt so lange, bis alle einander aufgerieben haben. Da entsteht ein furchtbares Gewitter mit Hagelschlag und zerstört die Ernte der rohen Bauern, und das wiederholt sich bei ihren Nachkommen öfter. Von dem zerschlagenen Getreide nähren sich die Jungfrauen; wenn aber ein Bauer bei dem Kornschneiden für die sieben Jungfrauen eine kleine Garbe liegen läßt, wird er vom Schauer verschont. — Man wird hier die Valkyrien nicht verkennen, die, wie diese Jungfrauen, den Helden in Valhöll schenken, von

deren Rossen Hagel auf die Erde fällt, welche die Geliebten von Helden sind und in Wäldern und Höhlen wohnen.

Außer den Sagen von den drei Schwestern und deren Erläuterung enthält das Werk (S. 210 — 270) noch mehrere Bemerkungen über Osterfeuer, Nothfeuer, weisende Thiere, Wasservögel, Bilmerschnitt, Nothhalm, Riesen, Frau Berchta, Pflanzen und eine Sammlung von Aberglauben, wovon wir hier nur bemerken, daß auch dadurch unsere Kenntniß des Volksglaubens und alter, aus dem Heidenthume stammender Sitten einen willkommenen Zuwachs erhalten hat.

Zum Schlusse dieser Uebersicht wollen wir noch in der Kürze auf folgendes Werk aufmerksam machen:

10) Mythologiae septentrionalis monumenta epigraphica latina edidit, varietate lectionis et adnotatione instruxit Joannes de Wal Trajecti ad Rhenum, apud Kemink et filium, MDCCCXLVII. XI und 288 S. in Octav. Auch unter dem allgemeinen Titel: Mythologiae septentrionalis monumenta latina. Volumen prius, monumenta continens epigraphica.

Obgleich diese von Herrn de Wal mit großer Sorgfalt und Gelehrsamkeit gesammelten und erläuterten Inschriften sich größtentheils auf celtische Gottheiten beziehen, so ist sein Werk doch auch für die deutsche Mythologie ersprießlich, da eines Theils mehrere dieser Inschriften auf deutschem Grund und Boden gefunden sind, andern Theils bei einigen durch sie bekannt gewordenen Gottheiten noch in Frage steht, in wie weit ihr Cultus in Deutschland verbreitet war oder sie selbst deutschen Ursprung haben. Die Inschriften, welche sich auf die Deae matres beziehen, sind in diese Sammlung nicht aufgenommen, weil sie der Herausgeber in einem besondern Werke (De Moedergodinnen. Eene oudheidkundig-mythologische Verhandeling. Te Leyden 1846) behandelt hat.

Von rheinischen und niederländischen Gottheiten darf vor allen die dea Hludana (S. 110) den Deutschen vindicirt werden, welche bereits Thorlacius mit der altnordischen Hlodhym zusammenstellte. In wie weit eine andere, noch neulich von Fiedler (in Jahns Jahrb. f. Philol. u. Pädagog. 1843) ausgesprochene Ansicht, daß die dea Hludana von dem Orte Lüddingen bei Xanten ihren Namen führe, lassen wir dahin gestellt. Noch mehr besprochen und von Vielen den Deutschen vindicirt ist die bekannte belgische dea Nehalennia (S. 130 — 149). J. W. Wolf (vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XII. 21 — 41) erkennt in ihr eine echt deutsche, nur durch größere Vollkommenheit römischer Kunst veredelte Gottheit, und sucht nachzuweisen, daß sie die Isis sei, welche nach Tacitus

die Sueven verehrten. Allerdings ist ein Schiff das Attribut der Isis und der Nehalennia; doch können wir daraus noch nicht sicher schließen, daß beide Göttinnen eins waren. Von den vielen Ableitungen des Namens Nehalennia sind die aus der celtischen Sprache bis jetzt noch die wahrscheinlichsten. Den Namen der dea Sandraudiga, welcher auf einem im Jahre 1812 zwischen den Dörfern Rysbergen und Groot-Sundert bei Stuivezand gefundenen Altare erscheint, hat man mit einem, freilich nicht näher nachgewiesenen Orte Sandrode in Verbindung gebracht. Im Jahre 1842 kamen an dem Fundorte der Inschrift bei einer Nachgrabung Mauerüberreste und eine Menge Kinnladen und Zähne von Rindern und Schafen zum Vorschein, woraus man schloß, daß die dea Sandraudiga dort einen Tempel gehabt habe. Wolf (Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande VII. 86 — 90) bemerkt, daß die gefundenen Zähne auf die der Göttin zum Opfer gebrachten Thierhäupter weisen, und erklärt darnach die dea Sandraudiga für eine germanische Göttin und der Nerthus durchaus verwandt, deren Wagen mit Kühen bespannt war. Aber zunächst ist es nicht sicher, ob jene Knochenüberreste von Opferthieren herrühren, die der Sandraudiga gebracht wurden; dann ist der Gebrauch, den Göttern die Häupter der Opferthiere zu weihen, nicht ausschließlich deutsch (vgl. altd. Rel. 79), und endlich ist der Schluß auf die Verwandtschaft der Sandraudiga mit Nerthus doch zu kühn.

Göttingen. W. Müller.

Art. II. 1) Bianca Capello. Quadro Drammatico del Secolo XVI. Di Giovanni Sabbatini. Milano 1844.

2) Il Fornaretto. Dramma storico. Di Francesco Dall' Ongaro. Trieste 1846.

(Schluß.)

Betrachten wir den Bau des Dramas, so finden wir, daß es dem Verfasser hauptsächlich darum zu thun war, die theatralischesten Momente aus der Geschichte hervorzuheben und durch die Situation zu wirken. Daß ihm hierbei die neueren französischen Dramatiker, namentlich Victor Hugo u. a. vorschwebten, ist nicht zu verkennen. Grelle Schlaglichter und derbe Schatten, nach Art der englischen Kupferstiche, machen das Ganze mehr zu einem frappanten, als ansprechenden Gemälde. Die Charaktere sind fast unverändert so gehalten, wie sie in Botta's Erzählung sich signalisiren. Nur für Bianca fand der Verfasser bei dem Bestreben, den Conflict zwischen Adel und Bürgerthum zur Anschauung zu bringen, in der Geschichte keinen

entsprechenden Gegensatz. Dieß bewog ihn als Repräsentantin des letzteren eine neue Person zu schaffen. Diese ist Margherita Bonaventuri. Sie stellt gleichsam die erlöschende Flamme der politischen Leidenschaften vor, welche unter dem Regimente der Medici nach und nach erstickt wurden, und dient zugleich, um die hin und wieder unterbrochenen Fäden der Geschichte zu verknüpfen. Man kann dem Verfasser über diesen Charakter um so weniger einen Vorwurf machen, als er markig gehalten und consequent durchgeführt ist. Fast allzubescheiden entschuldigt er sich in der Vorrede darüber ungefähr mit folgenden Worten: »Ich glaube, daß eine solche Erfindung dem dramatischen Dichter nicht zum Vorwurf gereichen kann. Die Erinnerungen aus vergangenen Zeiten entbehren hin und wieder des Zusammenhanges; große Resultate sind durch die Zeugnisse bestätiget, welche dem Leben der Menschheit zur Seite gehen; allein diesen Zeugnissen ermangeln die verbindenden Thatsachen; es entstehen Lücken, welche die moralische und politische Hermeneutik ausfüllen muß, indem sie alle Nebenumstände sammelt, sie einander näher rückt, sie erklärt, und so die Ringe der großen Kette von Ereignissen zusammenfügt, um uns eine ununterbrochene Reihenfolge vor's Auge zu führen. Der Dichter hat sich seine hypothetische Geschichte zu schaffen, und diese mit der wirklichen in Einklang zu bringen. Solch' eine Hypothese ist Margherita; sie bildet den Ring, den ich hinzufügte, um die einzelnen Kettenglieder, welche die Geschichte mir gab, zu verbinden. Allein meine Hypothese ist eine solche, die der Dichter sich erlauben darf. Ihm genügt die logische Möglichkeit der Verknüpfung seiner Erfindung mit der Wirklichkeit; die logische Möglichkeit, begründet auf das Studium der Menschen, der Nation, der Zeiten, die er vorstellt, im Einklange mit den Anforderungen der Kunst. Diese erweitern ihm das Feld der historischen Hypothesen; wenn sie auch kein Zeugniß in materiellen Thatsachen für sich haben; hier genügt das unwiderlegbare Zeugniß des Charakters. So konnte auch ich für die Existenz einer Margherita Bonaventuri keinen Anhaltspunct in der Geschichte finden, allein es ist genug, daß eine solche als Weib und als Florentinerin im Jahre 1500 möglich war; es ist genug, daß, indem ich die von mir erfundenen Handlungen mit den historischen Ereignissen verflocht, diese nicht wesentlich verändert zu werden brauchten, um meiner Erfindung zu dienen. — Auch über die Ursachen der Katastrophe am Poggio zu Cajano gibt die Geschichte keinen genügenden Aufschluß. Ich habe aus dramatischen Rücksichten diese Ungewißheit behoben, indem ich Margherita zur Thäterin stämpelte, doch so, daß dieß nur den Zusehern klar, und es somit

wahrscheinlich wird, wie ein solches Ereigniß in Dunkelheit verborgen bleiben und in der Folge vielleicht von der öffentlichen Meinung dem Cardinal Ferdinando zugeschrieben werden konnte. — Die Geschichte schildert den Patrizier Bartolo Capello als einen niedrig gesinnten Mann; ich habe es versucht, ihn, unter Beibehaltung jenes mißliebigen Scheines, dennoch als edelgesinnt darzustellen.» — Ref. hat diesen Worten, welche zugleich einen Begriff von der ästhetischen Anschauungsweise des Verf.'s geben, noch Einiges in Betreff der übrigen Charaktere beizufügen. Bianca zeigt uns das Weib in seiner ganzen Schwäche und Leidenschaftlichkeit. Dies ewige Schwanken, dieses Erkennen der eigenen Sträflichkeit, ohne die Kraft zur Besserung; diese in Wuth der Eifersucht ausartende Scham gegenüber wahrer Frauentugend; diese Angst der Eitelkeit, die kein Mittel verschmäht, um ihren Fesseln Stärke zu verleihen; dieses Ueberspringen vom Ehrgeiz zur Demüthigung, und endlich dieser Durchbruch des besseren Gefühles im Augenblicke des Todes, bilden zusammen einen Charakter, welcher alle Abschattungen einer verirrten Frauenseele an sich trägt. Eine fähige Schauspielerin hätte an dieser Rolle eine würdige Aufgabe. — Die edle, gekränkte Weiblichkeit ist in Johanna auf eine tief ergreifende Weise dargestellt. — Minder glücklich war der Verf. in der Wahl seiner männlichen Charaktere, die er jedoch, wenn er der Geschichte treu bleiben wollte, nicht leicht veredeln konnte. So hat Francesco's Charakter viel Abstoßendes an sich, wiewohl sich nicht läugnen läßt, daß er vollkommen dem Bilde entspricht, welches man sich von einem fürstlichen Wüstlinge jener Zeit zu entwerfen pflegt. — Noch abstoßender ist Piero Bonaventuri gehalten, was absichtlich geschah, weil dadurch Bianca's Schuld, wenn nicht beschöniget, doch mindestens gemildert erscheint. — Auch unter den Nebenpersonen ist keine, die nicht ihr klar ausgesprochenes Gepräge trüge. Daß bei einem auf so breiter Basis angelegten Drama nicht jene Concentrirung der einzelnen Partien Statt finden kann, die man von einem bühnengerechten Stücke fordert, ist natürlich, weßhalb auch der Verf. selbst zum Behufe der Aufführung einige Modificationen vornehmen zu müssen glaubte. Ein kundiger Bearbeiter, den dieses interessante Bühnenprodukt jedenfalls zu finden verdient, könnte für das deutsche Theater ein Aehnliches thun; auch wäre unseres Erachtens, trotz dem, daß im Originale die kräftige und warme Prosa ganz wohl an ihrem Platze ist, im Deutschen eine theilweise metrische Bearbeitung, besonders in den Scenen, die zur tragischen Höhe sich erheben, vorzuziehen. A. G. Meißner's ehemals vielgelesener Roman: „Bianca Capello»

scheint dem Verf. nicht unbekannt gewesen zu seyn; wenigstens finden wir den Charakter des Höflings Mondragone, eines Spaniers von Geburt, der an der Erziehung Francesco's und seines Bruders Ferdinando mehr Antheil als Verdienst hatte, so wie mehrere in jenem Romane vorkommende Figuren in Sabbatini's Drama wieder. Auf die im J. 1789 erschienene „Lebensbeschreibung der Bianca Capello de' Medici, Großherzogin von Toscana, aus Urkunden bearbeitet von J. P. Siebenkees," so wie auf eine französische Bearbeitung dieses Stoffes in der „Bibliothèque des Romans, Septembre 1790," von denen Meißner spricht, dürfte der italienische Dichter, bei der hinlänglichen Menge von Quellen, die ihm seine heimische Literatur darbot, wohl kaum reflectirt haben. In Bezug auf die Gliederung seines Stückes hat es der Verf., nach dem Beispiele der Franzosen, sich leichter gemacht, als wir Deutsche es zu thun pflegen; er theilte nämlich das Ganze in einen Prolog und fünf Acte, deren jeder in zwei Abtheilungen zerfällt. Seine Sprache ist, wie gesagt, Prosa in allen ihren Abstufungen, vom Jargon des Volksmannes bis zur poetischen Würde, ohne jedoch in jenes tändelnde Floskelwesen auszuarten, das die novellistischen Arbeiten der neueren italienischen Schriftsteller mitunter so ungenießbar macht. Geringere Breite wäre hin und wieder zu wünschen, allein der Italiener hört sich gerne sprechen, und bei dem leicht hingleitenden, klangvollen Flusse seiner Sprache ist dieß auch verzeihlich.

Zum Beweise, daß nicht zu viel gesagt ist, wenn eine sorgfältige Bearbeitung dieses Drama's für die deutsche Bühne, auf welcher die italienische Dramatik, mit Ausnahme des Lustspieles durch Goldoni, Alberto Nota u. e. a., fast gar nicht repräsentirt ist, ein Gewinn genannt wird, erlaubt sich Ref., ein paar charakteristische Scenen als Proben anzuführen, wobei man nicht vergessen wolle, daß die Prosa des Verf.'s da, wo es nöthig schien, in die dem deutschen Drama geläufigere Jambensprache umgesetzt wurde.

Erster Aufzug.

Sechster Auftritt.

In Piero Bonaventuri's Hause zu Florenz.

Piero Bonaventuri. — Bianca.

(Bianca ist eben mit Piero von ihrer Audienz beim Fürsten Francesco, der sie so überaus gütig und theilnehmend aufnahm, zurückgekommen. Desto schroffer tritt ihr Margherita entgegen, welche sogar ihrem Sohne Vorwürfe macht, daß er mit unbegreiflicher Blindheit dem Wolfe die Beute selbst zugeführt habe. Bianca, welche durch ihre glückliche Verwendung für Piero dessen Mutter zu versöhnen hoffte, sieht sich in ihrer Erwartung getäuscht und versinkt in trauriges Nachdenken.)

Piero (zu Bianca, die traurig sich setzte).

Ei sieh! wieder traurig, wie sonst, — und vor Kurzem versprachst du mir doch, heiter zu seyn.

Bianca.

Ach, Piero, wie sehr getäuscht fühl' ich mich in Allem, — in Allem!

Piero.

Ah, du wirfst mir meinen Stand vor! Das ist das erste Mal, daß du mir's klar in's Gesicht sagst. So hatt' ich dich doch verstanden!

Bianca.

Nein, Nein, — du hast mich nicht verstanden und verstehst mich noch nicht. — Nicht dein niederer Stand ist es, der mich traurig macht, — nein, nein.

Piero.

Was denn sonst? Die Rauhheit meiner Mutter? Mache dir nichts daraus. Alle alten Leute sind knurrig, haben ihre Vorurtheile, lieben wieder nur was alt. Darum habe Geduld mit ihr: — sie ist ja alt!

Bianca (Piero schmerzlich anblickend).

O Gott, wie kannst du, um mich zu vertrösten,
Hindeuten mir auf deiner Mutter — Tod?!
Laß lieber an Venedig uns, mein Piero,
Zurückgedenken, wo du unter meinem
Balcon vorübergingst, so schön, so hold,
Mit einem Lächeln, dessen Schimmer mir
Der Seelen schönste, zarteste verrieth.
Da schienen deine liebentglühten Blicke
Mich zu verstehen, ohne daß ich mit
Dir sprach; sie wurden heller, feuriger,
Von Augenblick zu Augenblick, im Maße,
Als auch das Herz mir höher schlug. Und einst,
Als ich mit Blicken dir zu sagen glaubte:
»O Jüngling, sei getrost, dein süßes Bild
Ist tief in meinen Busen eingedrückt,«
Schien eine Thrän' im Auge dir zu zittern.
Als deine Stimm' ich dann zum ersten Mal
Vernahm, wie lauscht' ich ihrem sanften Laute,
Gleich einem süßbezaubernden Gesange!
Wie schlürft' ich jeden duft'gen Athemzug
Begeistert dir vom Munde! Deine Worte,
Und deine Gegenwart und deine Hände,
Die warm und bebend zwischen meinen ruhten,
Berauschten mich, und ließen, als du schiedest,
Solch' eine Fiebersehnsucht, dein zu seyn,
In mir zurücke, daß ich Alles haßte,
Was, ach! an dich mich nicht erinnerte.
O sag' mir, Piero, sag', was warst du damals?
Ich ahnte meine Seel' in deiner Seele!
Was bin ich jetzt? Ich kenne dich nicht mehr,
Ich kenne mich nicht mehr.

Piero.

Wie, Bianca, wär's wahr? Du kennst mich nicht mehr?

Bainca.

Ich möchte dir die gleiche Frage stellen:
Liebst du mich nicht mehr? Kannst du denn für mich

Nicht mehr die Blicke, nicht mehr jenen Ton
Der Stimme, nicht mehr jene Worte finden,
Die du für mich zu jener Zeit gehabt?
Bei Allem, was dir heilig ist, mein Piero,
Gib sie zurück mir, die Empfindungen,
Die, wie sie einst das Leben mir verschönten,
Mir, müßt' ich als verloren sie beweinen,
In eine Höll' es jetzt verwandeln würden.

Piero (erstaunt).

Meine Mutter sagt' es ja, du hast einen Vulcan zum Herzen! — Was soll aber das Gefasel, Bianca? — Ich bin immer der Nämliche. Du bist noch immer meine schöne Bianca. Ich liebe dich wie damals, nur dein Herz hat sich verändert. Ich begreife nicht, wie du mich für so wankelmüthig halten kannst.

Banca

(blickt ihn lang an, dann ruft sie vom tiefsten Schmerz ergriffen aus)

O Vaterhaus, o Vaterhaus!

Piero.

Ach, haben wir's endlich, was dich verstimmt! — So ist es doch mein niederer Stand, der deine Liebe abgekühlt hat! Schöne Ausflüchte das, — daß meine Augen, meine Stimme, meine Worte nicht mehr wie früher sind!

Bianca.

Sprich, gibt es Liebe ohne Harmonie
Des Willens? — Deine Wünsche sind nicht meine,
Und meine Freuden, meine Schmerzen nicht
Die deinigen. Fremd sind mir alle deine
Eindrücke, so wie dir die meinigen.
So bleib' ich herzenseinsam fort und fort.
Du hast kein Wort für mich, — ich kein Gespräch,
Das dich erheiterte; — so überläßst du
Mich, meiner überdrüßig, deiner Mutter,
Die keinen Sinn für all' mein Wesen hat;
Ja, deiner Mutter, die sogar von dir
Nur Uebles spricht, und gram ist allen Menschen.
Ach, Piero, solch ein Schicksal hat sich Bianca
Capello nicht von dir erwartet! —

Piero.

Und kann ich helfen? Kann ich beim Trödler einen andern Kopf mir kaufen? Hat das doch seine eigene Noth! Dort eine Mutter und da eine Frau, die mir vom frühen Morgen bis zum späten Abend Vorwürfe machen, daß ich nicht genau so denke wie sie! Und wie es anstellen, um beide zu befriedigen? Wollt' ich's der Mutter recht thun, so müßt' ich aufhören Hauswirth zu seyn, und ganz Politiker werden. Um es mit der Frau nicht zu verderben müßt' ich bei jedem Tritte seufzend in die Wolken schauen und die Sterne zählen. Und dazu kommt noch Seine Hoheit, der Fürst, und setzt ihr neue Grillen in den Kopf, indem er sie an ihre Großheiten erinnert! — Wißt ihr aber, was ich thun werde? — Ich werd' es machen, wie ein meiniger Gevatter, der auch zwischen Hammer und Amboß gerieth. Wenn in seinem Hause die Luft nicht rein ist, wirft er seinen Mantel um die Schultern (er thut es), setzt sein Barett auf (thut es), wünscht bis auf schönes Wetter gute Nacht, — und geht! (ab.)

Zweiter Aufzug.

Vierter Auftritt.

Garten im herzoglichen Pallast zu Florenz, mit der Aussicht auf die Villa, welche Bianca bewohnt.

Francesco, Giovanna d'Austria, seine Gemahlin.

(Francesco gab eben dem Mandragone den Wink, Piero, der in seiner Anmaßung schon Allen lästig fällt und kurz vorher selbst der Großherzogin ungeziemend begegnete, heimlich aus dem Wege zu räumen.)

Francesco (für sich).

Ein Mord! Aber unvermeidlich zur Ruhe der Erzherzogin Bianca's — meiner eigenen! Ein Mord! Unangenehm! Ein böses Erbtheil meines Hauses! — Doch beschwichtigen wir die Erzherzogin. (Er nähert sich seiner Gemahlin.) Erzherzogin, ich wollt' in Euren Betrachtungen Euch nicht stören.

Giovanna
(erhebt sich mit traurigem Lächeln und nähert sich dem Fürsten).

O Herr, meine Betrachtungen sind so traurig, daß ich es Jedem danken muß, der mich darin stört.

Francesco.

Und dennoch scheint Ihr sie zu lieben?!

Giovanna.

Nein —!
Doch fragt mich nicht um meine Traurigkeit.

Francesco.

Ein steter Vorwurf dünkt sie mir zu seyn.

Giovanna.

Ich kann mich nicht bezwingen, Herr, — ich bin
Ein armes Wesen, schwach an Fassungskraft,
Wie an Gesundheit. — Habet mit mir Nachsicht,
Wie mit den Fieberträumen einer Kranken.

Francesco (sanft).

Erzherzogin! Hinweg das trübe Wesen!
Ergötzt Euch an der Anmuth dieses Gartens,
Genießt des frischen Duftes dieser Blumen,
Um die das Gold der Abendröthe spielt;
Scheint Alles doch zur Freude wie geschaffen!
(Auf die Loggia Bianca's blickend.)
Mich wenigstens erquickt die Aussicht hier!

Giovanna (zärtlich ihn anblickend).

O mein Francesco, diese süßen Worte
Sind Balsam für mein Herz! Sie erst verklären
Die schöne Landschaft mir, die mich umgibt. —
Ja, wenn Du wolltest Du vermöchtest Alles,
Ach — Alles — Alles über mich, Du könntest
Vielleicht gar so mich machen, wie Dein Herz
Mich haben will.... (Sich fassend.) Verzeihung, Hoheit, — ich
Vergaß mich...

Francesco (bei Seite).

Ja, sie liebt mich, fast — wie Bianca...
Die Aermste! (Laut.) Meine treffliche Giovanna!

Jetzt will ich's dankbar Dir gestehen. Sieh!
Die Furcht, Du möchtest das Entzückendste,
Was ich Dir sagen kann, gleichgültig hören,
Hat mich noch trauriger gestimmt —!

Francesco,

Wohlan!
Was hast Du mir zu sagen, theure Gattin?

Giovanna.

Dies ist der Augenblick, in dem Du werth bist,
Daß ich es Dir gestehe, — ich bin Mutter!
(Sie wirft sich in seine Arme.)
(In diesem Augenblick erscheint Bianca in der Loggia ihrer Villa.)

Francesco
(Bianca bemerkend, für sich).

Ha, unvorsicht'ge Bianca!
(Er macht sich von Giovanna los.)

Giovanna.

Wie? So kalt?
Du stößest meinen Arm zurück?
(Sie folgt Francesco's Blicken mit ihren Augen, wird Bianca's ansichtig, und stürzt mit dem Schrei:
Ha — Schmach!
ohnmächtig zusammen).

Francesco
(mit Giovanna beschäftigt, während Bianca sich zurückzieht).

Ha, Bianca, was hast du gethan! — Zu Hilfe!
Zu Hilfe! Der Erzherzogin ist unwohl!
(Dienerschaft eilt herbei; Frauen führen Giovanna ab.)

Francesco (nachrufend).

Schnell einen Arzt! — Der Augenblick entscheidet!
Für wen? — Ich weiß es selbst mir nicht zu sagen! (ab.)

Eben so effectvoll, wie diese Scene, sind vorzugsweise die achte des ersten Aufzuges, Francesco's erster Besuch bei Bianca; die sechste des dritten, in welcher Bianca den grollenden Großherzog zu beschwichtigen und neu zu fesseln sucht; Giovanna's Sterbescene, nämlich die eilfte desselben Actes; ferner Bianca's Zusammentreffen mit ihrem Vater (vierter Aufzug, fünfte Scene), die zehnte Scene eben dieses Aufzuges, mit der schneidenden Ironie der Huldigungsreden während der Krönungsfeier; die humoristisch gehaltene zweite Scene des fünften Actes, die siebente zwischen Margherita und dem Mondragone, insbesondere aber die Schlußscene. Die Actschlüsse sind durchgehends von großer Wirksamkeit, welche der Verfasser fortwährend durch Steigerung zu erhöhen wußte; auch verschmäht er es in denselben, durch das Massenhafte der Situation gleichsam den Beifall zu erstürmen; vom Prolog an bis zum letzten Act stehen sich beim Sinken des Vorhanges stets nur wenige von den handelnden Personen gegenüber, allein die Wichtigkeit des Momentes und die Heftigkeit der Leidenschaft ersetzt reichlich, was andere Bühnenschriftsteller durch eine reiche Gruppirung zu erreichen

bemüht sind. Ganz originell in dieser Beziehung ist der Schluß des letzten Actes, wo die schauerliche Einsamkeit einer vom matten Lampenlichte spärlich erleuchteten, rings verschlossenen Halle, in welcher, verlassen von Allen, die Heldin des Stückes, allein, als Leiche zurückbleibt, schon in plastischer Hinsicht einen eigenthümlich erschütternden Eindruck hervorbringen muß.

Jedenfalls ist Giovanni Sabbatini ein beachtenswerthes dramatisches Talent, von dem sich, wenn für Italien eine friedlichere Zeit zurückkehrt, sein Vaterland viel versprechen kann. Sein zweites historisches Drama: „Alessandro Tassoni," dessen Erscheinen die Verleger schon für den December 1844 angekündigt haben, ist Ref. noch nicht zugekommen. Vier andere, ebenfalls historische Dramen wurden damals gleichzeitig in Aussicht gestellt; wir sehen also, daß es dem Verf. auch an Productivität, einem der Hauptkriterien des wahren Talentes, nicht mangelt, und wünschen nur, daß die politischen Verhältnisse recht bald für Kunst und Wissenschaften günstiger sich gestalten mögen, als dieß unter den gegenwärtigen Wirren dort wie anderwärts der Fall ist.

---

2) Das zweite dramatische Product, welches wir als Probestück neu italienischer Theaterpoesie zu besprechen gedenken, ist auf unserem vaterländischen Boden, nämlich in Triest, entstanden, und hat den zu Trameacque an der Gränze der Trevisaner Mark und Friauls geborenen Francesco dall' Ongaro zum Verfasser, auf den unter uns zuerst durch metrische Bearbeitung einiger seiner Balladen der Wiener Dichter J. G. Seidl aufmerksam gemacht hat. Der bekannte Romanschriftsteller Adolph Ritter von Tschabuschnigg, welcher durch längeren Aufenthalt in Triest mit Dall' Ongaro näher sich zu befreunden Gelegenheit fand, gab einen interessanten Aufsatz über ihn in den „Sonntagsblättern" (Jahrg. 1846. S. 486 folg.). Schon während seiner Studien erweckte Dall' Ongaro durch einzelne Poesien, die theils in Abschriften circulirten, wie dieß in Italien häufig der Fall ist, theils, mitunter pseudonym, als fliegende Blätter im Druck erschienen, allgemeine Aufmerksamkeit. In Triest, wo er später Privatvorträge über italienische Literatur hielt, widmete er einen großen Theil seiner Thätigkeit der (seither wieder eingegangenen) von seinem Freunde Dr. Valussi redigirten Zeitschrift: „La Favilla," die er nicht nur mit poetischen und kritischen, sondern auch mit humoristischen und practischen Aufsätzen versorgte. Im J. 1840 erschienen zu Triest (bei H. F. Favarger) von ihm zwei

Bände lyrischer und epischer Gedichte, unter dem Titel: „Poesie di F. dall' Ongaro," welche, außer seinen feurigen Liedern: „All' amica ideale," die er noch als Student der Theologie zu Padua gedichtet hatte, auch einige kräftige Balladen und viele schwungvolle Oden und Hymnen enthalten, und seinen Ruf als Dichter auch über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus begründeten. Besonders populär wurde seine einzeln erschienene Ballata: „La Perla nelle Macerie" (die Perle im Schutt), deren Gegenstand eine Prostituirte ist, welche, trotz der vom Schicksal ihr aufgedrungenen Entwürdigung, den Kern ihrer Seele rein genug erhielt, daß man ihr zurufen könne:

Verspottung, Schmach, Verlassenheit, Entbehrung
Entsühnen einst, o Mädchen, dein Vergeh'n,
Und ob die Welt dich brandmarkt mit Entehrung,
Erhört der Himmel doch vielleicht dein Fleh'n.

Eine unter dem Titel: „La Memoria" im J. 1841 (Venezia e Trieste) ausgegebene Strenna der Favilla enthält sechs längere Balladen, deren Stoff der Umgebung Triests entnommen ist. Eine davon, „La Danae" überschrieben und das tragische Schicksal der Mannschaft einer, den obigen Namen führenden, französischen Corvette behandelnd, die am 5. Sept. 1812 im Hafen von Triest in die Luft flog, gab dem Verf. auch den Stoff zu einem Drama, welches nicht ohne Beifall über die Bühnen ging, ohne jedoch höheren künstlerischen Werth zu besitzen. Ein Band Prosa: „Viola tricolor. Scene familiari" betitelt, erschien im J. 1846 zu Padua (bei Crescini); er enthält drei Novellen, gut erzählt, aber in jener den italienischen Erzählern eigenthümlichen behaglichen Breite und Redseligkeit. Auch die unter Angelo Brofferio's Leitung zu Turin erscheinende Sammlung: „Tradizioni italiane," zählt dall' Ongaro zu ihren Mitarbeitern.

Dasjenige Werk aber, wodurch dall' Ongaro's Name auch den deutschen Zeitungen geläufig wurde, ist sein Drama: „Il Fornaretto" (der Bäcker), welches ebenfalls dem bekannten Gustavo Modena seinen nachhältigen Erfolg verdankt. Im Jahre 1846 erschien es zu Triest (Tipografia Weis) im Druck, und liegt uns somit zur ruhigen Würdigung vor. Wie Sabbatini hat auch dall' Ongaro den Stoff zu seinem Drama der vaterländischen Geschichte entnommen, ein Vortheil, dessen die italienischen Dramatiker mit vollem Recht sich nicht begeben zu wollen scheinen. Jedenfalls haben sie dabei das zum Gewinne, daß sie aus ihrem nationalen Charakter nicht herauszutreten und in keinen fremdartigen sich hineinzukünsteln nöthig haben, was unseren deutschen Poeten, die vor lauter Kosmopolitismus lieber

am Buremputer als am Rhein sich ergehen, oft theuer genug zu stehen kommt.

Das einzige geschriebene Document, welches über den Stoff des Drama's: „Il Fornaretto» vorliegt, ist ein Amtsregister (Registro de' Giustiziati) der vormaligen Republik Venedig, welches die Geschichte „del povero Forner» mit folgenden Worten erzählt: „Ein gewisser Pietro Tasca, genannt Faciol, wurde einst bei Nacht von den Sbirren festgenommen, welche bei ihm eine blutige Messerscheide fanden. Da nun aber eben in derselben Nacht ein Mord begangen worden war, und, als man den Leichnam des Ermordeten auffand, in der Wunde desselben ein Messer stak, welches genau in die bei Faciol gefundene Scheide paßte, so erkannte man daraus, das selbes ihm zugehöre. Im Verlaufe seines Prozesses hatte er eine Todeskrankheit, so daß er beichten mußte, und da man ihm zuredete, sein Verbrechen einzugestehen, um seine Seele zu retten, so gestand er ein; allein bald darauf genas er wieder und wurde, kraft Urtheilspruches des Rathes der Zehen, als schuldig des Verbrechens gehenkt.» — In anderen Exemplaren liest man, wie der wahre Schuldige in der Folge sein Verbrechen eingestand, weßhalb der arme Bäcker von demselben Rathe für unschuldig erklärt und die Anordnung getroffen wurde, daß in Hinkunft, so oft man im Begriffe stände, ein Todesurtheil zu fällen, jedesmal ein Commandador dem Richter die mahnenden Worte zurufen sollte: „Ricordatevi del povero Fornaretto» (Erinnert Euch an den armen Bäcker). — In einer Variante, die der Verf. dem gelehrten Em. Cicogna verdankt, lies't man dagegen, daß der Bäcker nicht die Scheide, sondern den Dolch aufgehoben habe. Einige Exemplare geben 1505, andere 1507 als Jahrszahl an. In jenem, an welches sich der Verf. hielt, ist deutlich der 12. Mai angesetzt. Eine einzige Variante, die demselben nachträglich zukam, spricht von der „Quarantia criminale;» alle anderen schreiben das falsche Urtheil, so wie den zu späten, wenn gleich ehrenvollen Widerruf dem „Consiglio dei Dieci» zu. — Die Tradition, eine zweite rechtmäßige Quelle nicht bloß für die Poesie, sondern auch für die Geschichte, erwähnt noch anderer Nebenumstände dieses Factums, welche dem Dichter bei der dramatischen Einkleidung seines Stoffes gut zu Statten kamen. Dieser zu Folge wäre der Schauplatz des Mordes die „Mörderbrücke» (il ponte degli assassini), der Getödtete ein Patricier und das Motiv der That — Eifersucht gewesen. — Die venetianischen Statuten kommen der Tradition zu Hülfe. Der Rath der Zehen nahm die Verhandlungen wegen eines Mordes nicht an, wenn nicht besonders erschwerende Umstände vorhanden waren,

worunter vorzugsweise der Stand des Ermordeten gehörte. War dieser ein Patricier, so wurde der Mord für ein Majestätsverbrechen erklärt, und fiel als solches seiner Natur nach unter die Jurisdiction des Rathes der Zehen. Da von keinen anderen Erschwerungsgründen ausdrücklich die Rede ist, so mag man immerhin den natürlichsten gelten lassen, den die Tradition angibt, nämlich daß der Ermordete ein Patricier war. — Was die Ordnung des Prozesses betrifft, so geben darüber die vorhandenen Statuten, die lebendige Stimme der lezten noch lebenden Zeugen aus den Tagen der alten Republik und die venetianischen Chroniken hinlänglichen Aufschluß. Auch die Tortur, auf welche einige Worte des angeführten Documentes anzuspielen scheinen, war zu jener Zeit nicht nur in Venedig, sondern allenthalben noch ein legales Mittel, so daß nach Allem, was über den „povero forner" vorliegt, das vom Rathe der Zehen über ihn ausgesprochene Todesurtheil, wenn gleich als ein falsches und übereiltes, doch jedenfalls als ein legales erscheint.

So viel gab dem Verf. die Geschichte und die Tradition als Materiale, woraus er, wie es heißt, in dem kurzen Zeitraume von vierzehn Tagen ein Drama gestaltet hat, welches in Mailand, Triest, Venedig und den meisten größeren Städten Ober-Italiens gegeben und überall mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. So viel schon aus der kurzen Erzählung des Factums erhellt, welches dem Dichter zum Vorwurfe diente, hatte er es in gewisser Beziehung schwerer, in anderer wieder leichter, als Sabbatini bei seiner Bianca Capello; schwerer, indem er, auf Grundlage weniger Daten, die ganze Fabel des Stückes sich selbst erfinden mußte; leichter, indem er, unbeirrt durch das scharfe Gepräge gegebener historischer Personen, die Charaktere dergestalt sich schaffen konnte, wie er seinen poetischen Intentionen sie am angemessendsten fand. War es bei Beurtheilung von Sabbatini's Drama nothwendig, in's Detail einzugehen, um nachzuweisen, in wie weit er der Geschichte treu blieb, so ist es hier um so nöthiger, damit es sich zeige, wie und mit welchem künstlerischen Geschicke dall' Ongaro das magere Factum zur Grundlage eines dramatischen Gebäudes benützt hat. Ref. erlaubt sich daher, den Inhalt des Stückes, wovon er gleich nach dessen Erscheinen im Drucke schon anderwärts eine kurze Anzeige gab, mit seinen eigenen Worten hier in Kürze wieder zu erzählen.

Der erste Act zeigt uns Venedig im Dämmergrauen des Morgens. Aus dem Pallaste des Lorenzo Barbo, eines der Zehen, schleicht schweigsam eine vermummte Gestalt, eine zweite eben so vermummt und schweigsam springt hinter jene

zurück, stößt ihr ein Messer in die Brust, welches sie in der Wunde stecken läßt, überzeugt sich von deren Tode und verschwindet dann in einer Gondel. Nach einer Pause kommt der Bäcker Pietro Tasca, ein munteres Liedchen singend, ruft seiner Geliebten Annella, dem Mädchen Clemenza's, der Gemahlin des Lorenzo Barbo, geräth mit ihr in einen kleinen Liebeszank, der mit Versöhnung endet, bietet ihr eine nett gearbeitete Messerscheide, die er auf dem Herwege zufällig gefunden, zum Geschenk an, welches sie mit einem scherzhaften Sinnsprüchlein von sich weiset, und will, nachdem sie in's Haus zurückgegangen, ruhig seinen Weg fortsetzen, als er auf den Leichnam eines Ermordeten stößt, in welchem er den übelberüchtigten Messer Alvise Guoro erkennt, woraus er Argwohn gegen Annella's Treue schöpft. Bald kommen Leute, zuerst der Weinhändler Felice Rossi, dann der Meßner der nahen Kirche, dann ein paar Weiber, ein Gondoliere, endlich Marco, Piero's Vater; die That wird ruchbar, ein hingeworfenes Wort lenkt den Verdacht auf den Bäcker, der inzwischen sich entfernt hatte, bald aber, von den Leuten verfolgt, in Barbo's Pallast zu Annella sich flüchtet, welche ihre Gebieterin, die den Namen des Gemordeten noch nicht weiß, um Schutz für ihren Geliebten anfleht. Die Nachricht, daß der Ermordete Alvise Guoro ist, macht auf Clemenza einen erschütternden Eindruck und ringt ihr das Geständniß gegen ihre Mutter, die Procuratessa, ab, daß Alvise sie öfter und eben auch Abends vorher besucht habe. Indeß tritt ein Gerichtsdiener ein und führt den Bäcker im Namen der Zehen in Gewahrsam ab, wohin ihm sein Vater und Annella folgen.

Im zweiten Act erfahren wir, daß Clemenza ihrem Gemahle, der vor einem Monat ohne Abschied verreiste und nun zurückkam, ohne sie zu begrüßen, die eheliche Treue verletzt habe. Alvise Guoro war der Verführer. Endlich kommt ihr Gemahl und nöthigt ihr das Versprechen ab, mit ihm an diesem Abend ein Ballfest bei Bondumir, dem Haupte der Zehen, zu besuchen, wozu sie, in ihrer Stimmung, natürlich nur höchst ungern sich herbeiläßt. Aus Liebe zu ihrer Gebieterin bekennt sich Annella der Untreue mit Alvise schuldig; sie schlägt nämlich die Ehre ihrer Dame höher an als ihre eigene und tröstet sich mit der Hoffnung, daß denn doch die Zeit erscheinen müsse, wo die Wahrheit an den Tag kommt. Allein Pietro geräth dadurch nur noch mehr in Verdacht, den Messer Alvise, als seinen Nebenbuhler, aus Eifersucht gemordet zu haben. Indeß wird es aus Lorenzo's Aeußerungen klar, daß er, von Pietro's Unschuld überzeugt, ihn nur deßhalb seinem Schicksale zu

überlassen gesonnen sei, um von seinem eigenen Hause die Schmach, die ihm durch seiner Gemahlin Untreue widerfuhr, abzuwenden. Der alte Marco bestärkt durch seine Aussage, daß zwischen ihm und dem Hause Alvise, von dem er so viel Unheil erfuhr, seit Jahren schon die bitterste Feindschaft bestand, den Verdacht gegen Pietro noch mehr, und wird in Barbo's Hause zurückgehalten, wo ihm Annella gesteht, daß sie nur, um ihrer Gebieterin Ehre zu retten, eine falsche Aussage gethan habe.

Der dritte Act führt uns auf den Maskenball zu Bondumir. Lorenzo und seine Gemahlin mußten ihn besuchen, um jeden Verdacht von sich zu entfernen. Er weiß um die Untreue seiner Frau eben so gut, als sie, daß ihr Gemahl ihren Liebling ermordete; allein er darf das fremde Verbrechen nicht aussprechen, um nicht zu seinem eigenen sich bekennen zu müssen. Mit scheinbar heiteren Gesichtern treten sie in den Kreis ihrer Kaste zurück. Da nähert sich dem Nobile eine geheimnißvolle Maske, die sich als „das Auge, das da sieht im Dunkel, als das Ohr, das da hört im Schweigen, als der Schutzgeist von San Marco" kund gibt, dem vernichteten Lorenzo entdeckt, sie wisse um seine heimliche Rückkehr, um das in Alvise's Wunde zurückgelassene Messer mit dem Wapen der Barbo u. s. w., und ihm den Eid abfordert, entweder den unschuldig Angeklagten zur Flucht zu bewegen, oder durch ein offenes Geständniß einen Justizmord zu verhüten, widrigenfalls die ganze Geschichte seines Verbrechens durch den Rachen des Marcuslowen bekannt werden würde. Lorenzo erkennt zitternd unter der Maske den ersten der gemeinen Sbirren und stürzt sich mit seiner Gemahlin vom Neuen in das Gewühl des Ballfestes.

Im vierten Acte sucht Lorenzo vergeblich den Gefangenen zur Flucht zu bereden: er verlangt nicht nur das Leben, sondern auch die Lossprechung, da er, seiner Unschuld bewußt, den Gedanken an die Möglichkeit, verurtheilt zu werden, gar nicht fassen kann. Er beharrt somit darauf, sein gutes Recht abzuwarten, zumal da er glaubt, nur Annella, die er noch immer für treulos hält, wünsche seine Flucht. Indessen kommt diese mit Clemenza verkleidet; sie wollen ihn befreien; Clemenza bürgt ihm für Annella's Unschuld, er gibt nach und flieht mit dieser, während Clemenza an seiner Statt zurückbleibt. Allein er wird aufgegriffen, zurückgebracht und auf die Folter gespannt, wo er, vom Schmerz überwältigt, ein Verbrechen bekennt, das er nie begangen hat.

Der fünfte Act läßt uns einen Blick in den ernsten Rath der Zehen werfen. Alle Inzichten sprechen gegen den Gesetz;

umsonst bemüht sich Lorenzo ihn zu vertheidigen und, seinem Schwure gemäß, ihn zu retten; endlich erbittet er sich eine halbe Stunde Frist, um dem Collegio degli avvogadori den wahren Thäter namhaft zu machen. In der Zwischenzeit aber fällen die Zehen, der ungesetzlichen Opposition verdrossen, nach abgelaufener Frist, unter dem Vorsitze des Dogen, das Todesurtheil, und geben Befehl, dasselbe an dem Inquisiten, zwischen den Säulen der Piazzetta, unverzüglich zu vollstrecken. Lorenzo kehrt zurück und beruft sich umsonst auf die Einsprache des Collegio degli Avvogadori. Da jedes andere Mittel, den Bäcker zu retten, fruchtlos ist, gibt er endlich, in Gegenwart Marco's, Annella's und Clemenza's, die einstweilen in den Saal sich drängten, sich selbst als Alvise's Mörder an, — allein zu spät; schon hört man von außen das Todesurtheil des Hingerichteten ausrufen. Der Rath der Zehen sieht mit Entsetzen und Bedauern seinen Irrthum ein, erklärt den Gerichteten öffentlich für unschuldig, und verfügt, daß künftighin jedesmal, ehe ein Todesurtheil zu unterfertigen ist, dem Richter die warnenden Worte zugerufen werden sollen: „Erinnert Euch an den armen Bäcker.»

So viel aus dieser Inhaltsanzeige ersichtlich ist, hat der Verfasser sich darauf beschränkt, die dem Thatsächlichen zu Grunde liegende Idee zu entwickeln, und hat das Wenige, was Geschichte und Tradition ihm an die Hand gaben, gewissenhaft benützt, um daraus den Kern einer Handlung zu bilden und den nöthigen Vorrath für die historische Staffage sich zu verschaffen. Zur Bildung der ersteren genügten ihm die Schlagwörter: „Il povero Forner; — Ermordung eines Patriciers aus Eifersucht; — Verurtheilung eines Unschuldigen durch den Rath der Zehen, und Widerruf dieses falschen, wenn gleich legalen Urtheiles.» Für letztere boten ihm die vorhandenen Nachrichten über das gerichtliche Verfahren zur Zeit der Republik, so wie seine eigene Kenntniß des Bodens und der Nationalität, denen der Stoff angehört, hinreichende Anhaltspuncte dar. Die Idee des Dichters war: den Conflict zwischen Gesetz und Recht zu zeigen, mithin eine echt humanistische, in sofern es eine der wichtigsten und würdigsten Aufgaben echter Menschlichkeit ist, den Widerspruch zwischen dem göttlichen und menschlichen Forum zu vermitteln. Auf erschütternde Weise zeigt er uns die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Kriterien, nach welchen man über die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten abzuurtheilen pflegt, und die aus dieser Unzulänglichkeit entspringende Pflicht, jede Strafe, die ihrer Natur nach unwiderruflich ist, nur mit größter

Vorsicht und Beschränkung zu verhängen. Zu diesem Zwecke dient ihm die venetianische Sage von dem traurigen, an dem armen Bäcker verübten Justizmord. Das Thema ist ohne Zweifel ein höchst schwieriges, weil es einen Helden voraussetzt, der ohne seine Schuld zu Grunde geht. Ein solcher Charakter aber entbehrt der tragischen Größe, indem er nicht Mitleid und Furcht, sondern nur Unwillen und Entmuthigung erweckt. Dieß fühlte der Dichter gar wohl, ohne jedoch hierin etwas mildern zu können, weil sonst das traditionelle Interesse des Stoffes gelitten hätte. Denn die bedeutsamen Worte: „Ricordatevi del povero Fornaretto," welche noch jetzt im Gedächtnisse manches ergrauten Republikaners leben, haben nur in sofern Gewicht, als sie sich auf einen schuldlos Gerichteten beziehen. Da also der Dichter hier, wo es sich nicht um das Mehr oder Weniger, sondern lediglich um das Ja oder Nein handelt, seinem Helden durchaus keine, das Urtheil des Zehnerrathes auch nur einigermaßen rechtfertigende, Schuld aufbürden durfte, so mußte er das mangelnde Bewußtseyn der Schuld durch ein anderes ersetzen, welches im Stande ist, auch den unschuldig Leidenden damit zu trösten und zu erheben, daß er, wenn gleich schuld-, doch nicht zwecklos leidet. Und dieses that er auch; Piero Tasca stirbt schuld-, aber nicht zwecklos; denn er stirbt mit der Ueberzeugung, daß die an ihm begangene Ungerechtigkeit, wenn dereinst die Wahrheit an den Tag käme, was, ob auch spät, doch gewiß geschehen werde, allen Richtern zur großen Lehre dienen und dazu beitragen wird, einem Uebelstande abzuhelfen, als dessen letztes Opfer noch künftige Generationen ihn segnen werden. Piero Tasca stirbt als Märtyrer der guten Sache; er stirbt, um durch seinen Tod eine große Sünde des Jahrhunderts zu sühnen, wie Hunderte, entweder freiwillig, oder durch das eherne Schicksal aus der Masse der Namenlosen herausgriffen, in den Tod gingen, um durch ihr Blut eine große Wahrheit zu besiegeln oder einen großen Irrthum wegzuwaschen. In dieser Beziehung erregt die Katastrophe des Stückes um so weniger Anstoß, als sie noch dazu die nationelle Bedeutung für sich hat. Die italienische Bühne wird keine Einwendung dagegen zu machen haben; strenger dürfte die deutsche Bühne urtheilen, für welche das historische Moment in diesem Drama von geringerer Geltung ist, und diese würde daher von einem Bearbeiter des Drama's, den es seiner unläugbaren Wirksamkeit wegen ohne Zweifel finden wird, wahrscheinlich fordern, daß der Held des Stückes wenn auch nicht seinen Richtern, doch wenigstens den Zusehern und sich selbst gegenüber nicht frei von aller Schuld dastehe. Ref. wüßte dießfalls keinen anderen Aus-

weg, als wenn der Bäcker wirklich irgend eines anderen, früher begangenen Verbrechens, das er längst von Gott und von der Welt vergessen meinte, schuldig wäre, und somit durch das Urtheil der Zehen, so ungerecht es auch in Betreff des angeblich an Alvise Guoro begangenen Mordes seyn mag, dennoch, subjectiv genommen, kein Unrecht erlitte, sondern nur jetzt durch einen Justizmord die Strafe auszustehen hätte, der er bisher durch zufällige Umstände entgangen war. So gäbe er eine Lehre, indem er eine Lehre empfinge, und die poetische Gerechtigkeit wäre nach jeder Seite hin genügend gehandhabt.

Was den Bau des Drama's betrifft, so muß man dem Verfasser großes Geschick und nicht nur dramatisches, sondern auch theatralisches Talent zugestehen. Nicht bald ist uns eine so treffliche Exposition vorgekommen, wie in diesem Stücke. Ehe noch ein Wort gesprochen wurde, ist die Aufmerksamkeit des Zuschauers schon auf's Höchste gespannt. Wie durch einen Zauberschlag fühlt man sich, kaum daß die letzten Klänge der Eingangssymphonie verhallt sind, mitten in das geheimnißvolle Treiben der Dogenstadt versetzt, und sichtbar wächst die Handlung vor unseren Augen empor. Besondere Sorgfalt verwendete der Verf. auf den Dialog, einfache, schlichte Prosa, aber charakteristisch nach Maßgabe der Personen gehalten, aus deren Munde sie kommt. Ein deutscher Bearbeiter würde Mühe haben, sie in unserer Prosa genügend wieder zu geben; hin und wieder müßte er mit prägnanter Jambensprache nachhelfen. Einzelne Scenen sind von seltener Wirksamkeit; wir nennen vorzugsweise die dritte und neunte des dritten Actes, zwischen Lorenzo und Clemenza, namentlich letztere, welche mit den Worten Lorenzo's: — „parlo d' Alvise Guoro, che tutti e due abbiamo mandato all' eternità, voi con un bacio, io con un ferro," den Wendepunct der Handlung bezeichnet. Ueberaus wirksam voll schneidender Ironie ist auch die dritte Scene des zweiten Actes; bis hart an die Gränze des Aesthetischen streift die entsetzliche Folterscene (die neunte) des vierten Actes. Die Actschlüsse bilden die natürlichen Ruhepuncte der Handlung, welche durch die ersten drei Aufzüge fortwährend sich steigert; im vierten leidet sie an einiger Zersplitterung, im fünften hingegen an fühlbarer Breite, die jedoch, wie der Verfasser im Vorworte bemerkt, in seiner Absicht lag, weil es ihm darum zu thun war, den Rath der Zehen einmal in seiner wahren und ursprünglichen Gestalt zu schildern, während dieß bisher sowohl von italienischen als von fremden Dramatikern mit den düstersten Farben und unrichtigsten Zügen geschehen ist. Seine Landsleute werden ihm dankbar dafür seyn,

daß er auf die Gefahr hin, die Handlung über die Gebühr auszudehnen und die Entwickelung hinauszuschieben, der Wahrheit treu blieb; die deutsche Bühne würde auch hier wieder auf eine Modification dringen.

In der Zeichnung der Charaktere verräth der Verf. eine sichere Hand. Pietro Tasca, sein Vater Marco und Annella, Pietro's Geliebte, tragen, als Gestalten aus dem Volk, ein echt nationales Gepräge. Ihnen gegenüber stehen Lorenzo Barbo und Clemenza, als Repräsentanten des Patricierthumes. Sowohl die Genannten, welche die Hauptpersonen des Drama's bilden, als auch die Nebenpersonen sind mit wenigen Zügen markig gezeichnet und consequent gehalten. Man glaubt den Auftretenden, daß sie das sind, was sie vorstellen, und es ist überhaupt ein nicht geringes Verdienst des Verfassers, daß er in dem Elemente, worin er sich bewegt, so ganz zu Hause ist.

Als Beleg für das Gesagte möge ein Theil der Exposition und die oben erwähnte Scene zwischen Lorenzo und Clemenza hier Platz finden.

Erster Aufzug.

Erster Austritt.

Der Bäcker, nachher Annella.

(Das Orchester spielt eine düstere und traurige Symphonie, welche mit irgend einer Flötenpassage schließt. Man muß ahnen, daß es um eine Nacht des Mordes und der Liebe sich handelt. Gegen den Schluß der Symphonie hin erhebt sich der Vorhang. — Die Nacht weicht eben der Dämmerung. Im Hintergrund ein Canal. Eine Kirche und ein Pallast mit brennender Laterne vor der Eingangspforte und einem erleuchteten Fenster. Zwei vermummte und in braune Mäntel eingehüllte Männer gerathen an einander. Der Eine von ihnen verbirgt sich hinter dem Anderen, durchbohrt ihn mit einem Messer, das er in der Wunde stecken laßt, überzeugt sich davon, daß er todt ist, springt in eine Gondel zunächst der Brücke und verschwindet. Die Musik dauert während dieses Auftrittes fort und geht dann in das Ritornell zu des Bäckers Canzone über. Letzterer ist einfach, aber nicht ohne Geschmack gekleidet, mit knappen, der Länge nach gestreiften Beinkleidern und einem Brotkorb auf dem Kopfe. — Er setzt den Korb ab und singt, an den Eckstein eines Hauses gelehnt, zu dem erleuchteten Fenster emporblickend, nach der Melodie der venetianischen Gassenhauer):

O Kernmehl, was machst du
Beim Sieben mir Pein,
Und wirst mir trotz Allem
Von Kleie nicht rein! (Pause.)

Sollte sie heute Morgens nicht kommen können? — Arme Annella! Ja, freilich, wenn man fremden Leuten dienen muß, ist man nicht immer Herr seiner Zeit! Auch ist's noch früher als gewöhnlich. — Nein, das Leben soll sein Ende nehmen! Sich so bei Nacht sehen zu müssen, als wenn man — doch, da ist sie!

(Das Licht am Fenster verschwindet und bald darauf erscheint das Mädchen in der Pforte des Pallastes und nähert sich dem Bäcker.)

Der Bäcker. Theuere Annella! (Er küßt sie auf die Stirne.)

Annella entdeckt ihm, daß sie die ganze Nacht nicht schlief, weil sie bei ihrer Herrin, die nicht schlafen konnte, wachen mußte. Er bedauert sie ihres strengen Dienstes wegen; allein nun, da sein Vater darein gewilliget habe, daß er sie heirate, häng' es von ihr ab, diesen heimlichen Zusammenkünften einmal ein Ende zu machen. Annella jedoch will ihre gute Herrin nicht so schnell verlassen. Der Bäcker, darüber erzürnt, läßt sie hart an und macht ihr sogar den Vorwurf der Untreue u. s. w.

Der Bäcker. Ich will nichts Uebles argwöhnen, allein ich weiß, daß auch diese Nacht heimlich ein Mann hereinschlich, — wenn nicht zu dir — doch —

Annella. Zu Niemand! Du bist ein Träumer und siehst Schatten für Menschen an. Du glaubst den bösen Zungen. Das ist die Liebe, die du zu deiner Annella hast. Undankbarer! du verdienst meine Liebe gar nicht. Wer mich liebt, muß mir blindes Zutrauen schenken, hast du mich verstanden?

Der Bäcker. Ich vertraue dir nur allzusehr, Böse. Ich sehe nur durch deine Augen, höre nur mit deinen Ohren, — du bist mir Alles, und ich sehne mich nur nach dem Augenblicke...

Annella (bemerkt, in den Brotkorb blickend, eine silberne Messerscheide, und fragt, um ihn zu unterbrechen:) Was ist denn das?

Der Bäcker. Eine Messerscheide, die ich unterwegs eben fand.

Annella. Allerliebst! Es scheint Filigran-Arbeit.

Der Bäcker. Wenn sie dir gefällt, mach' ich dir ein Geschenk damit.

Annella. Nein, nein — danke schön.

»Was sticht
»Nimm nicht:
»Solche Gab'
»Sticht Liebe ab!«

Der Bäcker. Nun, so leg' sie wieder hinein. — Ich lasse mir eine scharfe Klinge dazu machen, Nellina, so eine, mit der man nicht zweimal zu stechen braucht,... und wenn...

Annella. Nun — und wenn — zum Beispiele...

Der Bäcker. Und wenn, zum Beispiele,... so ein Schatten bei Nacht um dies Haus herumschliche, so wollt' ich damit versuchen, ob Schatten stichfest sind.

Annella. Ei, was dir Alles durch den Sinn fährt!

Der Bäcker. Ich wollte sehen..!

Annella. Geh, Pietro, du, ein so guter Junge, machst da Augen, daß ich völlig zittere. Pfui, so mag ich dich nicht! Sei sanft, wie deine Nella! Und jetzt leb' wohl! — Es ist schon Tag! Auf Wiedersehen — morgen! (Sie reicht ihm die Hand, die er leidenschaftlich drückt).

Der Bäcker. Leb' wohl, Nella, — also morgen, — und zwar, um über eine gewisse Sache in's Reine zu kommen.

Annella. Leb' wohl!

(Sie geht mit dem Korbe. Pietro begleitet sie bis zur Pforte, steckt die Messerscheide in die Tasche, will dann fortgehen und stößt an den Leichnam des Ermordeten. Es wird Tag.)

Der Bäcker. Holla, guter Freund! Habt Ihr kein besseres Bette? - Vor Rausch wie todt! — Gevatter, sag' ich, — Ihr erstickt ja in Euerer Seligkeit. (Er rührt ihn an und zieht die Hand blutig zurück.) Madonna, das ist ja Blut! Der ist mehr als betrunken, der ist ein todter Mann, der Arme! (Er deckt ihm das Gesicht ab und erkennt ihn.) Gerechter Himmel! Messer Alvise Guoro! Er selbst! Ha, ihr Elenden! (Gegen den Pallast.) Ha, Schurke! War dir's nicht genug, den Meinigen so übel mitgespielt zu haben! Auch meine Geliebte hast du mir genommen, hast sie mir entehrt! — Aber sie haben dich gut getroffen! Du hast gebüßt! Irgend wer hat den armen Bäcker gerächt! – Gerächt! Ei was? — Dein Blut wascht die Schande doch nicht weg... (Er schüttelt ihn und betrachtet ihn eine Weile, ohne zu sprechen.) Kalt, kalt, wie ein Marmorbild! Ja, wer sucht, der findet. Es war die Letzte! Annella! Annella! (Er blickt mit geballter Faust zum Pallast empor.)

Felice Rossi (der Malvasierhändler, tritt auf). Mit wem habt Ihr's denn da zu thun, Freund? (Er bemerkt den Leichnam.) Ah — habt Ihr ihn kalt gemacht? Fort, Pietro, fort!

Der Bäcker. Wer soll fort? — Wer seid Ihr? — Ah, Messer Felice! Seht Ihr, — ich hab' es immer gesagt, daß er so enden würde.

Felice. Ja, ja! Aber geht, — Ihr seid ganz blutig.

Der Bäcker. Ihr habt Recht. Man könnte glauben, ich hab' ihn abgethan.

Felice. Freilich, freilich! Geht, Sohn; in ein paar Minuten ist halb Venedig da.

Der Bäcker. Wer ihn nur getödtet hat?

Felice. Ei, — wenn Ihr's nicht wißt... (Bei sich.) Der Schelm möchte sich verstellen! O mir macht man keinen blauen Dunst vor.

Der Bäcker. Was murmelt Ihr?

Felice. Daß Ihr nicht klug seid, wenn Ihr Euch nicht auf die Beine macht. Von meiner Seite könnt Ihr sicher seyn. — Ihr kennt mich! — Aber wenn Jemand käme. — Horch! Leute. Kommt, sag' ich. (Er macht sich, den Bäcker gewaltsam mitziehend, davon.)

Der Meßner der Kirche (tritt auf, braun gekleidet, mit de Schlüsseln in der Hand). Wer ist da? Heilige des Paradieses! Ein ermor deter Edelmann! Er scheint mir nicht aus diesem Quartier! Nein; es ist Messer Alvise Guoro. Welche Leiche für seine Pfarre. (Er geht, ein Gebet murmelnd, gegen die Kirche zu ab.)

Zwei Weiber aus dem Volke (eine alte und eine junge, begegnen einander).

Die Alte. Messer Bartolo. Ihr kommt heute spät.

Der Meßner. Betet, betet, gute Frau, für die arme Seele dieses Edelmannes, der da so eben vor den Richterstuhl Gottes trat.

Die Alte. Barmherz'ger Gott! — Der Aermste!

Die Junge. Signor Alvise, der schöne junge Mann. Gewiß haben sie ihn aus Neid angefallen! Stehen wir ihm bei, dem Armen! Heda, Hilfe! Messer Bartolo, tragen wir ihn in die Kirche.

Bartolo. Er gehört nicht in unsere Pfarre. Und dann das Blut, meine Tochter, wißt Ihr nicht?

Die Junge. So helft mir wenigstens ihn daher setzen neben die Brücke.

Bartolo. Ich habe keine Zeit; ich gehe, die Kirche aufzuschließen und die Frühglocke zu läuten. Gottesdienst geht vor. (ab)

Die Alte. Die fromme Seele!

Die Junge. Der abscheuliche Mensch! Heißt das Nächstenliebe? — Heda, Leute, zu Hilfe! (Treten zurück.)

Felice Rossi (den alten Marco zurückhaltend, tritt auf). Bleibt zurück, Gevatter! Es ist hier nicht geheuer. Wie gesagt, — er ist's, Messer Alvise in eigener Person. Kommt lieber ein Glas Malvasier trinken.

Marco (sich losmachend). Wenn ich ihn aber seh'n will.

Felice. Ihr seid beide Starrköpfe, zu euerem Unglück! Ihr wollt euch beide in's Verderben stürzen.

Marco. Ich will ihn von Angesicht zu Angesicht seh'n! Ah, hast du einmal deinen Stolz abgelegt, Edelmann! Haben sie dich getroffen! O es gibt schon noch Leute, die's besser können, als der Freimann...

Felice. Er ist ein Narr, ein Narr, wie sein Sohn.

Marco. Was sagst du von meinem Sohn?

Felice. Daß ihr beide Narren seid. Wollt ihr euch selbst der Gerechtigkeit in die Hände liefern?

Marco. Was — Gerechtigkeit? — Das da heißt Gerechtigkeit üben! Der ihn kalt gemacht hat, mochte wissen, was wahr ist: »Einmal kommt Zahltag!«

Felice. Geht heim, wenn Ihr mich lieb habt! Geht heim, Gevatter Marco, (leise) und denkt ein Bischen an Eueren Sohn.

Marco. Meinen Sohn? — Was kümmert das meinen Sohn?

Felice. Wenn aber er es ist, wenn ich ihn kaum vor einer halben Stunde selbst hier fand, ganz blutig....

Ein Gondoliere (der in seiner Gondel unter der Brücke durch langsam vorüberfuhr und die letzten Reden der beiden hörte, springt an's Land und ruft:) Tasca? Derselbe, der mich um meine Fahne gebracht hat? Der hat's gethan?

Die Weiber. Wer? Wer?

Der Gondoliere. Pietro Tasca hat ihn umgebracht.

Die Weiber. Der Bäcker?

Der Gondoliere. Ja, der Bäcker, der Taugenichts!

u. s. w.

Dritter Aufzug.

Achter und neunter Auftritt.

Lorenzo
(allein, nachdem eben die geheimnißvolle Maske von ihm weggegangen).

Er weiß von Allem! — Fürchterliche Macht
Der Zeh'n! — Und morgen? — Ha, ich hab' nicht mehr
Als einen Tag, als einen Theil des Tag's,
Als wenig Stunden noch, — sind die vorüber,
So muß ich selbst vielleicht mein Kläger, selbst
Der Herold meiner Schande seyn! Doch — wie
Nur kann er's wissen? — Und ich, der ich hoffte,
Sie selber... Sie ist hier! Sie tanzt vielleicht
Am Rand des Abgrund's. — Fort, ich muß sie seh'n!

Clemenza (tritt ein)
Man sagte mir, Signor, daß Ihr mich sucht.

Lorenzo (für sich)
So lies't man mir im Herzen! — In der That...

Ich wollt' Euch fragen, ob Ihr glücklich war't
Mit Euren Bitten ..

Clemenza.

Ach! mir bangt für ihn...

Lorenzo.

Für ihn nicht soll Euch bangen, — nein — für Euch..
Für mich! Seit wenig Augenblicken hat
Sich viel geändert .. ,

Clemenza.

Ich versteh' Euch nicht.

Lorenzo.

So soll ich mich erklären?
(Finster und schrecklich.)

Clemenza.

Ja — doch nein...
Signor, an diesem Ort...

Lorenzo (zuerst ironisch, dann ernst).

Und zittert doch
Für ihn... Ich seh', Clemenza, wir versteh'n
Uns nicht mehr so wie ehedem. Es hat
Sich irgend Jemand zwischen uns gedrängt,
Der das Verständniß unsrer Seelen hindert.

Clemenza.

Wen meint Ihr, Messer?

Lorenzo.

Einen Mann, Madonna,
In dessen Hinsicht jetzt es Rechenschaft
Zu geben gilt, — Alvise Guoro mein' ich,
Den beide wir zur Ewigkeit befördert,
Mit einem Kuß — Ihr, ich — mit einem Dolch;
Ihr — weil Ihr ihn geliebt, ich — weil ich ihn
Ermordet!

Clemenza.

Gott! So täuscht' ich denn mich nicht!

Lorenzo.

Dich — hast du nicht getäuscht. Du aber bist
Geschaffen, Andere zu täuschen. Heute
Thut's Noth, auf deiner Weise zu beharren!
Kommt, kommt, Madonna, reicht mir Euern Arm;
Laßt durch die Säl' uns wandern, mit einander!
Nehmt Euer anmuthvollstes Lächeln an,
Gießt über Eure sonnigheit're Stirne
Den Strahl der Freud' und des Vergnügens aus.
Täuscht auch an diesem Abend hier noch — Alle.
Ist's doch vielleicht das letzte Mal, daß Ihr
Das Antlitz könnt erheben, ohne Furcht,
Dem Schreckbild einer Schande zu begegnen,
Das in den Staub Euch niederschmetterte.

Clemenza.

Erbarmen, mein Lorenzo!

Lorenzo.

Morgen, Morgen!
Jetzt seid Ihr meine vielgeliebte Gattin. —

Erfreuet Euch der letzten Huldigungen,
Die noch die Welt dem tugendhaften Weibe,
Der stolzen Edeldame zollt! Fort, Fort!
(Er faßt sie am Arme und geht mit ihr ab.)

Außer dem „Fornaretto,“ welcher durch das Angeführte hinlänglich empfohlen seyn dürfte, schrieb dall' Ongaro noch das oben erwähnte Drama „Danae“ und ein nationelles Charaktergemälde „I Dalmati,“ welches schon vorlängst als unter der Presse befindlich angekündigt wurde. Gegenwärtig hat der Verf. ein fünfactiges Drama in Versen unter der Feder, dem die bekannte serbische Sage vom „Schwerte des Marco Cralevič“ zum Vorwurfe dient. — Auch dall' Ongaro hat sich unter den Schutz des in Italien so gefeierten Mimen Gustavo Modena gestellt, und ihm die nette Ausgabe seines „Fornaretto“ gewidmet. Wir wünschen einem so namhaften dramatischen Talente Zeit und Gelegenheit, sich gehörig zu festigen, um die schönen Hoffnungen zu verwirklichen, welche es durch seine ersten Leistungen auf diesem Gebiete angeregt hat. Dr. J. S.

Art. III. Zur Bibel. Naturhistorische, anthropologische und medizinische Fragmente von J. B. Friedreich. 2 Theile. gr. 8. 184*. Verlag von Bauer und Raspe in Nürnberg. (Julius Merz.)

(Schluß)

Der zweite Band ist in vielfacher Beziehung noch interessanter als der erste. Er behandelt in sieben Kapiteln folgende Gegenstände: Das Bild des Greisenalters, den Selbstmord, die Beschneidung und den Epispasmus, die Castration, die Wiederbelebung Scheintodter, bemerkenswerthe Todesfälle und das Einbalsamiren der Leiche.

Der Verfasser findet das Bild des Greisenalters in der Bibel auf eine ganz naturgetreue Weise dargestellt, wenn wir erstens die Salomonische Schilderung des hohen Alters und zweitens die Erzählungen von der Altersschwäche Davids zusammenstellen. Die Erstere ist in folgender schönen Allegorie enthalten.

„Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Kraft, ehe denn kommen die bösen Tage und sich nahen die Jahre, von denen du sagen wirst: sie gefallen mir nicht; ehe finster wird die Sonne und das Licht, und der Mond und die Sterne, und die Wolken wieder kommen nach dem Regen, zur Zeit, wenn die Hüter des Hauses zittern, und sich krümmen die Starken und feiern die Müllerinnen, weil ihrer wenig geworden sind, und finster werden die durch die Fenster schauen, und geschlossen werden die beiden Thüren nach der Straße, da der Laut der Mühle

leiser wird, und man aufsteht bei der Stimme des Vogels und gedämpft sind alle Töchter des Gesanges; auch vor der Anhöhe fürchtet man sich und Schrecken sind auf dem Wege; wenn der Mandelbaum blüht und lästig ist die Grille und wirkungslos die Kapper: denn es wandert der Mensch in sein ewiges Haus, und es gehen umher auf den Straßen die Klageweiber, ehe denn zerreißt die silberne Schnur und zertrümmert wird das goldene Gefäß und zerbrochen der Eimer an der Quelle und zertrümmert das Schöpfrad am Brunnen: daß der Staub kehre zur Erde, wie er gewesen, der Lebenshauch aber kehre zu Gott, der ihn gegeben hat.» Pred. Salom. 12, 1.

Der Verfasser deutet nun auf eine eben so sinnreiche als befriedigende Weise die fünfzehn einzelnen Bilder dieser Allegorie, von vielfachen Belegen der Richtigkeit seiner Ansicht unterstützt.

Auf eine seltene Weise stimmen mit den biblischen Ansichten über das Greisenalter die vom Verfasser nicht angeführten Wilhelm von Humboldts überein.

In dem Kapitel über die Beschneidung ist vorzüglich das von Interesse, was der Verfasser über die Nothwendigkeit ihrer Reform sagt, durch Hinweisung auf die Unzweckmäßigkeit und Schädlichkeit der herkömmlichen Weise derselben unterstützt. Die Abtheilung ist in historischer wie medizinischer Hinsicht von gleichem Belange.

Was die Bedeutung der Beschneidungen betrifft, so ist im Allgemeinen zu bemerken, daß es wohl keinen Ritus gibt, über dessen Sinn so viele Ansichten aufgestellt wurden, als über die Beschneidung, und es ist wohl anzunehmen, daß der jedesmalige Geist der Zeit und die Richtung der wissenschaftlichen Forschungen die Verschiedenheit der Deutungen hervorgerufen hat. Der Verfasser geht nun diese einzelnen Deutungen, die Art und Weise, wie sie sich herangebildet haben, und die Gründe, mit denen man sie zu erhärten suchte, durch, und weist unter kritischem Rückblicke nach, welcher der einzelnen Deutungen eine Anwendung auf das israelitische Volk zukommt.

Aus allen mitgetheilten Ansichten über die Bedeutung der Beschneidung und aus allen Beweisen, welche jede einzelne Ansicht für sich geltend zu machen suchte, ergibt sich kein eigentliches Resultat, da noch unentschieden geblieben, welche von den erwähnten Deutungen die richtige, oder doch mindestens die wahrscheinlichste sei. Da übrigens die Beschneidung unter vielen Völkern mit den verschiedensten religiösen und bürgerlichen Gebräuchen vorkommt, so wäre es wohl einseitig, vielleicht selbst unmöglich, bei Allen eine und dieselbe Deutung geltend machen zu

wollen, und es ist viel eher anzunehmen, daß je nach der verschiedenen religiösen, socialen und bürgerlichen Richtung eines Volkes auch ein verschiedener Zweck und Sinn der Beschneidung sich gestalten mußte. Anlangend die Bedeutung der israelitischen Beschneidung, so werden sich gegen mehrere der bisher angeführten nicht unwichtige Einwendungen erheben lassen. Am wenigsten kann sich die religiöse Deutung, die Schließung eines Bündnisses mit Gott, wobei Letzterer als persönlich gedacht werden müßte, vor einer rationellen Prüfung geltend erhalten. Es hat zwar Abraham seinem Stamme den Glauben beigebracht, es sei von Gott unmittelbar an ihn der Befehl zur Beschneidung ergangen; allein er mußte seinem Vorhaben durch diesen fingirten göttlichen Befehl Folgsamkeit verschaffen, der demnach hier nur als Mittel zum Zweck erscheint. Die Beschneidung als Zeichen eines Bundes zwischen Gott und den Menschen bleibt immer nur eine poetische, eine bildliche Idee, ähnlich der Einsetzung des Regenbogens als Bundeszeichen mit Noah. „So gewiß," sagt Bauer, „die Erscheinung Gottes und der vertrauliche Umgang der Menschen mit ihm ein Mythus sind, der in der kleinlichen Vorstellung der alten Welt mit den Göttern, die man menschenähnlich dachte, seinen Grund hat, so gewiß ist auch diese Bundesidee ein Philosophem." — So entgeht nun auch der israelitischen Beschneidung ihre rein religiöse Deutung, und sie wird dafür Merkmal der israelitischen Nationalität. Paulus sagt: „Abraham erhob sich seiner höheren Gemüthsart, aus dem Glauben an allzu menschenähnliche Götter kaukasischer und transeuphratischer Länder zur moralischen Idee eines Höchsten, zu dem gerechten Richter der ganzen Erde: auch gegen diesen aber dachte sich der Hochherzige nicht wie einen Sklaven gegen einen Machtgott, sondern freisinnig als einen Vertrauenden, d. i. Glaubenden, mit welchem sein Gott förmlich einen Bund, einen wechselseitigen Vertrag mache, um auch in irdischer und politischer Beglückung sein Beschützer zu seyn. Was sich darauf bezieht, ist demnach als Bund oder freier Vertrag, nicht als Religion oder Pflicht der Gottesverehrung geschichtlich zu betrachten. Das andächtige Verhältniß zu Gott war vorausgesetzt und blieb. Aber ein neues Verhältniß, von der Macht dieses Gottes besonders in Schutz genommen und als auserwähltes Volk Gottes vor andern bevorzugt zu werden, trat in Vertragsgestalt hinzu. Die Beschneidung ist als Bundesförmlichkeit zu erkennen. Wer zu einem Bunde gehören wollte, nahm ein Zeichen an. Abraham wählt für sich, seinen Sohn und alle seine Dienstleute ein unverlierbares Zeichen am Leibe, das zugleich die Bedeutung aussprach, daß jeder eben diese Bundesgenossenschaft auch auf die,

welche er erzeuge, übertragen wolle. Wie in den frei wandernden Beduinenhorden jedes Stück am Leibe gezeichnet wird, so gab der alte hebräische Horden-Emir sich und seiner ganzen Horde am Zeugungsgliede das unverläugbare Symptom, daß sie mit all ihren Nachkommen ausgezeichnete Bundesgenossen ihres reich machenden Machtgottes seyn wollten. Nicht um zur Verehrung des höchsten Gottes als Gottes sich zu verpflichten machte Abraham das Beschneidungszeichen. Das Wesentliche seiner von willkürlichen Machtgöttern zu einem Gott des moralischen Besserwollens sich erhebenden Religiosität hatte er lange vorher von ganzem Herzen. Jetzt aber gab er sich und seine ganze Nachkommenschaft als Schützlinge um ihrer irdischen Güter und Fortschritte willen dem mächtigen Schutzherrn. Diese Verbindung war demnach nicht eine Religionssache; sie war eine Bedeutung des religiösen Glaubens für materielle Lebensverhältnisse: sie war der Anfang eines äußeren, eigentlich politischen Verhältnisses des theokratischen national bestehenden Judenthums.» — Auch gegen die übrigen Andeutungen lassen sich wichtige Einwendungen machen. Die Ansicht, die Beschneidung sei zur Vermehrung der Fruchtbarkeit eingesetzt worden, ermangelt jeder statistischen Begründung, da uns die Geschichte mehrere unbeschnittene Völker vorführt, welche eben so oder noch fruchtbarer waren, als die beschnittenen. Auch der diätetisch prophylaktische oder der medizinische Zweck der Beschneidung kann sich nicht unangefochten erhalten, und es sind schon von Bohlen mehrere Einwendungen dagegen gemacht worden. Zur bloßen Reinhaltung des Gliedes reicht ein öfteres Waschen desselben zu, und dazu hätte es dieser Operation nicht bedurft. Was die Verhütung der Onanie durch die Beschneidung betrifft, so ist diese noch sehr problematisch, und man darf hier nur an den von Dieffenbach erzählten Fall erinnern, daß ein junger Mensch mit unbedeckter Eichel an starker Empfindlichkeit dieser und krankhaften Erectionen litt; auch scheint der Zweck der Verhütung der Onanie durch die Beschneidung keineswegs erreicht worden zu seyn, da in den ältesten und neueren Zeiten die Selbstbefleckung unter den Juden sehr eingerissen war, was sich aus den vielen und strengen Gesetzen, die in den rabbinischen und talmudischen Schriften gegen die Onanie gegeben werden, abnehmen läßt. Salomon glaubt gar nicht, daß durch die Beschneidung die Onanie verhindert würde; es ließe sich sogar im Gegentheile annehmen, daß durch die leichtere Zugänglichkeit der bloßgelegten Eichel und durch die stärkere Friktion, welcher dieselbe ausgesetzt sei, der Reiz vergrößert und die Onanie noch befördert werden könnte. Gegen die von Autenrieth aufgestellte kriegerische Bedeutung der Be-

schneidung macht Baur folgende Einwendung: „Dieser Erklärungsversuch ist unstreitig eine scharfsinnige Hypothese, allein sie scheint mir außerdem, daß es ihr an hinreichenden positiven historischen Belegen fehlt, schon mit dem allgemeinen Charakter, welchen solche in das höchste Alterthum zurückgehende Gebräuche an sich tragen, nicht sehr in Einklang zu seyn. So interessant ferner die Nachweisungen sind, welche der Verfasser über die weite Verbreitung der Sitte der Beschneidung bei Völkern der verschiedensten Länder der alten und neuen Welt besonders aus neuern Reisebeschreibungen gegeben hat, so kann doch die Erscheinung, daß so viele rohe kriegerische Völker diese Sitte fortdauernd beibehalten haben, nicht zu dem Schlusse berechtigen, daß sie selbst in ihrem Ursprunge eine Kriegersitte gewesen sei. Endlich setzt die gegebene Erklärung bei der Entstehung jener Sitte eine Zufälligkeit der Veranlassung voraus, die an sich schon gerade mit der weitern Verbreitung derselben nicht gut zusammenstimmt, und wie unzureichend für den vorausgesetzten Zweck hätte das Mittel sehr bald sich zeigen müssen, wenn auch nur zwei benachbarte feindliche Völker (wie z. B. die Aegyptier und Aethiopier, die beide die Beschneidung im Gebrauche hatten, und in den ältesten Zeiten öfters mit einander Krieg führten) die gleiche Sitte bei sich eingeführt hatten.» — Da nun die verschiedenen Deutungen der Beschneidung theils auf jene der Israeliten keine Anwendung finden, theils selbst eine directe Widerlegung zulassen, so versucht der Verfasser, eine andere zu begründen, und diese dürfte sich folgendermaßen entwickeln. Es mußte Abraham vorzugsweise daran gelegen seyn, den mit ihm eingewanderten Stamm so viel als möglich zu consolidiren, ihn unvermischt und von anderen Völkern entfernt zu halten, und so wird es nun wahrscheinlich, daß er mit der Beschneidung nichts Anderes bezweckte, als seinem Stamme ein sichtbares unterscheidendes Merkmal aufzudrücken, und um seinem Vorhaben eine Autorität und einen Nimbus zu verschaffen, fingirte er den mit Gott geschlossenen Bund und den göttlichen Befehl zur Beschneidung als Zeichen dieses Bundes. Somit erscheint nun die Bedeutung der Beschneidung als eines Nationalkennzeichens immerhin eine annehmbare, und sie wird noch mehr bekräftigt, wenn wir einen Blick in die Zeiten des Wirkens Moses und seines Nachfolgers Josua werfen. Wir werden dann finden, daß der in allen Religionsbeziehungen so strenge und gewaltsam durchgreifende Gesetzgeber Moses die Abrahamitische Beschneidung nicht als Religionssache betrachtete, eine Ansicht, welcher auch jetzige aufgeklärte Rabbiner beistimmen. „Die Thatsache,» sagt Holdheim, „daß Moses vierzig Jahre die Beschneidung

vernachläßigte, beweist, daß er sie nicht beachtet, daß er in ihr den religiösen Sinn, der in ihr liegen sollte, nicht gefunden hat, und daß man nach seinen, d. h. mosaischen Begriffen, eben nicht durch die Beschneidung erst zum gottgeweihten Manne wird.» — Daß Moses der Beschneidung keine religiöse Bedeutung unterlegte, sondern sie als ein nach Lokalverhältnissen nöthiges Nationalkennzeichen betrachtete, geht deutlich aus der biblischen Geschichte selbst hervor. Abgesehen davon, daß Moses seinen eigenen Sohn einige Zeit ohne Beschneidung gelassen hatte, kommt hier noch vorzüglich Folgendes in Betracht. In Aegypten waren die Juden beschnitten, aber da waren sie in Gemeinschaft mit einem andern Volke und es war ihnen ihr nationales Zeichen nothwendig; als aber Moses auf seinen nomadisirenden Zügen in der Wüste mit seinen Israeliten allein war, da ließ er die während vierzig Jahren Gebornen ohne Beschneidung, was er gewiß nicht gethan hätte, wenn sein Wille gewesen wäre, daß sein Volk das Beschnittenwerden für ein religiöses Zeichen hätte halten sollen; allein er fand da die Beschneidung nicht für nothwendig, weil sein Volk in der Wüste allein, ohne Communication mit andern Völkern, somit ein unterscheidendes Nationalzeichen überflüssig war. Daß Moses Nachfolger, Josua, an allen während des vierzigjährigen Zuges Nachgewachsenen die Beschneidung nachholen ließ, spricht auch wieder für die aufgestellte Ansicht, denn jetzt standen die Gefechte mit den Cananäern bevor, jetzt trat das israelitische Volk mit andern Völkern in Berührung und nun war das National-Absonderungszeichen wieder erforderlich. Wenn nun dem Gesagten zu Folge zugegeben wird, daß Abraham in der Absicht, um seinem Stamme ein National-Erkennungszeichen zu geben, die Beschneidung einführte, so läßt sich dagegen immer noch fragen, warum er zu diesem Zeichen gerade das männliche Glied und nicht irgend ein anderes, an einem andern Theile des Körpers anzubringendes sichtbares Merkmal wählte? Es läßt sich hier vermuthen, daß Abraham seinen Willen, daß dieses Nationalkennzeichen unter seinem Stamme nicht erlöschen, sondern sich auch auf alle Nachkommen fortpflanzen solle, dadurch symbolisch ausdrücken wollte, daß er dieses Nationalkennzeichen an dem Zeugungsgliede anbrachte, wodurch bildlich angedeutet wird, daß jeder Einzelne auch auf die, welche er zeugt, dieses Nationalkennzeichen übertragen soll.

Was die Bedeutung der jetzt noch unter den Bekennern des mosaischen Ritus gebräuchlichen Beschneidung betrifft, so ist Folgendes zu bemerken: Da aus den Erörterungen des Verfassers hervorgeht, 1) daß die Beschneidung nie ein rein religiöser Act bei den Israeliten war, und auch nicht als ein solcher von

Moses geltend gemacht wurde, und daß 2) unter den verschiedenen, der Beschneidung beigelegten Deutungen jene als die wahrscheinlichste erscheint, welche ihr den Charakter eines Nationalkennzeichens beilegt; so entsteht von selbst die Frage: welche Bedeutung hat nun die noch im heutigen Judenthume übliche Beschneidung? Ich muß, sagt er, offen gestehen, keine; denn 1) eine rein religiöse Bedeutung kann ihr nicht zukommen, und wenn ihr eine solche beigelegt wird, so geschieht es nur aus einer befangenen Deutung der Bibel, und 2) eines Nationalkennzeichens bedürfen jetzt die Juden nicht mehr, da sie keine Nation mehr, sondern Unterthanen oder Bürger des von ihnen bewohnten Staates sind, wenn es ihnen Ernst ist, mit Nichtjuden gleichgestellt zu werden, ihnen selbst viel daran liegen muß, die alte Eintheilung in Beschnittene und Unbeschnittene in Vergessenheit zu bringen. So kann nun jetzt jeder Jude, ohne sein religiöses Gewissen zu verletzen, die Beschneidung seiner Söhne, auch wenn er sie für ein göttliches Gebot halten sollte, als nicht mehr zeitgemäß unterlassen, was auch seinem Wunsche nach Gleichstellung mit den Unbeschnittenen entsprechend und fördernd seyn wird. Es kommt übrigens hier dabei noch in Berücksichtigung, wie die Gesetze des Staates sind, in welchem die Israeliten leben. „Wir sehen," sagt Salomon, „daß den Juden von Seite des Staates zur Pflicht gemacht wird, bei der Geburt eines Kindes dasselbe zu irgend einem Religionscultus zu bestimmen, und so wie der Christ gezwungen wird, seine Kinder zu taufen, eben so der Jude, sie beschneiden zu lassen. Es sind Fälle vorgekommen, daß Aeltern durchaus nicht willens waren, ihre Kinder beschneiden zu lassen, allein auch nicht die Absicht hatten, sie für die christliche Kirche zu bestimmen, glaubend, daß man auch ohne Beschneidung ein Jude seyn könne; allein die Behörde legte ihnen die Wahl zwischen Beschneidung und Taufe so strenge vor, daß sie sich zu einem oder dem andern entschließen mußten. In andern Ländern, wo dieser Zwang nicht Statt findet, finden wir Juden, die nicht beschnitten wurden und dennoch dem Judenthume aufs Innigste zugethan waren, und nachdem das Kind in solchen Staaten nach der Geburt dem Volke einverleibt wurde, wie z. B. in Frankreich durch das Einzeichnen seines und seiner Aeltern Namen auf der Mairie, steht dem Staate keine Frage mehr über seinen Glauben frei. Wem es also in solchen Staaten nicht gefällt, seinen Knaben dieser Ceremonie zu unterwerfen, der mag und darf es unterlassen. Wie anders aber wird sich dieses in Staaten verhalten müssen, in welchen aus der Einweisung in den einen oder andern Religionscultus ein Zwang gemacht wird? Hier werden die Aeltern

wohl nichts natürlicher finden können, als die Kinder äußerlich sowohl als innerlich zu Bekennern ihrer eigenen Religion zu stempeln, damit dieselben wenigstens nicht vom Staate als Stiefkinder betrachtet werden.» — Einem solchen nicht zu rechtfertigenden Zwange ist jedoch leicht abgeholfen, wenn der Staat, sich über jedes Vorurtheil erhebend, die Verrichtung solcher äußerer Abzeichen nicht aufbürdet, und wenn doch die Bürger einmal in eine bestimmte Glaubenskaste eingepfercht werden sollen, sich mit der bloßen Erklärung, diesem oder jenem Ritus angehören zu wollen, begnügt. — Aus dem Bisherigen folgt, daß bei dem Mangel der religiösen Bedeutung der Beschneidung und der Ueberflüssigkeit eines eigenen sichtbaren Nationalkennzeichens für die jetzigen Juden, die Beschneidung selbst als bedeutungslos und unnöthig hinwegfällt, und demnach auch die Ansicht der Orthodoxen, daß die Unterlassung der Beschneidung einem Negiren des positiven Judenthums gleich sei, jetzt unbegründet ist, eine Ansicht, welche auch von vielen aufgeklärten Israeliten nicht zurückgewiesen ist. So ist es interessant zu ersehen, in dem von Frankfurt ausgegangenen jüdischen Reformvereine, einer natürlichen Folge der im Judenthume sich entwickelten geistigen Fortschritte, einen Vertreter dieser Ansicht zu finden, und einige Aussprüche dieses Vereines und seiner Anhänger mögen hier schließlich eine Stelle finden. In einem Programme von Dr. Goldschmidt wird eine Erklärung von Seite der jüdischen Reformfreunde dahin abgegeben, daß sie a) in der mosaischen Religion die Möglichkeit einer unbeschränkten Fortbildung anerkennen; b) daß die mit dem Namen Talmud bezeichnete Sammlung von Controversen, Abhandlungen und Vorschriften für sie weder in dogmatischer noch in praktischer Hinsicht eine Auctorität besitze, und c) daß ein Messias, der die Israeliten nach Palästina zurückführe, von ihnen weder erwartet noch gewünscht wird, und daß sie kein Vaterland als dasjenige anerkennen, dem sie durch Geburt und bürgerliche Verhältnisse angehören. Interessant ist die Grundansicht des Reformvereines, die sich ungefähr folgendermaßen ausspricht: „Wenn im Mittelalter, als die Juden unter allen Völkern zerstreut waren, als ein unduldsamer Druck sie streng auf sich beschränkte, und durch Gegenwirkung eine Sehnsucht nach dem Verlornen hervorrief, die äußerliche Richtung im Judenthume die vorherrschende wurde, so mußte man damals durch blindes Anklammern an jede, auch die geringste Aeußerlichkeit das Gerettete zu bewahren und zu sichern suchen. Dieses Streben mußte aber bei der beschränkten Bildung jener Zeit oft zu Satzungen führen, die mit einer fortgeschrittenen Kultur in grellem Widerspruche stehen, ja zuweilen dem

Anstandsgefühl, den rein sittlichen Begriffen oder dem gesunden Menschensinn zuwider sind. Wenn im israelitischen Staate der Mosaismus gewisser ausschließender Formen dem Bilderdienst und dem niederen sittlichen Standpunkte der heidnischen Nachbarvölker gegenüber allerdings bedurfte, so war es vollkommen unstatthaft und nur wohl durch den äußern Druck zu erklären, daß das Judenthum solche Elemente noch inmitten der europäischen Gesittung mit Aengstlichkeit festhielt, und der Fortdauer dieses Bestrebens ist es zuzuschreiben, wenn über das Wesen des Judenthums im Allgemeinen und über manche Einzelnheiten insbesondere bei andern Confessionen und bei der nicht theologischen Menge ein falsches Urtheil sich festsetzte, das seinen Anhängern nur schaden konnte.» Daß nun solche reformirende Ansichten auch auf das Urtheil über die Bedeutung der Beschneidung von Einfluß seyn mußten, liegt in der Natur der Sache, in der Natur jedes, durch geistige Entwicklung geweckten, auf eine von der Zeit gebotene Reform gerichteten Strebens, welches, nicht bei Einzelnem stehen bleibend, sich so allgemein als möglich geltend zu machen sucht. Während sich nun bisher innerhalb des Judenthums die Beschneidung in ihrer religiösen Deutung und dadurch bedingten praktischen Ausführung ungestört erhalten hatte, mußte nun die Reform auch hier eingreifen und Bedeutung und Zweck dieses Ritus vom Standpunkte der neueren, geistiger gewordenen Entwicklung aus beleuchten. In einer Erklärung, welche Rieser in Bezug auf den Reformverein veröffentlichte, spricht derselbe aus, daß er der entschiedenen, gegen die Beschneidung gerichteten Ansicht angehöre, und daß er schon früher dieser Meinung gewesen sei, geht aus seiner ersten Schrift hervor, wo er die Beschneidung als eine leere, unschuldige, dem Gewissen Vieler entbehrliche Ceremonie bezeichnet habe. Die alte Behauptung, daß der Jude durch die Beschneidung in das Judenthum eintrete und ohne dieselbe kein Jude sei, hat man ausführlich durch folgende Gründe zu widerlegen gesucht. a) Die Beschneidung ist kein mosaisches Gebot, sondern ein abrahamitisches, das sich keineswegs allein auf die Israeliten, sondern auch auf die übrigen Nachkommen Abrahams, auf die Araber und Andere erstreckt; durch die Beschneidung wird man also in keinem Falle ausschließend nur Israelit, sondern kann auch ein Nachkomme Ismaels, ein Araber ꝛc. seyn. — b) Im fünften Buche Moses, wo alle Gesetze wiederholt werden, kommt das Gebot der Beschneidung gar nicht vor. c) Moses selbst hat seine Söhne nicht beschneiden lassen. d) Sämmtliche während des vierzigjährigen Zuges durch die Wüste Gebornen sind nicht beschnitten gewesen. Endlich e) fragt es sich: wodurch treten die weiblichen Individuen in das Juden-

thum ein? Nach den Principien des mosaischen Glaubens macht die Geburt zum Juden, und der von jüdischen Aeltern Erzeugte und Geborne gehört zur jüdischen Religionsgesellschaft, selbst wenn er kein Ceremonialgebot beobachten sollte, so lange er nicht die Grundlehren von einem einzigen Gott läugnet. Bar-Amithai zieht aus seinen dogmatischen Untersuchungen das Resultat: daß es einer israelitischen Gesammtheit mit einer berufenen und befugten Behörde an der Spitze gesetzmäßig gestattet ist, die Beschneidung, als nur für die Zeit bis zur Constituirung des israelitischen Volkes und für die Besitznahme von Canaan den Erzvätern gegeben, für sich aufzuheben und eine andere zeitgemäßere, ihrer Denkweise entsprechendere, jedoch aus dem jüdischen Leben hervorgerufene Ceremonie dafür einzusetzen.

Was die übrigen Kapitel betrifft, sind die von der Wiederbelebung Scheintodter und vom Einbalsamiren der Leichen die interessantesten.

Das Einbalsamiren der Leichen, ein Verfahren, dessen Ursprung bis in die älteste Zeit zurückgeht und welches zum Zwecke hatte, die verstorbene Person ihrer äußeren Form nach so viel als möglich zu erhalten und sie vor Verwesung zu bewahren, war nicht allein bei den alten Aegyptiern ein volksthümlicher Gebrauch, sondern auch fast allen Völkern des westlichen Asiens und nördlichen Afrika's bekannt, und die griechischen Geschichtschreiber berichten ausdrücklich von den Aethiopiern, Persern und Scythen, daß sie ihre Todten durch ein gewisses Verfahren der Verwesung zu entziehen verstanden. Dasselbe Verfahren finden wir nun auch bei den älteren Hebräern, wobei jedoch voraus bemerkt werden muß, daß die biblische Stelle: „Es kam Nikodemus und brachte ein Gemisch von Myrrhen und Aloe bei hundert Pfund, und sie nahmen den Leichnam Jesu und wickelten ihn in Binden mit den Spezereien, nicht, wie Einige glauben, für ein wirkliches Einbalsamiren spricht, sondern es war dieses nur eine Nachahmung der damals gebräuchlichen römischen Sitte, die Todten zu salben und mit Spezereien zu behandeln, was keinen andern Zweck hatte, als den Leichengeruch zu entfernen und die Fäulniß für einige Tage aufzuhalten; erst später und nur ausnahmsweise kamen, jedoch selten, wirkliche Einbalsamirungen der Leichen bei den Römern vor. Folgende biblische Stellen deuten jedoch auf ein wirkliches Einbalsamiren der Leichen: „Und Joseph gebot seinen Knechten, den Aerzten, seinen Vater Jakob einzubalsamiren. Und die Aerzte balsamirten Israel ein. Und es vergingen über ihn vierzig Tage, denn so viel vergehen Tage beim Einbalsamiren.» I. B. Mos. 50, 2. — „Und so starb Joseph, alt hundert und zehn Jahre, und sie

balsamirten ihn ein und legten ihn in eine Lade in Aegypten.» I. B. Mos. 50, 26.

Obgleich uns die Bibel hier, mit Ausnahme der zum Einbalsamiren erforderlichen Zeit von vierzig Tagen, gar nichts über die Art und Weise, wie das Einbalsamiren geschah, angibt, so läßt sich doch mit allem Grunde vermuthen, daß es nach der bei den Aegyptiern gebräuchlichen Methode geschehen sei. Uebrigens ist die erste der citirten Bibelstellen noch außerdem für die Geschichte der Medizin in so fern wichtig, als sie die erste Nachricht von Aerzten enthält, und einen Beweis für das hohe Alterthum des ärztlichen Standes gibt, da das Einbalsamiren Jakobs nach aller wahrscheinlichen Chronologie 1672 Jahre vor Christus vorfiel; es spricht sich zwar Shuckford gegen dieses Zeugniß aus, indem er zu beweisen sucht, daß dieses keine Aerzte, sondern nur Diener Josephs gewesen seien, welche sich auf das Einbalsamiren verstanden hätten; er ist jedoch von Warbuton hinreichend widerlegt worden, und es lassen sich auch die beiden Worte Knechte und Aerzte leicht mit einander vereinigen, wenn wir so übersetzen: „den Aerzten, die er in seinem Dienste hatte,» d. i. seinen Leibärzten, die er besoldete. Da in dieser Stelle von mehreren Aerzten Josephs die Rede ist, so ist zu bemerken, daß diese Sitte zu den Israeliten von den Aegyptiern überging, bei welchen Letzteren beinahe jede Krankheit ihren eigenen Arzt hatte, der sich mit ihr vorzugsweise beschäftigte. „Man darf nicht verschweigen,» sagt Vogel, „daß die ägyptischen Priester wirklich gesucht hatten, gründliche Aerzte zu werden, denn gewiß war das der Grund, der sie zu der Anordnung bestimmte, daß die Aerzte nicht die allgemeine Heilkunde, sondern jeder besondere Krankheiten studieren sollte, daß der, welcher sich mit den Augen oder dem Haupte beschäftigte, sich nicht mit innerlichen Krankheiten abgeben sollte, und umgekehrt. Eine Einrichtung, die ihre gute Seite hatte, die eine genauere Kenntniß und geschicktere Behandlung einzelner Theile hoffen ließ, von der aber die Priester sehr irrig erwarteten, daß sie die ganze Wissenschaft ungefähr so vervollkommnen würde, wie die Uhren besser werden, von denen jeder Bestandtheil einen eigenen Künstler beschäftigt. Sie übersahen, daß die dem Arzte unentbehrliche Kenntniß des ganzen menschlichen Körpers und der gegenseitigen Einwirkung seiner Theile auf einander verhindert, die Heilung der Uebel, die sich von einem Theile auf den andern warfen, erschwert, und eine zweckmäßige Behandlung complicirter Krankheiten unmöglich gemacht wurde.»

Da die Bibel über die Art des Einbalsamirens nichts erwähnt, jedoch mit allem Grunde sich behaupten läßt, daß die

Juden dieses Verfahren von den Aegyptiern gelernt haben, führt der Verfasser die Ergebnisse seiner Studien der ägyptischen Methode des Einbalsamirens an. Diesem Verfahren, welches bis in die älteste Zeit Aegyptens zurückgeht und einen hohen Grad von Kunstfertigkeit erreicht hat, wie die aufgefundenen ägyptischen einbalsamirten Leichen beweisen, hat man verschiedene Gründe seiner Entstehung unterlegt. In neuester Zeit hat, nach der Mittheilung von Schlosser, ein französischer Gelehrter die Ansicht aufgestellt, daß die Rücksicht auf die Gesundheit der Lebenden die Priester der ältesten Zeit zur Einführung des Einbalsamirens bewogen habe. Die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils nämlich, durch welche der Boden bis in eine gewisse Tiefe aufgeweicht wird, bringen eine schnelle Fäulniß der in der Erde begrabenen Körper, diese aber eine Verpestung der Luft hervor; und um nun den daraus möglicher Weise entstehenden Krankheiten vorzubeugen, soll der Gebrauch, die Leichen der Menschen und der am zahlreichsten vorkommenden Thiere einzubalsamiren, eingeführt worden seyn, und diese Sitte sei dann von den schlauen Priestern, welche den eigentlichen Grund geheim hielten, mit dem religiösen Glauben in Verbindung gebracht worden, weil dieser mehr als alle Strenge der bürgerlichen Gesetze die Befolgung gegebener Vorschriften bewirke. Den Beweis glaubt jener Gelehrte darin zu finden, daß die heut zu Tage im Oriente so oft wüthende Pest jedesmal in Aegypten entsteht, daß sie nicht früher vorkam, als im sechsten Jahrhundert ihrer Zeitrechnung, wo zuerst das Einbalsamiren der Todten in Aegypten ganz aufhörte, und daß diese Krankheit nie Oberägypten heimgesucht hat, weil dort der Nil schon lange nicht mehr über seine Ufer tritt. Allein diese Ansicht ist nicht wahrscheinlich, denn man hätte jenen Zweck viel leichter dadurch erreicht, daß man die Todten in der nahen Wüste begraben hätte, wo sie schnell vertrocknet wären; auch bedarf es eines so weit hergeholten Grundes nicht, um den ägyptischen Gebrauch des Einbalsamirens zu erklären. Viel naturgemäßer und wahrscheinlicher läßt sich jedoch der Ursprung und die Sanctionirung dieses Gebrauches auf folgende Art darstellen. In dem ungemein trockenen Klima von Oberägypten mußten die Bewohner noch in ihrem rohesten Zustande die Erfahrung gemacht haben, daß Leichen verunglückter oder vom glühenden Sande der Wüste bei heftigen Wirbelwinden überschütteter Personen nicht in Fäulniß übergingen, sondern durch die fortwährende Hitze ausgetrocknet, ihre Form und ihr Aussehen vollkommen beibehielten; hatten nun nachfolgende Winde den aufgethürmten Sand wieder abgetragen und verweht, so entdeckte man die ausgetrocknete Leiche, in der man einen Freund, Verwandten

u. dgl. erkannte, sie nach Hause brachte und dem Begräbnißorte beisetzte. So wie nun viele Künste ihre Erfindung und Entstehung mehr oder weniger einer Naturerscheinung verdanken, so hat auch höchst wahrscheinlich diese Beobachtung von einer Mumificirung durch die Natur den Gedanken erregt, ob es nicht möglich sei, die Körper der Verstorbenen durch eigenes Bemühen mittelst eines künstlichen Verfahrens zu behandeln, und sie mit Beibehaltung ihrer Gestalt und Aussehens auf längere Zeit hindurch zu erhalten. Nun bemächtigten sich die Priester, als der unterrichtete Theil der Nation, des Geschäftes, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, welches nun einer eigenen Klasse derselben zur ausschließlichen Beschäftigung übertragen wurde. Mittlerweile war bekannt geworden, daß die Wüste mancherlei Salze enthalte, welche fäulnißwidrige Eigenschaften besäßen; sie suchten daher, da bloße Ausdörrung der Körper sich auf die Dauer unzulänglich erwies, sie in einer Salzlauge künstlich vorzubereiten und sie dann an der Sonne oder in heißem Sande zu trocknen. So schritten sie nun nach und nach in der Kenntniß vorwärts, bis die Erfahrung sie von der Nothwendigkeit, die Eingeweide herauszunehmen, unterrichtete, und Zufall oder Nachforschen ihnen Harze und Balsame nebst der Methode, solche anzuwenden, an die Hand gab, wodurch nun nach und nach die Kunst, Leichen einzubalsamiren, ihre Vollkommenheit erreichte. So wie sich nun an alle natürlichen Erscheinungen, wenn sie nicht in das Bereich des Alltäglichen gehören, der Hang zu einer wunderbaren Deutung derselben anschließt, so war es auch hier der Fall. Es gestaltete sich hinsichtlich der unverändert aufgefundenen Leichen der Glaube, daß die aus ihrem Körper entflohene Seele in seiner Nähe geblieben sei, die Erhaltung seiner Gestalt bewirkt, und vielleicht selbst durch Abtragung des ihn bedeckenden Sandes veranlaßt habe, daß der Körper von den Lebenden gefunden und bestattet werde. Die Seele schien also die Conservirung und Bestattung ihrer Leiche zu fordern, und dieß zu erfüllen wurde nun den Aegyptiern eine heilige, religiöse Pflicht. Daraus bildete sich die von den Priestern unterstützte Meinung, daß, so wie die Seele während des Lebens in dem Körper wohne, sie nach dem Tode außerhalb in seiner Nähe verbleibe, so lange der Körper Zusammenhang besitze; zerfiele er aber, so müsse die Seele entfliehen. Die natürlich daran sich schließende Frage, wohin denn die Seele käme, beantworteten sie dahin, daß, wenn sie nicht wegen eines musterhaften Lebenswandels unmittelbar zu den Göttern eingehe, sie einen eben gebornen Thierkörper beleben müsse; stürbe dieses Thier, so würde sie nach Umständen in ein anderes Thier versetzt, und so fort bis nach dreitausend Jahren

die Seele, geläutert, wieder in einen menschlichen Körper einzöge, und nach einem tugendhaften Leben von den Göttern aufgenommen würde. Würde aber der Körper erhalten, so bliebe die Seele, die während des Lebens in demselben gewohnt hätte, auch nach dem Tode außerhalb desselben in seiner Nähe schwebend, und entginge auf diese Weise der Strafe, in einen Thierkörper wandern zu müssen. Daher also das Bestreben der Aegyptier, die Form und Gestalt der Leiche zu erhalten; daher ihre Milde und Liebe gegen Thiere, in welche ja Menschenseelen gefahren waren, und daher die Sitte, auch jene zu balsamiren. — Herodot beschreibt folgende drei Arten des Einbalsamirens: Wenn Jemand gestorben war, so zeigten die Leute, welche zum Einbalsamiren bestellt waren, verschiedene Muster von Holz, die wie ein todter, balsamirter Körper angestrichen waren. Das eine Muster war von sehr feiner Arbeit und führte einen Namen (Osiris), den man nicht aussprechen durfte; nächst diesem zeigte man ein Muster, welches nicht so fein, aber auch nicht so kostbar war; das dritte Muster war das wohlfeilste. Aus diesen drei Mustern mußte man sich eins wählen, und alsdann verglich man sich um den Preis. Die Einbalsamirung geschah auf folgende Art: Zuerst zog man das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem Haken heraus, und schüttete Gewürze und Spezereien (φάρμακα) hinein. Diodor berichtet hier noch, daß der heilige Schreiber (ἱερογραμματεὺς) dann auf dem Leichname die Stelle des Einschnittes bezeichnet habe, worauf der Paraschistes (Prosektor) mit dem äthiopischen Steine den Leib geöffnet, aber sogleich davon gelaufen sei, weil die Umstehenden mit Steinen nach ihm warfen, denn sie sahen den als eine hassenswürdige Person an, welcher eine Leiche verwundete. Nach Oeffnung des Unterleibes nahm man die Eingeweide heraus, reinigte alsdann den Unterleib, wusch ihn mit Palmwein aus, goß mit Wasser abgeriebene Spezereien hinein, füllte ihn mit Myrrhen, Zimmt und anderen Gewürzen und nähte ihn zu; hierauf legte man den Körper in Natron und ließ ihn siebzig Tage liegen. Sind diese Tage vorüber, so wäscht man die Leiche ab und umwickelt den ganzen Leib mit Binden von Byssus, die mit Gummi überzogen werden, dessen sich die Aegyptier gewöhnlich statt des Leimes bedienen. Die Verwandten nehmen nun die Leiche in Empfang, lassen ein dem menschlichen Körper ähnliches Gehäuse von Holz machen, legen sie hinein und stellen sie so in das bestimmte Gemach aufrecht gegen die Wand. So weit der Bericht Herodot's über die erste oder theuerste Art des Einbalsamirens, welchem wir noch folgende Beschreibung, welche Rouyer über das Einwickeln der Mumien gegeben hat, beisetzen wollen. „Man findet," sagt

derselbe, „alle Mumien fast auf dieselbe Art eingewickelt, der Unterschied besteht nur in der Zahl der Binden und in der Qualität des Stoffes. Der Körper ist zuerst mit einem engen Hemde bekleidet, das auf dem Rücken und am Halse zugeschnürt ist; bei einigen findet man statt des Hemdes nur eine breite Binde, die den ganzen Körper einhüllt. Der Kopf ist mit einem viereckigen Zeug von feinerem Gewebe bedeckt, dessen Mittelstück über dem Gesichte eine Art Maske bildet. Oft findet man fünf oder sechs solcher Stücke über einander, das letzte ist gewöhnlich gemalt oder vergoldet, und stellt das Gesicht der einbalsamirten Person vor. Jeder Theil des Körpers ist besonders mit mehreren in Harz getränkten Binden umgeben. Die Schenkel sind einander genähert und die auf der Brust gekreuzten Arme in dieser Lage durch andere Binden befestigt, welche den ganzen Körper umgeben. Diese letzten, gewöhnlich mit hieroglyphischen Figuren bemalt und mit langen, kunstvoll und symmetrisch sich kreuzenden Bändern befestigt, beschließen die Einwicklung.» — War nun die Mumie auf die bisher beschriebene Weise vollendet, so wurde sie in einem Sarkophage verwahrt. Diese Sarkophage waren verschieden, und Sieber, der mehrere gesehen und untersucht hat, gibt von ihnen folgende Beschreibung: Die meisten sind schwerfällig und roh gezimmert; bei den besseren stellt der Deckel eine erhaben gearbeitete Figur vor, deren Gesicht in Holz geschnitzt und an den Füßen ein aufgerichtetes Brett, die Füße vorstellend, angebracht ist. Ihre Form entspricht mehr oder weniger dem Umrisse der menschlichen Gestalt; an dem Kopfe runden sich die Sarkophage ab, erweitern sich bei den Schultern bis an die Elbogen und verschmälern sich allmälig bis zu den Füßen, wo sie eckig erscheinen. Die meisten sind ohne Anstrich oder nur mit Wasserfarben weiß oder schwarz gefärbt. Nur sehr Vermögende konnten die Kosten aufwenden, ihn aus dem Sycomorusholze mit Geschmack und Kunst arbeiten und mit Figuren übermalen und überfirnissen zu lassen. Diese hieroglyphischen Vorstellungen aus der Mythe der Aegyptier sind dicht neben und über einander auf einem Gypsgrunde mit plastischen, dicken Wasserfarben mit dem Pinsel aufgetragen und dann mit einem sehr dauerhaften Firniß, welcher die Reinigung mit Wasser zuläßt, überzogen. Das Ganze hat das Ansehen von gepreßter Arbeit und bietet eine Art von Relief. In diese Sarkophage wurden zwei Deckel aufgesetzt und eingelassen. Der innere Deckel paßt mit seinem Umriß genau an die inneren Seitenwände des Sarkophages, ist aus dem Sycomorusholze geschnitzt und stellt in erhabener Arbeit die Person in Lebensgröße mit allen möglichen Verzierungen übermalt vor; die Hände liegen über die Brust

gekreuzt und jeder Platz ist mit Hieroglyphen bedeckt. Ueber diesen inneren Deckel kommt der zweite oder äußere, welcher dasselbe aber vergrößert und mit anderen hieroglyphischen Malereien verziert vorstellt; er paßt mit seinen Zapfen genau in die Löcher am Rande des Sarkophages und schließt ihn vollkommen. Der innere Deckel wurde auch öfter in Form einer die Mumie ganz umschließenden Maske von Pappe aus Byssus verfertigt, den man durch einen dicken Ueberstrich von weißer Leimfarbe glättete, um ihn zur Auftragung der Malerei geschickt zu machen; Gesicht, Kopfschmuck und Hände wurden durch Pressungen in die Maske erhaben dargestellt. In seltenen Fällen wurden auch die inneren Wände und der Boden des Sarkophags mit verschiedenen hieroglyphischen Bildern bemalt, aber mit keinem Firniß überzogen. Sehr Reiche verschlossen nun den bisher beschriebenen Sarkophag noch in einen zweiten, viel größeren, schwarz angestrichenen, auf dessen Deckel der Verstorbene über Lebensgröße vorgestellt war; noch reichere und ausgezeichnetere Personen wurden mit diesem Sarkophag in ein sargartiges, in der Katakombe aufgerichtetes Gerüst eingesenkt, welches einen viereckigen großen Schrank mit Ecksäulen vorstellte, und mit einem ähnlichen Deckel verschlossen war. Könige wurden in kolossale Sarkophage von orientalischem Granit, die mit eben so kolossalen Deckeln aus gleichem Steine geschlossen wurden, in die Katakomben beigesetzt. — Die bisher beschriebene Verfahrungsweise des Einbalsamirens war die theuerste, deren sich die Reichen bedienten; nun hatten aber die Aegyptier für minder Bemittelte und Arme noch zwei andere wohlfeilere Methoden, von denen Herodot Folgendes sagt: Wenn die erste Art zu theuer ist und die zweite gewählt wird, so verfahren sie folgendermaßen: sie füllen eine öhlige Flüssigkeit, welche von der Ceder kommt (Cedria), in Spritzen, und injiciren dieselbe in die Bauchhöhle des Todten, ohne einen Einschnitt zu machen, durch den After, welchen sie, um das Wiederabfließen zu verhindern, verstopfen; alsdann setzen sie den Körper die vorgeschriebene Zeit lang ein, und lassen am letzten Tage das eingespritzte Cederöhl abfließen, welches durch seine Stärke Magen und Eingeweide aufgelöst hat und mit fortspült, während das Fleisch von Natron aufgelöst wird, so daß an der Leiche nur noch Haut und Knochen übrig bleiben. Ist das geschehen, so geben sie den Todten ohne andere Vorrichtung zurück. Die dritte Art ist nur für die Armen und folgende: Nachdem sie in die Bauchhöhle den Reinigungssaft eingebracht haben, salzen sie die Leiche siebzig Tage, und geben sie denen, welche sie gebracht haben, wieder zurück. — Zu bemerken ist noch, daß Maillet in einigen Mumien Gegenstände fand, welche bezeichneten,

womit sich die Person während ihres Lebens vorzüglich beschäftigte; so fand er in einer Mumie ein kleines, etwa ein Fuß langes Gefäß, worin sich dieselbe Art von Balsam befand, deren man sich bedient, um Körper vor Verwesung zu bewahren, und glaubt, daß dieses ein Merkmal gewesen sei, wodurch diejenigen bezeichnet wurden, die sich mit dem Einbalsamiren der Leichen beschäftigen; in einer anderen Mumie fand er die Saiten eines musikalischen Instrumentes und schloß daraus, daß dieses die Leiche einer Person gewesen, welche dieses Instrument zu spielen pflegte, oder wenigstens einer solchen, die viel Sinn für Musik gehabt. Dr. M—s—r.

Art. IV. Paris, oder die Wissenschaften, öffentlichen Anstalten und die Sitten im neunzehnten Jahrhundert, von Alphons Esquiros. Zwei Bände. Stuttgart, J. B. Müller's Verlagsbuchhandlung, 1848.

(Schluß.)

In den, den ganzen ersten Theil füllenden Mittheilungen über den Jardin des plantes ist vorzugsweise das, was über Lacanal, seine Correspondenz, seine Rolle im Convent, überhaupt über die Persönlichkeit, den Charakter und die Schicksale dieses, in vielfacher Beziehung ausgezeichneten Mannes gesagt wird, von großem Interesse. Diesen Mittheilungen folgen die nicht minder interessanten über Etienne Geoffroy, sein Leben und Wirken.

Nun folgt eine höchst genaue, durch Anschaulichkeit ausgezeichnete Beschreibung aller Theile des Jardin des plantes, vorzüglich in naturhistorischer Hinsicht bedeutend. Die Betrachtung der vorsündfluthlichen Welt im Museum führt zu folgender Frage: Ist diese Welt von derjenigen, auf welche der kaum gelüftete Schleier des Staubes einer langen Vergangenheit alsbald zurückfällt, so gar verschieden? Cuvier, der Mann der Anomalien, sah in dem revolutionären Gange der vorsündfluthlichen Natur die Wirkung von Mitteln und Ursachen, welche jetzt nicht mehr existiren; nach ihm hatte die allgemeine Bewegung der Welt sich plötzlich verändert. — Diese Ansicht ist heut zu Tage nicht mehr zuläßig, denn wenn man nur ein wenig nachdenkt, so wird man erkennen, daß die alte Ordnung der Dinge in der neuen die tiefsten Spuren zurückgelassen hat. Eben so, wie sich während der Kindheit zahlreiche Phänomene bei den Menschen äußern, die sich später nicht mehr wiederholen, können wir uns nun auch ein Zeitalter vorstellen,

wo die Welt von Ursachen bewegt war, welche in ihrer wirkenden Kraft nachgelassen haben, ohne daß deßhalb der Verlauf und die allgemeinen Gesetze des Lebens umgestürzt worden wären — im Gegentheil scheint uns Alles die Ansicht aufzudrängen, daß die alten Welten nur der Anfang eines Zustandes der Dinge waren, dessen ruhigere, gesetztere Resultate wir nunmehr vor Augen haben. Ueber all die Verheerungen, die Versetzungen und Revolutionen hinaus, welche in den Jahrhunderte langen Epochen der Urzeit die Bedingungen und Formen des Daseyns gestört haben, ist Alles, was die Grundgesetze der Natur berührt, Alles, was sich zu einer philosophischen Höhe erhebt, völlig unverändert geblieben. Sogar wenn wir einen letzten Blick auf diese Reihenfolge von Ereignissen werfen, deren endlose großartige Kette die Fossilien in diesem Saale vor uns abrollen, werden wir bemerken, wie die von Gott im Beginne der Weltschöpfung befolgte Ordnung sich noch jetzt vor unsern Augen in einigen seiner Werke wiederholt. Die Welt hat sich ganz eben so geformt, wie sich der Kopf des Menschen bildet. Dieser ist im Anfange nichts weiter, als eine flüssige Gehirnmasse, welche im Mutterleibe mit jedem Tage mehr Festigkeit und Consistenz gewinnt. Um dieses weiche Gehirn lagert sich bald eine feste Kruste — die Hirnschale; später kommen auf dieser mit einer beweglichen Haut bekleideten Hülle gleichsam die ersten Spuren der ihr zukommenden Vegetation zum Vorschein — man sieht Haare emporkeimen. Endlich treten auch gewisse Schmarotzerthierchen auf, um im ersten Kindesalter diesen wachsenden Wald einzunehmen, und wie einst die Urthiere auf der Oberfläche der Welt darin zu leben. Wir finden noch einen weiteren Vergleichungspunkt. Es existirt nämlich zwischen der großen Welt- und der jährlichen Schöpfung, welche im Frühlinge neues Leben auf die Erdkugel zurückruft, eine auffallende Aehnlichkeit. — Im Anfange herrscht der Winter — das Bild des Chaos mit seinen beiden beklagenswerthen Merkmalen der Oede und Unfruchtbarkeit; dann kommt die Regenzeit, der Monat der lauen Wasserströme, welche den Boden befruchten — das Sinnbild des ersten atmosphärischen Niederschlags, der die trockene Erde bedeckte; die Zeit der Winde läßt sich hören: die Erde trägt in ihren inneren Falten sehr alte Spuren großer Erschütterungen durch die umgebende Luft an sich; ihr folgt die Keimzeit, und nun geht in den Eingeweiden des Bodens jener langsame Vegetationsprozeß vor sich, der auch bei jenem Uranfange Statt hatte, da die von Wasser befreite und abgetrocknete Erde sich mit dem ersten Grün bedeckte; endlich kommt der Frühling, um unsere einsamen Wälder und

Ströme gewissermaßen mit einer neuen Ausgabe von Thieren zu bevölkern, die vom Insekte bis zum Menschen hinaufsteigen. Man kann also sagen, daß diese uralte Natur, deren wieder erstandene verstümmelte Exemplare wir erblicken, von der unserigen, so wie von den Bewegungen, die noch immer vor unseren Augen vor sich gehen, nur durch größere Intensität sich unterscheide — die Kraft der schöpferischen Agentien war damals zu dem Werke, das begonnen wurde, vollkommen proportionirt.

Wer also zu sehen versteht, für den läßt sich aus der Bildung des Jahres eine Vorstellung von der Bildung der Welt ableiten: will man jedoch ein vollkommenes Bild, so muß man immer wieder auf die Reihenfolge der Erscheinungen zurückkommen, welche das Leben der Kreaturen beginnen. Ohne hier von den embryogenischen Zuständen und sogar von der ersten Kindheit zu reden, von der jede Erinnerung für uns verloren gegangen — gibt es nicht frühere Zustände, deren wir uns so zu sagen entäußert haben, ehe wir unser jetziges Alter erreichten? Auch diese Zustände, glaubt der Verf., sind für uns todt, obgleich wir noch leben; in jedem derselben haben wir eine bestimmte physische wie geistige Art des Daseyns verlassen; Gedanken und Empfindungen, welche wir in jenen verwischten Zeiten gehegt, bleiben gerade wie die Fossilien in den Tiefen unseres Wesens vergraben, wo die Erinnerung sie zuweilen wieder aufsucht. In unserm Herzen haben sie eine Spur, in unserm Gehirne einen Eindruck zurückgelassen — das ist Alles: was wir sonst noch waren, unsere Physiognomie, die Farbe unserer Haare und unseres Gesichts, Wuchs und Umfang — Alles hat sich verändert. Diese Reihenfolge von Umgestaltungen, wovon die eine jedesmal die andere erzeugte, gibt im Kleinen ein Bild von der Umbildung des Erdballes; auch sie sind auf einander folgende Acte des Organismus, sind Lebensbedingungen, die sich ändern und erneuern — der Mensch ist eine Welt in sich. Mitten in dieser flüchtigen Bewegung, welche aus demselben Individuum im ganzen Verlaufe seines Daseyns mehrere abgesonderte Individuen bildet, gibt es gleichwohl ein Band, das so verschiedene Phasen unter sich verknüpft und weiter pflanzt: beim Menschen ist es die Einheit in sich, bei dem Erdballe, den wir bewohnen, die Einheit des Lebens.

Fassen wir das Seitherige kurz zusammen, so finden wir folgendes Resultat. Die Natur ist ein Buch, dessen Correcturen der Verfasser zu wiederholten Malen durchgesehen und verbessert hat. Die ersten Thiere — Skizzen derjenigen, welche folgen sollten — gleichen in der That auf den Erdplatten des Museums den undeutlichen Abzügen in der Buchdruckerkunst, deren Cha-

raktere eine ungeschickte Hand zu öfteren Malen verworfen und wieder aufgenommen hat. Diese schlecht abgezogenen Blätter der Schöpfung werden in Wirklichkeit durch andere ersetzt, auf denen das Leben mit neuen Schriftzügen beginnt, und eine Reihe zahlloser, standhaft erneuerter Versuche mußte dem jetzigen Zustande der Welt vorangehen, bis der letzte Abdruck lebender Wesen, auf den der Urheber der Schöpfung — wenn man so sagen darf — sein Imprimatur geschrieben, vollendet war. Diese Idee, aus dem großen Bilde der Thatsachen abzuleiten, war nicht so ganz unrichtig. Die Erkenntniß von dem Fortschritt des Lebens im Weltall wird sich sogleich mit der des Fortschrittes der Menschheit verknüpfen, dessen Wurzel sie gleichsam bildet. Der Mensch hat den Gang der Natur fortzusetzen.

Bei den ferneren Mittheilungen über den Jardin des plantes machen wir vorzüglich auf die über Gall aufmerksam, das ganze Leben, Denken, Wirken, wie die Theorie dieses ausgezeichneten und vielfältig verkannten Mannes genau darstellend. Ein Spaziergang in dem Cabinet des Doctors Gall, sagt der Verfasser, ist gerade, als ob man einen Theil der neuesten Geschichte, in unzerstörbaren Zügen auf die Hirnschädel der Menschen geschrieben, welche die Hauptereignisse derselben veranlaßt haben, Revue vor sich passiren ließe. Eine solche Sammlung wird für die Zukunft wahrhaft kostbar seyn: unsere Nachkommen werden diese durch den Tod unsterblich gemachten menschlichen Ueberbleibsel nicht ohne Interesse betrachten. Gall hat bei den Personen seiner Zeit, die er in Gyps abgegossen, dieselbe Sorgfalt beobachtet, wie die Natur sie einst auf die vorsündfluthlichen Thiere verwendete, indem sie deren verhärteten Abdruck in dem weichen Thone aufbewahrte. Ein künftiger Cuvier wird mit Hülfe dieser historischen Fossilien im Stande seyn, das lebende Bild unserer Zustände mit ihren Wundern und Ungeheuern, ihren Revolutionen und Sündfluthen darzustellen.

Ueberdieß ist das Schädelcabinet des Jardin des plantes nicht das einzige, das in Paris existirt: Gall's Nachfolger tragen Sorge, das Haupt jedes großen Mannes schon bei seinen Lebzeiten mit Beschlag zu belegen, und diese Katakomben unserer Zeitgeschichte werden jeden Tag mit den Ruinen meublirt, die der Tod, indem er die Existenz von mehreren zerreißt, unaufhörlich verursacht; alle Personen, die eine Rolle gespielt haben, müssen daselbst figuriren. Und so schreitet nur über die Erde, ihr Eroberer! reformirt die Welt von eurer Tribune, ihr Redner! macht euren Namen an den äußersten Enden des Weltalls bekannt, die ihr große Menschen genannt werdet! Wenn das

Schicksal euch begünstigt, werdet ihr einst eine Stelle in den staubigen Fächern eines Schrankes finden; ein alter Professor wird das Bild eures Hirnschädels einigen verwunderten Schülern zeigen und dabei ausrufen: „Dieser hier war Napoleon; jener der General Foy; der da war Chateaubriand: bemerken Sie wohl die wunderbaren Beulen!"

In den Augen Gall's war die Hirnschale ein festes Blatt, worauf die Natur in unverkennbaren Zügen den Charakter und die Geistesmacht jedes Menschen verzeichnet hat, und so behauptete er, daß man nach den bloßen Kopfspuren die Geschichte eines erloschenen Individuums zusammensetzen könne. Die Wahrheit ist, daß er selbst außerordentliche Proben eines solchen Hellsehens ablegte. So war er eines Tages bei Dr. Caille, der ein merkwürdiges osteologisches Cabinet besaß, und wie er die Monomanie des Betastens besaß, besichtigte er mit leidenschaftlicher Neugierde sämmtliche Köpfe seiner Sammlung, einen nach dem andern. Plötzlich fing er an, mitten im Zimmer herumzuhüpfen, so sehr war er vor Freude exaltirt, und Caille über den Geisteszustand seines Collegen beunruhigt, fragte ihn, was er denn gefunden habe. „Einen Vatermörder habe ich gefunden," erwiderte Gall, von seiner Entdeckung noch ganz entzückt, indem er mit dem Finger auf einen der anonymen Schädel der Sammlung hindeutete. „Sie müssen mir ihn zum Kaufen geben," fuhr Gall in seiner Begeisterung fort, „gleich einem Raphael'schen Gemälde will ich ihn nöthigenfalls mit Gold aufwiegen." Caille theilte den Enthusiasmus seines Freundes für die Phrenologie keineswegs und antwortete ihm sehr kalt, so viel Ehre sei der Schädel gar nicht werth; wenn er ihm Freude mache, so möge er ihn zum Geschenk behalten; was aber seine Behauptung betreffe, so lasse sich Gall von seiner Phantasie zu einem Irrthume hinreißen, denn jener Schädel habe einem Emigrirten angehört, und dieß sei Alles, was er davon wisse. — „Das ist unmöglich, Sie müssen sich irren," versicherte Gall, auf seiner Ansicht beharrend; „ich sage Ihnen, dieser Mensch muß seinen Vater oder seine Mutter umgebracht haben, ich will darauf schwören." — Das einzige Mittel der Verständigung war, daß man der Sache weiter nachforschte, und so sammelten denn unsere beiden Freunde folgende Nachricht: der Schädel hatte in der That einem französischen Emigranten angehört, der während der Revolution hingerichtet worden war. — Auf dem Schaffot war er, ein Greis mit silberweißen Haaren, mit einer Anrede vor das Volk getreten: „Ich sterbe unschuldig an dem Verbrechen, dessen ihr mich beschuldigt," sagte er, „denn unmöglich konnte ich das französische Gebiet, wo ich geboren und wohin ich zurückgekehrt bin,

um der unüberwindlichen Liebe zum Vaterlande zu gehorchen — verletzen wollen; nichts desto weniger muß ich aber in all' dem den Finger Gottes erkennen, denn vor zehn Jahren tödtete ich meinen Vater, und sein Blut fällt jetzt auf mein Haupt: das ist Gottes Strafgericht.» — Man denke sich Gall's Triumph!

Die Sammlung des Gründers der Phrenologie wurde ganz in demselben Zustande gelassen, wie Gall sie bei seinem Tode hinterließ: die Nummern und einige von den Anmerkungen, welche die verschiedenen Stücke begleiten, stammen alle noch von seiner Hand; so daß er, wenn er heute noch von den Fächern seines Schrankes herabstiege und zu sprechen anfinge, nur seinen Curs wieder aufnehmen und uns die Figuren seines Cabinets erklären dürfte. Der Vater dieser Sammlung fing in der Regel damit an, daß er Einem erklärte, wie sich das Ensemble des Kopfes bei ausgezeichneten Menschen in der Regel darstelle; er pflegte vornehmlich an Voltaire's Büste bemerklich zu machen, wie das Volumen des Gehirns im Vergleich mit dem kleinen Gesichte sehr beträchtlich sei. In dieser Beziehung erzählte er: wie Napoleon noch als Artillerie-Offizier eines Tages zu seinem Hutmacher gekommen sei und mehrere Hüte aufprobirt habe, ohne einen einzigen für seinen Kopf passenden zu finden. »Herr Gott!» rief der verwunderte Hutmacher, »was bedürfen Sie für einer Kopfbedeckung!» — Eine Krone war's, deren er bedurfte.

Es wäre übrigens ganz gegen Gall's Ideen, wenn man die Größe der Intelligenz nur nach dem Volumen des Kopfes bemessen wollte, denn der Doctor war der Ansicht, daß keines der Selbstvermögen sich durch die allgemeine Formation der Hirnschale, wohl aber durch die Abschnitte ausdrücke, deren Gränzen er zu bezeichnen trachtete. Gall glaubte, die Zahl der Organe, welche die Gesammtheit geistiger Natur darstellen, nahezu bestimmt zu haben: in seinen Augen war der Kopf des Menschen ein Clavier von sieben und zwanzig Tasten, und er behauptete, dadurch, daß der Schöpfer diese Tasten in verschiedenen Graden der Intensität accentuiren und sie verschiedentlich unter sich combinire, wisse er die zahllose Mannigfaltigkeit der Charaktere wie der Talente hervorzubringen. — So sehr auch der Bau des Gehirnes bei jedem einzelnen Individuum wechselt, so läßt er sich doch in den gewöhnlichen Fällen auf zwei Hauptzustände zurückführen, indem er bald verschiedene Dosen von Fähigkeiten mittleren Grades anzeigt, wovon keine die andere überragt, bald umgekehrt einige Vermögen in besonderer Mächtigkeit angibt, während andere nützliche Fähigkeiten fast gänzlich

fehlen. Letztere wenn gleich unvollständige Art der Organisation kommt oft viel weiter als die andere, woran die charakteristische Betonung schuld ist, die sie ihren Werken aufdrückt. Das Ideal eines wohlgeformten Kopfes wäre gleichwohl ein solches, das bei gehöriger Entfaltung sämmtlicher Gehirnpartieen eine oder zwei dominirende Fähigkeiten aufwiese, die den besondern Beruf des Individuums bestimmten. — Ein schönes Beispiel dieses merkwürdigen Typus ist an Goethe's Büste zu sehen.

Gall's Museum ist die Welt. Dr. Gall beschränkte seine Wissenschaft nicht darauf, daß er unter leeren Schädeln und trockenen Knochen herumstöberte, sondern studirte vornehmlich die Art und Weise, wie die Formen des Kopfes sich im wirklichen Leben darstellen, wobei die Gesellschaft, die er vor Augen hatte, ihm als Gallerie belebter Porträts diente, deren Charakter er zu bestimmen suchte. Unser Gelehrter kannte die Organisation der meisten bedeutenden Menschen, welche in diesem Augenblicke gewissermaßen den intellektuellen Senat von Frankreich bilden; über Alle beinahe hat er uns unedirte Urtheile hinterlassen, die man recht wohl aus dem Munde seiner Freunde zu sammeln vermag; bei solchen, die er weder gekannt noch beurtheilt hat, finden wir in seiner Methode die Mittel, den Scharfblick des Meisters zu ersetzen, und wollen deßhalb zu erfahren suchen, was Gall von so manchen Männern unserer Zeit gedacht hat, oder wenigstens gedacht hätte. Hiefür aber ist es nöthig, sich einen genauen Begriff von seinem Systeme wie von den Grundlagen zu machen, auf denen jene wunderbare Feinheit der Beobachtung beruhte, die bei dem Dr. Gall einen besonderen Sinn auszumachen schien.

Vor Gall hatte eine gewisse Schule in das Empfindungsvermögen, sonst auch das peripherische Nervensystem genannt, den Wohnsitz unserer ganzen Erkenntniß verlegt: der deutsche Doctor unterwarf diese Ansicht seiner Prüfung und überführte sie des Irrthums. Er erkannte gleich zu Anfang, daß bei manchen sehr talentvollen Menschen die äußeren Sinne nur in sehr unvollkommenem Zustande sich vorfinden; so sind oft die höchsten Fähigkeiten des Malers und des Musikers mit kurzem Gesichte oder stumpfem Gehöre verbunden. Beethoven war taub, fühlte sich aber gleichwohl noch in seinem Alter zum Claviere hingezogen, obgleich die Töne, die er dem Instrumente entlockte, nicht mehr zu seinem verschlossenen Ohre gelangen konnten; ja es begegnete ihm sogar zuweilen, daß er beim Spielen keine Taste mehr anschlug — das musikalische Getümmel wogte dann in seinem Innern. Ein gewisser Devoyer, der zu Gall's Zeiten für einen Kenner von Gemälden galt, war so kurzsichtig, daß

er die Wirkung eines Bildes nur durch das Augenglas beurtheilen mußte. So hatte unser Gelehrter von einem Augsburger Buchhändler gehört, der, von Geburt blind, mit Hülfe eines innern Sinnes eine ziemlich genaue Ahnung der Farben besaß und deren Harmonie mit Genauigkeit bestimmte. Spurzheim traf zu Dublin einen Menschen, der eine große Vorliebe für mechanische Künste, besonders für das Landschaftszeichnen besaß, aber auf alle Malereien verzichten mußte, weil er das Rothe vom Grünen nicht unterscheiden konnte, so daß er, ohne es zu wissen, die Bäume roth gemalt hätte. — In Nr. 73 der Gall-schen Sammlung haben wir die anonyme Maske eines sehr gelehrten Mathematikers vor uns, der sämmtliche Farbennüancen mit einander verwechselte: die Stufenleiter, welche das Licht von einem Tone zum andern durchläuft, war für ihn gänzlich unfaßbar, und er begriff eben so wenig, wie man in der Malerei eine Harmonie entdecken könne — gleichwohl hatten diese beiden Männer vollkommen gesunde Augen. Solche öfters wiederkehrende Thatsachen brachten Gall und Spurzheim zu der Ueberzeugung, daß die unmittelbare Thätigkeitssphäre des Gesichts wie des Gehörs darin bestehe, Töne und Farben dem Gehirne zu überliefern, nicht aber deren Beziehungen zu beurtheilen vermöge. Eben so wenig wollten sie sich dazu verstehen, das Talent für eine Kunst in die bloße Handfertigkeit des ausübenden Künstlers zu verlegen: hätte sich ja doch Lessing schon vor ihnen nicht gescheut, zu behaupten, Raphael wäre der größte Maler, auch wenn er ohne Hände geboren wäre. Wirklich zeigt auch die Erfahrung, daß die besten Zeichner oft sehr ungeschickt sind und meist eine schlechte Handschrift führen. Auch die Musik hat ihren Wohnsitz nicht im Stimmorgane, das die Natur den Menschen verliehen; denn manche der größten Componisten singen falsch, und das Vermögen, die Harmonie der Töne aufzufassen, ist von der Stimme so unabhängig, daß die Liebhaber sich darin gefallen, die musikalischen Ideen schweigend aus der Partitur abzulesen. Ein weiterer Beweis, wie das Talent nicht an die ausübende Hand gebunden ist, besteht auch noch darin, daß eine Person, welcher einzelne Finger fehlen, sich nach Bedürfniß andere Glieder zur Aushülfe erfindet: so kennt man ja heut zu Tage einen Künstler, der, ohne Hände geboren, sich des Fußes zum Malen bedient; ein Meister der französischen Schule, dessen rechte Hand gelähmt war, malte mit der linken eines seiner besten Bilder, das man noch heut im Chore der Nôtre-Dame Kirche sehen kann. Das Cabinet im königlichen Garten besitzt die Maske eines militärischen Musikanten, der

nach der Amputation des einen Arms die Mechanik ersann, mittelst deren er die Flöte eben so gut, wie früher mit zwei Armen, blasen konnte. Alle diese Thatsachen führten unsern Doctor auf folgenden Schluß: Der Mensch ist nicht zum Maler oder Musiker geboren, weil er Hände oder eine Stimme besitzt; die Natur hat ihm vielmehr Stimme und Hände gegeben, um ihn in den Stand zu setzen, seine inneren Fähigkeiten nach Außen zu entfalten.

Eben jene Lehre, welche Gall als mangelhaft erfunden hatte, behauptete weiter, der Mensch hängt durch die Sinne von der äußern Welt ab, von der er die Keime zu allen seinen Fähigkeiten empfange. Auch um diesen zweiten Irrthum zu bekämpfen, nahm Gall seine Zuflucht zu der Erfahrung und wandte sich zuerst zu den Thieren, den naiven Kindern der guten Mutter Natur, welche kein Interesse haben uns zu betrügen. Und was sah er hier? — Die Erfahrung lehrte, daß Singvögel, die man absichtlich in einem Neste mit gesanglosem Gefieder auferzogen, und sorgfältig von jeder musikalischen Erziehung abgesperrt hatte, plötzlich die schönsten Rouladen ausführten, sobald die Zeit die Stimmkräfte ihrer Kehle entwickelt hatte. Die kleinen Wesen mußten also wohl die Musik in sich selber haben. Von den Thieren stieg Gall aufwärts zu den Menschen — gleiche Ursachen, gleiche Folgen. Manche Musiker seiner Zeit hatten, wie jene Singvögel, gewisse Accorde, die ihre Ohren niemals vernommen, zum Voraus geahnt. Händel hatte kaum zu sprechen angefangen, als er auch Liedchen zu componiren versuchte; sein Vater schaffte alle musikalischen Instrumente aus dem Hause; aber das Kind fand Mittel, sich ohne Lehrmeister und ohne Instrument in seiner Kunst zu üben. Solche Beispiele sind nicht selten: man erzählte dem Verfasser die Geschichte eines Bauernknaben, der von dem Instinkt zur Musik getrieben und ohne Gelegenheit, denselben zu befriedigen, ganz allein aus seinem Holzschuhe ein Instrument fabrizirte, indem er klingende Saiten über dessen Oeffnung spannte: so erlernte das Kind die Violine ohne andern Lehrmeister als die Natur, und wurde ein in seinem Lande sehr renommirter Spielmann. — Auch die andern Künste pflegen sich eben so durch eine Art zweiten Gesichtes zu enthüllen. In Gall's Cabinet sieht man die Maske eines sechsjährigen Kindes, das mit auffallendem Talent begabt war: es fertigte nämlich sehr sinnreiche Karrikaturen aus Papierblättern, die es mit einer Geschwindigkeit zuschnitt, als ob die Figuren schon zum Voraus darauf verzeichnet gewesen wären. So entdeckte Gall bei jungen deutschen Schäfern eine Anlage zur Poesie,

trotz dem, daß sie kein Wort lesen konnten. Voltaire machte schon im siebenten Jahre Verse; Béranger, obwohl ohne alle klassische Bildung, dichtete auf's Gerathewohl seine unsterblichen Lieder, ohne recht zu wissen, was er eigentlich machte.

Alle Welt ist ferner der Ansicht, daß die bloße Reflexion zum Auffinden der Kunstgesetze nicht genüge; selbst das Studium ergänzt nur theilweise die angebornen Mittel, auch wenn es die Wissenschaft selbst betrifft. Die meisten Gelehrten, die berühmtesten Mathematiker wurden durch den bloßen Drang ihrer Natur zu den schönsten Entdeckungen geführt. Herschel fühlte schon lange zuvor, ehe er ein astronomisches Buch in die Hand bekam, einen unruhigen Forschungstrieb nach dem, was an dem Sternenhimmel über seinem Haupte vorging; da er später seine Augen als ungenügend erkannte, um die Bewegung dieser großen, kaum bemerkbaren Körper zu verfolgen, und aus Armuth kein Teleskop zu kaufen vermochte, so erfand er selber jene bewunderungswürdigen Augengläser und alle jene Maschinen, die so sehr zu seinem Ruhme beigetragen haben. Was sollen wir vollends von der Schwester dieses großen Astronomen sagen, die ohne vorheriges Studium die Kunst erfand, das Erscheinen der Kometen zum Voraus zu bestimmen? Kaum hatte der junge Vaucanson die Schwingung eines Pendels durch die Spalte seines Futterals entdeckt, als er sich bloß mit einem schlechten Messer einen ähnlichen Pendel aus Holz schnitzte; auch Pascal hatte schon mit zwölf Jahren ohne Buch einen Theil der Mathematik durchgemacht.

Diese Thatsachen sammelte Gall, um sie durch sein System zu erklären. So ist der Gesang, nach der Lehre des Erfinders der Phrenologie, der Naturlaut, den ein für Musik organisirtes Wesen von sich gibt, eben so wie die Dichtkunst und die Malerei nur ein instinktartiger Drang der Seele ist, der mit dem Sinne für das Ideale oder für die Farbenvertheilung in Verbindung steht. Durch diese Betrachtungsweise wird der Einfluß der Außenwelt auf die Werke der Meister allerdings bedeutend reducirt, denn unserm deutschen Doctor zufolge fühlt sich der Maler, der Dichter wie der Musiker weit mehr gedrängt, das Weltall in seiner eigenen Individualität umzugestalten, als bloß das äußere Bild der Gegenstände mit ängstlicher Genauigkeit zu reproduziren, und jeder Künstler verwickelt in der Gesammtheit seiner Fähigkeiten einen von der Sinnenwelt ganz verschiedenen Kreis von Kräften, weil er seine Ideen, seinen Willen und sein Genie darauf überträgt. In dieser innerlichen schöpferischen Kraft fand Gall die Ursache der zahllosen Variationen, wodurch sich

die Werke der Kunst von einander unterscheiden: dieser Maler sieht mit hellem, jener mit düsterm Blicke, und vergleicht man die Gemälde der Meister, welche die Natur wiederzugeben unternahmen, so wird man dieselbe in allen Farben von ihnen dargestellt finden. So gestaltet sich das Licht bei unserm berühmten Ingres ganz anders als bei Eugen Delacroix, weil diese beiden Künstler, wenn auch in ihrem vergleichenden Sinne einander ähnlich, dennoch jeder für sich ein besonderes Talent, gleichsam ein zweites Gesicht besitzen, das in Betreff des Colorits der äußeren Gegenstände schwächend oder steigernd auf ihr Sinnesorgan einwirkt. Es wäre umsonst, wenn man in geographischen Einflüssen den Grund zu jener derb strotzenden fleischigen Form, deren Muster uns Rubens in seinen Gemälden hinterlassen, entdecken wollte: der niederländische Meister hatte sehr lange in Italien gelebt, und denselben Himmel, dieselben Frauen wie Raphael vor Augen gehabt; man kann sich also nur aus der innern Organisation des Malers jene unbezähmbare Gewalt erklären, welche die Natur bei ihm modifizirte und seinem speziellen Charakter anpaßte.

Im zweiten Theile sind die Mittheilungen über die Irrenhäuser, die Findelhäuser und die Taubstummen enthalten. Das erste Kapitel theilt in medizinischer Hinsicht höchst bedeutende Untersuchungen mit über die Hallucination, ihre Verläufe und Ursachen, ihre verschiedenen Formen, ihren Sitz, über die Hallucination in rechtlicher Beziehung und über ihre Behandlung.

Die Ursachen der Hallucination theilt der Verfasser in zwei Klassen ab, in äußere und innere. Die äußeren Ursachen sind unzählig, sie begreifen alle sinnlichen Gegenstände in sich, welche auf die Einbildungskraft einwirken können. In jedem beliebigen Augenblicke können sie auch unter dieser oder jener Gestalt zu einem Gegenstand für den Wahnsinn werden. Die zweite Klasse, d. h. die innern Ursachen, haben ihren Ursprung in unsern Gefühlen, unsern Ideen und in unserm Charakter. Wenn schon Viele den Einfluß des Geistes auf den Körper als Grundbedingung zur Entstehung der Hallucinationen und Illusionen läugnen, so hat er doch nichts destoweniger die höchste Bedeutung für dieselbe. Gewiß hat Jeder schon Tage gehabt, an welchen die Gegenstände unter dem Einflusse seiner Gemüthsstimmung eine ganz andere Gestaltung annahmen, als sie sonst in seinen Augen hatten. Beschäftigt uns ein trauriger Gedanke, so nimmt die ganze Natur die trübe Färbung an. Weder Bäume noch Blumen haben ihre Gestalt verändert; unser Geist ist es, der niedergedrückt ist, und der auch die Bilder und Eindrücke der

Sinnenwelt um uns her umflort und in einem trüben Lichte erscheinen läßt. Die Umgangssprache hat für diese Stimmung eine sehr treffende naive Bezeichnung. Man sagt nämlich: „Alles schwarz sehen." Je lebhafter und freudiger der Geist die Eindrücke der Außenwelt auffaßt, desto lebhafter erscheinen ihre Gestalten und Farben.

Die Melancholie macht für die Illusion empfänglich; denn es wohnt ihr das beständige Bestreben inne, die äußere Welt zu entstellen. In trauriger Stimmung beängstigt und belästigt uns das unbedeutendste Geräusch. Im gesunden Zustande endigen derartige Illusionen mit der Ursache, welche sie hervorrief. Nicht so verhält es sich mit den Visionen der Kranken. Der Verfasser theilt einen ihm von Herrn Leuret erzählten Fall mit. Ein Mann, der in der Gesellschaft stets wichtigen Geschäften vorstand, sah am Ende nichts mehr als Zeichen und Vorbedeutungen in seiner Umgebung. Begegnet er auf seinem Wege einem Steinhaufen oder einem kleinen Hügel, so ruft dieses die Vorstellung des Grabes in seinem kranken Gehirne hervor. Auf diese Weise verwandeln sich für ihn alle Gegenstände um ihn her in Vorbedeutung, denen er den größten Einfluß auf sein Schicksal zuschreibt. Eines Tages bemerkt er im Vorbeigehen zu seiner Linken einen Laden, in welchem Trauerkleider ausgestellt sind. Man denke sich den Eindruck, der diese schwarzen Farben auf eine ohnedieß in Unruhe versetzte Einbildungskraft hervorrufen. Unser Kranker entfernt sich mit großen Schritten von diesem Unglück verkündenden Orte, da fällt ihm die schlimme Zahl 13 über einem andern Laden in die Augen. Er wagt nun weder an dem einen noch an dem andern Orte vorüber zu gehen. Seine Einbildungskraft läßt ihm dieselben als gefahrbringende Ungeheuer erscheinen. Er schwebt wie zwischen Scylla und Charybdis, und geht unstät zwischen beiden hin und her bis zum Abend, ohne einen Ausweg aus diesem schrecklichen Orte finden zu können. Indeß rückt die Nacht herbei, die Polizei und die in der Gegend wohnenden Kaufleute werden aufmerksam auf diesen Menschen, der schon seit mehreren Stunden wie ein gebanntes Gespenst umherwandelt. Trotz Allem kann sich unser Kranker noch nicht entschließen, eines der Hindernisse, die ihn zurückgehalten, zu überschreiten. Er wird zur Rede gestellt, arretirt und in's Irrenhaus geführt. Ein solcher Fall kann zum wenigsten als Beispiel dienen, welchen Einfluß eine fixe Idee auf die Vorstellungen haben kann, welche wir uns von äußern Objecten machen.

Religiöse Schwärmerei ist ebenfalls eine häufige Ursache der Illusionen, trotz der bedeutenden Abnahme der Religiosität

im Allgemeinen. Ein solcher Schwärmer schafft sich einen eigenen Gott, einen Gott, dem alle seine Handlungen so wichtig sind, wie ihm selbst; er zerreißt das Band, welches die sichtbare mit der unsichtbaren Welt verbindet. Sobald sich einmal der Geist längere Zeit in dieser unnatürlichen Spannung befunden hat, so genügt ein Geräusch, ein Lichtstrahl, ein Nichts, seinen Ideen eine Gestalt zu leihen. Solche Kranke geben der Gottheit einen Körper, eine Stimme, sie denken sich dieselbe sogar mit Kleidung angethan. Derartige Bilder werden sehr häufig au. Büchern, von Gemälden oder Statuen entlehnt, welche einen starken Eindruck auf die Phantasie des Kranken gemacht haben. Wenn in unserer Zeit vielleicht die Steigerung des religiösen Gefühles bis zum Wahnsinn seltener ist als früher, so scheinen dafür der Eigendünkel und der Egoismus in den Herzen der Menschen zu wachsen und zu Geisteskrankheiten häufiger Anlaß zu geben als sonst. Die Eitelkeit der Frauen veranlaßt dieselben häufig zu falschen, trügerischen Vorstellungen von sich selbst. So erzählt Calmeil: ein häßliches Mädchen, das sehr dick und dadurch entstellt war, habe immer behauptet, daß das, was man sehe, nicht ihr eigentliches Gesicht sei, sondern daß sie unter der Haut einen Körper und ein Gesicht von reizender Schönheit habe. Andere bedürfen nicht einmal derartige Ausflüchte, um sich für schön und liebenswürdig zu halten. Der Verfasser hatte oft Gelegenheit, in einer Privatanstalt eine Frau von siebzig Jahren zu sehen, welche sich das Gesicht beständig mit einem Schleier verhüllt, nicht um die häßlichen Falten des Halses zu verbergen, sondern um bei den Männern, die sie sähen, keine Neigungen und kein Verlangen zu erwecken. Diese Kranke soll in ihrer Jugend außerordentlich hübsch gewesen seyn. Das Bild ihrer vergangenen Schönheit läßt die gegenwärtigen Eindrücke und Vorstellungen nicht zur Geltung gelangen und macht so, daß ihre Augen sie selbst auf die angenehmste Weise täuschen.

Die Seele hat einen so großen Antheil an der Art der Auffassung äußerer Objecte und vereinigt sich oft so innig mit denselben, daß sie dieselben am Ende nicht mehr unterscheiden kann. Die Gewohnheit aller lebhaften Menschen, in Bildern zu reden, beweist, daß es in der menschlichen Seele ein Vermögen gibt, das dieselbe beständig Irrthümern und Verirrungen aussetzt. Allmälig lassen sich diese an Ideen reichen Menschen hinreißen, dieselben mit einer materiellen, lebendigen und, wie sie glauben, für sie fühlbaren Gestalt auszustatten; ihre Gedanken bekommen Fleisch und Blut. Es ist leicht einzusehen, daß unruhige, dichterische, exaltirte Menschen sich durch das unablässige Treiben

ihrer Vorstellungen täuschen lassen, da ja schon für den ruhig denkenden Menschen die Verbindung der Ideen mit sichtbaren Zeichen eine so reiche Quelle des Irrthums ist.

Die folgenden Untersuchungen betrachten die Ursachen, die Formen des Irrsinnes und die Behandlung der Geisteskranken, welchen die Geschichte des Irrsinnes vorhergeht.

Von den Pariser Irrenanstalten wird vorzüglich Bicêtre besprochen. Jeder, der Paris kennt, kennt wohl auch das düstere Schloß von Bicêtre, welches auf der Straße von Fontainebleau seine finstern, schweigsamen Mauern in die Lüfte erhebt. Ueber der Pforte steht: **Hospice pour la Vieillesse (hommes).** In der That werden in diesem Pallaste des Elends alte gebrechliche Männer und Geisteskranke aufgenommen. In den vielen auf einander folgenden Höfen bietet sich das einförmige und traurige Schauspiel des Verfalls menschlichen Daseyns dar. Keiner von den alten Männern in grauen Röcken hat weniger als siebzig Jahre, und außerdem müssen sie noch an einer unheilbaren Krankheit leiden, wenn ihnen das Glück zu Theil werden soll, in die Anstalt aufgenommen zu werden. Bicêtre beherbergt etwa 3000 Menschen, welche jeden Tag dritthalb Eimer Wasser, drei bis vier Ochsen, sechs Hammel und ein Kalb consumiren. In jeder Woche werden 16—18,000 Stück Wäsche gewaschen und 4—500 Personen besorgen die häuslichen Geschäfte. Ein Bild der vergangenen Größe ist der jetzt verlassene Brunnen von Boffrand, welcher lange Zeit die Neugierde der Besucher auf sich zog. Das Haus bekommt gegenwärtig sein Wasser aus den Quellen von Arcueil. Von der Geschichte des Schlosses führt der Verfasser nur kurz an, daß es von Ludwig XIII. erbaut wurde. Dieser fromme König bestimmte es für den Ritterorden des heiligen Ludwig So war es lange Zeit die Zufluchtstätte von Offizieren und Soldaten, die im Felde verwundet wurden. Unter Ludwig XIV. wurde es zu einem Hospital umgewandelt, und diejenigen Kranken darin aufgenommen, die in Paris keinen Platz mehr fanden. Ludwig XIV. war es nicht mehr groß und anständig genug für die, welche ihm seine Siege erfochten; wie bekannt, ließ er deßwegen das Invaliden-Hôtel in Paris erbauen. Auch die Gebäude haben ihre Geschicke. Wie man sieht, beherbergte Bicêtre nach einander Bischöfe, Könige, Prinzen von Geblüt, Invaliden, Greise, Verbrecher und Narren. — Die letzteren bewohnen gegenwärtig die von der Straße abgelegenste Seite des Hospizes.

Seit Peiel am Ende des vorigen Jahrhunderts den Anstoß zu zweckmäßigen Veränderungen der Irrenabtheilung gegeben



hatte, folgten die Verbesserungen Schlag auf Schlag. Im Jahre 1802 wurden die für ihn bestimmten Säle im Hôtel de Dieu geleert, die Kranken nach Bicêtre geschafft und dort einer zweckmäßigern Behandlung unterworfen. In demselben Maße, als die physische Behandlung in Bicêtre durch Peiels Anstrengungen verbessert wurde, machten auch die alten düsteren Gebäude gesünderen und geräumigeren Platz. Man erbaute Badesäle und pflanzte Bäume in die Höfe. Die früher erwähnten Logen, welche eher für Schweine als für Menschen eingerichtet zu seyn schienen, und in denen die Geisteskranken seit der Regierung Ludwig XIV. ihr entsetzliches Daseyn hingeschleppt hatten, verschwanden. Man sah ein, daß sie eine Schande und ein Fluch für die erleuchteten Ideen unsers Jahrhunderts wären. Bicêtre hat jetzt sein Aussehen vollständig verändert. Die Irrenabtheilung sieht wohnlich und behaglich aus. Die Logen sind umgebaut und an ihrer Stelle sind einzelne kleine Häuschen mit einfacher, aber zweckmäßiger Einrichtung. Sie haben zwei Eingänge, eine Bettstelle aus Eichenholz, einen gedielten Boden; die Wände sind immer trocken. Die eine der oben erwähnten Thüren führt auf einen Corridor, der im Winter geheizt wird. Diese Zellen sind für Tobsüchtige bestimmt, welche durch die Isolirung gewöhnlich bald auf eine für ihre Gesundheit wohlthätige Weise beruhigt werden. Ihre Behandlung ist nicht mehr so barbarisch, wie früher, wo man zu den geistigen Leiden auch noch körperliche fügte. Denjenigen, welche durch ihre Tobsucht gefährlich sind, wird durch die Zwangjacke jede Möglichkeit benommen, zu zerstören oder sich selbst einen Schaden zuzufügen. Die Zwangjacke besteht in einem Wamms aus grober starker Leinwand, dessen Ermel so lang sind, daß sie weit über die Hände hinausreichen, und wenn die Arme in gebogener Lage auf die Brust gelegt sind, auf den Rücken zusammengebunden werden können. Außer den Armen werden dadurch die Bewegungen des übrigen Körpers nicht im Geringsten verhindert. In den Tagebüchern von Bicêtre steht, daß ein gewisser Quilleret im Jahre 1790 die Zwangjacke erfunden habe. Diese Erfindung ist eine so verdienstliche, daß es ein wahres Unrecht zu seyn scheint, daß der Name dieses Mannes so wenig bekannt ist, um so mehr, als nur zu häufig die Namen von Männern aufbewahrt werden, deren Erfindungen von bei weitem untergeordneterer Bedeutung sind.

Peiel war der erste, der die Wichtigkeit der Handarbeiten für die Genesung Geisteskranker einsah, denn sie sind eines der wichtigsten Ableitungsmittel für den Wahnsinn. Wenn man die körperlichen Kräfte der meistens jungen und kräftigen Kranken nicht für solche Arbeiten in Anspruch nimmt, so werden sie von

den Kranken für die Ausführung ihrer verrückten Ideen verwendet, und es ist leicht einzusehen, daß dadurch die Krankheit immer mehr gesteigert wird. Peiel hatte das Loos aller großen Reformatoren: er starb, ehe er sein Werk ganz vollenden konnte. Seinen Nachfolgern, Ferrus und Mallon, war es vorbehalten, das Projekt in Ausführung zu bringen. Letzterer wurde im Jahre 1827 zum Direktor von Bicêtre ernannt. Auf den ersten Anblick scheint es allerdings gefährlich zu seyn, Geisteskranken landwirthschaftliche Geräthe in die Hände zu geben. Trotzdem wurde aber ein Versuch gemacht: man ließ zuerst eine kleine Anzahl Kranker unter der sorgfältigsten Aufsicht von Wärtern in den Höfen der Anstalt Beete machen und andere Erdarbeiten verrichten. Der Erfolg übertraf alle Erwartung, so daß Mallon sich veranlaßt sah, diese Beschäftigung der Geisteskranken weiter auszudehnen. Mehrere Grundstücke in der Umgebung der Anstalt waren seit langer Zeit an Leute aus der Umgebung verpachtet. Mallon wirkte von der Verwaltungsbehörde aus, daß man ihm diese Grundstücke zur Beschäftigung der Geisteskranken überließ, nachdem der Pacht abgelaufen war. Auf diese Weise konnte man eine größere Anzahl Geisteskranker beschäftigen, welche darin eine wohlthätige Zerstreuung und ein Gegengewicht gegen die Verirrungen ihres kranken Geistes fanden.

Im Jahre 1832 wurde die in der Nähe von Bicêtre gelegene Meierei Sainte-Anne vakant, und Ferrus und Mallon kamen auf die glückliche Idee, auf die Erwerbung dieses Gutes anzutragen, um die Geisteskranken bei seiner Bebauung beschäftigen zu können. Man nimmt gegenwärtig noch die Reconvalescenten darin auf. Das Gut war aber anfänglich in einem traurigen Zustande. Die Gebäude waren halb zerfallen, große Stücke Feldes lagen brach und andere waren nie bebaut gewesen, wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Bodens. Sainte-Anne war im Mittelalter zur Aufnahme von Aussätzigen bestimmt. Bald nahm aber Alles ein anderes Aussehen an. Unter der geschäftigen Hand der Geisteskranken bekamen die Felder bald ein fruchtbareres Aussehen. Es wurden bessere Gebäude aufgeführt. Säle zum Schlafen, andere zum Arbeiten und wieder andere zum Essen eingerichtet. Unter den Kranken, die dahin gebracht wurden, waren Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schlosser, Gipser, Maler, mit Einem Worte: alle die Handwerker, die dazu nöthig sind, ein Gebäude in Stand zu setzen. Der Verf. selbst hat Sainte-Anne oft besucht. Man gibt den Geisteskranken Hauen, Spaten, Dreschflegel u. s. w. in die Hand, Instrumente, mit welchen Verrückte leicht Unglück stiften könnten, aber noch ist nie etwas der Art in Sainte-Anne vorgekommen.

Ich habe, sagt der Verfasser, mit dem größten Interesse die Arbeiten der Geisteskranken beobachtet. Man muß diesen Eifer und diese Geschäftigkeit selbst sehen; die Beschreibung davon muß immer weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Man glaubt viel eher in einer Fabrik zu seyn, als in einer Irrenanstalt, so mächtig ist der Einfluß, welchen die regelmäßige Beschäftigung auf die Geisteskranken ausübt. Dieselben verrichten alle Arbeiten wie vernünftige Leute mit derselben Aufmerksamkeit und in den meisten Fällen auch mit derselben Pünktlichkeit. Wenn einer von ihnen auch je sich vergißt, so geben seine Cameraden sich die größte Mühe, ihn wieder zu besänftigen und ihn zu sich selbst zu bringen. Sie sind Alle von jenem natürlichen Interesse beseelt, welches ein gleiches Geschick und die Association der Arbeit allen Menschen einflößen.

Von Bicêtre aus werden jeden Morgen Gruppen von 15—20 Kranken zur Pflanzung der verschiedenen Felder ausgeschickt. Ich bin oft solchen Zügen von Arbeitern begegnet, welche oft in weiter Entfernung von der Anstalt sich den ganzen Tag hindurch mit Feldarbeiten beschäftigen. Unter denen, welchen gestattet ist auszugehen und im Felde zu arbeiten, sind Versuche zur Flucht viel seltener, als unter denen, die in der Anstalt eingeschlossen sind. Es scheint, die Arbeit sei ein besserer Wächter, als Mauern und Zwangsmittel. Diejenigen, welche man wegen ihrer körperlichen Gebrechlichkeit oder wegen des hohen Grades ihrer Krankheit nicht auf die Felder schicken kann, werden in den Arbeitssälen der Anstalt mit verschiedenen Handwerken beschäftigt. Sie machen Kleider, Schuhe, Tischlerarbeiten u. s. w. Die Kopfbedeckung der Geisteskranken bestand früher, Sommer und Winter, aus einer sehr unbequemen Mütze aus Filz. Leuret brachte von seinen Reisen die glückliche Idee mit, die Geisteskranken Strohhüte tragen zu lassen. Er hatte in seiner Abtheilung zu diesem Zwecke eine Strohflechterwerkstätte errichten lassen, und es ist wirklich zu verwundern, mit welchem Fleiße und welcher Zierlichkeit die Kranken solche Hüte verfertigen. Es werden übrigens auch noch andere Arbeiten von Stroh gemacht. Die Kranken sind nicht gezwungen, sich dieser Beschäftigung zu unterziehen. Es wäre dieß übrigens auch nicht nöthig, denn die Kranken drängen sich dazu; sie arbeiten mit einem Ehrgeize und einer Eifersucht, die wohl zeigt, wie willkommen ihnen diese Arbeit sei, mit welcher sie sich auf die angenehmste Art die Zeit vertreiben können. Die Aerzte benützen diesen Eifer, und das Strohflechten bildet einen wesentlichen und sehr wirksamen Theil der Behandlung. Der krankhaft überreizte Geist der Verrückten findet Ruhe und Erholung, während die Hände emsig beschäftigt

sind. Außerdem hat die Beschäftigung noch den Vortheil, daß sie den Geist der Kranken mit der Wirklichkeit in enge Berührung bringt, und so die Reihenfolge ihrer wahnsinnigen Ideen unterbricht.

Gewiß hat Jeder an sich selbst erfahren, daß der Geist während der körperlichen Anstrengungen ruht, und das erstere die besten Mittel sind, um übermäßige Anstrengungen des Gehirns wieder auszugleichen. Man muß sich jedoch bei Anwendung dieses Grundsatzes zur Behandlung von Geisteskranken sehr in Acht nehmen, die körperlichen Kräfte ohne einen bestimmten nützlichen Zweck in Thätigkeit zu erhalten. In manchen Anstalten hat man den Versuch gemacht, von den Kranken dasselbe Stück Feld immer wieder aufs Neue aufbrechen zu lassen, bloß um sie in Thätigkeit zu erhalten. Diese zwecklose Beschäftigung hatte nicht nur nicht die Vortheile einer zweckmäßigen Arbeit, sondern schadete sogar, weil sie die Irren zur Unbotmäßigkeit und andern Unordnungen anhielt.

Was den Kostenpunkt anbelangt, so erspart die Bebauung der Güter von Sainte-Anne durch Geisteskranke der Administration jährlich bedeutende Summen. Der Rechenschaftsbericht von 1838 wies nach, daß dadurch im Laufe dieses Jahres über 50,000 Franken durch die Kranken verdient wurden. Diese Summe wurde seitdem jedes Jahr noch um ein Beträchtliches vermehrt. Jeder Kranke, der arbeitet, bekommt eine Entschädigung, die ihm pünktlich jeden Tag zu Gute geschrieben wird. Beim Austritte wird ihm dann die auf diese Weise ersparte Summe übergeben. So wohlthätig diese Einrichtung an und für sich ist, so scheint der Lohn für die tägliche Arbeit noch zu gering zu seyn. Die Wirkung der Maßregel ist aber dennoch eine außerordentlich günstige; denn die meist sehr unbemittelten Kranken sind dadurch bei ihrem Austritte in den Stand gesetzt, wenigstens so lange ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, bis sie wieder Arbeit bekommen.

Der Geisteskranke ist ein Mensch, der nur für sich selbst lebt, statt daß er in der Gesellschaft leben sollte. Das beste Mittel, ihn zu heilen, ist daher, die Verbindung zwischen ihm und letzterer wieder herzustellen. Die frühere Art der Behandlung hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung. Sie gab ihm alle Mittel an die Hand, sich immer mehr mit allen seinen Gedanken und Handlungen in sich selbst zurückzuziehen. Die Kranken in Bicetre aßen früher allein und aus hölzernen Gefäßen, die einen schlimmen Geruch verbreiteten. Der Ekel machte, daß die Kranken den größten Theil der Speisen verdarben. Außer dem pekuniären Nachtheile, den diese Einrichtung der Anstalt verursachte,

übte sie auch einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Befinden der Kranken aus. Ferrus war der erste, der dieß zu verbessern suchte. Er blieb aber bei dem Versuche stehen, bis Leuret mit seinem bekannten, Alles umschaffenden, festen Willen auch hier Ordnung einführte. Er ließ Speisesäle errichten, in welchen die Kranken an langen Tafeln zusammen aßen. Jeder hat sein eigenes Gedeck, denn in der Gesellschaft Anderer kann man ihnen ohne Furcht selbst Messer und Gabeln anvertrauen. Natürlich kann dieß bloß bei denjenigen Statt finden, die auch zum Arbeiten sich hingeben. Anfänglich wurden achtzig Kranke ausgewählt, in Abtheilungen zu je zehn eingetheilt, und unter diesen jedesmal ein Führer gewählt, welcher die Anderen zur bestimmten Zeit in den Speisesaal führen und darauf sehen mußte, daß beim Eintritte Jeder seinen Hut abnehmen und sich die Hände waschen mußte. Außerdem hatte er auch noch bei Tische vorzulegen und die Kranken zum ordentlichen Genusse der Speise anzuhalten. Vom ersten Tage an ging die Sache vortrefflich und in der besten Ordnung vor sich. Manche bemühten sich, das gemeinschaftliche Speisen der Leute in Bicêtre für eine unendlich lächerliche Einrichtung zu verschreien. Einen ganz anderen, rührenden Eindruck machte es auf den Verfasser. Wen sollte es auch nicht rühren, Unglückliche in der besten Harmonie und Eintracht bei einander zu sehen, die früher dazu verdammt waren, in Verachtung und Einsamkeit den Verlust ihres Verstandes und ihrer Gefühle immer vollständiger zu machen. Leuret traf die Anordnung, daß bei Tische durchaus kein Krankenwärter anwesend sei; er verbot sogar, daß man das Fleisch, Brot u. s. w. in Stücke schnitt, um jeden Schein von Beaufsichtigung zu vermeiden; denn allen Erfahrungen nach ist es das beste Mittel zur Wiederherstellung der Geisteskranken, sie wie vernünftige Menschen zu behandeln. Die Führer der einzelnen Abtheilungen müssen die Namen jedes Einzelnen kennen, darauf bedacht seyn, daß Alle ihr gehöriges Essen bekommen, und sie überhaupt so behandeln, als ob man sie zu Tische eingeladen hätte. Die Vorzüge dieser Einrichtung sind unberechenbar; es wird dadurch der Vergeudung der Nahrungsmittel vorgebeugt; die Kranken essen mit mehr Lust, und in dem beständigen Umgange mit Andern gewöhnt man sie allmälig wieder an die Rücksichten des geselligen Umganges, und führt sie so unmerklich ihrer Heilung immer näher.

Eines der wirksamsten Mittel bei den Geisteskranken ist unstreitig das, daß man sie zwingt, die Einsamkeit und ihren Egoismus zu verlassen und unter einer Menge anderer Menschen zu leben. Denn in der That herrscht die Vernunft und die Gesetz-

mäßigkeit in den Massen in der großen Zahl viel unumschränkter, als bei einzelnen Individuen. Dies Mittel wirkt besonders bei derjenigen Form des Wahnsinns wohlthätig, bei welcher die Instinkte und der Wille erkrankt sind; man muß dann den Wahnsinn dadurch moralisch zu vernichten suchen, daß man seinen fixen Ideen Handlungen Vieler, die damit im Widerspruche stehen, entgegensetzt, damit er durch das Uebergewicht der Masse seine Verlassenheit und Schwäche besser inne werde und sich schneller unterwerfe.

Unter den nützlichen und merkwürdigen Schöpfungen, welche in Bicêtre in neuerer Zeit zuerst ins Leben traten, muß auch die Einrichtung einer Schule genannt werden. Die Kranken dieser Anstalt gehören nämlich alle der niedrigsten Classe an und sind in der Regel sehr unwissend. In dieser Schule finden sie die Mittel, sich zu unterrichten und zu zerstreuen. Bei seinen häufigen Besuchen hat der Verfasser die merkwürdige Thatsache beobachtet, daß häufig ein einziges Vermögen, nämlich das der Darstellung durch Zeichen und Malen, bei vielen Individuen den Untergang aller übrigen Seelenvermögen überlebe. Oft scheint es sogar, daß es durch die Unthätigkeit der übrigen Funktionen des Geistes erhöht werde. In der Abtheilung des Dr. Voisin sah er unter einer Menge recht hübscher Zeichnungen ein Oelgemälde von wirklich außerordentlich angenehmer Wirkung. Als er sein Erstaunen darüber ausdrückte, zeigte man ihm den Maler. Es war ein fast gänzlich blödsinniger Bursche von etwa 20 Jahren, der mit großer Gier an dem Absatze seines Schuhes nagte. Auf der Abtheilung der paralytischen Geisteskranken zeigte man ihm ein anderes Individuum, das nicht mehr zu heilen war, bei welchem aber dieselbe Anlage bei dem Untergange aller andern geistigen Vermögen übrig geblieben war. Es scheint, diese wahnsinnigen Künstler zeichnen blindlings, und wie von einer unwiderstehlichen Macht dazu getrieben. Sie fangen z. B. das Bild eines Löwen mit dem Schwanze an, und vollenden es auf diese Weise, zwar ganz mechanisch, aber doch mit der größten Kunstfertigkeit. Der Verfasser hat dieses Zeichnungstalent selbst bei Verrückten mit Bewunderung beobachtet, deren Nervensystem in beständiger Unruhe sich befand, so daß ihr Gesicht beständig zuckte. Mitten in der Verwirrung und Aufregung ihres Gehirns blieb dieses Vermögen ruhig mit sich selbst beschäftigt, und führte die begonnene Arbeit trotz aller Hindernisse aus.

Leuret wendete mit Erfolg das Vorlesen mit lauter Stimme abwechslungsweise bei den Kranken an. Die unterhaltendsten Stellen werden gewöhnlich mit dem leidenschaftlichsten Ausdrucke gelesen und von den Zuhörern mit der größten Aufmerksamkeit

angehört. Die Geisteskranken bezeigen überhaupt das lebhafteste Interesse an dieser Art Unterhaltung. Man las auch Theaterstücke vor, und da diese den Wahnsinnigen am meisten zu gefallen schienen, so kam Leuret auf den Gedanken, kleinere Stücke, wie Bär und Bassa u. s. f. von seinen Geisteskranken aufführen zu lassen. Dieß war ein neues, unerhörtes Schauspiel, Verrückte vor Verrückten Komödie spielen zu sehen. An dem Orte, wo seit Jahrhunderten menschliches Elend in seiner gräßlichsten Gestalt hauste, der von dem Geschrei der Tobsüchtigen widerzuhallen gewohnt war, hörte man jetzt die schönen Verse Racine's und Scribe's elegante Sprache. Die Schauspieler wurden unter den Kranken ausgelesen, welche die düsterste, melancholischste Gemüthsstimmung hatten. Ihre Eigenliebe zwang aber doch die Meisten, in den Geist ihrer Rollen so einzugehen, daß sie darin eine nützliche Ableitung für den Gegenstand ihres Wahnsinnes fanden. Sie waren gezwungen, lustige und vernünftige Leute darzustellen, und gelangten am Ende dahin, daß sie einsahen, diese Rollen seien doch besser, als ihr Zustand. Auf diese Weise besserten sie sich endlich. Ein Schauspieler aus Paris, der schon seit zwei Jahren umsonst gegen seine Verrücktheit ankämpfte, wird, sobald er auf die Breter steigt, wie umgeändert, und spielt die Rolle des Figaro mit einer wunderbaren Meisterschaft. So wie er den Fuß aber wieder hinter die Coulisse setzt, ist es, als ob der Wahnsinn seinen düstern Schleier wieder über ihn deckte.

Bei seinem Besuche in Bicêtre hatte der Verfasser auch Gelegenheit gehabt, die Erziehungsanstalt für Blödsinnige (Cretinen) zu besuchen. Dieselbe verdient seiner Aeußerung nach das lebhafteste Interesse. Seit Jahrhunderten hat man diese Unglücklichen keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Freilich fehlt ihnen nur zu oft alles Menschliche, ja sie sind oft noch weniger als Thiere. Im Alterthume hatten sogar gebildete Völker den Muth, sie umzubringen, um sich ihrer zu entledigen; das Christenthum mußte den Ideen der Menschheit auch in diesem Punkte eine andere Richtung geben. Doch wurde bis zu Anfang unseres Jahrhunderts der Sinn des Evangeliums nicht recht verstanden. Man verwendete vor unserer Zeit kaum so viel auf die Cretinen, als zu ihrer Erhaltung nöthig war. Man schloß sie in düstere, traurige Höfe ein, in welchen sie wie Schweine, in ihrem eigenen Schmutze verdarben. Man hielt sie keiner Erziehung würdig, oder glaubte wenigstens, sie sei bei ihnen unnöthig. Je höher die Menschheit in geistiger Beziehung steigt, desto mehr beugt sie sich auch zu ihrem leidenden, schwachen, erniedrigten Theile herunter, um ihn wenigstens so nahe an sich heranzuziehen als es möglich ist. Dr. Voisin, als Mann von Aufklärung und eifriger Verthei-

diger des Fortschrittes, hatte schon einmal die Sache dieser unglücklichen Cretinen zu vertreten gesucht. Er entwickelte eine hinreißende Beredsamkeit, und verlangte als eine unabweisliche Pflicht die Einrichtung einer Cretinenschule zu Bicêtre. Der edle Zweck, diese verwahrlosten Organisationen dem Urbilde des Menschen näher zu bringen und so der Natur ihr Werk vollenden helfen, erhielt Anerkennung. Die Schule wurde gegründet. Eduard Seguin, der Erfinder einer sehr geistreichen Methode für den Unterricht der Cretinen, widmete sich mit Aufopferung der Erziehung dieser verlassenen Geschöpfe. Er fand aber viele Schwierigkeiten bei der Ausführung. — Wie sich denken läßt, ist die Behandlung und die Erziehung dieser Geschöpfe an und für sich schon sehr schwierig. Die Wissenschaft muß, so zu sagen, mehrere Male anklopfen, bis man sie hört, und dann bekommt sie im höchsten Falle einen Schrei simpelhaften Erstaunens zur Antwort. Man darf sich aber dadurch nicht abhalten lassen. Man muß immer wieder kommen, und immer stärker anpochen. Gewöhnlich bringt man es nur durch Befehle, unterstützt durch Strenge, dahin, daß ein Lichtstrahl in den düsteren Abgrund dieser für die Herrlichkeiten der Natur und die Reize der Gesellschaft verschlossenen Seelen hineinfällt.

Die Erziehung ist auch bei Gesunden ein Werk, bei dem es selten ohne Gewaltmaßregeln abläuft, besonders dann, wenn ihr der Eingang durch Enghеit der Zugänge beschwerlich gemacht wird. Gegenwärtig leitet Valée die Abtheilung der Cretinen in Bicêtre. Man läßt sie regelmäßige Bewegungen machen, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie müssen bleierne Buchstaben an einander reihen, verschiedene geometrische Figuren bei ihren Namen nennen, die Länge mehrerer ungleich großer Stücke Holz ausmessen und mit einander vergleichen, und einige Linien mit Kreide zeichnen. Der Zweck dieser außerordentlich nützlichen Uebungen ist: die verschiedenen Ideen dem Geiste der Cretinen unter gewissen einfachen Formen einzuprägen. Man muß natürlich von dieser Methode nicht mehr verlangen, als sie leisten kann, und aus Blödsinnigen keine Wunderkinder machen wollen. Die Erziehung kann nur vorhandene geistige Fähigkeiten entwickeln, keine neuen erschaffen. Die wenigen Fähigkeiten, welche die Natur diesen verwahrlosten Geschöpfen gegeben hat, darf man deßhalb noch nicht vollends ganz unterdrücken, man muß im Gegentheile sie zu entwickeln suchen und gestatten, daß sie sich geltend machen. Man kann sich über die Resultate dieser Schule nur freuen. Was hat man nicht Alles über jene erhabenen Menschenfreunde geschrieben, welche blinden oder taubstummen Kindern das Licht des Wissens und die Sprache verschafften! Die Cretinen sind aber fast noch

unglücklicher als Blinde und Taubstumme, denn nicht bloß ihre Sinne, sondern auch ihr Gehirn ist den Eindrücken der äußeren Welt verschlossen. Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht. Gewiß wäre ein neuer Abbé de l'Epée zur Aufklärung der Finsternisse, in denen diese verwahrlosten Seelen befangen sind, sehr an seinem Platze. Die Geschichte der Jahrhunderte wird, wie die der Individuen, nicht bloß durch auffallende, glänzende Handlungen merkwürdig, sondern auch durch die niederen Dienste, die sie der leidenden Menschheit im Stillen erweisen; der heilige Vinzenz von Paula ist nicht weniger groß, als Bossuet.

Den Schluß des Kapitels machen Mittheilungen über die Privat-Irren-Anstalten von Paris. Von großer Bedeutung ist das, was der Verfasser über den Sitz des Wahnsinnes sagt. Er unterscheidet drei Classen desselben: die eine rührt von einer organischen Veränderung im Gehirne her, die andere von einer Verwirrung des Geistes, und die dritte ist eine Mittelstufe zwischen diesen beiden. Die Behandlung muß sich natürlich den verschiedenen Formen dieser Krankheit anpassen. Die physische Behandlung des Wahnsinnes muß auch auf die Erziehung überhaupt helles Licht werfen, wie dieß auch umgekehrt der Fall ist. Außerdem ist der Verfasser der Ueberzeugung, daß dieselben Mittel, durch welche man Geisteskranke wieder zu sich selbst und zur Ordnung bringt, mit dem größten Nutzen auch in den Zuchthäusern und anderen Strafanstalten angewendet werden könnten. Er hält es sogar für einen unverzeihlichen Fehler, daß man aus dieser reichen Quelle der praktischen Psychologie bis jetzt noch keinen Vortheil für die Verbesserung der Strafgefangenen überhaupt gezogen hat.

Viele fixe Ideen graben sich so tief in den Geist ein, daß es oft scheint, als seien sie mit den Organen des Gehirns verwachsen. In diesem Falle hält es außerordentlich schwer, sie zu zerstören. Die psychische Behandlung ist unerschöpflich an neuen Heilmitteln. Verbessert man die Sitten, so verbessert man auch zugleich die Ideen. Auf dieses Axiom gründen sich alle religiösen Einrichtungen, denn man sucht den Glauben auf dem Wege der Praxis, d. h. durch Ceremonien zu wecken und zu stärken. Wenn man die Wahnsinnigen zwingt, zu handeln wie Vernünftige, so hat man sie eben damit auch auf die Spur der Vernunft geleitet. Es kommt, sagt der Verfasser, vornehmlich darauf an, das Individuum seinen Zusammenhang mit der Gesammtheit fühlen zu lassen, man muß alle egoistischen Ideen und Handlungen zu unterdrücken suchen, und zwar durch die die Gesammtheit der Menschen beherrschende Vernunft. Regelmäßiges Zusammenleben mit Anderen muß von diesem Standpunkte aus

schon von vorn herein als ein sehr kräftiges Heilmittel angesehen werden. Es ist sehr gut, wenn sich der Wahnsinnige verlassen fühlt, sobald er sich seinen fixen Ideen überläßt, und wenn er sieht, daß Alles um ihn her sich um jene nicht bekümmert oder ihnen sogar entgegenhandelt. Er wird bald dadurch gezwungen, sich mit Anderen zu vergleichen und mit einer ihm überlegenen Vernunft in Widerspruch zu gerathen oder seine fixen Ideen aufzugeben. In dieser peinlichen Lage wirkt es oft außerordentlich günstig auf die Kranken, wenn eine größere Anzahl von Individuen um sich her die Ordnung auf militärische Weise handhabt. Ihr bereits unsicherer Wille weicht dann dem Beispiele und der Uebermacht der Mehrzahl. Wenn dieß nur Einmal der Fall ist, so ist der Kranke schon auf dem Wege zur Besserung. Der Mensch, der durch Hochmuth seinen Verstand verlor, muß ihn durch Gehorsam wieder erlangen.

Bei der Administration der Irrenhäuser in Paris erkennt der Verfasser viele und große Mängel. „Obgleich Niemand zweifeln wird, sagt er, daß der Wahnsinn die schlimmste Krankheit von allen ist, so wird ihm in Frankreich merkwürdiger Weise die wenigste Hülfe geleistet. In Paris finden alle körperlichen Leiden in den Hospitälern unentgeltliche Hülfe. Kein Geisteskranker, und sei er noch so arm, wird dagegen umsonst in die Irrenanstalten des Staats aufgenommen. — Jeder Kranke muß 30 Sous per Tag, und wenn er zahlungsunfähig ist, so muß sein Heimatsort die Kosten für ihn bezahlen. Eine solche engherzige Einrichtung führt nur zu häufig zu den bedauernswürdigsten Collisionen. So verließ z. B. ein junger Mann seine Heimat, um eine Reise zu machen, und entlehnte vorher von einer Frau 500 Francs. Kaum war er in Paris angelangt, so wurde er wahnsinnig, und man brachte ihn nach Bicêtre. Nachdem er dort achtzehn Monate lang unter der Behandlung Leurets gestanden hatte, gelang es, ihn zu heilen. Die Effecten des Unglücklichen waren nach Bicêtre gebracht worden, und man hatte in seinem Koffer die entlehnten 500 Francs gefunden. Die Worte des Gesetzes autorisirten die Verwaltung, diese Summe zur Bezahlung der Kosten zurückzubehalten. Der Unglückliche verließ daher das Hospital rein ausgeplündert, und es wäre besser gewesen, wenn er in die Hände von Räubern, als in die der öffentlichen Wohlthätigkeit gefallen wäre. Ueberhaupt läßt sich die Verwaltung sowohl gegen die Geisteskranken als deren Familien Gewaltmaßregeln zur Auftreibung der Kosten zu Schulden kommen, die jedes bessere Gefühl empören. Man verkauft ihnen ihre Mobilien und raubt ihnen die Ersparnisse bis zum letzten Heller, nur um beim Rechnungsabschlusse so wenig als möglich Ausfall zu be-

kommen. Diesem Umstande sind auch die häufigen und schweren Rückfälle beizumessen, welche man so oft schon wenige Wochen nach dem Austritte unvermöglicher Kranken beobachtet. Wenn ich, sagt der Verfasser am Schlusse, alle Uebelstände aufführen wollte, an welchen die öffentlichen Anstalten in Paris trotz allen ihren Vorzügen noch leiden, so könnte ich kaum ein Ende finden.

Was die Findelhäuser in Paris betrifft, so dient die frühere Erziehungsanstalt de l'Oratoire gegenwärtig allein zur Aufnahme und Verpflegung der Findelkinder. Vor der Revolution beherbergte das Haus die Novizen des Mönchordens de l'Oratoire, welche darin gebildet wurden. Das Kloster selbst war in der Straße Saint-Honoré. Der Orden hatte bedeutende Einkünfte, und die Gebäulichkeiten waren daher in einem sehr großartigen Style erbaut. Hinter dem Hause befand sich ein sehr großer Garten mit schattigen Baumgängen. Gegenwärtig ist der größte Theil desselben überbaut und in die Straßenlinien gezogen. Die Gebäude de l'Oratoire selbst haben seit der großen Veränderung, welche sie seit der Revolution erlitten, doch noch den großen, ernsten Charakter beibehalten, den der religiöse Geist älterer Zeit auch den kleinsten Werken aufgedrückt. Der Eingang in die Kapelle von der Straße de l'Enfer aus wurde in neuerer Zeit geschmackloser Weise zugemauert. Die Façade, obgleich einfach, ist doch in einem sehr anziehenden Style erbaut. In der Mitte derselben ist ein Christuskind aus Stein ausgehauen und rings herum Engelsköpfe. Auf dem Friese unter demselben steht folgende aus dem Evangelium entlehnte Inschrift: „Invenietis infantem pannis involutum." — Ueber dem Kinde steht: „Sanctissimae trinitati et infantiae Jesu sacrum." — Die Kirche war wirklich in früherer Zeit schon der heiligen Kindheit Jesu Christi geweiht. Welch sonderbares Zusammentreffen, oder, besser gesagt, welche wunderbare Fügung der Vorsehung ist es, daß diese Mauern jetzt die verlassenen Kinder aufnehmen, welche früher zur Ehre des göttlichen Kindes erbaut wurden, das in der Einsamkeit geboren wurde, und die ersten Stunden seines Daseyns in einer Krippe zubrachte.

Den Tag über bietet das Aeußere des Findelhauses nichts Merkwürdiges dar. Erst mit der Nacht, sagt der Verfasser, zur Zeit, wenn sich alle Verbrechen regen, wird es in Anspruch genommen. Es ist Mitternacht. Die Straße de l'Enfer ist still und verlassen. Die Lichter erlöschen allmälig, das Geräusch der Hin- und Hergehenden und das Wagengerassel verstummen. Es wird von Minute zu Minute stiller und öder. Die Häuser ragen wie im Schlafe in den düstern Himmel hinein, und nur das blasse Licht der Sterne und des Mondes wirft einigen Schein auf die

doppelte Allee, welche zur Sternwarte führt, die sich als eine dunkle, wie zusammengeballte Masse vom Horizonte abzeichnet. Mitten in dieser schweigenden Nacht bemerkt man ein Licht, welches hinter einem mit einem Vorhange behängten Fenster im Parterre des Findelhauses brennt. Es ist das einzige in dem ganzen in Schlummer versunkenen Stadtviertel. Nur zuweilen bemerkt man oben auf der Sternwarte das glänzende Ende eines Teleskops, das eine unsichtbare Hand auf den Lauf der Gestirne richtet. Man geht in dieser Stille unwillkürlich leiser und sammelt seinen Geist zu ernster Betrachtung. Plötzlich trifft der Ton einer hellen Glocke das Ohr. Ein Cylinder von Holz, welcher in der Mauer des Findelhauses angebracht ist, wird halb um seine Achse gerollt. Eine Frau, in einen langen Shawl gehüllt und das Gesicht in einen langen Schleier versteckt, schlüpft uns zur Seite verstohlen in den dunklen Schatten. Eben wurde ein armes, neugebornes Kind von seiner Mutter verlassen und in die Hände der öffentlichen Barmherzigkeit geliefert, wo es schon mit dem Anfange seines Lebens auch seinen Namen und seine bürgerliche Existenz verliert. — Was geht übrigens hinter diesem undurchdringlichen Vorhange, in diesem Zimmer, das von einem schwachen Lichte beleuchtet ist, vor? — Der Stein der Mauern, der weniger hart war, als das Herz der unnatürlichen Mutter, hat sich geöffnet und das Kind aufgenommen, um es barmherzigen Händen zu überliefern. — Ein ausgehöhlter Cylinder von Holz, welcher sich um seine Achse dreht, ist nämlich in der Oeffnung der Mauer angebracht. Die Nacht über ist seine offene Seite gegen die Straße gewendet, um die Neugebornen zu empfangen. Ein leichter Druck reicht hin, denselben zu drehen. Seine offene Seite wird so in das Zimmer hineingebracht. Dort wird das Kind von der wachhabenden barmherzigen Schwester aufgenommen, deren erste Sorge ist, dasselbe in eine Wiege zu legen. Wenn das Kind eine Medaille, eine Zahl oder irgend einen Gegenstand auf sich trägt, so wird er abgenommen und sorgfältig von der Schwester aufbewahrt, damit man das Kind später wieder zu erkennen im Stande sei. Die statistischen Berechnungen, welche man über das am Meisten in die Findelhäuser gebrachte Geschlecht aufstellte, haben verschiedene Resultate geliefert. Man glaubte lange Zeit, es werden mehr Mädchen ausgesetzt als Knaben. Ein Mädchen, sagt man, ist für die Aeltern eine unbequeme Last, deren sie sich so schnell wie möglich zu entledigen suchen. In Paris werden jedoch eben so viel Knaben als Mädchen ausgesetzt. Die Zahl der ehelichen und unehelichen Findelkinder ist außerordentlich schwer zu bestimmen. Die Angaben der Verwaltung in dieser Beziehung müssen natürlich sehr ungenau

seyn, denn sie hat fast gar keine sicheren Kennzeichen. Zuweilen haben die Aeltern allerdings die Vorsicht, durch einige Buchstaben oder andere Zeichen zu bemerken, daß sie verheiratet seien oder nicht. In der größten Mehrzahl der Fälle fehlen aber dieselben, und wenn sie vorhanden sind, kann man sich doch nicht zu sehr auf sie verlassen. Aus dem Nichtvorhandenseyn derselben etwas schließen zu wollen, wie es die Behörden zuweilen gethan haben, ist natürlich höchst willkürlich. Vom Jahre 1816—1835 wurden 6774 eheliche und 96415 uneheliche Kinder in's Findelhaus aufgenommen. Nach den Angaben des Directors kommen in den Wintermonaten am meisten Findelkinder zur Aufnahme. Es muß übrigens hier bemerkt werden, daß nicht Paris allein die Kinder in das Findelhaus liefert, sondern daß diese aus einem Umkreise von fast zwanzig Stunden in die Runde dahin gebracht werden. Die Verwaltung sieht mit Unruhe dem Augenblicke entgegen, wo der Verkehr zwischen den Provinzen und Paris durch die Eisenbahnen erleichtert seyn wird; denn sicher werden dann noch weit mehr Kinder vom Lande herein in das Findelhaus gebracht werden können.

Ein tiefes Geheimniß verhüllt alle Einrichtungen des Findelhauses den Augen Ungeweihter. Die Register, die Hausordnung u. dgl. werden auf das Strengste geheim gehalten. Fremden ist nicht einmal der Eintritt in das Innere der Gebäulichkeiten gestattet. Dieses Geheimniß soll den Zweck haben, die Aeltern der verlassenen Kinder abzuhalten, dieselben im Hospitale aufzusuchen. Trotz dieses Verbotes ist es aber dem Verfasser doch gelungen, die sogenannte Krippe (crèche), die Krankenabtheilung und die Schulen zu besuchen. Unter der Krippe versteht man einen langen, weiten und gut gelüfteten Saal, in welchem zwei bis drei Reihen von je achtzig eisernen Kinderbettchen stehen. Diese durchaus christliche Benennung des Saales erinnert an den Einfluß dessen, der am Meisten auf der Welt zur Verbesserung des Looses der kleinen Kinder beigetragen hat. Weiße Vorhänge von der größten Reinlichkeit sind über jedem einzelnen Bettchen angebracht und beschützen den Schlaf der kleinen Geschöpfe. Außerdem ist Sorge dafür getragen, daß kein zu grelles Licht in den Saal bringe, weil bekanntlich die Neugebornen das volle Tageslicht noch nicht recht ertragen können. Der Fußboden ist gewichst. In dem hohen und weiten Kamine brennt zu jeder Jahreszeit ein mit Holz unterhaltenes Feuer. Eigens dazu aufgestellte Wickelfrauen, deren Kleider von einem groben schwarzen Stoffe sind, haben unter der Beaufsichtigung der barmherzigen Schwestern dafür zu sorgen, daß die Kinder immer reinlich sind. Die Schwestern, deren Costüm bekannt ist,

tragen auf der Brust eine Medaille mit dem Bildnisse ihres ehrwürdigen Stifters, welchen die Kirche Saint Vincenz von Paula nennt. Die Kinder werden von ihnen mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt gepflegt. Die Wickelfrauen müssen ihnen in der Nähe des Kamins die Wäsche wechseln, und sie aus dem Bette nehmen und auf den Armen halten, wenn sie ihnen zu trinken geben. Die barmherzigen Schwestern bleiben oft sehr lange, ja sogar oft so lange sie leben, im Dienste des Findelhauses. Vor noch nicht langer Zeit starb eine Schwester mit Namen Guillo, welche durch volle 52 Jahre mit einer bewundernswürdigen Aufopferung etwa 360,000 Kinder gepflegt hatte.

Die Krankenabtheilung ist in einem sehr befriedigenden Zustande. Jeden Morgen werden die kranken Kinder vom Arzte besucht, und seine Vorschriften werden verhältnißmäßig sehr pünktlich besorgt. Die große Sorgfalt der jetzigen Aerzte und die Fortschritte der Wissenschaft haben die Sterblichkeit der Findelkinder verhältnißmäßig sehr verringert. In früheren Zeiten erreichte die Sterblichkeit oft eine entsetzliche Höhe. Wenn man einer für die Aerzte sehr schmeichelhaften Statistik Glauben schenken darf, so ist jetzt die Sterblichkeit unter den Findelkindern um drei Viertheile geringer, als im Anfange dieses Jahrhunderts. So viel ist gewiß, daß in den äußeren Verhältnissen der Kinder im Findelhause, so wie in ihrer Nahrung und sonstigen Behandlung ihre immer noch bedeutende Sterblichkeit nicht begründet ist. Diese Ursache muß in den Kindern selbst oder vielmehr in den Verhältnissen gesucht werden, in welchen sich die Kinder vor ihrer Aufnahme in die Anstalt befanden. Schon ihre Empfängniß war das Resultat von Ausschweifungen und Wollust, oder sie wurden wenigstens unter Mangel und Elend von ihren Müttern ausgetragen. Die Mütter der einen suchten ihre Schwangerschaft zu verheimlichen, schnürten ihren Leib zusammen, so daß es nicht anders möglich ist, als daß das Kind verkümmert. Andere werden unter dem Dache in Scheunen, die allen Winden zugänglich sind, oder gar unter freiem Himmel geboren, und sind bei ihrer Aufnahme in's Spital oft schon starr vor Kälte. Was vermag die Wissenschaft bei solchen halbtodten Kindern? Endlich werden auch viele Mütter veranlaßt, ihre Kinder, wenn sie krank sind, in's Findelhaus zu thun; wenn sie gesund geblieben wären, so hätten sie dieselben bei sich behalten. Sie in ihrer Krankheit zu pflegen, dazu haben sie keine Zeit, oder sie wollen nicht Zeugen ihres Todes seyn. Viele Frauen bringen ihre Kinder an den Eingang des Findelhauses, wie Hagar das ihrige in der Wüste unter einen Baum legte und entfloh, um es nicht sterben zu sehen. Es ist leicht begreiflich, daß unter solchen Um-

ständen das Findelhaus zum Grabe für die verwaisten Kinder wird. Besonders häufig sterben sie in den ersten Tagen ihrer Aufnahme. Alle kranken Kinder werden auf die Krankenabtheilungen gebracht. Dieser Theil des Hauses macht einen eben so großen Eindruck durch seine Reinlichkeit und die gute Besorgung wie die Krippe. Die Aerzte werden in ihren Bemühungen durch barmherzige Schwestern und Mägde unterstützt. Man beobachtet trotz des guten Willens, der diese Frauen alle beseelt, doch einen großen Unterschied zwischen ihnen in Beziehung auf die Behandlung der kranken Kinder. Viele sind wohl pünktlich und so gewissenhaft als möglich, aber sie haben die Liebe und Aufopferung nicht, die angeboren seyn muß, um, besonders kranke Kinder, gehörig behandeln zu können.

Die traurigste Abtheilung ist diejenige, in welcher die von der purulenten Augenentzündung befallenen Kinder sich befinden. Diese schreckliche Krankheit ist ansteckend, so daß auch schon mehrere Krankenwärterinnen ihre Augen durch diese Krankheit verloren haben.

Was die Ernährungsweise der Findelkinder betrifft, so ist Folgendes zu bemerken: Gewöhnlich empfängt jedes Kind gleich nach seiner Aufnahme eine Amme, welche einige Tage zuvor in's Findelhaus aufgenommen worden war. Es darf indeß kein Kind an die Brust gelegt werden, ohne daß man es zuvor genau untersucht hätte. Wenn ein Findelkind uns durch sein Unglück Mitleid einflößt, um wie viel mehr müssen wir uns dann für eine Frau interessiren, welche es mit ihrer eigenen Brust ernährt, und überhaupt die Pflichten einer Mutter übernimmt? Jedes frisch aufgenommene Kind muß, gemachten Erfahrungen zufolge, in Beziehung auf seine Gesundheit als verdächtig angesehen werden. Weil man das Vorhandenseyn irgend einer ansteckenden Krankheit stets befürchten muß, so ernährt man das Kind drei Tage lang mit Kuhmilch u. s. w. Diese Zeit reicht übrigens gewöhnlich zu einer sichern Erkennung nicht aus. Der Keim der häßlichsten Krankheit, welchen die Kinder, besonders in das Findelhaus von Paris, sehr häufig mitbringen, entwickelt sich oft erst nach einem Monate. Daher kommt es, daß trotz der genauesten Aufsicht der Aerzte jedes Jahr im Findelhause von Paris beiläufig vierzig Ammen angesteckt werden. Sobald ein Kind Erscheinungen zeigt, welche auf das Vorhandenseyn von Syphilis schließen lassen, so wird es isolirt und so lange künstlich ernährt, bis sich die Krankheit entschieden ausgesprochen hat. Diese Vorsichtsmaßregeln sind sehr nothwendig. Freilich kann man auf der andern Seite nicht läugnen, daß die künstliche Ernährung der Kinder, zu welcher die Verwaltung unter solchen

Umständen gezwungen ist, einen sehr schädlichen Einfluß auf das Befinden derselben ausübt. Was soll man indeß thun? Man muß von zwei Uebeln das geringere wählen.

Obgleich gegenwärtig die Sterblichkeit der Kinder in dem Findelhause zu Paris weniger bedeutend ist als früher, so ist sie doch immer noch groß genug. Es stirbt im Durchschnitte etwas mehr als der vierte Theil derselben. Die Gründe davon liegen eines Theils in den Kindern selbst, andern Theils in den Ammen.

Die Administration unterhandelte früher mit den Ammen durch Commissionäre. Dieß waren in der Regel gewöhnliche Fuhrleute, welche in ihren Wägen vom Lande herein Frauen führten, welche vor mehr oder weniger kurzer Zeit niedergekommen waren. Die Vermittelung dieser Commissionäre erklärt sich durch die große Menge Kinder, welche Ammen bedürfen, und durch die Schwierigkeit, sich Letztere zu verschaffen. Sie waren also wahre Ammenwerber, die da und dorthin auf das Land hinaus fuhren, und so viel als möglich Wöchnerinnen zu rekrutiren suchten. Früher gab diese Industrie zu großen Mißbräuchen Veranlassung, welche im Laufe der Zeit aber entdeckt und unterdrückt wurden. So nahmen sie es oft ohne gehörige Garantie über sich, Kinder aus einer entlegenen Provinz mit sich zu nehmen, und legten dieselben dann im Geheimen in den Schalter des Findelhauses. Durch in Geheim getriebene Manöuvres brachten sie es dann dahin, daß man ihnen dieselben Kinder von der Anstalt aus mitgab, um sie zu einer Amme auf's Land zu bringen. Sie führten sie dann zu ihren Aeltern zurück, bei welchen sie auf Kosten des Findelhauses unterhalten wurden. Eine Frau aus Autun brachte ihr neugebornes Kind selbst nach Paris und legte es bei Nacht in den Schalter des Findelhauses. Sie hoffte, es durch einen Commissionär, mit welchem sie sich verabredet hatte, nach einigen Tagen als Amme auf Kosten der Anstalt wieder zu bekommen. Durch die Unvorsichtigkeit und Ungeschicklichkeit des Letzteren wurde der Betrug entdeckt, und von nun an jeder ähnliche Versuch mit der größten Strenge unterdrückt. Sogar noch zu der Zeit, wo jene Anordnungen längst abgeschafft waren, entsprach jedoch die Einrichtung der Commissionäre den Bedürfnissen der Anstalt durchaus nicht. Eines dieser Bedürfnisse ist die Aufsicht über die Säuglinge auf dem Lande. Die Commissionäre hatten aber weder die gehörige Einsicht noch die nothwendige Zuverläßigkeit ihres Charakters, um die erforderliche Beaufsichtigung der Ammen ihres Bezirkes mit gehörigem Nachdrucke in's Werk setzen zu können. Die Verwaltungsbehörde hielt es daher für nothwendig, diese Einrichtung zu reformiren. Ein Theil des

Amtes der früheren Commissionäre ist gegenwärtig eigends dazu ernannten Vorständen in den einzelnen Gemeinden übertragen; sie haben die Pflicht, die da und dort zerstreuten Findelkinder ihres Bezirkes öfter zu besuchen, ihre Behandlung zu beaufsichtigen und sich mit der Verwaltung des Findelhauses über die Wahl der Ammen zu benehmen. Die Aufhebung der Commissionäre ist eine sehr lobenswerthe Maßregel, welche noch andere Verbesserungen zur Folge hatte.

Das Findelhaus von Paris hat nicht bloß Ammen auf dem Lande, sondern auch solche in ihrem Dienste, welche über die Zeit des Stillens in der Anstalt selbst wohnen. Die Letzteren sind für schwächliche, kränkliche Kinder bestimmt, welche einer Reise nicht ohne Nachtheil ausgesetzt werden können. Sobald man glaubt, daß ein solches Kind stark genug sei, um ohne Nachtheil für seine Gesundheit transportirt werden zu können, so wird es auf das Land geschickt, und die Amme bekommt ein anderes. Es ist leicht einzusehen, wie undankbar alle diese Verrichtungen sind. Eine Frau, welche weiß, daß ihr Säugling schon nach einem oder zwei Monaten wieder von ihr genommen wird, kann weder Zuneigung zu ihm bekommen, noch ihre Pflichten genau erfüllen. Sie betreiben daher ihr Geschäft mechanisch und oft sogar mit Widerwillen. Natürlich bekam das Findelhaus früher schon deßhalb um so weniger gute Ammen, als man denselben zumuthete, zwei Kinder auf einmal zu stillen; man sah aber bald ein, daß eine solche Aufgabe über menschliche Kräfte ging. Auf dem Lande ist dieß eher möglich, als in der melancholischen Abgeschiedenheit des Findelhauses. Die frische Luft, die gehörige Bewegung und die reichere und gesündere Nahrung des Landes fehlt in Paris gänzlich. Selten sind die Ammen verheiratet, denn eine verheiratete Frau wird, wenn sie es noch so schlecht hat, ihr Loos doch noch besser finden, als das einer Amme im Findelhause, welche gezwungen ist, das einförmigste und traurigste Leben von der Welt zu führen, und bei der großen Sterblichkeit der Kinder oft mehrere nach einander zu säugen. Daher kommt es auch, daß es Zeiten im Jahre gibt, wo wirklicher Mangel an Ammen im Findelhause herrscht, sei es, daß sich im Verhältnisse zu den beigebrachten Kindern nicht genug anmelden, oder daß mehreren von ihnen die Milch ausgeht. Letzterer Umstand tritt nicht gerade selten ein, und ist die Folge der Langenweile oder der Arbeiten, zu welchen man sie wider ihren Willen zwingt. Dieser Mangel an Ammen im Findelhause zu Paris ist ein gewichtiger Grund der großen Sterblichkeit der Kinder. Man ist genöthigt, seine Zuflucht zur künstlichen Ernährung zu nehmen, welche den Kindern bei Weitem nicht so zu-

träglich ist, als das Stillen. Durch die Verlegenheit, in welcher sich die Verwaltung während einer solchen Zeit befindet, und durch die daraus erwachsenen Nachtheile sah sie sich zu wiederholten Malen veranlaßt, andere Wege zur Ernährung der Kinder zu suchen. Im Jahre 1803 ließ man versuchsweise vier Kinder an einer Ziege trinken. Es starben jedoch alle. Seither wurde derselbe Versuch in einigen Findelhäusern der Provinz wiederholt, aber im Allgemeinen mit demselben ungünstigen Erfolge.

Bei weitem die größere Anzahl von Ammen hat das Findelhaus auf dem Lande. Mit wenigen Ausnahmen sieht sich die Verwaltung genöthigt, dieselben aus Provinzen zu nehmen, welche sehr entfernt von Paris sind. Es ist in der That auch leicht einzusehen, daß alle Frauen aus der Normandie, aus Flandern und anderen, der Hauptstadt näher gelegenen Theilen von Frankreich, wenn sie sich zu Ammen hergeben wollen, lieber in Dienste von Privatpersonen gehen, denn das Findelhaus kann ihnen bei weitem keinen so großen Lohn geben, als diese. Die Kinder müssen daher oft 70 — 80 Stunden weit weggeschickt werden. Gewöhnlich nimmt man auch alle Ammen, die sich anmelden, weil das Bedürfniß außerordentlich groß ist und immer wiederkehrt. Nichts ist übrigens so wichtig, als die Wahl der Ammen: denn das Kind, ja man kann wohl sagen, das Leben eines Kindes hängt auf's Engste von der Beschaffenheit und dem Schicksale der Amme ab, der es zum Stillen anvertraut wird. Wenn sie sehr kraftlos ist, so wird auch das Findelkind darunter leiden und dieselbe traurige heruntergekommene Körperbeschaffenheit bekommen, wie sie. Ihre Gesundheit wird in vielen Fällen noch mehr untergraben, so daß oft Amme und Kind unterliegen. Obgleich diejenigen, welche das Findelhaus bekommt, den ärmsten Volksklassen angehören, so sind sie doch fast eben so gut, als die gewöhnlichen im Privatdienste stehenden. Man kann also nicht sagen, daß die aufs Land gebrachten Findelkinder im Allgemeinen schlimmer daran seien, als die anderen. Nur in Beziehung auf den verschiedenen Grad von Sorgfalt und Vermöglichkeit der Familien, zu denen sie gebracht werden, haben sie ein verschiedenes Loos zu hoffen.

Fast in jeder Jahreszeit verweilen 15 — 16 Frauen im Findelhause, um einen Säugling zu erwarten. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst kehren sie dann in ihre Heimat mit dem ihnen von der Verwaltung anvertrauten Kinde zurück. Die meistens große Entfernung ihrer Heimat von Paris ist ein Nachtheil, der in den Verhältnissen liegt und der sehr schwer zu vermeiden ist.

Der Verfasser geht nun zur Betrachtung der Mittel über,

welche seiner Ansicht nach geeignet wären, diesem Uebelstande abzuhelfen. Noch vor einigen Jahren bediente sich das Findelhaus der Vermittelung von Commissionären. Die Reise dauerte in den engen Wägelchen dieser Leute gewöhnlich sehr lange, war außerordentlich anstrengend und mit einer Menge Unannehmlichkeiten verbunden. Es war in den Wägen eine schlechte Luft und durch ihr beständiges Stoßen wollten die Kinder gar nicht mehr aufhören zu schreien. Ihr eigener Vortheil und die geringe Vergütung für Reisekosten zwangen die Commissionäre, in den geringsten, schmutzigsten Herbergen einzukehren. Kinder und Ammen wurden natürlich daselbst auch schlecht behandelt. Die Verwaltung sann daher auf Mittel, eine andere Art des Transports zu bewerkstelligen. Sie ließ zu diesem Zwecke Wägen bauen, welche so ziemlich einem Omnibus ähnlich sind, aber eine solidere und im Detail zweckmäßigere Construction haben. Jetzt dauert dieselbe Reise, statt wie früher 12—14 Tage, nur etwa 3—4. Gegenwärtig reisen die Ammen der Anstalt auf alle mögliche bequeme Weise. Die einen machen nur kleine Tagreisen, die anderen, und das ist die größere Zahl derselben, geht mit Postpferden, und endlich reisen gegenwärtig schon einige mit der Eisenbahn. Letzteres Transportmittel wäre unstreitig das bessere, weil die Reise am Kürzesten dauert und am wenigsten Unbequemlichkeiten mit sich führt; leider sind aber die Geldmittel des Findelhauses nicht so groß, daß es für Alle diesen Aufwand bestreiten könnte. Die Verwaltung steht aber gegenwärtig mit der Direction der größeren Eisenbahnstrecken in Unterhandlung, um einen günstigen Accord mit ihnen abzuschließen. Jedenfalls aber könnte man sich zu diesem Zwecke nur Wagen dritter Klasse bedienen. Diese haben aber den Nachtheil, Amme und Kind nicht gehörig vor dem schlimmen Einflusse ungünstiger Jahreszeit zu schützen. Will sich die Industrie von dem Vorwurfe des Materialismus rein erhalten, so kann sie dieses nur dadurch erreichen, daß sie dem Elende und den nothwendigsten Bedürfnissen menschlichen Leidens hilfreich unter die Arme greift.

Die Amme ist von dem Augenblicke an, wo sie das Findelkind erhält, seine von dem Staate gegebene Mutter. Das Findelhaus kann man in dieser Beziehung kaum ein Hospiz nennen; es ist vielmehr nur eine Anstalt, welche die Auffindung eines Zufluchtortes vermittelt. Das Kind bleibt gewöhnlich kaum einige Tage im Findelhause. Sobald es der Amme übergeben wurde, wird es von ihr mit nach Hause genommen, gewöhnlich um nie wiederzukehren. Die Verwaltung übernimmt dabei gewöhnlich für mehrere Jahre nur die Rolle eines Beschützers. Wie dieser Schutz beschaffen sei, kann man

sich bei der meistens sehr großen Entfernung und der bedeutenden Anzahl der Schützlinge leicht denken. Diese Beaufsichtigung wird durch eigens dazu aufgestellte Männer in den einzelnen Gemeinden ausgeübt. Die Frage ist nun, wie die sogenannten Vorgesetzten ihren Auftrag erfüllen. Dieß ist sehr schwer zu entscheiden. In Beziehung auf die ärztliche Behandlung der Findelkinder accordirt die Verwaltung gewöhnlich mit einem Arzte, der alle Erkrankte eines ganzen Bezirks besorgen muß. Er hat die Pflicht, sie zu besuchen und ihnen die Arzneimittel anzuschaffen. Die Sterblichkeit der Findelkinder auf dem Lande ist zwar geringer, als in der Anstalt selber, im Vergleiche mit der der übrigen Kinder ist sie aber dennoch enorm.

Dieser auffallende Umstand erklärt sich zum Theil wenigstens aus der Art ihrer Geburt und aus den derselben vorangehenden Umständen. Die Findelkinder tragen in der Regel die Spuren einer fehlerhaften Bildung an sich. Sie sind in der Regel klein, schwächlich, skrophulös oder rachitisch. Gewöhnlich wird bei der Rekrutirung über die Hälfte der männlichen als zum Militärdienste untauglich befunden. Dieser Umstand ist sehr bemerkenswerth. Im Durchschnitte werden in Frankreich jedes Jahr 961,226 Kinder geboren und von diesen etwa 32,000 in die Findelhäuser gebracht, also etwa von 30 eins. Man sieht hieraus, welch bedeutendes Element der Schwächlichkeit die Findelkinder unter die Bevölkerung bringen. Dieser Nachtheil ist sehr bedenklich. Wenn die Raçen ausarten, so machen die Nationen Rückschritte. Auch die stärkste, gesundeste Raçe widersteht nicht lange Zeit dem schädlichen Einflusse, der alle Jahre von Neuem durch eine so bedeutende Anzahl kränklicher oder schwächlicher Kinder auf sie ausgeübt wird. Unsere Vorfahren sahen dieß wohl ein und hatten das Heilmittel in dem Tode der Findelkinder gesucht. In gegenwärtiger Zeit ist es aber die Aufgabe, das Problem auf eine menschlichere Weise zu lösen.

Der Verfasser schlägt nun energische, aus Sachkenntniß und Menschenliebe hervorgehende, für alle Findelhäuser höchst beachtungswürdige Reformen vor. Vorzüglich machen wir darauf aufmerksam, was über die Ursache der Aussetzung der Kinder und die Unterstützung der unverheirateten und bedrängten Mütter gesagt wird.

Das Schlußkapitel behandelt die Taubstummen. Es beginnt mit Mittheilungen über Abbée de l'Epée, Abbé: Sicard-Bébian, und endet mit Untersuchungen und Vorschlägen zur Reorganisation des Unterrichts. Was das königliche Taubstummen-Institut in Paris betrifft, so berichtet der Verfasser, daß bei allem Glanz des Aeußeren die Hauptsache, der Unterricht, vermißt

wird. Sonst war die Pariser Anstalt der Hauptsitz des Taubstummen-Unterrichts; durch die Ueberlegenheit ihrer Methode stand sie an der Spitze der Bewegung und repräsentirte gleichsam den Vortrab der Vorsehung gegenüber von jenen Ausnahmswesen, die man eben der Gesellschaft zurückgeben wollte. Die königliche Anstalt war lange Zeit die Musterschule, nach der sich die andern Schulen Frankreichs und des Auslandes richteten. Aus fernen Ländern kamen Reisende herbei, von Abbée de l'Epée's Namen wie von dem Sterne der Weisen angelockt, und betrachteten sich das Institut — die Wiege einer regenerirenden Kunst. Diesen Ruhm verdankte die Pariser Schule nicht ihrem Gründer allein, sondern auch dem fortwährenden Gedeihen der Studien und Zöglinge, wie Massieu, Clerc, Gard, Beretta, Lenoir, Forestier und so vieler Anderen, die den lebendigen Beweis für die Wirksamkeit ihrer Unterweisung abgaben. — Heutzutage ist dieser Glanz verfinstert, und wenn die königliche Anstalt, Dank sei es dem Ruhme von Männern wie de l'Epée, Sicard, Bébian und Berthier, noch einen gewissen Einfluß bewahrt, der die Fremden herbeizieht, so weiß sie gleichwohl die letzteren nicht zu befriedigen. In der That, was sollten auch diese Fremden in der Pariser Schule suchen? Eine Methode, Traditionen, einen Studiencursus? — Von all dem hat das Institut nichts mehr zu bieten; es ist zum Stillschweigen oder — besser gesagt — zu dem Geständnisse gezwungen, daß es dieses kostbare Vermächtniß des achtzehnten Jahrhunderts, die Kunst der Erlösung der Taubstummen, in seinem eigenen Schooße verloren gehen ließ. Und weil es nichts mehr zu sagen hat, so zeigt es prachtvolle Mauern, als ob dieser äußere Glanz dem Mangel jeder Lehre auf lange Zeit zur Maske dienen könnte! Die königliche Anstalt lebt von ihren gehabten Erfolgen; allein dieses Schattenleben der Erinnerung neigt sich mit jedem Tage mehr dem Untergange entgegen.

Ein aufmerksamer Besuch der Klassen würde die Ursachen dieses Verfalles erklären, die Herr Esquiros auf zwei Hauptgründe, nämlich auf das Vorwalten der Administration über den Lehrkörper und die Spaltung der Lehrenden in eine Masse von Systemen, zurückführt. Indem er jedoch seine Kritik über diese Anstalt ausspricht, glaubt er zugleich erklären zu müssen, daß er weit entfernt ist, sie als einen bewußtlos Kranken zu betrachten, denn die königliche Anstalt kennt die Wunde, an der sie blutet, aber sie kann sich ihrer nicht anders entledigen, als indem sie der öffentlichen Meinung eine Stimme über ihre Heilmittel zuerkennt. Niemand läugnet hier die Natur der Krankheit, Niemand ist bei Aufrechthaltung der Anordnung interessirt;

die Professoren seufzen, die Zöglinge leiden, die Inspektoren beunruhigen sich. Uebrigens hat die Menge der Irrthümer die Geduld der ernstesten, gemäßigtesten Männer erschöpft; das Uebel ist groß, aber nicht unheilbar. Jene Schule könnte den alten Glanz wieder gewinnen; der Schatz der Wahrheiten ist noch unberührt; die Professoren sind lauter Männer von Talent, denen es bis auf diese Stunde nur an einem Vereinigungspunkte gebricht, um ihren Einfluß wieder aufzunehmen. Die Wirkung, welche die Pariser Anstalt auf alle anderen Taubstummenschulen ausübte, mag deren Wichtigkeit am besten beweisen; so lange sie der Leuchtthurm war, von welchem die Provinzialschulen ihren Glanz entlehnten, trug de l'Epée's kostbare Entdeckung nach allen Seiten das Licht der Aufklärung; heutzutage ist der Leuchtthurm erloschen und der Taubstummen-Unterricht verfällt in ganz Frankreich der alten Finsterniß.

Geht man auf die Quelle des Uebels zurück, so wird man erkennen, daß der beklagenswerthe Zustand der Dinge, der den Verfall der Pariser Anstalt herbeiführte, daher rührt, daß diese königliche Taubstummenschule von dem Ministerium des Innern abhängt, statt (wie der gesunde Menschenverstand es verlangte) dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts anzugehören. Die Folge dieser falschen Klassificirung ist keine andere als die, daß das Materielle dieser Anstalt über das Intellectuelle den Sieg davon trägt. Dieses Resultat war unschwer vorauszusehen, denn von dem Tage an, da die Erziehung der Taubstummen dem Ministerium, an das der öffentliche Unterricht so zu sagen mit allen Banden geknüpft ist, entfremdet wurde, erkennt man in den taubstummen Kindern nicht länger Schüler, sondern Gebrechliche, und das Haus sank allmälig zu dem Range eines Spitals herab.

Der jetzige Zustand des Unterrichts und der Lehrmethode wurzelt in der Vergangenheit der Anstalt. Während der letzten Jahre vegetirte das Pariser Institut unter der Leitung eines Verwaltungsraths, der zwar aus ehrbaren, aber dem Taubstummen-Unterrichte gänzlich fremden Männern bestand, welche neben ihrer Unwissenheit noch die unglückliche Neuerungssucht besaßen. Die Pariser Schule konnte damals, mitten unter den Reklamationen der Lehrer, deren Stimme nicht gehört wurde, die sonderbarsten Versuche entstehen und absterben sehen: jedes der Rathsmitglieder hatte sein eigenes System, jedes wollte experimentiren in anima vili; man vergaß gänzlich, daß das Menschengeschlecht fortan nicht mehr als Stoff zu Experimenten zu betrachten, und daß die Seele des Taubstummen eben so edel wie die des redenden Menschen ist. Der Verwaltungsrath konnte

sich gegen die Macht der Natur und gegen das Gesetz des gesunden Menschenverstandes unmöglich halten — er fiel: aus seinen Trümmern bildete man einen obersten Rath, der weder auf die Studien, noch auf die Administration der Schule einen Einfluß ausübt. „Wir erheben sie,“ sagte M. A. Passy, indem er von den Mitgliedern des alten Rathes sprach, „um sie zu vernichten;“ — und in der That sieht sich dieser oberste Rath, der bloß den Auftrag hat, über solche Fragen, die man ihm gern vorlegt, seine Ansicht zu äußern, zu der Rolle einer passiven Autorität reducirt.

Umsonst würden wir heut zu Tage nach jener Centralisation forschen, welche die Volksrepräsentanten für den Taubstummen-Unterricht als Mittel zur Aufrechthaltung der Studien für nöthig erachtet hatten. Nicht allein, daß die Pariser Schule den übrigen französischen Anstalten nicht voranleuchtet, um die kostbare Einheit der Methode aufrecht zu erhalten; nicht allein, daß keine Oberaufsicht besteht, welche die von den einzelnen Lehrern des Landes gemachten Entdeckungen sammelt — auch im Innern der königlichen Anstalt selber ist nicht die geringste Spur eines regelmäßigen, gleichförmigen Planes zu bemerken. Der Unterricht selbst zerfällt in eben so viele Methoden, als Lehrer oder Lehrerinnen vorhanden sind, und in eben so viele Schulen, als man Klassen zählt. Man sollte kaum erwarten, unter den Taubstummen eine babylonische Sprachverwirrung anzutreffen, und gleichwohl ist diese unter ihnen einheimisch geworden: die Geberdensprache, so wie sie heutzutage besteht, ist so dunkel und willkürlich geworden, daß nicht nur zwei Taubstumme verschiedener Schulen sich nicht mehr in Rapport mit einander setzen können, sondern man hat sogar erlebt, daß zwei Zöglinge einer und derselben Klasse, welche unter verschiedenen Lehrern standen, sich unter einander nicht mehr begriffen.

Mit Abbée Sicard's Tode zerfiel der Taubstummen-Unterricht, wie einst das Reich Alexanders, und die Uneinigkeit hat seit Jahren solche Fortschritte gemacht, daß die Pariser Anstalt gegenwärtig in acht bis neun Institute getrennt ist. Diese Zersplitterung paralysirt alle Kräfte, entmuthigt jeden Willen und vereitelt die Versuche derjenigen, welche das Erlösungswerk, dessen Wiege Frankreich gewesen, und das nunmehr Ausländern überlassen wird, fortsetzen möchten. Noch etwas mehr Verfinsterung in der Methode oder in der Wahl der Lehrer — und die geistige Stellung der Taubstummen wird unter uns nahezu dieselbe Stufe erreicht haben, die sie vor Abbée de l'Epée's Auftreten einnahm. Die Ueberlieferungen dieses berühmten Erfinders und seines Zöglings Sicard sind heutzutage nur noch eine unter-

brochene Kette, um deren Glieder sich Alle streiten. Der Ehrgeiz, Neues zu schaffen, der höchst großmüthig und lobenswerth wäre, wenn er sich in den wahren Schranken zu halten wüßte, erzeugt jeden Tag Systeme, Methoden und Ideen, welche keiner frühern Erfindung, häufig sogar dem reinen Nichts gleichen, und die man über Bausch und Bogen an den armen taubstummen Zöglingen versucht.

Mitten in diesem Chaos bedürfte es einer festen Hand, eines hellen Kopfes, der de l'Epée's und Sicard's Erfindung zum zweiten Male aus der geistigen Unordnung herausrisse, worein sie in neuerer Zeit begraben worden. Die materielle Ordnung vermag kein solches Resultat zu erzielen: man stützt eine Anstalt nicht durch wohlbesorgte Speisesäle; an diesen so gut bedienten Tischen sitzen arme hungernde Seelen, und nur durch Zurückführung der Einheit des Unterrichts und durch kein anderes Mittel würde man zu einer Auffrischung der Pariser Taubstummenschule gelangen. Statt dessen arbeitet die Anstalt unaufhörlich auf ihren Untergang hin, indem sie die letzten Bande, welche die Professoren und Zöglinge der verschiedenen Klassen verknüpfen, vollends auflockert; die Anstalt ist heut zu Tage jenes wider sich selbst getheilte Haus, von dem das Evangelium spricht — wie sollte sie sich also noch aufrecht erhalten können?

In Folge dieser Spaltung, dieser Isolirung und Anarchie unter dem Lehrkörper, hat die Administration eine unvermeidliche Oberherrschaft in der Schule erlangt. Mit dem Tage, da die Schule den Einheitscharakter, der ihre Stärke ausmachte, verloren, haben die Vorsteher selber allen Eingriffen der materiellen Gewalt Thür und Thor geöffnet.

In der Pariser Taubstummenanstalt wiederholt sich einigermaßen jener Streit zwischen der geistigen und weltlichen Gewalt, der einst in dem Zeitalter der Barbarei die Welt zerriß; nur ist es hier die zeitliche Gewalt, welche den Sieg davon trägt — die Kirche, d. h. die Lehrerschaft, ist unterdrückt. Die Erweiterung der administrativen Gewalt hat anfänglich von Seiten der Lehrer lebhafte Reclamationen veranlaßt; endlich aber haben sich die Professoren, die sich mit jedem Tage schwächer, uneiniger und verlassener fühlten, zum Stillschweigen bequemt — ein Schweigen, das, weit entfernt einen bessern Zustand zu verkünden, im Gegentheile nur die Demoralisation auf ihrer äußersten Grenze bezeichnet; Alle seufzen insgeheim über diesen, dem Unterrichte so verderblichen Zustand der Unordnung; allein, was vermögen isolirte Anstrengungen gegen eine alte, auf hohe Einflüsse gestützte Stellung? Wer möchte einen Streit wieder aufnehmen, dem schon Bébian als Opfer gefallen? Hieraus



geht hervor, daß der Taubstummen-Unterricht, durch sehr zahlreiche, complicirte materielle Hindernisse gehemmt, nicht weiter vorschreiten kann, wenn nicht eine neue Macht in's Mittel tritt, die ihn aus diesem stationären Zustande, der seinen Untergang herbeiführt, erlöst. Das Vorherrschen der Administration in den Wohlthätigkeitsanstalten ist eine allgemeine Thatsache, die sich überdieß in monströsen Auswüchsen ausspricht. Auch das Taubstummen-Institut — man weiß nicht, aus welchem Grunde, den Spitälern beigezählt — hat dasselbe Schicksal erfahren, nur daß diese Oberherrschaft hier noch tausendfach ernstere Uebelstände nach sich zieht, die mit gänzlichem Erlöschen der Studien endigen müssen.

Durch detaillirte Darstellung der Verhältnisse der Anstalt liefert der Verfasser den Beweis des Gesagten.

Art. V. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Dritter und vierter Theil. Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1847.

(Schluß.)

Den dritten und vierten Theil dieses bedeutenden Werks kann die Kritik etwas kursorischer abthun, als es bei dem ersten und zweiten möglich war. Nicht, als ob sie des Interessanten, des Geistreichen und Tiefsinnigen weniger darböten. Im Gegentheil, die Sammlung bleibt sich bis an's Ende gleich, sie verläuft sich nicht, wie die Schiller-Goethe'sche Correspondenz, im Sand. Schiller hat in seinen Briefen an Körner im schönsten Sinne des Worts Tagebuch geführt, ja er hat eigentlich nur an diesen Briefe geschrieben; was er an Goethe richtete, waren im Anfang Abhandlungen, später Notizen. Darum hat die Sammlung einen so hohen, einzigen Werth, und ich möchte behaupten, erst jetzt kann Schillers Biographie geschrieben werden, denn sie eröffnet ganz neue und überraschende Einblicke in seine Individualität und seine Thätigkeit. Das gilt jedoch natürlich in einem viel ausgedehnteren Sinn von der ersten Hälfte, die uns den sich entwickelnden Dichter vorführt, wie von der zweiten, die uns den entwickelten zeigt. Die Welt fragt unter allen Umständen freilich nur nach den Resultaten, sie verhält sich gleichgültig gegen den Baum, auf dem die Früchte wuchsen, sie prüft nur die Früchte selbst und verzehrt sie oder wirft sie weg, je nachdem sie ihr schmecken oder nicht. Darin folgt sie auch einem unbedingt richtigen und gesunden Instinct. Eine ganz andere Methode aber leitet den Naturforscher und muß ihn leiten. Er geht von der Frucht über auf den Baum und von dem Baum auf das Erdreich, in dem er wurzelt. Ihm gilt es gleich, ob die Frucht süß oder

sauer ist; er sucht zu ergründen, wie sie das eine oder das andere wurde. Und das thut er nicht, um eine müßige Neugierde zu befriedigen, sondern um sich einen tieferen Einblick in die Natur des Lebens zu verschaffen. Denn diese ist und bleibt trotz Hegels kühner Protestation, die eben nur einem gänzlichen Mißverständniß der zu beantwortenden Frage entsprang, ein Geheimniß. Wir werden die letzten Gesetze nie enträthseln, aus denen die millionenfachen Mischungsverhältnisse hervorgehen, in welchen es sich manifestirt. Aber das Werden erhellt das Seyn. Wer das Werden zum Gegenstand seiner Betrachtung macht und die Bedingungen, unter denen sich die verschiedenen Modalitäten desselben so oder anders gestalten, erforscht, dem lichtet sich auch der Urprozeß, auf dem das Seyn beruht. Diese Beobachtungen werden aber ohne Zweifel mit eben so großer Ersprießlichkeit in der Geisterwelt angestellt, wie in der physischen. Es ist das Nämliche, ob das Schicksal mit einem bedeutenden Menschen experimentirt, oder der Naturforscher mit einem merkwürdigen Thier und einer seltenen Pflanze. Darum glaube ich den vorliegenden Briefwechsel nicht ohne Grund und Nutzen in allen denjenigen Stellen epitomirt und mit erläuternden Noten begleitet zu haben, wo Schiller gewissermaßen als ein Präparat in den Händen des Schicksals erscheint. Ich wollte anschaulich machen, wie er entstand, und das konnte nur auf diese Weise geschehen. Die Wurzel muß aufgegraben werden, denn die Erde verhüllt sie in ihrem Schooß; die Frucht glänzt im Sonnenschein. Dennoch wird die Frucht in Form und Gehalt durch die Wurzel bestimmt.

Der dritte Theil bringt in seiner ersten Hälfte unter der Form von Briefen eine Reihe Abhandlungen, die sich mit Aufstellung einer Theorie des Schönen beschäftigen. Die hier entwickelten Ideen sind Embryonen der gar nicht hoch genug zu schätzenden ästhetischen Aufsätze Schillers, über deren Vernachläßigung sich schon Humboldt mit Recht bedauernd ausspricht. So interessant es wäre, neben dem Werdeproceß des Dichters auch den des Kunst-Philosophen in seinen verschiedenen Stadien zu veranschaulichen: es würde für meinen Zweck zu weit führen. Nur darauf will ich im Vorübergehen aufmerksam machen, daß sich Seite 119 ein Lücke gestopft findet, die Humboldt, als er in der seinem Briefwechsel mit Schiller vorgesetzten Einleitung den Bildungsgang seines abgeschiedenen Freundes zu zeichnen versuchte, nicht ohne Grund so schmerzlich beklagte. Hier hat Schiller nämlich in allgemeinen Zügen seine Anschauung von der Sprache niedergelegt und daneben das Verhältniß, worin speciell der Dichter zur Sprache steht, erörtert. Mir sei es erlaubt, daran zu erin-

nern, daß ich bereits zwei Jahre vor Erscheinung der Briefsammlung in dem ersten Heft der Rötscher'schen Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur, und zwar in meiner Abhandlung über den Styl des Dramas, den nämlichen Gesichtspunkt aufgestellt habe. Ich wurde damals von mehreren Seiten bestritten, von den meisten oberflächlich abgefertigt, von einer sogar wegen unnützer Spitzfindigkeiten zurecht gewiesen. Es gereicht mir zur Satisfaction, daß jetzt einer unserer größten Todten unter meine Ansichten das Siegel drückt. Schiller äußert sich, wie folgt. „Bei zeichnenden und bildenden Künsten fällt es leicht genug in die Augen, wie viel die Natur des Darzustellenden leidet, wenn die Natur des Mediums nicht völlig bezwungen ist. Aber schwerer dürfte es seyn, diesen Grundsatz nun auch auf die poetische Darstellung anzuwenden, welche doch schlechterdings daraus abgeleitet werden muß. Ich will versuchen, Dir einen Begriff davon zu geben. Auch hier, versteht sich, ist noch gar nicht von dem Schönen der Wahl die Rede, sondern bloß von dem Schönen der Darstellung. Es wird also vorausgesetzt, der Dichter habe die ganze Objectivität seines Gegenstandes wahr, rein und vollständig in seiner Einbildungskraft aufgefaßt — das Object stehe schon idealisirt (d. i. in reine Form verwandelt) vor seiner Seele, und es komme bloß darauf an, es außer sich darzustellen. Dazu wird nun erfordert, daß dieses Object seines Gemüthes von der Natur des Mediums, in welchem es dargestellt wird, keine Heteronomie erleidet. Das Medium des Dichters sind Worte: also abstracte Zeichen für Arten und Gattungen, niemals für Individuen; und deren Verhältnisse durch Regeln bestimmt werden, davon die Grammatik das System enthält. Daß zwischen den Sachen und den Worten keine materielle Aehnlichkeit (Identität) Statt findet, macht gar keine Schwierigkeit; denn diese findet sich auch nicht zwischen der Bildsäule und dem Menschen, dessen Darstellung sie ist. Aber auch die bloße formale Aehnlichkeit (Nachahmung) ist zwischen Worten und Sachen so leicht nicht. Die Sache und ihr Wortausdruck sind bloß zufällig und willkürlich (wenige Fälle abgerechnet), bloß durch Uebereinkunft mit einander verbunden. Indessen würde auch dieß nicht viel zu bedeuten haben, weil es nicht darauf ankommt, was das Wort an sich selbst ist, sondern welche Vorstellung es erweckt. Gäbe es also überhaupt nur Worte oder Wortsätze, welche uns den individuellsten Charakter der Dinge, ihre individuellsten Verhältnisse, und kurz, die ganze objective Eigenthümlichkeit des Einzelnen vorstellten: so käme es gar nicht darauf an, ob dieß durch Convenienz oder aus innerer Nothwendigkeit geschehe. Aber eben daran fehlt es. Sowohl die Worte, als ihre Biegungs- und Verbindungsgesetze sind ganz allgemeine Dinge, die nicht einem Individuum, sondern einer

unendlichen Anzahl von Individuen zum Zeichen dienen. Noch weit mißlicher steht es um die Bezeichnung der Verhältnisse, welche nach Regeln bewerkstelliget wird, die auf unzählige und ganz heterogene Fälle zugleich anwendbar sind, und nur durch eine besondere Operation des Verstandes einer individuellen Vorstellung angepaßt werden. Das darzustellende Object muß also, ehe es vor die Einbildungskraft gebracht und in Anschauung verwandelt wird, durch das abstracte Gebiet der Begriffe einen sehr weiten Umweg nehmen, auf welchem es viel von seiner Lebendigkeit (sinnlichen Kraft) verliert. Der Dichter hat überall kein anderes Mittel, um das Besondere darzustellen, als die künstliche Zusammensetzung des Allgemeinen („der eben jetzt vor mir stehende Leuchter fällt um" ist ein solcher individueller Fall), durch Verbindung lauter allgemeiner Zeichen ausgedrückt. Die Natur des Mediums, dessen der Dichter sich bedient, besteht also „in einer Tendenz zum Allgemeinen," und liegt daher mit der Bezeichnung des Individuellen (welches die Aufgabe ist) im Streit. Die Sprache stellt alles vor den Verstand, und der Dichter soll alles vor die Einbildungskraft bringen (darstellen); die Dichtkunst will Anschauungen, die Sprache gibt nur Begriffe. Die Sprache beraubt al o den Gegenstand, dessen Darstellung ihr anvertraut wird, seiner Sinnlichkeit und Individualität, und drückt ihm eine Eigenschaft von ihr selbst (Allgemeinheit) auf, die ihm fremd ist. Sie mischt — um mich meiner Terminologie zu bedienen — in die Natur des Darzustellenden, welche sinnlich ist, die Natur des Darstellenden, welche abstract ist, ein, und bringt also Heteronomie in die Darstellung desselben. Der Gegenstand wird also der Einbildungskraft nicht als durch sich bestimmt, also nicht frei vorgestellt, sondern gemodelt durch den Genius der Sprache, oder er wird gar nur vor den Verstand gebracht; und so wird er entweder nicht frei dargestellt, oder gar nicht dargestellt, sondern bloß beschrieben. Soll also eine poetische Darstellung frei sein, so muß der Dichter „die Tendenz der Sprache zum Allgemeinen" durch die Größe seiner Kunst überwinden, und den Stoff (Worte und ihre Flexions- und Constructionsgesetze) durch die Form (nämlich die Anwendung derselben) besiegen. Die Natur der Sprache (eben diese ihre Tendenz zum Allgemeinen) muß in der ihr gegebenen Form völlig untergehen, der Körper muß sich in der Idee, das Zeichen in dem Bezeichneten, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren. Frei und siegend muß das Darzustellende aus dem Darstellenden hervorscheinen, und trotz allen Fesseln der Sprache in seiner ganzen Wahrheit, Lebendigkeit und Persönlichkeit vor der Einbildungskraft dastehen. Mit einem Worte, die Schönheit der oetischen Darstellung ist: „freie Selbsthandlung der Natur in

den Fesseln der Sprache.» — Jetzt kommt die Reise nach Schwaben, die aus Liebe zum Vaterlande wie zum alten Vater unternommen wird. In Ludwigsburg macht Schiller eine Erfahrung, die für einen Dichter mit zu den schmerzlichsten des Lebens gehört. „Einer meiner ehemaligen familiärsten Jugendfreunde, Dr. Höven von hier, ist ein brauchbarer Arzt geworden; aber als Schriftsteller, wozu er sehr viel Anlage hatte, zurückgeblieben. Mit ihm habe ich von meinem dreizehnten Jahre bis fast zum ein und zwanzigsten alle Epochen des Geistes gemeinschaftlich durchwandert. Zusammen dichteten wir, trieben wir Medicin und Philosophie. Ich bestimmte gewöhnlich seine Neigungen. Jetzt haben wir so verschiedene Bahnen genommen, daß wir einander kaum mehr finden würden, wenn ich nicht noch medicinische Reminiscenzen hätte. Indessen hat doch die frühe Uebung im Styl und in der Poesie ihm viel genützt, denn von da hat er eine Darstellungsgabe in seine Medicin mit herüber gebracht, die ihm die Schriftstellerei darin sehr erleichtert.» — Wie oft ist das Wiedersehen der eigentliche Leichenstein einer Jugendfreundschaft! Wie mit dem Freunde, geht es Schiller auch mit dem Vaterlande. „Ich habe es müssen darauf ankommen lassen, Dich diese Zeit über wegen meiner in Ungewißheit zu lassen; denn ich hatte ordentlich einen physischen Widerwillen gegen das Schreiben. Ein so hartnäckiges Uebel, als das meinige, welches bei noch so mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfährt, weder zum Schlimmen noch zum Guten, müßte endlich auch einen stärkeren Muth, als der meinige ist, überwältigen. Ich wehre mich dagegen mit meiner ganzen Abstractionsgabe, und wo es angeht, mit der ganzen Fruchtbarkeit meiner Einbildungskraft; aber immer kann ich doch nicht das Feld behaupten. Seit meinem letzten Briefe an Dich vereinigte sich so Vieles, meine Standhaftigkeit zu bestürmen. Eine Krankheit meines Kleinen, von der er sich aber jetzt vollkommen wieder erholt hat, meine eigene Krankheit, die mir sogar wenig freie Stunden läßt, die Unbestimmtheit meiner Aussichten in die Zukunft, da die Mainzer Aspecten sich ganz verfinstert haben, der Zweifel an meinem eigenen Genius, der durch gar keine wohlthätige Berührung von außen gestärkt und ermuntert wird, der gänzliche Mangel einer geistreichen Conversation, wie sie mir jetzt Bedürfniß ist! Bei dieser hinfälligen Gesundheit muß ich alle Erweckungsmittel zur Thätigkeit aus mir selbst nehmen, und anstatt einige Nachhülfe von außen zu empfangen, muß ich vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegen streben, den der Umgang mit so heterogenen Menschen auf mich macht. Meine Gefühle sind durch meine Nervenleiden reizbarer,

und für alle Schönheiten, Härten, Erfindungen und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Ich fordere mehr als sonst von den Menschen, und habe das Unglück, mit solchen in Verbindung zu kommen, die in diesem Stücke ganz verwahrlost sind. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Antheil an meiner Hierherkunft gehabt hätte — ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen. Doch warum schlage ich Dich mit solchen Betrachtungen nieder, und wozu hilft es nur? Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße und ein Leben, das so oft von einem nahen Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte!» Weiter heißt es dann: „Laß es Dich also nicht wundern, oder nimm es nicht empfindlich auf, wenn ich unter uns beiden jetzt der weniger Thätige bin. Ich erinnere mich, daß ich das Gegentheil war, und es thut mir selbst am meisten leid, daß ich jetzt mehr empfangen muß, als ich geben kann. Ich will es nicht leugnen, daß ich eine Zeit lang empfindlich auf Dich war. Schon lange ist es bloß meine Thätigkeit, die mir mein Daseyn noch erträglich macht, und es kann mir unter diesen Umständen begegnet seyn, daß ich diesen subjectiven Werth, den meine neueren Arbeiten für mich haben, für objectiv nahm, und besser davon dachte, als sie wohl werth seyn mögen. Kurz, ich bildete mir ein, sowohl in meinen Briefen vom vergangenen Winter, als in einigen neueren gedruckten Aufsätzen Ideen ausgestreut zu haben, die einer wärmeren Aufnahme würdig wären, als sie bei Dir fanden. Bei dieser Dürre um mich her wäre es mir so wohlthätig gewesen, eine Aufmunterung von Dir zu erhalten, und bei der Meinung, die ich von Dir habe, konnte ich mir Dein Stillschweigen oder Deine Kälte nur zu meinem Nachtheile erklären. Ich brauchte aber wahrhaftig eher Ermunterung als Niederschlagung; denn zu großes Vertrauen auf mich selbst ist nie mein Fehler gewesen. Du konntest, wie ich jetzt wohl einsehe, nicht wissen, wie sehr ich Deiner Hilfe bedurfte, Du konntest den Zustand meiner Seele nicht errathen; aber so billig urtheilte ich in denjenigen Momenten nicht von Dir, wo ich meine Erwartungen und Wünsche getäuscht fand. — Daß ich Dir diese Entdeckung jetzt mache, beweist, daß ich über diesen Zustand gesiegt und meine Partie genommen habe. Vergiß also alles und laß es auf Deine Freiheit gegen mich keinen Einfluß haben.» — Diese Stelle sollten sich alle Diejenigen merken, die mit bedeutenden Dichtern und Künstlern umgehen. Nur zu oft benehmen sie sich einem Kunstwerk gegenüber, als ob sie es mit einem Verstandeswerk zu thun hätten und vergessen, daß das eine, wie es auch sey, immer ein Abdruck des ganzen Menschen ist, während das andere nur das

variable Verhältniß ausdrückt, was der Mensch sich zu irgend einem Object des Denkens gebildet hat. Seite 167 geschieht des Wallenstein zum ersten Mal Erwähnung; doch ist nur noch von den Vorarbeiten die Rede. Seite 171 heißt es: „In der neuen Ausgabe seiner philosophischen Religionslehre hat Kant sich über meine Schrift von Anmuth und Würde herausgelassen, und sich gegen den darin enthaltenen Angriff vertheidigt. Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift, und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte.» Allerdings ist die Wechselwirkung zwischen zwei großen Geistern, wenn sie einmal eintritt, nicht bloß für die Welt ein Gewinn, sondern auch für sie selbst der höchste Lohn. Jetzt treten die Horen in's Leben. Das Programm schloß bekanntlich Religion und Politik aus, und Körner meinte beistimmend, man bedürfe in dieser Sphäre der Freimüthigkeit nicht, wenn der Mensch auf dem Wege der Schönheit weiter gekommen sey. Darin hatte er freilich Recht; wie er sich aber überreden konnte, eine solche Periode sei bereits erschienen, ist schwer zu begreifen. Schiller entschließt sich zu derselben Zeit, vermöge der ihm angebornen sittlichen Energie, die ihm das indifferente Ignoriren einer neben ihm wirkenden und in Kunst und Wissenschaft eingreifenden mächtigen Potenz nicht verstattete, den Kant gründlich zu studiren. Die großen Dichter der Gegenwart hätten höchstens den Artikel über Kant im Conversations-Lexicon nachgelesen. Die Horen veranlaßten Schiller, seinem Freunde allerlei Themata zu Aufsätzen und Abhandlungen vorzuschlagen. „Eine sehr schöne Materie würde die Aufstellung eines Ideals der Schriftstellerei und ihres Zusammenhangs mit der ganzen Cultur seyn, und ich wüßte keine, die in so hohem Grade für Dich taugte. Schriftstellereinfluß spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle, und es wäre zugleich so allgemein interessant und so allgemein nöthig, darüber etwas Bestimmtes und aus der reinen Menschheit Hergeleitetes festzusetzen.» Diese Aufgabe ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelös't und sie verdiente wohl, daß ein tüchtiger Kopf sich gründlich mit ihr beschäftigte, wäre es auch nur, um den hie und da wieder auftauchenden, früher von Meyern, dem bekannten Verfasser des Dya Na Sore mit ganz absonderlicher Ostentation gepflegten Irrthum zu beseitigen, daß geistige Thaten keine seyen, und daß das Dreinschlagen mit dem Schwert oder dem Prügel, hoch über dem Dichten und Schreiben stehe, welches dieß Dreinschlagen eben überflüssig machen soll und kann. An die Herausgabe der Horen knüpfte sich für Schiller als nächste und wichtigste Folge die in-

nigere Verbindung mit Goethe. „Bei meiner Zurückkunft fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden. Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit: daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet.» Es ist charakteristisch für das ganze Verhältniß, mit welcher Klarheit es von vorn herein von Schiller aufgefaßt wird. Gewiß ging aus seiner Berührung mit Goethe auch der lebhafter, wie jemals, in ihm erwachende Zweifel an seinem Dichterberuf hervor. „Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rath zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Wortes betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. Ich wollte, daß Du Dir ein Geschäft daraus machtest, mich zu wägen und mir meine Abfertigung zu schreiben. Sei so streng gegen mich, wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich selbst, wenn Du die Feder in die Hand nimmst. Ich will Dir buchstäblich folgen.» Die Stelle ist aus der Körnerschen Biographie bekannt; eben so bekannt verdient Körners Antwort zu werden. „Ueber Deinen Dichterberuf zu urtheilen

ist so leicht nicht, und ich stehe nicht dafür, daß ich mit dem, was ich Dir heute darüber schreibe, in einiger Zeit zufrieden seyn würde. Aber Du mußt mit dem vorlieb nehmen, was ich bis jetzt herausgebracht habe. In Deinen früheren Producten war fast bloß Diction und Versbau poetisch, der Stoff hingegen mehr ein Product des Verstandes, als der Phantasie. Etwas Aehnliches findest Du in der ältesten Periode der griechischen Dichtkunst. Auch ist es natürlich, daß der Sinn für die äußere poetische Form sich früher entwickelt, als der für die innere. Ich nenne innere poetische Form das Product der geistigen Schöpfung aus dem gegebenen Stoffe im Kopfe des Dichters. Durch fortgesetzte Ausbildung Deiner selbst wuchs das Interesse Deiner Producte an Gehalt der Ideen und an Schönheit der äußeren Form. Dieß gründete Deinen Ruf; aber ich begreife, daß es Dich selbst noch nicht befriedigt. Du erkennst den Charakter des Poetisch-Gedachten; und dieß ist's, glaub' ich, was Du in Deinen meisten Werken vermissest. In allen kannst Du nicht sagen, sonst wollte ich Dir Beispiele vom Gegentheil anführen. Es fragt sich also: ist das, was Du an Deinen Arbeiten bemerkst, Folge von Mangel an Talent, oder von zufälligen vorübergehenden Umständen. Zur inneren poetischen Form gehört, däucht mich, erstlich: Erscheinung des Stoffes unter einer bestimmten Gestalt. Durch diese Gestalt wird der Gedanke ein Element der dichterischen Schöpfung, ein darstellbares Object. Die Phantasie muß das Product des Verstandes gleichsam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anschaulich wird. Aus der Hand der Phantasie empfängt nun der Genius den Stoff seiner Thätigkeit; der Geist schwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt: — dieß ist das zweite Erforderniß der inneren poetischen Form. Daß es Dir nicht an Genialität fehlt, hast Du zur Genüge bewiesen. Auch Deine historischen und philosophischen Arbeiten zeugen für Dich. Aber Dein Genius scheint der Phantasie nicht Zeit zu lassen, ihr Geschäft zu vollenden. Deine Empfänglichkeit ist nicht rein genug. Der Stoff, mit dem die Phantasie den Gedanken überkleiden soll, muß zuvor aufgefaßt seyn. Zu dieser Auffassung gehört Reizbarkeit und Ruhe, oder Unbefangenheit. An Reizbarkeit gebricht es Dir schwerlich, aber desto mehr vielleicht an Ruhe. Und hier ist der Punkt, glaub' ich, wo Du Dich prüfen mußt, wie ich schon neulich geäußert habe. Eben deßwegen sollst Du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müssen mit allen ihren Eigenheiten leben, Deiner Phantasie vorschweben, alles Abstracte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ist es Zeit, an die Anordnung

des Ganzen zu denken. Also noch einmal: ergib Dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art. Laß Deine Phantasie ungestört Schätze sammeln — und es wird sich ein Vorrath anhäufen, der Deine Forderungen gewiß befriedigt.» Nach meiner Meinung sind dieß köstliche Aussprüche, aus Gesichtspuncten hervor gegangen, von denen auch die Herren Hinrichs und Hoffmeister in ihren Werken über Schiller hätten ausgehen sollen. Dann würden sie den allgemein geistigen Gehalt nicht so oft mit dem specifisch poetischen verwechselt haben. Die Schiller'sche Correspondenz mit Goethe beginnt und wird Körner actenmäßig mitgetheilt; sie kann das, denn sie wird auf Schiller's Seite in Entwurf oder Abschrift zurückbehalten, was allein schon zur Genüge beweis't, wie wenig sie den reinen Briefcharacter trägt. Vortrefflich ist Nachstehendes: „Meine Resultate — schreibt Schiller — über die Schönheit gewinnen nun bald eine sehr gute Uebereinstimmung. Davon bin ich nun überzeugt, daß alle Mißhelligkeiten, die zwischen uns und Unsersgleichen, die doch sonst im Empfinden und in Grundsätzen so ziemlich einig sind, darüber entstehen, bloß davon herrühren: daß wir einen empirischen Begriff von Schönheit zum Grunde legen, der doch nicht vorhanden ist. Wir mußten nothwendig jede unserer Vorstellungen davon mit der Erfahrung im Widerstreite finden, weil die Erfahrung eigentlich die Idee des Schönen gar nicht darstellt, oder vielmehr, weil das, was man gewöhnlich als schön empfindet, gar nicht das Schöne ist. Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnlich-vernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt; und ein Object mag noch so schön seyn, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es ist etwas völlig Subjectives, ob wir das Schöne als schön empfinden; aber objectiv sollte es so seyn!» Diese Entwicklung kommt in Schillers Abhandlungen kaum so klar vor und sie lös't in der That sehr Vieles. Schiller's Urtheil über Wilhelm von Humboldt wird Jeder unterschreiben, der sich mit diesem reichen, aber von der Natur zum bloßen Stammeln verdammten Geist etwas näher beschäftigt hat. „Ich fürchte wirklich — lautet es — er hat zum Schriftsteller kein reiches Talent, und er wird diesen Mangel durch Kunst nicht viel verbessern. Bei Dir ist die Größe der Forderung, die Du an Dich machst, schuld, daß Du sie weniger erreichst; bei ihm ist die Qualität des Ideals, das er sich vorsetzt, fehlerhaft. Daher kann Dir, aber nicht leicht ihm geholfen werden.» Die Panegyriker Hum-

boldt's haben freilich den großen Mangel, auf den Schiller hier zielt und der nicht mit einem bloßen Fehler verwechselt werden muß, zu einem Vorzug zu erheben gesucht, doch das wird Niemand täuschen, der tiefer zu schauen vermag. Seine Unfähigkeit, die Gedanken, die ihn beschäftigen, dialectisch zu gliedern, ist etwas ganz Anderes, als stylistischer Laconismus. Schiller's erste Aeußerung über den Wilhem Meister lautet: „Dieser Tage hat mir Goethe die Aushängebogen von dem ersten Buch seines Romans mitgetheilt, welche meine Erwartung wirklich übertroffen haben. Er ist darin ganz Er selbst; zwar viel ruhiger und kälter, als im Werther, aber eben so wahr, so individuell, so lebendig, und von einer ungemeinen Simplicität. Mitunter wird man auch von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlich-feurigen Dichtergeistes ergriffen. Durch das Ganze, soweit ich davon las, herrscht ein großer, klarer und stiller Sinn, eine heitere Vernunft, und eine Innigkeit, welche zeigt, wie ganz er bei diesem Product gegenwärtig war.» Körner stimmt folgender Maßen ein: „Wilhelm Meister hat meine Erwartung wirklich übertroffen. Es gibt wenig Kunstwerke, wo das Objective so herrschend ist — die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung. An Kraft können sich mehrere Stellen mit dem Werther messen; und welcher Reichthum von Charakteren, wie viel Anmuthiges und Gedachtes in diesem Werke, was man im Werther nicht findet.» Es ist jetzt lange Zeit hindurch fast nur von den Horen die Rede und die Schriftsteller werden nach ihrem Antheil an denselben geschätzt, das Publicum nach der Aufmerksamkeit und der Aufmunterung, die es dem Journal widerfahren läßt. Man sieht, wie Schiller alle die Bitterkeit einsaugt, die er später in den Xenien wieder von sich gab. Die Schlegel tauchen auf, auch der glatte Matthisson, der Schiller sogar trotz seiner Ueberbeschäftigung die berühmte Recension über seine landschaftlichen Gedichte abzulocken weiß. Goethe macht mit seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten kein Glück. „Aber — fragt Körner — was meint er denn damit? Das erste Stück war mir begreiflich, und ich erkannte ihn in manchen Stellen. Auch im zweiten interessirte mich die Darstellung bei der ersten Erzählung. Aber für das dritte weiß ich nichts zu sagen. Und was soll daraus werden, wenn es noch immer decrescendo geht? — Von allen Seiten höre ich Klagen über diese Aufsätze, und wenn ich mich ihrer annehme, so werde ich der Parteilichkeit beschuldigt.» Allerdings ist das Product philisterhaft und leer, aber keineswegs in so hohem Grade, wie manches Spätere, das nichts destoweniger gelobhudelt wurde. An Körner ist es erfreulich, daß er

das Shakespear'sche Lustspiel zu würdigen weiß, und daß er überhaupt die hohe Bedeutung der Komödie kennt, oder doch ahnt; er sucht Schiller, wie Goethe, zu Versuchen zu veranlassen und kommt bei jeder Gelegenheit darauf zurück. Unsere beiden großen Dichter hatten aber keinen Begriff von dem, was hier zu leisten war, und gingen darum auf Körner's Vorschläge nicht ein; der Eine meinte, ein Lustspiel könne sich nur auf dem Fundament eines fest geregelten gesellschaftlichen Lebens erheben, und verwechselte also die Art mit der Gattung, der Andere glaubte gar, das Lustspiel schlösse die Tiefe aus und verkannte demnach die innerste Natur desselben. Das ist bei ihrer Bekanntschaft mit Aristophanes und Shakespeare mehr als auffallend. Neben den Horen beginnen jetzt auch die Musen-Almanache, die das Gute haben, daß sie Schiller und Goethe manche lyrische Kleinigkeit entlocken, die sonst vielleicht in der Knospe stecken geblieben wäre. Doch macht das gegenseitige Hetzen und Treiben keinen wohlthätigen Eindruck. Körner übernimmt die Recensenten-Rolle und führt sie mit großer Einsicht und noch größerer Gewissenhaftigkeit durch. Bei Gelegenheit des Reichs der Schatten fällt er ein sehr tiefes Urtheil. „In dieser Gattung, der philosophischen Ode, halte ich Dich für einzig. Das Unendliche in der Betrachtung eines philosophischen Objects scheint mir der Geist dieser Dichtungsart zu seyn. Was hier unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand des betrachtenden Subjects im Moment der höchsten Begeisterung. Durch Uebergewicht des Objectiven nähert sich diese Gattung dem Lehrgedichte; aber dieß ist hier weit weniger der Fall, als bei den Künstlern. Pracht der Phantasie, der Sprache, des Versbaues ist nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern bloß Folge der exaltirten Stimmung des Dichters.“ Dieß Urtheil ergänzt er in einem späteren Briefe so: „Du verlangst mein Glaubensbekenntniß über Dein Dichtertalent. Deine neueren Arbeiten haben mir viel Stoff zu Bemerkungen über Dein Eigenthümliches gegeben; aber noch bin ich nicht damit auf's Reine. Indessen, was ich darüber gedacht habe, will ich Dir geben, so wie es ist. In Deinen früheren Arbeiten zeigte sich ungebildete Kraft — ein Streben nach Größe, Gedankengehalt, erschütternder Wirkung — kurz, nach dem, was man als das Charakteristische dem Schönen entgegen setzt. In beiden scheint mir ein Trieb nach dem Unendlichen — das Wesentliche des Kunsttalents — zum Grunde zu liegen; nur ist er bei dem Charakteristischen auf die einzelnen Theile — bei dem Schönen auf die Verbindung des Ganzen gerichtet. Es gibt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches von der Beschaffenheit der Theile unabhängig ist; und in diesem

scheint mir das Wesen der Schönheit zu liegen. Es besteht in unbeschränkter Einheit, verbunden mit unbeschränkter Freiheit. Diese Verbindung nennen wir Harmonie. Sie ist vollkommen, wenn die Uebereinstimmung auch in den kleinsten Theilen vorhanden ist; aber als ein freiwilliges Resultat ihrer Freiheit, ohne daß diese in irgend einem Theile beschränkt wurde. An dieser Harmonie, däucht mich, erkennen wir den Geist der Antike. Was ich an Dir vorzüglich schätze, ist, daß Du Dich immer mehr diesem Ziele näherst, ohne den Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Ich begreife die Schwierigkeit dieses Unternehmens, und merke wohl, daß Goethe auf einem bequemeren Wege die Forderungen des Geschmacks zu befriedigen sucht. Aber wenn es möglich ist, die Alten zu übertreffen, so ist es auf dem Wege, den Du einschlägst. In der äußeren Harmonie der Sprache und des Versbaues hast Du sehr viel gewonnen. Du liebtest sonst mehr die gereimten Versarten, jetzt hast Du Dich auch mit dem glücklichsten Erfolg in der elegischen Versart versucht. Deine Sprache gewinnt immer mehr an Reichthum und Geschmeidigkeit, ohne an Correctheit zu verlieren. Auch die Einheit des Tons wird immer herrschender in Deinen Werken, so sehr Du auch bei Deiner Manier zu Abweichungen versucht werden mußt. Nur in der inneren Harmonie der Gedanken ist es, glaube ich, wo Du noch Fortschritte machen könntest. Thätigkeit scheint bei Dir die Empfänglichkeit zu überwiegen. Daher störst Du zuweilen das Spiel Deiner Phantasie durch Streben nach Befriedigung Deines Forschungsgeistes. Hättest Du mehr Hang zu geistiger Wollust, so würdest Du mehr in den Bildern Deiner Einbildungskraft schwelgen. Jetzt wirst Du nicht selten, durch den Trieb nach abstracten Untersuchungen, von dem Besondern zum Allgemeinen fortgerissen. Dieß ist der Grund, warum Du mich in der philosophischen Ode besonders befriedigst. Hier ist das Abstracte an seiner Stelle; und weil denn doch Deine Phantasie immer thätig ist, und die Resultate Deines Nachdenkens auf ihre Art verarbeitet, so entsteht ein Schwanken zwischen der philosophischen und dichterischen Begeisterung, das für den Betrachter höchst interessant ist. Aber ich bin weit entfernt, Dich auf dieses Fach einzuschränken. — Auch in anderen Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnst, ruhiger zu empfangen, was Dir die Phantasie im reichen Maße darbietet.» Schiller gibt das Alles zu und führt es auf seinen Bildungsgang zurück. Seite 320 nimmt Körner den Heinse'schen Ardinghello gegen Schiller's herbe Abfertigung in seinem Aufsatz über naive und sentimentale Poesie in Schutz; ein schönes Zeichen, daß er immer freier von Einseitigkeit wurde. Die Xenien fangen an

vorzusprechen. Wunderbar herrlich erscheint Schillers Natur in seiner Begeisterung über den Schluß des Wilhelm Meister. — „Daß Euch — schreibt er bei dieser Gelegenheit — mein Gedicht Freude machte, war mir sehr angenehm zu hören. Aber gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump.“ Und noch eine volle Woche später meint er, es sey ihm nach einem solchen Kunstgenuß unmöglich, etwas Eigenes zu stümpern. Körner sucht ihn sich selbst wieder zurück zu geben. „Du mußt die Bescheidenheit nicht übertreiben. In dieser Gattung kann Goethe Vorzüge vor Dir haben; aber diese Gattung ist nicht die ganze Sphäre der Dichtkunst. Begreiflich ist's indessen wohl, wie man in den ersten Aufwallungen des Enthusiasmus sich selbst verkennt. Bei meinem Aufenthalte in Jena habe ich mich oft beschäftigt, Eure Talente zu vergleichen, und finde noch immer das bestätigt, was ich Dir vor einiger Zeit über Deinen Dichterberuf schrieb. Der gestaltlose Gedanke ist bei Dir immer das Erste. Diesem soll die Phantasie dienen, um ihm eine Gestalt zu geben. Bei Goethe, bilde ich mir ein, ist das Spiel der Phantasie das Erste. Durch dieß entsteht die Gestalt. Sie kann nie geistlos seyn, da sie sein Product ist, aber ob sie geistvoll sey, kümmert ihn nicht. Er wacht über Einheit, Harmonie, Bestimmtheit der Umrisse, Individualität — und diese sucht er in der Darstellung seines Bildes zu versinnlichen Diese Darstellung aber ist wieder ein Werk des Kampfes mit dem widerstrebenden Medium, und hier, glaube ich, bist Du wieder Goethe überlegen. Du herrschest unumschränkter über die Sprache. Auch im Versbau bist Du strenger gegen Dich selbst, und duldest solche Nachlässigkeiten nicht, die man auch zuweilen in Goethe's besten Gedichten findet. So hast Du auch den Effect des Theaters mehr studirt. — Versuch' es nur Deiner Phantasie mehr Freiheit zu lassen, ohne zu sorgen, was sie hervorbringen wird. Was Du mir von Deinen dichterischen Plänen gesagt hast, wird gewiß dann am glücklichsten ausgeführt werden, wenn irgend eine zufällige Geburt Deiner Phantasie mit einem oder dem andern zusammentrifft.“ Fast auf gleiche Weise äußert Goethe selbst sich in einer bekannten Stelle seiner Werke über den zwischen ihm und Schiller bestehenden Unterschied. Nun kommen die Xenien, wie ein Gewitterhagel, über das literairische Deutschlahd. Körner beurtheilt sie äußerst verständig. Schiller berichtet über Hermann und Dorothea und staunt, daß Goethe neun Tage hinter einander täglich anderthalb hundert Hexameter niederzuschreiben vermochte. Da er den Gegenstand Jahre lang mit sich herum getragen hatte, war es eben kein Wunder. Körner gibt in einem Brief eine Recension des Wilhelm Meister, die noch jetzt nachgelesen zu wer-

den verdient und die Goethe in hohem Grade befriedigte. Ueber Schiller wird der Wallenstein so schwer, daß er ihn zu erdrücken droht. Damit schließt der dritte Theil.

Der vierte Band ladet uns nun zur Theilnahme am Erntefest ein. Die reifen Früchte lösen sich von selbst vermöge ihrer eigenen Schwere vom Baume ab; es bedarf nicht des Schüttelns, kaum eines Windhauchs. Der Roman der Wollzogen, Agnes von Lilien, der die Gebrüder Schlegel trotz ihrer kritischen Unfehlbarkeit verleitete, ihn für ein Goethe'sches Product zu halten, macht auch in der Körnerschen Familie, namentlich beim weiblichen Theil, verzeihlicher Weise Aufsehen, wird aber von Körner augenblicklich viel richtiger gewürdigt. Ein simpler Castellan sieht in manchen Dingen schärfer, wie der Papst. Körner muß Schiller für den Wallenstein mit astrologischen Büchern aushelfen und schickt ihm eine ganze Bibliothek, die dem Seni zu Statten gekommen ist. Goethe's Hermann und Dorothea regt beide Freunde mächtig auf und veranlaßt namentlich Körner zu mancher einsichtigen Bemerkung; seltsam ist es nur, daß er bei dieser, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, dem Goethe'schen Geist die allgemeinen dichterischen Eigenschaften als specielle, ihn besonders charakterisirende vindicirt. „Wie sehr — heißt es z. B. einmal ist's ihm doch wieder gelungen, den eigenthümlichen Ton dieser Gattung zu treffen, und er hatte sich's gewiß nicht leicht durch die Wahl des Stoffes gemacht!“ Allerdings, aber wenn's nicht gelungen wäre, so würde er nicht allein nicht Goethe, sondern überall kein Poet gewesen sein. Diesen macht ja eben das von vorhergehender Erfahrung unabhängige Vorwegnehmen aller Zustände und wer den einzelnen Dichter darüber ausdrücklich beloben zu müssen glaubt, daß er dieß allgemeine Vermögen besitzt, der könnte mit demselben Fug auch den einzelnen Menschen darüber bekomplimentiren, daß er Augen hat. Ein erschöpfendes, ein wahres Endurtheil über Wieland, dessen Vielschreiberei, wie jede Vielschreiberei, aus innerer Armuth hervorging, findet sich Seite 24 in einem Körner'schen Briefe. »Göschen hat mir den Wieland geschickt, und dieß hat mich veranlaßt, einige seiner Schriften, die mir theils neu, theils nicht mehr in frischem Andenken waren, zu lesen. Ich überzeuge mich immer mehr, wie sehr ihm die französische Literatur geschadet hat. Ueberhaupt drückt ihn seine Belesenheit, seine Phantasie kann vor den vielen Erinnerungen, die sich ihr zudrängen, gar nicht dazu kommen, aus eigenem Vorrath zu schöpfen; auch mag dieser Vorrath nicht groß sein, daher die Armuth an Individualität in seinen Gestalten. — Für den Geist der Griechen scheint er keine wahre Empfänglichkeit zu haben, dagegen ist das Streben nach

der Leichtigkeit der Franzosen sehr merklich; und wie wenig gelingt es ihm! Wie oft wird er schwerfällig und verstößt wider den echten guten Ton! Innigkeit und Kraft sucht man größtentheils vergebens. Sein Pinsel ist flach, seine Farbengebung oft überladen bei Nebensachen, und matt bei den Hauptfiguren. Die große Praktik gibt seinen Produkten oft einen täuschenden Anstrich, der aber bei genauerer Prüfung ihre Armuth nicht verbirgt. Ich hatte erst die Idee, einmal nach seinem Tode seine ganzen Werke eine strenge Musterung passiren zu lassen; aber es ist kaum nöthig. Er hat in Deutschland zu wenig gewirkt. Seine Manier ist nicht gemacht, um zur Nachahmung zu reizen. Allenfalls müßte man einigen Ausländern den Wahn benehmen, daß sie ihn, der nichts weniger als ein Deutscher ist, für den Repräsentanten unserer Literatur ansehen.» Man halte dagegen Goethe's Rede über Wieland in der Freimaurerloge, wie sie in seinen Werken steht und löse sich den Widerspruch, der sich ergibt, so gut man kann, entweder durch die persönlichen Verhältnisse oder durch ein momentanes Unterdrücken aller höheren Ansprüche. Herders Bild verzerrt sich mehr und mehr. „Herder — schreibt Schiller — ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor wie ein Krankheitsstoff, den diese auswirft, ohne dadurch gesund zu werden. Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, das ist die feige Schlaffheit, bei einem inneren Trotz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische, und affectirt, das Mittelmäßige zu protegiren. Goethe hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt. Gegen Kant und die neuesten Philosophen hat er das größte Gift auf dem Herzen; aber er wagt sich nicht recht heraus, weil er sich vor unangenehmen Wahrheiten fürchtet, und beißt nur zuweilen einem in die Waden.» So sah Humanus aus, als die deutsche Entwicklung sich unterstand, über ihn hinweg zu gehen. Urtheilen wir aber nicht zu hart über den außerordentlichen Mann, erinnern wir uns, daß auch Goethe als Greis vor dem neu aufbrechenden Frühling die Augen zukniff, daß auch er an Heinrich Kleist und Uhland nur die negativen Seiten bemerkte, und lösen wir uns die Schwäche des Individuums durch die allgemeine des Geschlechts. Der Mensch scheint den Punkt, den er selbst in irgend einem Kreise erreichen kann, mit demjenigen, den sein Volk oder die Menschheit überhaupt erreichen soll, durchaus verwechseln zu müssen, um für denselben alle Energie seines Wesens aufbieten zu können und hervorragende Männer schreiten ihrem Jahrhundert auch in den meisten Fällen weit genug voran, um gegen die so bittre Enttäuschung während ihrer Lebensdauer gesichert zu sein. Schillers Wort über den Ari-

stoteles ist ein Beleg mehr zu dem bekannten Spruch: anders lesen Knaben den Terenz und anders Grotius. „Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik, zugleich mit Goethe, gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und grade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will: es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend ein anderes poetisches Genre begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie: es ist alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen.» Wenn die in ästhetischen Dingen eingerissene Barbarei einmal wieder verschwindet, so wird sich's auch klar wieder herausstellen, daß der größte Kunstrichter aller Zeiten sogar für diejenigen seiner Forderungen, die nicht unmittelbar aus dem Wesen der Sache hervorgehen, triftige Gründe hatte. Sie gelten nicht unbedingt, sie können zuweilen aufgeopfert werden, weil sie dem Künstler sein Geschäft erleichtern, nicht erschweren sollen; aber wer sie im concreten Fall unberücksichtigt lassen will, der frage sich wohl, ob er nicht dadurch, daß er dieß thut, auf der einen Seite eben so viel und mehr verliert, als er auf der anderen gewinnt. Hieher gehört z. B. die Einheit der Zeit und des Orts, die Goethe in den Gesprächen mit Eckermann sehr richtig aus der Faßlichkeit ableitet. Ich fürchte sehr, man hat in Deutschland, als man auf Shakespeares Beispiel hin so geringschätzig mit ihr und mit vielem Anderen ein für alle Mal und ganz im Allgemeinen brach, das subjective Lebensgesetz des ungeheuren Shakespear'schen Individuums, das mancher Exemtionen bedurfte, um sich nach allen Dimensionen hin ausdehnen zu können, mit einem objectiven Kunstgesetz verwechselt. Seien mir über diesen äußerst wichtigen Punkt ein Paar Worte vergönnt. Es ist für mich kein Zweifel, daß Shakespeares Zerfließen in unendliche Einzelheiten sich mit der Natur des Dramas nicht verträgt. Vor der höchsten Instanz gilt es

gleich, ob in der Kunst ein Fehler auf Königs- oder auf Bettler-Manier begangen, ob z. B. ein im Ganzen entbehrlicher, obgleich an sich gehaltvoller Charakter gebracht oder eine überflüssige und vielleicht sogar obendrein nichtige Sentenz eingeflickt wird, denn jener Charakter würde Sentenz geblieben und diese Sentenz würde Charakter geworden seyn, wenn König und Bettler Reichthum und Armuth gegen einander ausgetauscht hätten. Die Kunst kann sich nicht wie die Natur in's Unermeßliche ausdehnen und die Natur sich nicht, wie die Kunst, in's Enge zusammen ziehen; hierin unterscheiden sich beide und auf diesen Grundunterschied sind alle Gesetze der Kunst, wie die wichtigsten Probleme der Natur, namentlich die Kunst selbst, zurück zu führen. Es folgt daraus für die Kunst zunächst die Nothwendigkeit freiwilliger Beschränkung; das singulaire Kunst-Gebilde muß mit der Natur in Verbindung gesetzt und doch auch wieder von ihr abgeschnitten, die Adern des Universums müssen hinein geleitet und doch auch wieder unterbunden werden, damit die kleine Welt nicht in der großen ertrinkt; darum darf nicht jeder Träger desselben selbstständig für sich etwas seyn wollen, mancher muß sich begnügen, nur etwas zu bedeuten. Hiegegen verstößt Shakespeare; er bringt keine Figur hervor, die nicht so viel Blut im Leibe hätte, daß sie nicht das ganze Drama überschwemmen müßte, wenn sie die Hand auch nur an einer Nadel ritzte. Aber diesem außerordentlichen Individuum verzeiht man das, ja man dankt ihm eine Gränzverwirrung, durch die man im Gebiete der Kunst eine unmittelbare Natur-Wirkung erfährt. Man thut dieß jedoch nur, weil man fühlt, daß er nicht anders kann, und protestirt mit Ernst gegen die Consequenzen, die der Unverstand aus einer so einzigen Ausnahme in seinem Sinn ziehen möchte. — Wallenstei'ns Lager wird von Körner mit der gebührenden Wärme begrüßt; das Goethe'sche in der Behandlung, wie er es nennt, das rein Dichterische, das die Objecte in Umriß und Farbe klar und rein Hinstellende, wie er es hätte nennen sollen, überrascht ihn. Schillers Balladen überschätzt er, aber vortrefflich ist, was er bei Gelegenheit des Tauchers bemerkt. „Ein großer Vortheil bei den Balladen ist gewiß auch die Wahl des Stoffes. Ist dieser an sich schon poetisch, so verträgt er eine einfache Behandlung, und bedarf keines hinzugefügten Schmuckes, um zu interessiren. Der Geist des Dichters zeigt sich dann in dem Vermögen, allen Gehalt, der im Stoffe liegt, aufzufassen und darzustellen. Je weniger wir irgend eine Grenze in diesem Vermögen wahrnehmen, ohne daß es doch aus der menschlichen Natur herausgeht, desto größer der Künstler. — Und wenn wir den Geist des Künstlers verehren, so lieben wir zugleich seine Seele in dem Tone,

der in seiner Darstellung herrscht. Sein Charakter und seine Stimmung malt sich durch die Gegenstände, die er heraushebt, durch den Gesichtspunkt, aus dem er sie ansieht, besonders durch eine hohe Ruhe, die bei der innigsten Theilnehmung über das Ganze verbreitet ist. — In Sprache und Versbau erscheint besonders, was ich Seele nenne — die menschliche Gestalt des Geistes. — Bei einem einzigen Beiworte — der purpurnen Finsterniß — habe ich gestutzt, und dieß auch bei anderen bemerkt. Ich weiß, daß die Alten einen solchen Ausdruck gebrauchten, aber hier trägt er, däucht mich, nichts zur Darstellung bei, und erweckt störende Nebenideen.» Schillers Rechtfertigung seiner purpurnen Finsterniß beweis't, daß er damals schon von Goethe's Farbenlehre profitirt hatte. Schillers Urtheil über die Gebrüder Humboldt ist äußerst merkwürdig und zeigt schlagend, wie kaum ein zweites Beispiel, was bedeutenden Menschen gegenüber bei dem Construiren ihrer Zukunft nach einigen dürftigen oder doch einseitigen Erfahrungen heraus kommt. Trotz Schillers Privatmeinung hat Alexanders Thätigkeit ganz andere Spuren hinterlassen, wie die seines Bruders. Mehr und mehr wird Schiller gegen das Publikum verstimmt. Körner sucht diese Verstimmung dadurch zu heben, daß er ihn auf die stillen Wirkungen seiner Arbeiten aufmerksam macht und ihm darzuthun sucht, wie weit die literärischen Schreier, die öffentlich den Ton angeben, davon entfernt sind, das Urtheil der Nation auszudrücken. Darin hat er Recht, aber der Trost wollte bei Schiller nicht verfangen und die kalte thatlose Gleichgültigkeit ist und bleibt auch empörend und niederschlagend, womit in Deutschland die Bessern und Besten den rohen Mißhandlungen zusehen, die der schreibende Pöbel den ersten Schriftstellern und Künstlern fast täglich zufügt. In jener Zeit durfte ein Kotzebue es wagen, den „Herrn von Goethe» in dem berüchtigten Freimüthigen zu bezüchtigen, daß er nicht deutsch könne, was Jedem, der von der Unbill des Tages Aehnliches zu leiden hat, hiedurch in Erinnerung gebracht sey. Daß Kotzebue's Frechheit, welche die Gründe für ihre Behauptung aus dem Goethe'schen Epilog zu Schillers Glocke hernahm und den Epilog zu diesem Zweck bubenhaft analysirte, ein öffentliches Zeichen der Indignation hervorgerufen hätte, wüßte ich nicht, obgleich ich durchaus nicht bezweifle, daß Hunderte ehrsam den Kopf dazu geschüttelt haben werden. Auch das ist Schiller äußerst schmerzlich, schmerzlicher, wie Körner selbst, daß die lange genährte Hoffnung, sich den Freund räumlich näher rücken zu sehen, an den Verhältnissen desselben scheitert. Er kann bei dieser Gelegenheit sogar eine gewisse Bitterkeit nicht unterdrücken die aber seinem Herzen nur zur Ehre gereicht. „Zur Verbesse

rung Deiner Aussichten wünsche ich Dir herzlich Glück; wiewohl es mich einige Ueberwindung kostet, von der Hoffnung, Dich in Leipzig einmal etablirt zu sehen, Abschied zu nehmen. Ich hatte mir viel von dieser letztern Aussicht versprochen: wir wären uns so viel näher, die Communication so viel leichter, Dein eigener Zustand so viel freier gewesen. Das Schönste, ja das Einzige, was der Existenz einen Werth gibt, die wechselseitige Belebung und Bildung hätte dabei gewonnen; nicht Du allein, Ihr alle hättet, nach meiner Vorstellung, an ächtem Lebensgehalt gewinnen müssen, wenn Du in ein freieres Verhältniß Dich hättest setzen können, was doch auf einer Universität immer der Fall ist, und wenn wir, Goethe mitgerechnet, einander näher hätten leben können. Denn jetzt wäre eigentlich der Zeitpunkt, wo unser gegenseitiges Verhältniß, daß durch seine innere Wahrheit, Reinheit und ununterbrochene Dauer, ein Theil unserer Existenz geworden ist, die schönsten Früchte für uns tragen sollte. Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein leeres, das man froh ist, wieder fallen zu lassen; es gibt sogar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicher Weise gefunden, desto näher rücken sollte.» Mit Staunen und Schaudern erfährt man Seite 89, daß der Wallenstein ursprünglich in fünf Acte abgetheilt gewesen ist, daß die Piccolomini und der Tod nur ein einziges Stück ausgemacht haben. Das wäre eine Repräsentation geworden, die den Deutschen vielleicht für ewig das Theater verleidet hätte. Endlich wird das riesenhafte Werk fertig oder doch für fertig erklärt und dem Freunde mitgetheilt. Der Eindruck ist Anfangs zu überwältigend, um die Kritik aufkommen zu lassen; doch macht Körner augenblicklich einige Bemerkungen, die Schiller berücksichtigt zu haben scheint, ehe er das Stück in den Druck gab. „Auf Wallensteins Grabe steht ein herrliches Denkmal, aus Allem, was er Großes und Liebenswürdiges hatte, zusammengesetzt. Ihn, Thekla und Max betrachten wir mit einer erhabenen Rührung, die uns selbst auf einen höhern Standpunkt versetzt. Das Schmerzliche des Schicksals verschwindet über dem Anschauen des Großen und Edlen der menschlichen Natur.» Schiller geht gleich wieder an ein neues Werk, an die Maria Stuart und Körner erbietet sich, ihm für den Hausbedarf eine Menge historischer Stoffe zusammen zu suchen. Tiecks romantische Dichtungen erfahren im Vorübergehen von Schiller ein kurzes Urtheil; persönlich ist der Romantiker schon früher in Jena und Weimar, wie in Dresden, aufgetaucht. „Tiecks Manier kennst

Du aus dem gestiefelten Kater: er hat einen angenehmen romantischen Ton und viele gute Einfälle, ist aber doch viel zu hohl und dürftig.» Körner schickt noch einige Betrachtungen über den Wallenstein und knüpft Vorschläge zu Aenderungen daran, die von Schiller nicht allein nicht gut aufgenommen werden, sondern ihn sogar zu der Erklärung veranlassen, daß er in mancher Beziehung über Poesie und besonders über tragische Poesie Grundsätze habe, die denen seines Freundes geradezu entgegen gesetzt seyen. Das will Körner nicht einleuchten und ein Jeder, der den Wallenstein von der negativen, wie von der positiven Seite kennt, wird es beklagen, daß Schiller die Bedenken des Freundes dießmal so kurz abfertigte; sie waren wohl begründet und hätten sicher Abhülfe finden können. Maria Stuart wird rasch vollendet und Körner charakterisirt das Stück sehr richtig als ein solches, das nach der Weise der Alten nicht auf dem sogenannten Helden, sondern auf der Handlung selbst beruhe. Hierin liegt allerdings sein Hauptvorzug, und dieser Vorzug ist sehr hoch anzuschlagen. Jetzt geräth Schiller über die Geschichte der Jungfrau von Orleans und begeistert sich für sie. Mir ist es immer unerklärlich gewesen, wie er sich diesem Gegenstand gewachsen glauben konnte. Daß der Vorwurf zu einem Drama vorlag, wird Niemand bestreiten wollen; daß dies Drama aber durchaus ein psychologisches werden mußte, und daß es eben darum über Schillers Kreis hinausging, läßt sich eben so wenig verkennen. Johanna durfte unter keiner Bedingung über sich selbst reflectiren, sie mußte, wie eine Nachtwandlerin, mit geschlossenen Augen ihre Bahn vollenden und sogar mit geschlossenen Augen in den Abgrund stürzen, der sich zuletzt unter ihr öffnet. Die Naivetät, die den innern Bruch gar nicht zuläßt und die das französische Mädchen, wie wir aus den Acten ihres Prozesses ersehen, bis in die Flammen hineinbegleitete, war unerläßlich und Schiller mußte selbst wissen, daß er ihr diese nicht einzuhauchen vermochte. Seine Heldin schwebt denn nun durchaus in der Luft, ihr Thun und Gebahren setzt eine Naivetät voraus, die ihr fehlt, und sie macht den Eindruck eines Apfelbaums, der mit Weintrauben behängt ist, auf dem aber keine Weintrauben wachsen. Körner meint nichts desto weniger, der Dichter habe sich dießmal selbst übertroffen und auch Goethe erklärt die Jungfrau für sein bestes Werk. Das Urtheil über Tieck wird ergänzt, Schiller lies't seine Genoveva und meint, er sey eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur, nur mangele es ihm an Kraft und Tiefe und werde ihm ewig daran mangeln. Genoveva sei als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, jedoch nur als Stufe, denn sie sei nichts Gebildetes und voll Ge-

schwätzes, der Weg zum Vortrefflichen gehe aber nie durch die Leerheit und das Hohle, wenn auch nicht selten durch das Gewaltsame und Rohe. Schiller schwankt jetzt zwischen mehreren tragischen Stoffen und, um während dieser Periode der Unentschiedenheit seine Zeit nicht ganz zu verlieren, bearbeitet er zu Körners großer Verwunderung die Turandot von Gozzi. Seite 258 kommt ein merkwürdiges Urtheil über Goethe's Iphigenia; ich glaube, es ist abschließend. „Hier wollen wir im nächsten Monat Goethes Iphigenia auf's Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie auf's Neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst; ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen, und das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen, kann es auch jetzt noch nicht übersehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben.» Die Braut von Messina wird begonnen; lange hatte sie mit den Malthesern und dem Warbeck zu kämpfen. Als sie fertig ist und Körner überschickt wird, äußert dieser, er kenne kein modernes Werk, worin man in so hohem Grade den Geist der Antike fände. Das beweis't, wie sehr sich selbst die geistreichsten Menschen durch Einzelheiten blenden lassen, wie selten sie sich die Mühe geben, in die Tiefe hinab zu steigen und das Fundament eines dramatischen Bau's zu untersuchen. Ich habe Schillers Urtheil über die Iphigenie mitgetheilt; ich brauche hoffentlich das meinige über die Braut von Messina nicht zurück zu halten. Mir scheint sie ein völlig ideenloses Product. In der Jungfrau von Orleans sieht man doch, was der Dichter will, wenn er auch bei dem schon oben von mir berührten Mangel an Naivetät das Ziel nur halb erreichen konnte. Aber was er mit der Braut von Messina beabsichtigt hat, kann ich nicht herausbringen. Warum geschieht dieß Alles? Was wird mit diesem Blut abgewaschen? Wo sind die Gräuel,

die so ungeheurer Sühne bedürfen? Man fragt sich umsonst! Das Schicksal spielt im Stück Blindekuh mit den Menschen. Alle auftretenden Charaktere sind edel und rein und bleiben es bis zu Ende; die Mutter ist ohne Schuld, denn sie sagt:

— — — »Den Rachegeistern überlass' ich
Dieß Haus; ein Frevel führte mich hinein,
Ein Frevel treibt mich aus. — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ich's.« —

dennoch wird ihr das Schrecklichste auferlegt. Die Söhne sind es auch, dennoch müssen sie das Schrecklichste an einander vollziehen. Beatrice, die Tochter, ist ein Engel und mehr, dennoch muß sie durch ihre bloße Existenz das Schrecklichste hervorrufen und das Alles, weil —

»Auch ein Raub war's, wie wir Alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr schüttelte im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Ueber das sündige Ehebett aus.
Gräuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus.«

und weil —

»Es ist kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder wüthend sich selbst zerstören,
Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären.«

also, weil sie verflucht sind, weil sie nur geboren wurden, um zu zeigen, was es bedeutet, wenn ein Ahnherr, dem die Braut von seinem Sohn geraubt wird, das Ehebett des Paars mit Flüchen belegt. Wir erfahren nicht einmal, wie es mit der Berechtigung des fluchenden Ahnherrn stand; es ist nicht unmöglich, daß er ein Narr und ein Sünder zugleich war, daß die Natur ihn zu derselben Zeit in's Kloster wies, wo sein Gelüst ihn in die zweite Ehekammer trieb, und daß ihn Nichts traf, als was er verdient hatte. Doch, wir wissen es längst, daß Schillers Stärke nicht im Motiviren lag, daß seine Bildungen uns höchstens die Hauptstämme der Nerven und Adern aufgedeckt zeigen, daß die so wichtigen Capillar-Gefäße aber immer unsichtbar bleiben; wir wollen daher das Gegentheil aus freien Stücken annehmen und an die Berechtigung des Ahnherrn glauben. Für das Stück kommt Nichts als ein partieller kleiner Gewinn dabei heraus. Wir haben und behalten immer den nackten, rohen Fluch vor uns, der ein ganzes, herrliches, in Kraft, Jugend

und Schönheit prangendes Geschlecht austilgt, und dieß geschieht, um die Verwirrung vollkommen zu machen, sogar erst nach dem Tode dessen, der dadurch eigentlich gestraft werden sollte, nach dem Tode des Brauträubers, denn —

»Er hemmte zwar mit strengem Machtgebot
Den rohen Ausbruch Eures wilden Triebes,
Doch ungebessert in der tiefen Brust
Ließ er den Haß. Der Starke achtet es
Gering, die leise Quelle zu verstopfen,
Wenn er dem Strome mächtig wehren kann.«

Es geschieht demnach ohne Zweck, wie ohne Grund und es bleibt Nichts übrig, als eine häßliche, Schauder erregende Anecdote, die, weit entfernt, uns die ewigen Gesetze der sittlichen Welt zu vergegenwärtigen, uns weit eher die Angst einflößen könnte, daß sie zuweilen ohnmächtig seyen. Man wende mir nicht ein, das sey antik; es ist nicht wahr. Oedypus verflucht seine Söhne, aber sein Fluch wird ihm abgedrungen durch ihre Handlungsweise, und wenn er sie trifft, so trifft er sie nur, weil sie es verdienten und weil die Nemesis sie ohnehin getroffen haben würde; auch trifft er unmittelbar sie selbst, nicht ihre schuldlosen Kinder und Enkel. So verfährt, um die Spitzen des modernen und des antiken Dramas einander gegenüber zu stellen, auch Shakespeare. Als Lear seine Töchter verflucht, thut sich die Erde nicht auf, um sie zu verschlingen, auch verwandeln sich für sie die Früchte der Bäume nicht in Steine, die Fische des Meers nicht in Schlangen. Sie fallen durch ihre Sünden, wie sie sich nach und nach in enggeschlossener Kette, eine aus der andern, entbinden. Wenn es aber auch antik wäre, so würde das den Handel nicht verbessern. Der Dichter darf, wenn er anders ein Kunstwerk, kein Kunststück hervorbringen will, aus einer überwundenen Weltanschauung nur diejenigen Momente herausnehmen, die nicht völlig vernichtet und aufgelöst sind; die ganz und gar beseitigten, die sich nur durch einen willkürlichen, dem absichtlichen Zudrücken der Augen ähnlichen Verengerungsprozeß des Bewußtseyns nothdürftig reproduciren lassen, sind für ihn nicht mehr vorhanden. Dazu gehört aber der Glaube an die magische Kraft des Fluchs. Wir wissen es längst, daß mit jedem Individuum, das in die Welt tritt, ein neuer, ein unendlicher Lebens- und Thatenkreis beginnt, daß keines dem Rachedurst eines anderen Individuums ohne eigene Schuld verfallen; daß ein Fluch, der mit der Vernunft und dem sittlichen Gesetz in Widerspruch steht, durchaus nicht in Erfüllung gehen kann. Auf einem solchen Fluch beruht aber die Tragik in der Braut von Messina, und das sollte unsere Philosophen vom zweiten Rang

die gegen ihre poetischen Zeitgenossen nicht scrupulös genug seyn zu können glauben, abhalten, sie als eine wahre Tragödie zu citiren. — S. 345 erfährt man, daß Schiller gegen das Ende seines Lebens noch mit Calderon bekannt wurde; er gibt ein kurzes, aber sehr einsichtiges Urtheil über ihn ab. Die Staël erscheint in Weimar und macht auch Schiller in seiner Einsamkeit mit ihrem quecksilbernen Wesen zu schaffen. Sie reizt ihn, des Contrastes wegen, ist aber so antipoetisch, daß er erstaunt, trotz ihrer Gegenwart productiv zu seyn. Dennoch ist er es und vollendet den Tell, das herrliche Testament, das er seiner Nation hinterließ. Körner entwickelt bei Gelegenheit des Tieck'schen Octavianus vortrefflich die Gefahren, die über die wahre Kunst durch den Romanticismus, der damals noch keinen Namen hatte, hereinbrechen mußten. Er sagt mit Recht, daß das Unwesen um so schwerer zu bekämpfen sei, weil mißverstandene Sätze von der Freiheit und Selbstständigkeit des Dichters dabei zu Grunde lägen. Schiller denkt an eine Uebersiedelung nach Berlin; er reist hinüber und es wird unterhandelt, aber er muß hohe Forderungen stellen, und ehe man an der Spree zum Entschluß kommt, ist er todt. Seine letzte Arbeit war die Uebersetzung und Einrichtung der Racine'schen Phädra für's Theater, sein letzter Brief ist vom 25. April 1805 datirt und berichtet über Goethe's Krankheit.

Dr. Friedrich Hebbel.

Art. VI. 1) Borhani Qatiu, a Dictionary of the persian language, explained in persian; alphabetically arranged according to the system of European Lexicons: comprising the whole of the Words; Phrases, and Metaphors, in the Furhungi Juhangeeree, the Mujmuool Foors of Sooroorее. the Soormue, Sooluemanee, and the Suhah ool Udwiyu, together with many Words and Terms, from the Puhluvee, Duree, Zhund o Pazhund, Greek, Syriac, Arabic, Turkish, and other Languages, with a short Grammar prefixed, by Moohummud Hoosuen Ibni Khuluf oot-Tubreezee, poetically styled Boorhan, to which is added an Appendix: consisting of the Moolhuqat of the Boorhani Qatiu, the Khatimu or Appendix to the Furhungi Juhangeeree, together with a collection of Words, Phrases, Metaphors, and Proper Names, extracted from the Buhari Ujum, and various other Authorities. The whole arranged, carefully corrected, revised, and the Text occasionally illustrated with Persian Notes, by Thomas Roebuck, Captain in the Madras Native Infantry, Examiner in the Hindoostanee, Bruj Bhasha, Persian and Arabic Languages; Acting Assistant Hindoostanee Professor in the College of Fort William, and Member of the Asiatic Society. Calcutta, printed by Philip Pereira, at the Hindoostanee Press. 1818. Folio.

2) Boorhani quatiu, a dictionary, of the persian language explained in persian; alphabetically arranged according to the system of European lexicons: Comprising the whole of the Words, Phrases, and Metaphors, in the Furhungi Juhangeeree, the Mujmuool Foors of Sooroorce, the Soormue, Soolaymanee, and the Suhah ool Udwyu, together with many Words and Terms, from the Puhluvee, Duree, Zhund o Pazhund, Greek, Syriac, Arabic, Turkish, and other languages, with a short grammar prefixed, by Moohmud Hoosein Ibni Khulf oot Tubraizee, poetically styled Boorhan, to which is added, an appendix: consisting of the Moolhukat of the Boorhani Qatiu, the Khatimu or Appendix to the Furhungi Juhangeeree; together with a collection of Words, Phrases, Metaphors, and Proper Names, extracted from the Buhari Ujum, and various other Authorities. The whole arranged, carefully corrected, revised, and the Text occasionally illustrated with Persian Notes. Edited by captain Thomas Roebuck, with aditions and corrections. Third edition. By Hukeem Moulvee Abdool Mujeed. Calcutta, printed at the editor's medical press. 1834. Großquart. 797 S. Text und 80 S. Anhang.

Wiewohl das Siebenmeer in sieben dünnen Foliobänden, welche zusammen bequem in zwei große gebunden werden können, dem Umfange nach das größte der bekannten persischen Wörterbücher, so steht dasselbe doch an Verbreitung und Gebrauch in Vorderasien und Europa bei weitem drei andern Wörterbüchern nach, nämlich dem Ferhengi Dschihangiri, dem Ferhengi Schuuri und dem Burhani Kathii; von diesen dreien ist das erste unter der Regierung Schah Dschihangir's, von dem es seinen Namen hat, im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung in Indien verfaßt worden, wo es auch vorzüglich im Gebrauche: das zweite, woran Hasan Efendi von Haleb, einer der Sekretäre des Diwans, gest. i. J. 1105 (1693) *), zwölf Jahre lang gearbeitet, und dasselbe sechs Jahre vor seinem Tode vollendet hatte, war seitdem, und besonders seitdem es vor mehr als hundert Jahren zu Constantinopel i. J. 1155 d. H. (1742) in zwei Foliobänden gedruckt erschienen, in der Türkei das beliebteste und benützteste, welches vor allen andern den Vorzug voraus hat, daß die darin enthaltenen 22550 persischen Wörter mit 22450 aus den besten persischen Dichtern gewählten Stellen erläutert sind. Erst seitdem im letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts, d. i. i. J. 1214 d. H., das persische Wörterbuch Ibn Chalef's aus Tebris von Ahmed Aaßim durch Beifügung des Türkischen

*) Geschichte des osmanischen Reichs VI. 525 und Geschichte der osmanischen Dichtkunst III. 565.

für Türken brauchbar gemacht, in einem Foliobande erschienen, hat dasselbe in der Türkei den Ferhengi Schuuri, so wie das persische Original in Indien den Ferhengi Dschihangiri verdrängt, und der Burhani Kathii, d. i. der schneidende Beweis, ist seitdem so in Indien als in der Türkei das am meisten gebrauchte und benützte Wörterbuch. Von der türkischen Uebersetzung, welche den Titel: Nützliche Erklärung der Uebersetzung des schneidenden Beweises führt, ist in der allgemeinen Literaturzeitung v. J. 1821 eine durch fünf Nummern (von S. 308—311) fortlaufende Anzeige erschienen, die persische Ausgabe aber des ursprünglichen Burhani Kathii, welche in Indien bereits drei Auflagen erlebt hat, die erste vom Jahre 1818, die dritte vom J. 1834, ist noch nirgends ausführlich angezeigt worden, und diese Anzeige mit der eben erwähnten des türkischen Burhani Kathii und der in diesen Jahrbüchern gegebenen ausführlichen des Siebenmeeres vervollständigt die in denselben gelieferten Artikel persischer Lexikographie. Da die Quellen persischer Lexikographie bisher für den europäischen Literator, wie die Quellen des Paradieses im Koran, nur unbekannt unter der Erde geflossen, so, daß er zwar ihr Rauschen vernahm, ohne zu wissen, woher sie entspringen und wie sie sich in einander verzweigen, so senden wir eine kurze Literatur persischer Wörterbücher voraus, welche zwar bei Weitem keine so ausgedehnte, als wie die der arabischen Lexikographie, von welcher im XLVIII. Bande dieser Jahrbücher bei Gelegenheit der Anzeige des arabisch-türkischen Wörterbuchs, der große Achteri, nicht weniger als dreihundert Werke mit ihren Titeln und den Namen ihrer Verfasser aufgeführt worden sind, aber doch immer eine vollständigere, als die der ersten persischen Ausgabe in der englischen Vorrede vorausgeschickte Notiz der Quellen, woraus der Verfasser des Burhani Kathii zunächst geschöpft. Außer den erwähnten Hauptwerken: 1) des Ferhengi Dschihangiri, 2) des Burhani Kathii, 3) des Ferhengi Schuuri, sind die vorzüglichsten persischen Wörterbücher: 4) das Ferhengi Mahmudi, vermuthlich dem Eroberer von Indien, Mahmud, zugeeignet; 5) Dschamiol Fars, d. i. der Sammler des Persischen, persisch und türkisch von Mustafa Ben Mohammed Ben Jusuf von Ainegöl*); 6) Medschmaol Fars, d. i. die Sammlung des Persischen von Kaschani; 7) Medschmaol Kawaid we Dschamiol Fewaid, d. i. Sammlung

*) Nicht In-kuli, wie bei Flügel Nr. 3928.

der Regeln (des Persischen) und Sammler von Nutzanwendungen; 8) Scherefname, d. i. das Buch des Adels, in der persischen Sprache von Muniri [1]); 9) Tadschol-Maßadir, d. i. die Krone der Maßdare, in der persischen Sprache vom alten persischen Dichter Rudegi [2]); 10) Deschischet fi lugatil fars, d. i. Gerstenabguß in der persischen Sprache, ist dasselbe Werk, welches den Titel führt: el-Tohfet es-senijet ilel-Hadhret el-Hasanijet, d. i. erhabenes Geschenk an die hasanische Majestät, weil es i. J. d. H. 988 (1580) dem Hasanpascha Beglerbeg, Statthalter von Aegypten, gewidmet worden; ein großer Folioband, welcher bis dorthin das größte persisch-türkischer Wörterbücher [3]), gehört unter die großen persischen Wörterbücher, wie 11) das Bahr-ol-Garaib, d. i. das Meer der Seltenheiten, halb in gebundener, halb in ungebundener Rede [4]), vom Richter Halimi, in zwei Abtheilungen; 12) Dakaitol-hakaik, d. i. die Feinheiten der Wahrheiten, von Ahmed vom Molla Ahmed Ben Suleiman, berühmt unter dem Namen Kemalpascha, gest. 940 (1533), dem ersten türkischen Belagerer Wiens Ibrahimpascha gewidmet [5]); 13) Wesilet-ol-Makaßid, d. i. Veranlassung der Zwecke, von Chalil Rustem, dem Mewlewi, enthält 1105 Zeitwörter und 10000 Nennwörter [6]); 14) Oknum-el-Bughat, d. i. die Hypostasis der Sprache, in alphabetischer Ordnung; 15) Ssihahol Adschem, d. i. der persische Bewahrheiter, von Hinduschah auh Nachdschiwan, welcher den Titel seines Werkes dem Ssihah Dschewheri's nachahmte, der i. J. 393 [7]) (1002) starb, so daß jener in jedem Falle später als Dschewheri gelebt haben muß; 16) Ssahaif fil-lugatil farsijet, d. i. Blätter der persischen Sprache, ein Compendium in zwölf Hauptstücken; 17) Lughati Karahißari, d. i. das Wörterbuch Karahißari's; 18) Lughati Kasimije, d. i. das Wörterbuch Kasim's; 19) Lughati Nimetullah, das persisch-türkische Wörterbuch von Nimetullah Ben Ahmed Ben Mobarek aus Rumili, welcher sein Werk aus dem Wesilet Aknum, dem Lughati Kasimije, dem Werke Halimi's, dem Lugati Karahißari, dem Deschischet und dem Ssihahi Adschem

[1]) Bei Flügel Nr. 7557.
[2]) Ebenda Nr. 2055.
[3]) Ebenda Nr. 2595 und 5080.
[4]) Auf der Hofbibliothek Nr. 7 und bei Flügel Nr. 1667.
[5]) Auf der Hofbibliothek Nr. 13.
[6]) Bei Flügel Nr. 5110 und auf der Hofbibliothek Nr. 12.
[7]) Bei Flügel Nr. 7712.

zusammentrug [1]); 20) Ssihah, d. i. der Bewahrheiter, sowohl von dem Ssihah Dschewheri's, als von dem Hindu Schahs aus Nachdschiwan wohl zu unterscheiden; der Verfasser ist Jahja el-Emri er-Rumi el-Kerschi; 21) Kensol lugat, d. i. der Schatz der Wörter, von Mohammed Ben Abdol Chalil, dem Sultan Mohammed Ben Kija Naßir, dem Herrscher Gilan's im neunten Jahrhundert d. H., zugeeignet; 22) Newadirol lugat, die Seltenheiten der Wörter; 23) Terdschumei Tohfetul Muminin, d. i. Uebersetzung des Geschenkes der Rechtgläubigen, dann die botanischen und medizinischen Wörterbücher, von denen schon das Tohfetul Muminin, dessen Verfasser Mohammed Mumin el-Hoseini aus Dilem eine gute Anzahl enthält; 24) Muferridati Scheich Isa, d. i. die einfachen (medicinischen) Pflanzen, vom Scheich Isa; 25) Feraidul Muferridat, d. i. die einzigen Perlen der einfachen Pflanzen; 26) Elfasul edwije [2]), d. i. die Wörter der Arzneien; 27) Bahrol Dschewahir, d. i. das Meer der Juwelen, aus arabischen, lateinischen, griechischen Wörterbüchern gesammelt, von Jusuf, dem Arzte aus Herat, herausgegeben von Hakim Abdul Medschid zu Calcutta i. J. 1830 [3]); 28) Behari Adschem, d. i. persischer Frühling, i. J. d. H. 1182 (1768) vom Inder Tekdschend zusammengetragen; 29) Schemsol lugat, d. i. die Sonne der Wörter, arabisch und persisch, in zwei Quartbänden zu Calcutta gedruckt i. J. 1806; 30) eß-Sirah, ein Quartband, eben dort i. J. 1815 gedruckt; 31) Ichtijarati bedii, d. i. die wunderseltenen Auswahlen, ein Wörterbuch einfacher und zusammengesetzter Arzneien von Ibn Hosein el-Anßari, berühmt unter dem Namen Hadschi sein Aathar; 32) Eschherol lugat, d. i. das berühmteste der Wörterbücher, ein arabisches, persisches und türkisches Wörterbuch, zusammengetragen von Ghulam Biken Ssidiki; 33) Tschiraghi hidaijet, d. i. die Lampe der wahren Leitung, von Siradscheddin

---

1) Auf der k. k. Hofbibliothek Nr. 6.

2) Ulfaz Udwiyeh or the Materia Medica, in the Arabic, Persian and Hindevy Languages, compiled by Noureddeen Mohammed Abdullah Shirazy, Physician to the Emperor Shah Jehan. With an english translation by Francis Gladwin, Esq. Calcutta, 1793.

3) The Buhr-ool Juwahir: a medical dictionary, by Mohammad Bin Yoosoof, the physician of Herat. Edited by Hukeem Abdool Mujeed, under the patronage of the committee of public instruction. Calcutta: printed at Hukeem Abdool Mujeed's medical press, Taltallah. 1830.

Ali Chan aus Ekberabad, bekannt unter seinem poetischen Namen Aarsu; derselbe ist auch der Verfasser des 34) Siradschol lugat, eines ziemlich umfangreichen persischen Wörterbuches, geschrieben i. J. d. H. 1147 (1734); 35) Keschfol lugat, d. i. die Enthüllung der Sprache, ein ausführliches persisches und arabisches Wörterbuch von Abderrahim Ben Ahmed Sur, durch eine Versetzung der Buchstaben insgemein auch Kefschol-lugat, d. i. der Pantoffel der Sprache, genannt; 36) Medarol el-Efadhil, d. i. der Umkreis der Trefflichen, persisch und arabisch, aus welchem Kapitän Roebuck schon in der ersten Ausgabe im Anhange eine gute Anzahl von Wörtern aufgenommen; 37) Ferhengi Reschidi, ein rein persisches Wörterbuch von Abder-Reschid Ben Abdol Ghaffur el-Hoseini, verfaßt i. J. 1064 (1653); 38) Montechabol-lugat, d. i. das Auserwählte der Sprache, ein arabisch-persisches Wörterbuch, verfaßt von Abder-Reschid und gedruckt zu Calcutta i. J. 1808; 39) Warestei Lahuri, d. i. was dem Lahurer genügt, ein Wörterbuch persischer Redensarten und Metaphern, vom Inder Sial koti Mel, dessen Dichternamen Wareste, zusammengetragen; 40) Gladwin's persisches, hindostanisches und englisches Wörterbuch, gedruckt zu Calcutta i. J. 1809. Ein Dutzend dieses Tschehel Sutun's, d. i. der vierzig Säulen persischer Lexikographie, sind aus der englischen Vorrede von Roebuck's erster Ausgabe genommen, wo dieselben aber mit europäischen Wörterbüchern, wie Meninsky, Golius, Richardson, Giggeus, und geographischen und historischen Werken, welche keine lexikalischen, untermengt sind. In der dritten Ausgabe ist dieser englische Vorbericht ganz weggelassen; in dem der ersten Ausgabe mangeln aber nicht nur die oben angeführten türkischen Wörterbücher Halimi's, Nimetullah's, Rustem's und Sururi's, sondern auch die beiden berühmtesten der ältesten und neuesten Zeit, nämlich das Schahidi's und Wehbi's, sammt den kleineren Compendien, die zum Theil zu Constantinopel gedruckt worden sind; solche sind: 41) Lugati Schahidi, d. i. das Wörterbuch Schahidi's; 42) ein nach dem Beispiele Schahidi's gereimtes persisch-türkisches Glossar von Mohammed Ben Jusuf Ben Ssalih aus Kastamuni *); 43) das persisch-türkische Glossar Firischte Oghli's; 44) Mohammedijet, ein arabisch-persisches Glossar von Behaeddin Abderrahman aus Angora, gereimt, für Mohammed Ben Hadsch Jachschi aus Kutahije, gest. 805 (1402). Das Gegenstück zum Mo-

*) Auf der Hofbibliothek Nr. 16.

hammedije ist das Mahmudije als arabisches Glossar vom Scheich Bedreddin Mahmud Ben esch-Scheich Mohammed Ben Tanriwermisch, gest. 911 (1507). Hadschi Chalfa sagt unter dem Titel Sibhai Ssibjan, d. i. Rosenkranz der Knaben, daß dieses Glossar dasselbe mit dem Mahmudije sei, unter Mahmudije aber, daß dieses auch Wesilet genannt, vom Verfasser dem Sultan Bajesid II. dargebracht worden sei. Dieses Wesilet ist ein anderes, als das oben angeführte Wesiletol-Makaßid Rustem's, und in Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche kommen das Wesilet und das Wesiletol Makaßid als zwei besondere Werke vor. 45) Miftahol lugat, d. i. der Schlüssel der Sprache, ein persisch-türkisches Glossar von Mahmud Ben Edhem gesammelt für Sultan Bajesid II. 46) Nißabeß-ßibjan, d. i. der Antheil der Knaben, ein Glossar von zweihundert Distichen, dessen Verfasser Ebu Naßr Mesud Ben Ebibekr Hosein Ben Dschaafer el-Ferahi, persisch commentirt von Kemal Ben Dschemal Ben Hosam aus Herat (Hadschi Chalfa). Gedruckt sind zu Constantinopel erschienen: 47) Tohfei Wehbi, d. i. Wehbi's Geschenk, ein kleines gereimtes persisch-türkisches Glossar als verbesserte Ausgabe des bekannten Schahidi's, gedruckt i. J. d. H. 1213 (1798); 48) Scherhi Tohfei Wehbi, d. i. Commentar des Geschenkes Wehbi's, von Ahmed Hajati Efendi i. J. 1215 (1800), und eine zweite Ausgabe i. J. 1237 (1822); endlich 49) Nasmul Dschewahir, d. i. die Perlenschnur, ein türkisch-arabisch und persisch gereimtes Glossar vom Chodscha Aini aus Aintab i. J. 1250 (1831) gedruckt. Zum Theil ist diese Literatur persischer Lexikographie zwar schon in der oberwähnten Anzeige der Calcuttaer Ausgabe in der allgemeinen Literaturzeitung gegeben worden, dort sind aber die anderen wissenschaftlichen Werke, aus denen Roebuck geschöpft, untermischt, und die fehlenden lexikographischen nicht wie hier ergänzt; das halbe Hundert derselben ist also nur ein Sechstel der bei der Anzeige des großen Achteri gegebenen Literatur arabischer Wörterbücher.

In der Vorrede wird die Decas der gelehrten Mitarbeiter namentlich aufgeführt und der Generalgouverneur von Indien, Marquis Hastings, unter dessen Statthalterschaft dieses für das Studium der persischen Literatur so nützliche Unternehmen zu Stande kam, als Behadir, d. i. als Tapferer, und als Sipehsalar, d. i. als Heerführer (Generalissimus) gepriesen, dessen Herrlichkeit und Ruhm verdoppelt werden möge. Zum allgemeinen Nutzen in der Stadt Calcutta in der hindostanischen Presse i. J. d. H. 1233, welches dem Jahre Christi 1818 entspricht, in Druck

ausgegeben. Der Verfasser des Wörterbuches hat demselben eine Abhandlung über die Sprache selbst in neun Abschnitten, welche Faide, d. i. Nutzen, betitelt sind, vorausgeschickt. Erster Nutzen, über die Mundarten des Persischen, Deri, Pehlewi und Farsi; 2) über die Beschaffenheit der persischen Sprache; 3) über die Aufzählung der Buchstaben des persischen Alphabetes und den Unterschied zwischen Dal und Sal; 4) über die Gestattung der Verwechslung jedes der 24 Buchstaben des Alphabetes mit anderen; 5) über die Fürwörter; 6) über die Bildungs- und Ableitungsbuchstaben, welche zu Anfang, in der Mitte und zu Ende der Wörter gesetzt werden; 7) über Buchstaben und Wörter, welche der Rede Schmuck verleihen; 8) über die Buchstaben und Wörter, welche den Nenn- und Zeitwörtern angehängt, verschiedene Bedeutungen mit sich bringen; 9) über die Beschaffenheitswörter, welche denen, die da schreiben, unumgänglich zu wissen nöthig sind. Nach diesen neun Abtheilungen rein grammatischen Inhalts beginnt das Wörterbuch selbst in 29 Abschnitten, welche Reden (Güftar) betitelt sind. Erste Rede, der Buchstabe Elif (A), 2) Ba B, 3) Pa (P), 4) Ta (T), 5) Dschim (Dsch), 6) Tschim Tsch, 7) Ha H, 8) Cha Ch, 9) Dal (D), 10) Ra (R), 11) Sa (S), 12) Scha (wie das französ. J), 13) Sin (S), 14) Schin (Sch), 15) Ssad (Ss), 16) Tha (Th), 17) Ain (Gurgellaut), 18) Ghain (Gh), 19) Fa (F), 20) Kaf (K), 21) Kiaf (Ki), 22) Gaf (G), 23) Lam (L), 24) Mim (M), 25) Nunj (N), 26) Wawj (W), 27) He (lindes H), 28) Ja (J), 29) enthält 71 ungewöhnliche fremde Wörter.

Es würde zu weit führen, hier in die Analyse der grammatischen Behandlung, in die Bemerkungen über die bekannte Aehnlichkeit des Baues der Sprache der Deutschen, und in die Gesetze, nach welchen der Wörterreichthum der persischen Sprache gebildet ist, untersuchend einzugehen. Der Werth dieses Wörterbuches für den Philologen ist ohnedieß außer allen Zweifel gesetzt. Aus dem Gesichtspunkte der Bildersprache ist dieses Werk schon in der Anzeige, welche davon in der allgemeinen Literaturzeitung des Jahres 1821 (308—312) gegeben worden, ausführlich beurtheilt*); aber auch für den Historiker, für den Geo-

*) Die dortige metaphorische und metonymische Bilderschau umfaßt die Wörter: Kopf, Herz, Aug, Ohr, Kinn, Lippen, Zunge, Zahn, Hand, Faust, Finger, Fuß, Brust, Rücken, Hund, Katze, Löwe, Stier, Wolf, Schlange, Aermel, Kragen, Saum, Schuh; dann die Zahlen: 2, 3, 4, 5, 6, 7; von Ueberirdischem: der Himmel, der Neumond, der Saturnus, der Merkur, der Jupiter, der Mars, die Pleias, die Planeten, der Morgen, Tag und Nacht u. s. w.

graphen, für den Mythologen u. s. w. enthält der Burhani kathii kostbare Beiträge, und Rec. will durch die Zusammenstellung einiger solcher Artikel bloß darauf aufmerksam machen, welche reiche und von Orientalisten bisher größtentheils noch unbenützte Fundgrube dieses Werk sei. So finden sich hier z. B. die Namen aller Helden des Schahnameh und der Helden anderer morgenländischer Romane. Die Namen der Tage und Feste des alten persischen Kalenders, die Namen einer Menge von Spielen, deren selbst Hyde in seinem bekannten Werke über die Spiele der Morgenländer keine Erwähnung macht, die Namen einer Menge von Kleidern und Stoffen, aus denen sich allein ein Paar kleine Werke über das Kleidungs- und Fabrikwesen der Morgenländer zusammensetzen ließen, so wie aus den zahlreichen musikalischen Kunstwörtern eine vollständige Abhandlung über die Musik derselben. Endlich enthält dieses Werk außer den gang und gäben persischen Wörtern noch eine große Anzahl von Wörtern der Desatirsprache und einige hundert von Sendwörtern, deren die meisten aber in dem von Anquetil du Perron mitgetheilten Glossarium als Pehlewiwörter aufgeführt sind. Als Belege des Gesagten mögen die folgenden Proben gelten.

Daß Jesus und Maria den Morgenländern aus dem Koran bekannt seien, weiß Jedermann, aber daß ihre Namen so häufig in Anspielungen der Dichter und andere gemeine Benennungen verflochten seien, ist wohl bisher den Wenigsten bekannt. Weil Jesus ohne Vater erzeugt ward, heißt er Seri aalsei Adam (S. 506), d. i. das Riesen Adams; weil ihn Mohammed auf seiner nächtlichen Himmelsreise im vierten Himmel antraf, heißt er (S. 566) Schohnei tscheharum hissar, d. i. der Vogt des vierten (himmlischen) Schlosses, wie Mohammed Schohnei tscheharum kitab, d. i. der Vogt des vierten (himmlischen) Buches (die drei anderen sind: der Pentateuchus des Moses, der Psalter Davids, das Evangelium Jesus und das vierte der Koran); Schohnei derjai ischk, d. i. der Vogt des Meeres der Liebe; Schohnei scheb u sahr, d. i. der Vogt der Nacht und des Morgens; und Schohnei ghawghai kiamet, d. i. der Vogt des Lärmens des jüngsten Gerichts heißt. Als Anspielungen auf die orientalische Legende von Jesus, nach welcher derselbe Fledermäuse beseelt haben soll, heißt die Fledermaus, die sonst Schirsedsch (S. 514), Peiwaſ (S. 222), Schebpere, Schebpaſe (S. 557) und Schebanur (S. 557) genannt wird, durchaus Murghi Issa, d. i. der Vogel von Jesus; auch heißt Jesus Ssahibi efseri girdun (S. 518), d. i. der Besitzer der Krone des Himmels; Ssahibi Ssabi (S. 518), d. i. der Knaben- oder Kinderfreund. Bekannt sind

weiter aus der Legende der sechs Brote die Heft elwan (S. 953), d. i. die sieben Farben, oder die sieben Speisen des Mudschisei Mesih (S. 863), d. i. des Wunders des Messias, nämlich des vom Himmel gesandten Tisches Almaida. Berühmt sind Chari Isa, der Esel des Herrn Jesus, d. i. der Palmesel, und Suseni Isa, d. i. die Nadel von Jesus, welche nach der orientalischen Sage, als der Herr Jesus von der Erde in den Himmel stieg, in dem vierten Himmel in den Falten seines Kleides gefunden, und er wegen dieser Anhänglichkeit an Irdisches höher in die Himmel zu steigen verhindert ward. Metaphorische von Jesus hergenommene Ausdrücke sind: Kandili Isa (S. 681), die Lampe von Jesus, d. i. die Sonne; Kuti Mesih (S. 681), die Nahrung von Jesus, d. i. die Dattel; Isa Kede (S. 619), der Gaden von Jesus, d. i. der vierte Himmel, ebenda; Isa chord, Jesusspeise, d. i. die Traube; Isa dihkan, Jesuspächter, d. i. der Wein; Isa scheschmahe, Jesus von sechs Monaten, d. i. halbzeitige Weintraube; Isa nühmahe, Jesus von neun Monaten, d. i. ganzzeitige Weintraube; Isa her derd, Jesus Mittel wider allen Schmerz, d. i. der Wein; Isa rehnischin, Jesus der am Wege sitzt, d. i. die Sonne und ihre Strahlen. Noch heißt Jesus Gujai gehware (S. 809), d. i. der Redner in der Wiege; Mubschiri benam (S. 844), d. i. der namhafte Verkünder; und Nuri asra (S. 914), d. i. das Licht der Jungfrau, oder Nuri Merijem, d. i. das Licht Maria's. Von dieser haben mehrere Pflanzen ihren Namen, als: Kefi Merijem, die Hand Maria's, auf türkisch Merijem eli, nicht zu verwechseln mit Merijem Ssatschi, d. i. Maria's Haar (Burhani Kathii Constantinopolitaner Ausgabe S. 710), und Kadehi Merijem, Maria's Glas (ebenda S. 620); Sehedschrei Merijem, Maria's Baum (S. 565), das Fünffingerkraut, sonst auch Buchuri Merijem (S. 122), d. i. das Rauchwerk Maria's; und Pendschei Mérijem (S. 209), d. i. die Klaue Maria's genannt; Niwendi Merijem (S. 926), die Raute Maria's, auf persisch sonst Hesaresfend und auf griechisch Moli. Metaphorische Ausdrücke sind: Dscheschenі Merijem (S. 272), das Fest Maria's, d. i. Datteln, die beim Schütteln des Baumes freiwillig herunterfallen; Rusei Merijem (S. 437), die Fasten Maria's, d. i. das Stillschweigen und der Tod; Abi Merijem (S. 7), das Wasser Maria's, d. i. der Wein, und auch die Reinigkeit, deren Vorbild Maria ist, weßhalb sie insgemein auch mit dem Namen Issmetjan, d. i. die Allerkeuscheste, beehrt wird, wie in dem Islam Aische die Keusche (die es gerade nicht war), Fathima, die Tochter

Mohammed's, und vor diesen beiden und Maria, Asia, die Schwester des Moses. Da sich Rec. schon einmal unter den Frauen befindet, so will er auch die übrigen berühmten persischen *) Ideale weiblicher Schönheit und Vollkommenheit nennen, deren Geschichten vielfältig in romantischen Dichtungen besungen worden sind. Bekannt sind den Lesern der Geschichte der persischen Redekünste und aus Goethe's Diwan die Liebespaare Schirin und Chosrew, Suleicha und Jusuf, Balkis und Salomon, Leila und Medschnun, Afra und Wamik, Weise und Ramin. Weniger bekannt ist Demen (S. 398), die Geliebte des Nel, welche keine andere als die indische Damajanti, die Geliebte Nala's ist, eine Dichtung, welche von dem Indischen in's Persische, von Bopp und Kosegarten in's Lateinische und Deutsche übertragen worden ist. Afra (S. 615), die Geliebte Irwe's, welcher seine Seele in einer Liebe ohne allen Genuß aushauchte. Gülschah, die Geliebte Weraka's (S. 934 und im Ferhengi Schuuri II. S. 325 und 421); Gültschehre (S. 791), die Geliebte Ewreng's (im Ferh. Sch. I. S. 115). Lewisa (S. 831) und Aklima (S. 72) sind die Namen zweier Töchter Adams; Sagar (S. 429 Const. Ausg.), eine Tochter Loth's, und Belede (S. 151), der Name Eva's. Persische Heldinnen aus dem Schahnameh sind: Schehrnaf (S. 511) und Ernewaf (S. 41), die Schwestern Dschemschid's, deren letzte die Gemahlin Sohak's war; Rudabe (S. 435), die Tochter Mihrab's, des Herrn von Kabul, die Gemahlin Sal's und Mutter Rostem's; Nuschabe (S. 915), die Königin von Berdaa (siehe Gesch. pers. Dichtk. S. 118); Sudabe (S. 534), die Gemahlin des Keikawu's und Stiefmutter des durch sie unschuldig angeklagten Sijawesch, der dann in Turkistan Dscherira (S. 271), die Tochter Piran Weise's, heiratete. Die Gemahlin Weise's hieß Gülschehr (S. 793). Ferheng oder Ferhendsch (S. 653), die Mutter des Keikawus, und Ruscheng (S. 438), die Tochter des Darius (Roxelane); Frangis, die Tochter Efrasiab's, des Herrschers von Turkistan, war wie Dscherira die Gemahlin von Sijawesch. Franek (S. 642)' die Mutter Feridun's, d. i. des Phraortes; Ketabun (S. 700)' die Gemahlin Kuschtasb's und Mutter Isfendiar's. Tschehrsad (S. 313), die Tochter Behmen's und Mutter Darab's; so hieß auch die Tochter Isfendiar's. Ispenui (S. 54), die Magd Neschaw's, des Schwiegersohns Efrasiab's. Maha-

*) Wir sagen persischen, nicht morgenländischen, denn die berühmten Liebespaare der Araber sind ganz andere, und haben außer Salomon und Balkis und außer Leila und Medschnun mit den persischen nichts gemein.

ferid, d. i. die Mondverschaffene, die Sclavin von Iredsch (S. 841), die Mutter der Tur, welche die Mutter Minotschehr's war. Menische oder Mebische (S. 844), die Tochter Efrasiab's, die sich in den iranischen Helden Pischen verliebte, welcher auch die Ispenui dem Reschaw abgejagt. Peridocht, d. i. die Tochter der Peri, die Tochter des sinesischen Kaisers, die sich in Sam Neriman verliebte und die Mutter Sal's ward (S. 197). Turandocht und Asermidocht (S. 211), die zwei Töchter von Chosrew Perwis, dem Gemahle Schirin's, welcher dann dieser zu Trotz die Scheker, d. i. Zucker (S. 574) heiratete. Humai und Semira, d. i. Semiramis, sind aus der Geschichte bekannt; weniger bekannt sind Kaidafa (S. 688) und Keidpa (S. 763), welche in den Feldzügen Alexanders wie Ruschabe als Herrscherinnen Berdaa's vorkommen. Behramgur, der ritterlichste Herrscher der neueren persischen Geschichte, dessen Liebesabenteuer Nisami in dem romantischen Gedichte Heft Peiker, d. i. die sieben Formen oder Schönheiten besang, hat in der Geschichte mit seinem Namen die Namen von mehreren Frauen verbunden, als irgend ein anderer persischer König. Eine seiner Gemahlinnen war Furek (S. 665), die Tochter des Radscha, des Herrschers von Kanudsch; eine andere Nasperi, die Tochter des Herrschers von Chuaresm (S. 888); eine dritte Nesrinnusch (S. 901), die Tochter des Herrschers der Slaven. Seine geliebtesten Sclavinnen waren Fitne (S. 638), d. i. Unruhe, und Dilaram, d. i. Herzensruhe; eine vierte seiner Gemahlinnen war Jaghmanas (S. 975), die Tochter des Herrschers von Turkistan. Wie die vorhergehenden durch ihre Schönheit und guten Eigenschaften berühmt sind, so die drei folgenden durch andere Eigenschaften. Basur (S. 110), eine berühmte Zauberin von Turkistan, welche das iranische Heer durch ihre Zaubereien zu Grunde richtete; Sali Kufe, das alte Weib von Kufa, die zu Noe's Zeit lebte, und aus deren Feuerherd die Sündfluth ausbrach; Sali Medain, d. i. das alte Weib von Medain, deren Haus mitten im Garten Nuschirwan's stand, und zum Beweise seiner Gerechtigkeit stehen blieb. Da wir der Zauberin des Schahnameh erwähnt haben, so mögen nun auch die Namen der Diwe oder Dämonen folgen, welche von den Helden Iran's bekämpft, ihre Siege verherrlichten. Solche sind: Ekavan (S. 74), der Diw, welchen Rustem in's Meer warf und erschlug; Andschüdan oder Angüdan (S. 80 und 86), eine Art von Waldteufeln, welche auf arabisch Nisnas oder Gul, auf persisch aber Baghama (S. 147) heißen; Pulad, ein Diw aus Masenderan (S. 213); Sendsche (S 568), ebenfalls ein Diw aus Masenderan; Ewlad

(S. 93), gleichfalls ein Diw aus Masenderan; Diw sepid, der weiße Diw (S. 416), ebenfalls aus Masenderan, von Rustem erschlagen. Kantus, der Name eines Diwes, welchen Salomon abschickte, die Stadt Katran (S. 676) aus dem Grunde zu reißen. Die Dämonen heißen gewöhnlich Chalk ateschin (S. 350), d. i. das Feuervolk, und die Waldteufel Damgul (S. 371); Saje (S. 483) und Kach schende (S. 704) sind einzelne Diwe, von denen weiter nichts gemeldet wird, Habail (S. 315) aber ist der Weiberteufel, so wie Lafis (S. 815) der Teufel, welcher im Gebete irre macht. Im Burhani Kathii fehlen dennoch mehrere, welche im Ferhengi Schuuri vorkommen, als: Ardad (I. B. 68), ein die Reisenden verführender Waldteufel; Asmogh (I. B. 75), der aus dem Sendawesta bekannte böse Genius (Asmodeus); Bid (I. B. 201), ein Diwe aus Masenderan; Ghandi (II. B. 186) und Nach (II. B. 378), Diwe Masenderan's. Dünd (I. B. 303) und Dschudkuk (I. B. 317) sind ebenfalls Benennungen von Diwen, und als Namen von Ghulen oder Waldteufeln (II. B. 190) werden aufgeführt: Tschidus, Chartanbur und Schufut. Der Zauberer, welcher über Dschinnen und Perien Gewalt hat, heißt Peridar (I. B. 230), nach dem Burhan (S. 197) heißt aber so der von Dschinnen Besessene und der Dschinnenbeschwörer Peri efsai. Der Fürst aller Zauberer heißt Duranserun oder Duraseran (S. 404), welcher den Serduscht erschlagen wollte. Zauberer heißen insgewöhnlich Ferhest (S, 654), das deutsche verhext, oder Dschadu, welches sich im englischen jade erhalten hat. Außer der schon oben erwähnten berühmten Zauberin des Schahnameh, Basur, ist noch als solche das alte Weib aus Kabul berühmt, Günde piri kabuli (S. 800). Die Zauberformeln heißen Efsun, Rakije, Mesrud (S. 859), der zur Entzauberung aber geblasene Hauch heißt Fob (S. 664), augenscheinlich verwandt mit dem deutschen foppen. Sehr merkwürdig sind die verschiedenen Arten von Zaubereien, welche in diesem Wörterbuche umständlich erwähnt werden. Eine der häufigsten ist die mit Gerstenkörnern, welche mit Saffrangelb gefärbt, vom Zauberer angehaucht, bezaubernde Kraft erhalten. Diese Körnerzauberer heißen Dschusen (S. 283) oder Danesen (S. 372); die durch Räucherung mit Aloe, Weihrauch und anderen Harzen Zaubernden heißen Dudefken, d. i. die den Rauch (in die Augen) Werfenden (S. 403). Dünbe güdaf (S. 311), die Schwanzschmelz, welches mittelst eines aufgehangenen Fettschwanzes eines Schafes geschieht, welchem eine Lampe untergesetzt wird; im Verhältniß als das Fett abtröpfelt, verliert der Bezauberte das seinige. Rüschteitob (S. 428), der Fieberfaden, welcher Mädchen, bis sie mannbar sind, umgebun-

den wird, um sie vor dem Fieber zu hüten. Eine andere Art, sich Jemanden anzueignen und unterwürfig zu machen, ist, dessen Namen auf ein Hufeisen zu schreiben und dieses im Feuer auszuglühen, welche Zauberei Naal der atesch (S. 903), d. i. Hufeisen im Feuer heißt. Um sich die Liebe des geliebten Gegenstandes zu erwerben, wirft man gewöhnlich Pfeffer in's Feuer, und darnach heißt diese Beschwörungsweise Fülfül der atesch efkenden (S. 662). Wider die Zaubereien werden die Talismane angewendet, wofür die Perser mehrere Worte haben, als: Basubend, d. i. Armband, Dirend (S. 412), Tawif. Dieses letzte Wort fehlt zwar an seiner Stelle, wird aber unter Dirend als synonym mit demselben aufgeführt und kommt, wie bekannt, im Sendawesta als Beschwörungsformel vor. Die Beschwörungsformel wider die Wirkungen des bösen Auges heißt Penam (S. 207); so heißt auch das von den Priestern der Parsen beim Gottesdienste vor dem Munde gehaltene Tuch, welches von Anquetil du Perron Penom nach der Aussprache geschrieben wird. Um die Wirkungen des bösen Auges von den Kindern abzuhalten, hängt man an ihre Wiege künstliche, aus Gold oder Silber verfertigte Augen, welche Badame (S. 102) heißen. Diese noch in Persien übliche Gewohnheit ist ein lebender Commentar zu der ungeheuren Menge der Augen Osiris aus Thon und Metall, welche man in Aegypten findet, und welche als Talismane wider das Auge des Typhon oder der Nephtys dienten. Dieses böse Auge (Cattivo occhio) heißt Tscheschmi sachm (S. 299), d. i. das verwundende Auge. Um die Wirkungen desselben abzuwenden, hängt man den Kindern schwarze, blaue oder weiße Glaskorallen an, welche Charremek (S. 337) heißen. Hieraus läßt sich auch zum Theil die große Vorliebe aller afrikanischen Nationen für Glaskorallen erklären. Eine gleiche Wirkung beabsichtigt der den Kindern auf die Stirne mit einer Mischung von Moschus, Ambra, Indigo und Lasur geschriebene Buchstabe Lam (S. 816); eine Nachricht, welche auf die Stirnenzeichen der Anhänger des Siwa und Wischnud ein neues Licht wirft, so wie auf das Zeichen, welches in der Apokalypse die Auserwählten an der Stirne tragen. Eine noch auffallendere Verwandtschaft findet sich zwischen dem alten christlichen Brauche, am heiligen Dreikönigsfeste die Namen der drei Könige an die Thüren zu schreiben, und zwischen dem Brauche der Maghen und heutigen Parsenpriester, in den letzten fünf Tagen des Monats Februar drei Zettel mit talismanischen Charakteren zu beschreiben und dieselben an die Wände des Hauses zu heften. Diese persischen Lukaszettel werden Rikaai geschdün, d. i. Scorpionszettel genannt (S. 430), weil sie Scorpionen und andere giftige

Thiere vom Hause abhalten sollen. Die Einsetzung dieses Brauches wird dem Feridun zugeschrieben, in dessen Namen, wie bekannt, im Sendawesta die meisten Beschwörungsformeln beginnen. Da diese Talismane aber doch nicht selten trügen, so werden sie gewöhnlich mit dem Worte Firib (S. 655), d. i. Betrug, so wie die Zaubermittel mit dem Worte Schubest (S. 685), d. i. Arzneimittel belegt. Ein vorzügliches Zauber- und Arzneimittel ist der Schlangenstein, welcher in dem Rücken oder dem Haupte der Schlangen gefunden wird, und die Eigenschaft besitzt, die unter dem Wasser verborgenen Schätze heraufzuziehen. Dieses ist der Παντάρβας des Ktesias, und der griechische Name ist augenscheinlich bloß eine Verstümmlung des persischen Badmühre (S. 106), d. i. Windkoralle. Diese Wünschelruthe morgenländischer Schatztaucher leitet uns natürlich zu den Schätzen des Morgenlandes, deren berühmteste die folgenden sind: Gendschi Giaw (S. 798), der Schatz des Stieres, ein berühmter Schatz Dschemschid's, der zur Zeit Feridun's gefunden ward, und aus einem goldenen, inwendig mit kostbaren Steinen gefüllten Stiere bestand. Dann die acht Schätze von Chosrew Perwis: 1) Gendschi aarus (S. 798), der Brautschatz; 2) Gendschi schajegan (S. 798), der ohne Mühe erworbene Schatz, oder Gendschi badawerd (S. 797), der vom Winde zugebrachte Schatz, nämlich der Schatz des griechischen Kaisers, der auf Schiffe geflüchtet, von dem Winde in einen persischen Hafen geführt ward; 3) Gendschi diba (S. 798), der Schatz der Goldstoffe; 4) Gendschi Efrasiab (S. 797), der von Efrasiab aufgehäufte Schatz, welcher unter der Regierung von Chosrew Perwis entdeckt ward; 5) Gendschi süchte (S. 798), der wohlabgewogene Schatz (nicht der verbrannte); 6) Gendschi chasra (S. 798), der grüne Schatz (das grüne Gewölbe von Medain); 7) Gendschi schadawerd (S. 798), der mit Freuden gebrachte Schatz (die freiwilligen Gaben und Geschenke); 8) Gendschi bar (S. 798), der Schatz der Last, weil er aus hundert goldenen und hundert silbernen, mit Edelsteinen besetzten Sonnenscheiben bestand.

Eines der vorzüglichsten Kleinode persischer Geschichte und Mythologie ist, nebst dem Spiegel Alexanders, welcher von einem auf der Terrasse des Pharos von Alexandrien stehenden Spiegel hergenommen seyn soll, der Welten zeigende Becher Dschami Dschihannuma Dschemschid's, welcher durch sieben Linien siebenfach abgetheilt eine geographische Encyclopädie vorstellte. Von diesen sieben Linien des Bechers Dschemschid's ist die erste, am Rande des Bechers befindliche, Chathi Dschur, d. i.

die Linie der Landschaft Dschur im südlichen Persien; die zweite Chathi Bagdad, die dritte Chathi Basra. Diese drei Linien erschöpfen die geographische Kenntniß zur Zeit Dschemschid's, wiewohl damals weder Bagdad noch Basra bestand. Die vierte Linie hieß die blaue oder schwarze und sollte vermuthlich das blaue oder schwarze Meer vorstellen. Durch diese vier Linien ist die dem Becher Dschemschid's eingegrabene Mappemonde erschöpft. Die fünfte heißt die Linie der Thränen oder auch die Linie der Gefahr; die sechste die Linie Kjaseger, was entweder die Linie des Bechermachers oder des Paukenverfertigers heißen kann: so heißt auch eine Tonart; die siebente die Linie Ferwerdin's, d. i. des persischen Frühlingsmondes. In diesem Becher trank Dschemschid die unter seiner Regierung erst kund gewordene Kraft des Weines Nuschdaru (S. 916). Die Veranlassung, warum sowohl derselbe als das Basilikon Schah siperi gham, d. i. Königsschild wider Gram (S. 552) heißt, wird vom ersten im Ferhengi Schuuri, vom zweiten im Burhani kathii umständlich erzählt. Zum Schlusse dieser Aufzählung persischer Kleinode erwähnen wir noch des Erdenstieres Gjawi semin (S. 770), welcher zwar als Erdenträger aus mehreren alten Mythologien bekannt ist, hier aber in einer ganz neuen und bisher von Niemanden geahnten Bedeutung vorkommt, nämlich als Anziehungskraft der Erde; eine Metapher, welche als eine ganz neu aufgesteckte Fackel den tiefen Sinn morgenländischer Bildersprache und die Bekanntschaft asiatischer Vorwelt mit den Kräften der Materie beleuchtet. Es würde zu weit führen, über diese Bildersprache, wozu jede Seite dieses Wörterbuches reiche Beiträge liefert, hier mehr sagen zu wollen, und wir geben daher nur die bildliche Synonymik eines einzigen Wortes, nämlich des Weines, welcher, wiewohl durch das Gesetz des Islams verboten, dennoch nicht nur von allen persischen Dichtern in die Wette gepriesen, sondern auch von den Mystikern als Sinnbild des Genusses göttlicher Liebe aufgestellt wird. Der Wein Bade heißt also Abi ateschreng oder ateschnak (S. 975), das feuerfarbene Wasser; Abi siah, das schwarze Wasser; Abi schengrefi, das grünspanfarbene Wasser; Abi Merjem, das Wasser Maria's; Ateschi bi Sübane, Feuer ohne Flamme; Atesch peiker, Feuergestalt; Ateschi ter, feuchtes Feuer; Ateschi töbe suſ, d. i. Buße verbrennendes Feuer: Atesin dewadsch, feuriger Mantel; Eschki Balch, die Thräne von Balch, Dochteri reſ, die Tochter der Rebe; Bedachschi muſab, der geschmolzene Rubin von Bedachschan; Bekri muschatai chiſan, die jungfräuliche Haarkräuslerin des Herbstes; Perdegii reſ, die Verborgenheit der Rebe; Piri dihkan, der alte Pächter; Tschiraghi Moghan, die Lampe der

Maghen; Tscheschmi chorosan, das Auge der Hahnen; Haisi aarus, die monatliche Reinigung der Braut: Cham, der Rohe, Chanei seilrif, das stromvergießende Haus; Churdei mina, die kleine Schmelz; Chandei dscham, das Gelächter des Glases; Chuni dscham, das Blut des Glases; Chuni chum, das Blut der Humpe; Chuni choros, das Blut des Hahns; Desteri afitab, die Rechnungstafel der Sonne; Dinari, der Dukatenwein; Scherab es suri, syrischer Wein; Simi nedab, geläutertes Silber; Schemi jehudi wesch, die judenähnliche Kerze, d. i. rother Wein; Schiri schendsch rengin, grünspanfarber Löwe; Ssarfi bidschadereng, granatfarbe Wendung; Tifli muscheime, der wohlduftende Knabe; Kiblei Dschemschid, die Kibla Dschemschid's; Nebirei ref, die Enkelin der Rebe; Afitabi rewan, die gehende Sonne; Telch wesch, das Bitterähnliche; Ummol chabais, die Mutter der Niederträchtigkeiten; Ateschi sejal, das strömende Feuer; Atesch mifadsch, das Feuertemperament; Nesli edhem, der finstere Stamm; Laali süfle, der gebohrte Rubin; Laali rewan, der wandelnde Rubin; Laali mufab, der geschmolzene Rubin; Kimiai dschan, die Chymie der Seele; Luabi meks, Ameisenspeichel; Luabi laal san, der rubinartige Speichel, und Mul (Molly), nebst den obigen bei Jesus angeführten Metaphern.

Wiewohl die persische Sprache der arabischen an Reichthum keineswegs zu vergleichen, so ist dieselbe doch weit reicher, als sie gewöhnlich dafür gehalten wird. Als einen Beweis davon will Rec. aus dem vorliegenden Werke einige reiche Beiträge zu einer künftigen persischen Synonymik andeuten, einen Lieblingsgegenstand aber und altes Nationalheiligthum der Perser, nämlich das Pferd mit allem seinem Zugehör, hier ganz aufführen, so daß die im Burhani kathii gegebenen Wörter auch mit einigen in demselben fehlenden aus dem Ferhengi Schuuri ergänzt werden. Das Pferd, dessen deutscher Name ursprünglich das morgenländische Fers ist, wovon die Landschaft Persis und die Bewohner derselben ihren Namen erhalten haben, heißt auf persisch gewöhnlich Esb oder Esp (S. 52), welches der Gattungsname ist, alle übrigen gewöhnlich als synonym angenommenen Worte bezeichnen Nebenbegriffe; so ist Bare (F. I. B. 191) das deutsche Mähre, Berme (F. I. B. 194) dasselbe, Madian (F. II. B. 354) Stute, Badger (F. I. B. 159) dasselbe, Kurre (B. S. 715) ein Füllen, Dschülse (F. I. B. 324) ein Pferd von edler Race, welches sonst insgemein Gewheri (F. II. B. 308) heißt. Die Pferde von türkischer Race werden Bersun (F. I. B. 183), die von turkistanischer Challani (F. I. B. 371) von der Stadt Chatl in Turkistan genannt. Mehrere Benennungen gibt es für die gemischten Racen. Ein Pferd von einem arabischen

Hengste und einer andern Stute heißt Dscharde (F. I. B. 321), Esbilasche (F. I. B. 127), Ikdisch (F. I. B. 137) oder Jekdisch (B. S. 977), Machtschi (S. 834). Last- und Maulthiere heißen Baghanusch (F. I. B. 169); ein Füllen, das noch keinen Sattel getragen hat, heißt Tedschar, Tedschare oder Astag (F. I. B. 276); ein störriges Pferd heißt Tewsen (B. S. 257); Bedsuwar (F. I. B. 161), d. i. das schlecht zu reitende; Harun (F. I. B. 355), Heidach (F. II. B. 426), Scheidach (F. II, B. 142). Ein noch gar nicht berittener Wildfang aus der Wüste heißt Beseng (F. I. B. 174) und ein Stutzschweif Bekenk (ebenda); ein Pferd das ausschlägt Tschemusch (F. I. B. 335), und ein Pferd das nicht gehen will Küden (F. II. B. 254). Ein faules, des Spornes bedürftiges Pferd Kul (B. S. 757); Ghami (F. I. B. 186), ein schwaches Pferd; Nekil (F. II. B. 388), Puladerek (B. S. 263), Kuhpare (S. 758), ein starkes Pferd; Berme, ein großes Pferd (F. I. B. 194); Suksuk, ein stark stoßendes Pferd (B. S. 518); Berdek (F. I. B. 172), ein Lastpferd; Rehwar (B. S. 441), Rehnewrid (ebenda), Tekawer (S. 245), ein an's Laufen gewohntes Strapazenpferd; Jaragh (S. 974), Newend (S. 917), Padar (S. 175), Tek (S. 245), Diwbad (F. I. B. 435), Jeketaf (F. II. B. 443), ein Renner. Pferde, welche nicht geritten, sondern bloß an der Hand geführt werden, heißen Ghusch (F. I. B. 189), Nesidsch (F. II. B. 378), Destkesch (F. I. B. 416), Balad (F. I. B. 156) oder Pala (B. S. 178) und Kotl (S. 701). Nach den Farben unterscheiden die Perser ihre Pferde nicht minder genau, als wir die unsrigen. Ein Schimmel heißt Chunk (B. S. 354), Dscherme (S. 271), Hedendsch (F. II. B. 462); ein Eisenschimmel Dscherme pulad (F. I. B. 331); ein Grauschimmel Bos (F. I. B. 214), Dscheschine (F. I. B. 321), Midach. (F. II. B. 362). Ein Goldfalbe heißt Semend (B. S. 525); ein Rothfalbe Jekrau (S. 977) oder Bur (S. 151); ein gesprenkeltes Pferd Ebresch (B. S. 34); ein Rappe Schebgun, d. i. nachtfärbig (F. II. B. 131); ein Fuchs Turgh, sonst auch Güher (B. S. 236); Schwarzfüchse, welche zur Hälfte schwarz und zur Hälfte roth sind, heißen Kumeit (S. 741) oder Heiker (S. 969); ein Wallache Chasr (B. in der Const. Ausg. S. 326, in der von Calcutta fehlt es). Die Farbe des Pferdes überhaupt heißt Köreng (F. II. B. 282); ein Pferd, dessen eines Auge weiß und das andere schwarz ist, heißt Tscheschmawer (F. I. B. 333); gelbe Pferde (Falben) heißen Serdpur oder Aschkar (F. II. B. 31); Rothfalben Kurende (B. S. 714); ein getiegertes Pferd Pelenkreng (F. I. B. 236); ein Pferd, dessen Farbe in's Grünliche fällt, Tscherse (F. I. B. 344); Tschel (B. S. 306), ein Pferd, dessen rechter Vorderfuß und linker Hinterfuß weiß ist; Eschkel (S. 65), dasselbe wie Tschel; Dschemrbur (F. I. B. 315),

ein Pferd, dessen vier Füße, Stirne und Bauch weiß sind; Hemref heißt ein Pferd, das alle Zähne hat (F. II. B. 429); Hemrefschide (F. II. B. 434), ein Pferd, das in's fünfte Jahr geht, und Ildsch (F. II. B. 175), ein Füllen in der Mundart Pehlewi. Ein Pferd, das auf den hintern Füßen aufsteht und die vordern in die Luft streckt, heißt Tschiraghpaje (F. I. B. 343), d. i. Lampenfuß; Tschewkjani (F. I. B. 346), d. i. Tzakanartig, ein Pferd, welches Courbetten macht; die Künste des Pferdes auf der Reitschule heißen Tarid (F. II. B. 167). Von einem Pferde, das sich überschlägt, sagt man Iskender chord (F. II. B. 88); ein guter Trabber heißt Tscheharkiame, Tiskiame, Tisrew, Tschakano, Tschapüki (F. I. B. 346); der Rücken des Pferdes heißt Berachsch (F. I. B. 169); die schwarzen Maale in den Zähnen der Pferde Dschudan (B. S. 282); das Wiehern Schenbe und Schihe (S. 584); das Pfeifen bei dem Trinken der Füllen, damit sie sich nicht schrecken mögen, heißt Schachul (F. II. B. 128); der Vordertheil des Pferdes heißt Jal u bal (F. I. B. 175); das Stirnenhaar Pesch (Busch) oder Pertschem (F. I. B. 234); der Schlag des Hufes Tschufte (F. I. B. 337); die Halsader des Pferdes Ketu (F. II B. 256), und das Blut, das aus derselben gezapft wird, Wadach (F. II. B. 412). Ein Führer der Handpferde, die auf arabisch Dschüneibet genannt werden, heißt Dschüneibet kesch (B. S. 281); ein Stallknecht Siahpusch (F. II. B. 90); ein Pferdedieb Espil (B. S. 55); ein Stall auf neun Pferde Thawile (F. II. B. 166), sonst gewöhnlich Aaldsch (F. II. B. 170); der Pfahl, wo die Pferde angebunden werden, Kormich, d. i. blinder Nagel (F. II. B. 276 und 316); der Talisman von Haaren des Seepferdes, welcher den Pferden an die Stirne gebunden wird, heißt Kolas (B. S. 676) oder Ghaseh-ghaw (F. II. B. 184) oder Geschghaw (F. II. B. 256), und das an die Seite des Pferdes gehängte Schwert Ghaddare (F. II. B. 184). Das Pferdgeschirr und alles, was dazu gehört, nämlich Sattel und Zeug, heißt insgemein Racht (B. S. 424) oder sem essar (S. 472). Das letzte ist eigentlich die Rüstung des Schlachtpferdes, welche sonst gewöhnlich Kedschim (S. 702) oder Bergüstüwan (S. 132) heißt. Das vorletzte dieser Wörter ist durch die Kreuzzüge oder noch früher ganz unverändert als Geziem und geziemirt nach Deutschland gekommen. Das Pferdgeschirr heißt auch Kuhe (S. 751), Ustam (S. 55) und Sitam (S. 491). Die Zügel Likam (S. 824), Lidscham oder Much (F. II. B. 368); der Kappzaum Lawasche oder Labasche (B. S. 818 und 827), auch Lebisch und Lebische (S. 819); Bers (F. I. B. 167), der Nasenring, oder auch Wers (F. II. B. 314) und Juwascha, ebenfalls ein Kappzaum. Die unter den Sattel gelegte Decke Dschol

(F. I. B. 326); die Schabrake, gewöhnlich Nemed fin (B. S. 909), heißt auch Kum (F. II. B. 228), und die Schweißdecke Chuichore (F. II. B. 404) oder Irktschin, d. i. Schweißsammler. Der Sattelüberzug, welchen die Diener der Großen, neben dem Pferde gehend, tragen, heißt Terwan, auf türkisch Japuk, auf arabisch Ghaschije (F. II. B. 168). Ein in Galla ausgerüstetes Pferd heißt Esbi chilaati, d. i. Gallapferd (F. I. B. 132), im Gegensatz mit Esbi nobeti, d. i. Post- oder Miethpferd. Tschunach (F. I. B. 324) ist der Steigbügelriemen, welcher auch Berendaf (F. I. B. 170) und Sirem (F. II. B. 93) heißt. Der Sattelriemen heißt Berschek (F. I. B. 172), der Schwanzriemen Kaschu (F. II. B. 255); der Sattelgurt Pardem (F. I. B. 238) oder Paldem (ebenda) oder Achkelende (F. I. B. 126). Das Wort Kandschugha (F. II. B. 224) ist ursprünglich tatarisch und nicht persisch, in Deutschland aber über Rußland als Kantschuk eingewandert. Historisch berühmte Pferde sind die Rappen Schebreng und Schebdif, der erste das Pferd von Sijawesch (B. S. 559), der zweite das von Chosrew Parwis. Das Pferd seiner Geliebten Schirin hieß Gülgun, d. i. das rosenfarbe. Schuluk, das Pferd Isfendiar's, und Rachsch das Rostem's. Afergun das feuerfarbe und Ssadik (B. S. 263), die Namen zweier Pferde, deren Besitzer nicht genannt werden. Es ist sonderbar, daß bei der großen Achtung der Perser für die edlen Racen des Pferdes außer der arabischen von Dschulfa und der turkistanischen von Chatl keiner anderen Erwähnung geschieht. Chatlani ist das einzige, die Herkunft dieser Pferde geographisch bezeichnende Wort. Solche geographisch bezeichnete Eigenschaftswörter, deren in diesem Wörterbuche mehrere vorkommen, sind nicht nur dem Philologen, sondern auch dem Geographen ein willkommener Fund. Wie die edlen turkistanischen Pferde Chatlani von der Stadt Chatl geheißen werden, so werden auserwählter Wein, Moschus, Campher, Aloe, Bogen, Pfeile und vorzüglich schöne Knaben nach verschiedenen Städten benannt, als: Wein von Dergham (F. I. B. 420), von Fenaruf, einem Orte bei Samarkand (F. II. B. 198); Elephanten von Mangelus (F. II. B. 350); Seide und Moschus von Charchif (F. I. B. 365), einer Stadt im nördlichen China, diese Stadt wird auch Charchir (F. I. B. 362) geschrieben. Der beste Moschus ist der von Bachem (B. S. 121), von Chaludsch (B. Constant. Ausg. S. 332), einer Stadt in Turkistan, von Taraf (B. S. 604) und von Dschudschu in China (B. S. 282), woher auch vortrefflicher Campher kommt, dessen bester sonst von Faisur (B. S. 667), so wie die beste Myrrhe von Sokodar (S. 516 kommt. Die beste Aloe kommt von Ascham (B. Const. Ausg. S. 50), fehlt in der von Calcutta),

von Komar, einer Stadt in Indien (S. 680). In der Constant. Ausg. (S. 618) steht weiter, daß die beste Aloe Semenderi, Hindi, Mandeli und Mawendi heiße; die letzte sei die gebrannte. Die besten Bogen kommen von Tschatsch, der Stadt jenseits des Oxus, welche sonst Taschkend heißt (S. 337), und die besten Pfeile von Ghaidak in der Gegend von Descht Kipdschak (F. II. B. 171). Bedachschan ist durch seine Rubinen, Nischabur durch seine Türkise berühmt, so wie die folgenden Städte durch die Schönheit ihrer Knaben: Faraf, Chaladsch, Tharchar (B. S. 243), Hedschawer (S. 946), eine Stadt in China, Jaghma (S. 975), eine Stadt in Turkistan, Tschigil (F. I. B. 348), eine Stadt in Turkistan, Ghalfer (F. II. B. 179), eine Stadt in Turkistan, u. s. w. Um den Geographen eine Probe von der Ausbeute zu geben, welche ihnen das Nachschlagen dieses Wörterbuches gewähren kann, nennt Rec. die folgenden Artikel: Balbus (B. S. 313), der alte Name von Kandahar, so wie Bami (S. 115) der von Balch; Peschen (S. 203), der Ort in Turkistan, wo die Schlacht zwischen Piran Weise und Tus Nuser vorfiel; Tochwar (S. 233), der Name der alten Fürsten von Dahistan, dieses ist das Τοχάρης der Byzantiner; Tehische (S. 251), sonst Temische, die Residenz Feridun's; Tscharik (S. 288), ein Flecken zu Kabul gehörig; Tschahi pukir (S. 290), der Brunnen, in welchem Efrasiab den Pischen gefangen hielt, und welcher in der morgenländischen Geschichte nicht minder berühmt ist, als der Brunnen Jusuf's; der Brunnen von Babel, worin Harut und Marut aufgehangen sind; der Brunnen, in dem Rustem seines Lebens Ende fand; der Brunnen von Nachscheb, aus welchem der Lügenprophet Mokannaa einen Mond hervorsteigen ließ; der Brunnen Birhut in der Landschaft Hadhramut und der Brunnen von Semsem zu Mekka. Tschaghanian, der Name eines Viertels von Semerkand (B. S. 301); Chulm (das nordische Holm), zu Balch gehörig, an der Gränze von Bedachschan, sonst auch das Dorf Pharaons genannt (S. 350); Abgun, ein großer Fluß, der aus Chuaresm kommt und nach dem Meere von Gilan geht (S. 7); Amu, der Name des Oxus und einer an den Ufern desselben gelegenen Stadt (S. 28); Isarud, ein Name von Transoxana (S. 50); Ispitschab, der Name der sonst Schebran genannten Stadt in Transoxana (S. 55); Isferendsch, eine Stadt nahe bei Sogd Semerkand (S. 59); Afschene in der Nähe Buchara's, der Geburtsort Avicenna's (S. 71); Usch, ein Flecken von Ferghana zwischen Semerkand und China (S. 93); Barab, sonst Farab, die bekannte Stadt (S. 107); Berakuh, ein Berg südlich von Usch gelegen, in der

Nähe von Andedschan (S. 125); Bersem, ein Schloß am Ufer des Oxus (S. 128); Belasaghun, eine große Stadt in Transoxana in der Nähe von Kaschghar (S. 150), die Residenz Efrasiab's bis zur Zeit Kurchan's; Beikend, ebenfalls die Residenz Efrasiab's (S. 171); Bidwaſ, ein Berg in Transoxana (S. 168); Pertasch, die sonst Bertas genannte Landschaft in Turkistan (S. 189); Deschaheng, der Name der Höhle, wo sich Efrasiab verbarg (S. 385); Daghawi, der Name der Steppe, wo die Brüder Piran Weise's erschlagen worden (S. 393) und Siawesch von seiner Mutter empfangen ward; Sindschab, der Name der Landschaft, über welche Kamus Keschani als Statthalter gesetzt war (S. 527); Schahrud, der Fluß, der bei Thalkan unfern Kaswin entspringt (S. 553); Schahe, der Geburtsort Sudabe's, der Gemahlin des Keikawus, in Hamawaran erbaut (S. 555); Schehrasadije, die Stadt, deren Herrn Ardeschir der Sohn Schiruje's vergiftete (S. 590); Debus, ein Schloß in Transoxana zwischen Semerkand und Buchara (S. 373), Dischhocht, Dischhochtgung, Dischherdsch, Dischhucht, Dischhust und Dischustgüng (S. 386), die alten persischen Namen Jerusalems, dessen neupersischer Ilia augenscheinlich aus Aelia verderbt ist; San, ein Dorf bei Tscharik zu Kabul gehörig (S. 482); Segane, der Name eines Dorfes von Ghasnin in der Nähe von Muscht, welches ein anderes Dorf ist (S. 520); Segſ, ein hoher Berg in Sabulistan zwischen Kidsch und Mekran (S. 520); Siam, ein Berg zwischen Semerkand und Taschkend, wo der Brunnen des Lügenpropheten Mokannaa war (S. 539); Schawghar, eine Landschaft Transoxana's, deren Einwohner meistens Weber (S. 552); Schebrghan, der alte Name der Stadt Balch (S. 558); Schehrsebſ, d. i. die grüne Stadt, ein Beiname der bei Semerkand gelegenen Stadt Kisch (S. 590); Ghaihar, die durch ihre Cypressen, Moschus und Schönen berühmte Stadt Turkistan's (S. 619); Famir, eine Stadt in der Gegend von Farchar, in deren umliegender Wüste es viele Moschusgaselen gibt (S. 637); Farchar (S. 643) ist nicht nur durch seine Schönen, sondern auch durch seinen Götzentempel berühmt, von dessen Priesterinnen die morgenländische Geschichte dasselbe erzählt, was Herodot von den Bewohnerinnen Babylons, welche am Tempel der Anaitis den Fremden zu Willen standen. Im Ferhengi Schuuri wird die Zahl dieser Hierodulen (II. B. 198) auf siebzig angegeben. Kasan, der Name eines Dorfes, das zu Semerkand gehört (S. 688); Kaghane, ein zu Kandahar gehöriges Dorf (S. 692); Keschan (S. 724), das Land der Kuschiten am

Hindukusch; Kelat (S. 729), die Stadt in Turkistan, wo sich Furud, der Sohn von Siawesch, aufhielt; Kend, ein transoxanisches Dorf auf dem Wege nach Kaschghar, berühmt durch seine schönen Mandeln (S. 744); Kenabed, berühmtes Schlachtfeld am Berge dieses Namens, wo Bischen die Brüder Piran Weise's herausforderte und der Kampf der zwölf Recken (Roch) Statt hatte (S. 742); Kündüf, die Residenz von Feridun, welche Dschemschid erbaut hatte und die heute Beikend heißt (S. 745); Kulab (S. 756), eine zu Bedachschan gehörige Landschaft, welche sonst auch Chatlan genannt wird, und ihrer Pferde wegen berühmt ist; Köhendif, d. i. das alte Schloß, ein Schloß von Bedachschan (S. 721); Güngbihüscht, das von Sohak zu Babylon erbaute Schloß, wo Harut und Marut bis an den Tag des jüngsten Gerichts eingesperrt sind (S. 800), sonst auch Gündisch (S. 799) genannt. Baghisaghan (S. 112), d. i. der Rabengarten, der Name eines Gartens bei Herat, in dessen Nähe auch die Ligor (S. 825) oder Ligorian, d. i. Ligorianer herumziehen, welche nach der Erklärung der türkischen Ausgabe (S. 736) ein von allen Seiten zusammengelaufenes Gesindel sind; solches Gesindel sind auch die Luthi (woher die Lotterbuben), welche in diesem Wörterbuche nicht aufgeführt sind, und die Luli (S. 830) oder Ludler, Banden von herumziehenden Cinäden. Manusch, der Berg, auf welchem Minotschehr geboren ward (S. 841); Mülki Areschi, das Reich des Aresch (Ἄρης), d. i. Persien (S. 868); Narwen, ein berühmter Wald an der Gränze von Persien in der Nähe von Temische (S. 888). Der Wald der Narwenen ist in der alten persischen Geschichte nicht minder berühmt, als in Europa der Wald der Ardennen; Herum, die Stadt der Amazonen (S. 949), welche für das heutige Berdaa gehalten wird. Wersrud oder Warrud, was hinter dem Fluß gelegen, d. i. Transoxana (S. 933); Ha Derwisch, der Name einer Wüste in Turkistan, welche diesen Namen erhielt, weil eine dort zu Grund gegangene Karawane von Derwischen immer Ha! schrie, um sich zurecht zu finden. — Ungeachtet dieses Reichthums an geographischen Beiträgen fehlen im Burhani Kathii doch noch viele im Ferhengi Schuuri befindliche, welcher auch in dieser Hinsicht durch den Burhan nicht überflüssig gemacht wird, z. B. Serirefraf (F. II. B. 63), die Stadt, wo die Grotte Keichosrew's; Sehmen, der Name eines durch eine Schatzgräbergeschichte in der orientalischen Sage sehr berühmten Hauses der Stadt Rei (F. II. B. 37); Sirsene (F. II. B. 97), Sarsenna? Rujinten und Rujindif, der Name der turanischen Festung, wo Ardschasp seine Schätze bewahrte (F. I. B. 23); Siprenk oder Isfrenk, eine Stadt bei

Semerkand (F. I. B. 92); Berschedschan (F. I. B. 183), ein Ort zwischen Iran und Turan; Isruschne, heute Tine (F. I. B. 141); Ilik (F. I. B. 138), eine ihrer Schönen wegen berühmte Stadt in Turkistan; Ebrschehr, der alte Name von Nischabur (F. I. B. 104); Ahur (F. I. B. 107), der Name einer Stadt, deren Inwohner sehr geizig; Demik, ein Dorf bei Ghasnin, wo Sultan Moiseddin Ghuri ein Opfer der Assassinen fiel (F. I. B. 418); Endschar, das Sommerlager, welches Chosrew Perwis mit Schirin bewohnte (F. I. B. 106); Darol-beisa, der Name eines berühmten von Abdallah Ben Sijad zu Baßra erbauten Pallastes, auf welchem man einen Hund, ein Schaf und einen Löwen gemalt sah (F. I. B. 405); Schamaf (F. II. B. 122), ein ehemals von Gebern bewohnter Ort; Schengune, eine indische Insel, heute Turor (Torar?) genannt, wo ein gewisser Martin und eine gewisse Marina ein festes Schloß erbauten (F. II. B. 137); Ssitrach (F. II. Bd. 159) vermuthlich nur eine Verstümmlung von Istachr, die Residenz des Darius; Ghamdan (F. II. B. 183), ein sehr berühmter Pallast zu Sanaa, der Hauptstadt von Jemen, nicht minder berühmt als die Palläste Chawrnak und Sedir, welche der Baumeister Senamar für den König Naaman erbaute, und als die Palläste Taki Kesra und Taki Müschkwa von Chosrew Perwis; Furudest (F. II. B. 210) ist der Name von Bengalen; Kathran, eine von Seth erbaute Stadt, welche Salomon durch den Diw Kaftas aus dem Grunde aufheben und sich bringen ließ (F. II. B. 223); Keschfrud, der Fluß, an dessen Ufer Sam den Drachen tödtete (F. II. B. 235); Kaschmir (F. II. B. 236), das Dorf bei Terschis, wo Soroaster seine beiden berühmten Cypressen pflanzte; Surehab (F. II. B. 100), ein Berg im Distrikte von Tebris und ein kleiner Fluß im Distrikte von Kabul; Subehar (F. II. B. 104), ein berühmter Götzentempel bei Ghasnin; Schehrbas, ein Name des Oxus (F. II. B. 123); Tamghadsch, die Hauptstadt einer Landschaft in Turkistan (F. II. B. 162), und ebenda Thaanadsch, eine Stadt an der Gränze von China; Kat, eine Stadt in Transorana nahe bei Chuaresm (F. II. B. 231); Nesedsch, der alte Name der Stadt Armenia, der Hauptstadt Armeniens (F. II. B. 378); Nurensche, ein Beiname der Städte Istachr und Talab (F. II. B. 296); Nehrwale (F. II. B. 396), ein Beiname der Stadt Gudschurat; Reschak (F. II. B. 429), der berühmte Thiergarten des Keikawus von 10,000 Farasangen Flächeninhalt; Hamawer oder Hamaweran, der persische Name von Syrien (F. II. B. 428); Kali (F. II. B. 265), ein Dorf bei Kabul; Gebr, eine Stadt zwischen Kabul und In-

dien (F. II. B. 295); Menawer (F. II. B. 348), eine Stadt in der Landschaft Choten; Nuschad, eine Stadt in Turkistan, berühmt durch ihre Schönen (F. II. B. 380); Nesef (F. II. B. 385), sonst Karschi, eine Stadt in Transoxana; Herra (F. II. B. 435), ein Name der Stadt Herat; Jerjan, der alte Name der Stadt Semerkand (F. II. B. 446) u. s. w. Was hier von der größeren Vollständigkeit des Ferhengi Schu'uri in geographischen Artikeln bemerkt worden, gilt auch in manchen andern, so daß für den Persologen, welcher den ganzen Umfang persischer Sprach- und Sachkenntniß zu überschauen wünscht, auch der Ferhengi Schuuri besonders wegen der darin als Beispiele angeführten 22459 Distichen aus den besten persischen Dichtern ein außerordentlich schätzenswerthes Werk bleibt. Als ferneres Belege von der Unvollständigkeit des Burhani Kathii mögen auch die folgenden bloß aus dem Fache der Religion und Liturgie gewählten Artikel dienen, deren einige im Burhani Kathii fehlen. Ingiliun (B. S. 88), die Bilderbibel des Mani, welche sonst auch Erteng, Ertscheng, Erseng. Erscheng und Erschheng heißt. Ajarda, der Commentar des Sendawesta, sonst auch Basend genannt (S. 96); Isa (S. 97), der Name der dem Abraham gesandten himmlischen Bücher; Igbawun, ein heiliges Buch der Maghen (S. 98); Oramen, der Pehlewiname für das Gebet der Maghen, vermuthlich das wahre Stammwort des lateinischen Oremus und oratio (S. 90), Badsch (S. 100), das heilige Schweigen, welches die Maghen beim Waschen und Essen beobachten; Behar (S. 163), ein berühmter Feuertempel in Turkistan; Bisnas (S. 132), der Stifter der Materialisten; Temchissa (S. 248), der Name eines Gebetes in der Noth; Tengluscha (S. 252), die Bilderbibel des Lucas; Chaniwer (S. 355), der altpersische Name der Gerichtsbrücke Sirath; serdser, Selbkopf (fehlt im Burh., im F. II. B. 32), ein Feueranbeter, im Gegensatze von Surchser, ein Rothkopf, d. i. neuerer Perser; Beschter (der Beste, B. S. 154), der Name Michaels, der im Altpersischen sonst Taschter heißt, und sowohl der Name des Genius des Regens, als auch eines (regenbringenden) Gestirnes war, vermuthlich Arkturus. Deranek (S. 376), der Aufenthalt der Engel, auf griechisch nach dem Burhan Galatiton, nach dem Ferh. Galatiston genannt; Diraehtek dana, d. i. der wissende Baum, ein Baum, der seine Blätter nach der Sonne wendet (B. S. 377), ein weissagender Baum, eine Art von Dodonaseiche; Serhun, in Pehlewi der Name Abraham's (S. 456); Ghusa (fehlt im B., in F. II. B. 192), der Name eines Idols, vermuthlich dasselbe mit Usa,

dem Dionysos der alten Araber; Filiwan (fehlt im B., im F. II. B. 206), ein Feueranbeter; Fogh (B. S. 659), der allgemeine Name von Götze, dasselbe mit dem slavischen Bogh, so wie das gewöhnlichere But von dem Namen des Buda herstammt. Ketur (fehlt im B., im F. II. B. 268), der Name einer Horde von Gebern an der Gränze von Indien; bekanntlich ist das letzte nur eine Verstümmlung des arabischen Kafir, welches (siehe Kamus II., B. S. 99) eigentlich nichts anderes als einen Verfinsterer bedeutet, so daß nach der Wurzelbedeutung des arabischen Wortes die Obscuranten die eigentlichen Ungläubigen sind. Nadschermek (B. S. 886), ein Götzentempel; Nesrem (S. 900), der Name der weiblichen Statue, welche zu Bamian neben den berühmten männlichen Götzen Surchbut und Chunkbut (der rothe und weiße Buda) steht. Rec. übergeht die ohnedieß aus dem Sendawesta bekannten Namen der Engel und Genien, und führt nur als neu und als im Burhan fehlend einen Namen Israels des Todesengels an, welcher auch (F. II. B. 346) Maklamud heißt. Eben so wenig bekannt ist der Name Hurmas (B. S. 948) für den Namen des Teufels und Heremest (S. 949) statt Hormusd für den Namen Gottes.

Nachdem der Rec. aus so mannigfaltigen Fächern Proben gewählt, um den Reichthum von Kenntnissen zu zeigen, welche in diesen Fundgruben persischer Sprache nicht nur für die Philologie, sondern für alle Fächer des wissenschaftlichen Gebietes liegt, so muß er sich mit Uebergehung so vieler anderen, oben genannten reichhaltigen Stoffe, damit diese Anzeige nicht ungebürlich ihre Gränzen überschreite, zum Schlusse derselben nur noch auf einige Proben von dem großen, bisher fast kaum geahnten synonymischen Reichthume des Persischen beschränken. Was man bis jetzt von persischer Synonymik kennt, ist in dem kleinen Werke des Kemalpaschasade enthalten, wovon in den Fundgruben des Orients (III. 47) ein Auszug geliefert worden. Es handelt sich dort aber nur um eine kleine Zahl sinnverwandter Wörter, welche von dem wirklichen Reichthume der Sprache von dieser Seite gar keinen vollständigen Begriff gibt. Das Persische kann sich hierin zwar keineswegs mit dem Arabischen vergleichen, aber die Fülle seiner Synonymik ist doch weit größer, als man bisher in Europa geahnt. Es versteht sich, daß Rec. hier bloß von den einfachen Stamm- oder abgeleiteten Wörtern spricht, und nicht von den bildlichen Ausdrücken und zusammengesetzten Metaphern, deren Beispiele, wovon oben einige gegeben worden sind, in die Tropik und nicht in die Synonymik gehören. Rec. beginnt die aus der letzten hier folgenden Beispiele mit dem Worte,

bei dem er oben stehen geblieben (a Jove principium), mit Gott. Das gewöhnlichste Wort, woher auch das deutsche Gott stammt, ist Choda; Bari (B. S. 108), d. i. der Schöpfer (Gebärer), ursprünglich semitisch; Perwerdegar (S. 195), der Ernährer; Tengbar (S. 252), d. i. der Allerengste, dessen Einheit allen Begriff der Mehrheit ausschließt; Paidar (S. 182), der Beständige; Daddih (S. 368), der Gerechtigkeitsgeber; Dawer (S. 373), Dadgüster (S. 367) und Darai (S. 368), der Gerechte; Dibadin (S. 410), sonst der Name des Genius des ein und zwanzigsten Monatstages; Rendefrisch (S. 433 und nach der Constant. Ausg. S. 406) ist ein Name Gottes, aber auch der des fränkischen Königs. Leser, welche nicht mit den Verstümmlungen orientalischer Schreibweise bekannt sind, dürften in diesem Worte schwerlich den aus der Geschichte der Kreuzzüge in die morgenländischen Sprachen übergegangenen Namen des Königs von Frankreich, Roi de France oder Rè di Francia, wieder erkennen; Schebfir (S. 559), der die Nacht heraufführt; Scheifer und Schifir (S. 593), Kerker (S. 712), Keruker (S. 715), Kariger, Karger (S. 687) und Kirdgar (S. 709), Schöpfer, sonst auch tropisch Nakschbendi hawadis, d. i. der Maler der Begebenheiten, und Gerweri Fertasch, d. i. die nothwendige Existenz, genannt. Das gewöhnliche Wort für Schöpfer ist Aferidekar oder Dadaferid, d. i. Gerechtigkeitsschöpfer (S. 367), auch Dadfermai, d. i. Befehlshaber der Gerechtigkeit (S. 367). Auch hier fehlen im Burhan mehrere Synonyme, die sich im Ferheng befinden, als: Hali Bendab, d. i. der Perlenschöpfer (F. I. B. 356. B.); Turengan (F. I. B. 308), der Belebende; Daderad (F. I. B. 408); Luler (F. II. B. 341), sonst auch Lerler, welches letzte aber im Burhan (S. 821) aufgeführt ist, so wie Mana (S. 840). Von den Naturphänomenen hat keines so viele Synonyme als der Regenbogen, welcher Külkum (S. 733), Sergis (S. 507), Sedgis, Schedgis (S. 568), Serwise (S. 510), Derune (S. 382), Tirasche (S. 260), Tuje (S. 258), Tobe (S. 255), Affendak (S. 18), Effendak, Nus, Nuse (S. 915), Nusche (S. 916), Ingiliun, d. i. das Evangelium, Kemani rengin, d. i. der farbige Bogen, Kemani Rustem, d. i. der Bogen Rustem's, Kemani Sam, d. i. der Bogen Sam's, Kemani Scheitan (S. 739), d. i. der Bogen des Teufels heißt. Um von dem überirdischen Himmel in den irdischen der Morgenländer, nämlich in's Harem oder die Frauenwelt überzutreten, sollen nun die Synonyme der verschiedenen Stufen der Hierarchie des Harems folgen. Die oberste Gebieterin desselben, welche gewöhnlich Banui Harem, d. i. die Frau des Harems, oder Banui aasem, d. i. die größte Frau genannt wird, heißt auch Tirem (S. 261), Kedbanui oder Chodisch (S. 330), d. i.

die Hausfrau, oder Chaluni büsürk, d. i. die große Frau, im Ferheng auch Terka (F. I. B. 271), Chanwade (F. I. B. 378). Eine häusliche Frau heißt Bibi (B. S. 167). Frauen, deren mehrere einem einzigen Mann vermählt sind, heißen Anbagh (S. 79), Benagh (S. 155), Benandsch (ebenda), Nebadsch (S. 894), Amusini (S. 28), Jari (S. 971), Wesni (S. 937), im Ferheng noch Emschui u. s. w. Da die Verschlossenheit des Harems den Persern über Alles geht, so ist es auch kein Wunder, daß sie so zahlreiche Synonyme für Schloß und Riegel, und besonders für den letzten haben. Ein Riegel heißt: Eskendan (S. 91), Peschawend (S. 198) und im Ferheng auch Peschamend (F. I. B. 227), Asich (B. S. 14), Pehane (S. 213), Tebender (S. 229), Fedreng (S. 240), Tenbe (S. 250), Derbend, Kelend (S. 734), Kelendere, Rese (S. 426), Sersin (S. 455) oder Schersin, Fane (S. 638). Ferdere (S. 645), Fehane (S. 666), Kurara (S. 706); im Ferheng noch die im Burhan mangelnden: Pane, dasselbe Wort mit Pehane und Fehane (F. I. B. 247); Peskele (F. I. B. 251), Ferder und Ferwere (F. II. B. 196), Kilitsche oder Kilid, eines und dasselbe Wort mit κλεὶς, welches im Griechischen zwar einen Schlüssel, im Persischen aber ein Schloß bedeutet, das, wenn es ein hölzernes ist, Meschenk (F. II. B. 351) geheißen wird. Nicht minder als die Riegel sind den Frauen die Runzeln verhaßt, wofür die persische Sprache eine zahlreiche Synonymik hat, als: Endschuch (S. 81), Tschaghal (S. 302), Schiken (S. 572) oder Schikendsch, welches zwar gewöhnlich auch Falte oder Krause bedeutet; Ghare (S. 620), Kenak (S. 742), Kundschluk (S. 743), Guschtab (S. 806), Güründsch (S. 783), Nehdschis (S. 940), Merghul (S. 854), welche alle mit Pitsch, Tab und Schiken erklärt sind, und also Runzel, Falte oder Krause bedeuten. Eine in Persien sehr gewöhnliche Ungemächlichkeit muß der Alp seyn, für welchen das gewöhnliche Wort Kabus ist, der aber auch eine Menge anderer Synonyme hat, als: Berchafetsch (S. 127), Berfendschek (S. 131), Bacht (S. 120), Chaftu (S. 347), Chaftek (ebenda), Chafrendsch (S. 348), Chorchadschiun (S. 359), Derfendschek (S. 380), Sitenbe (S. 493), Sukatsche (S. 516), Tijaf (S. 609), Fedrendschek (S. 639), Ferandsch (S. 642), Ferhandsch (S. 654), Funundschek, Furundschek (S. 653), Kerendschu (S. 714) u. s. w. Daß sich für die Nachtigall eine große Anzahl gleichbedeutender Wörter finden müssen, läßt sich leicht aus der Vorliebe der Perser für diesen in allen ihren Gedichten als Bülbül gepriesenen Lieblingsvogel schließen; indessen sind die meisten derselben weniger einfache Synonyme, als tropisch zusammengesetzte Wörter, als: Hesardasitan, die Tausendstimmige oder

die von tausend Erzählungen; Hesarawa, die Tausendschallige (S. 950); Murghi Ssubh oder Murghi sahar, der Vogel des Morgens: Schebchuan, der Nachtsänger; Schebaheng (S. 557), der Nachtanfänger. Einfache Synonyme dafür sind: Scharek (S. 550); Tunder, welches auch der Donner (das engl. Thunder) heißt (S. 250); Buburd (S. 159), Andelib und Waf (S. 929). Nachtigallen heißen die Dichter bei allen Nationen, welche dieselben kennen, in Persien heißen die Dichter aber auch noch Serchuar (S. 503) oder Ssahibi chathiran, die Besitzer der Gemüther; Suchansen (S. 397), d. i. die Wortführer; Sihrbenan, die Zauberer (S. 495); die Geschichtschreiber aber heißen Basgir (S. 110), d. i. Falkenfänger, und ihre Werke Dürdschi dihkan, d. i. Kleinodienkästchen des Landmanns (S. 377), denn Dihkan, welches man bisher gewöhnlich als Pächter und manchmal als Erzähler übersetzt hat, heißt eigentlich ein Landmann. Beschwak (S. 140) oder Petschwak, d. i. das Echo, ist ein tropischer Ausdruck für Dolmetsch, der auch bildlich Paichuan (S. 182), d. i. Tischfuß geheißen wird. Einfache Synonyme für das Wort Terdschiman (Dragoman) sind: Tadschuran (S. 224), Tersafan (S. 236), Tersüban (ebenda) und Tabstagh (S. 221); dieses letzte Wort heißt zwar eigentlich nur so viel als Tersüban, d. i. schnell bereit zur Gegenrede. In keinem der beiden Wörterbücher Burhan und Ferheng findet sich aber das heute im Neupersischen übliche Wort Dolimadsch, welches augenscheinlich dasselbe mit dem altdeutschen Tolmatsch ist, welches in Dolmetsch übergegangen ist, daher auch die richtigere Form der Dolmetsch und nicht der Dolmetscher. In der Calcuttaer Ausgabe des Burhan fehlt zwar der große Reichthum von Pflanzennamen, womit der türkische Uebersetzer der Constantinopolitaner Ausgabe sein Werk aus den besten botanischen bereichert hat; aber dennoch finden sich darin viele Synonyme vorzüglich berühmter Pflanzen, wie z. B. der Persea, der Mandragore, des Basilikons und der Melisse. Die Persea, deren Namen bloß eine Verstümmlung aus der gewöhnlichsten Benennung derselben, nämlich Peschedar (S. 204) oder Pescheghal oder Aghal pesche (S. 23) oder Geschüm pesche oder Pesche chane (S. 204) zu seyn scheint, heißt auch Derdar (S. 378), Sarchekedar oder Sareschkedar (S. 428), Geschüm, Kendschek (S. 743), Lamischger (S. 811), Naschin (S. 889), Sede (S. 498), auf arabisch Schedschretol-bak und auf türkisch Kara aghadsch. Die Mandragore heißt gewöhnlich Merdüm kiah, d. i. Mannsgras, sonst aber auch Estereng (S. 56); Schetreng (S. 563); Segkün (S. 521), d. i. vom Hund ausgegraben; Mihrkiah, d. i. Sonnengras (S. 879); Luubeli mulhlaka (S. 822), das absolute

Spiel (der Natur); Schedschrei Suleiman (S. 565), d. i. Salomons Baum; Mendure (S. 870), das verstümmelte Mandragore; Bichi lüsah (ebenda); Sabisedsch oder Sabisek (S. 476); Sajebrudsch oder Saijerek, auf arabisch Jebrudsch oss-ssanem. Das Basilikon heißt Ispergham, d. i. Gramschild, oder Isperem oder Isperhem (S. 53), Siperem (S. 487), Siperhem (ebenda), Schahsiperem, Schahsiperhem, Schahsipergham, Schahispergham (S. 554), Wendschenek (S. 940), auf arabisch Samiran und auf türkisch Rihan, woher der Name Geranium zu kommen scheint. Die Melisse heißt Badrengbuje, Badrendschbuje, Badrune (S. 204), Badrenbu, Badrudsch, Badru, Türündschan (S. 339), d. i. Orangenkraut; Terei gürwe (S. 240), d. i. Katzenkraut u. s. w. Daß auch die Zeugungstheile mehrere Synonyme haben, läßt sich denken, doch sind dieselben ungemein wenige in Vergleich der ausgebreiteten arabischen Synonyme für diese Theile. Die weibliche Scham heißt: Schele (S. 580), Schelsije (S. 579), Bun (S. 162); Sehdan, d. i. Besamungsort (ebenda); Bedschedan, Kinderort; Bugan (ebenda) (il buco), Buheman (S. 163), Perkam (S. 192), Tun (S. 258), Sakdan (S. 447). Das männliche Glied heißt: Elsije, anklingend mit dem weiblichen Schelsije (S. 76); Elisi Kusian, das kufische, d. i. das gekrümmte Elif (ebenda); Mimi muthawwak (S. 884), d. i. das mit einer Krause versehene Mim; Tschur (S. 293), Tschul (S. 306), Cherse (S. 334), Sih (S. 428), Suhtu (S. 397), Scherm (S. 569), Schenge (S. 585), Fes (S. 656), Lend (S. 826), Leng (ebenda), Ligame (S. 824), d. i. der Lingam, Mersegun (S. 851), Weschenge (S. 938), Ner (S. 897) oder Nere (S. 899), eigentlich das Männliche; Gürs (S. 779), Kund (S. 744), daher das englische Cunt; Kir und das künstliche Kirman oder Kirban (F. II. B. 271); Caude Michet, sonst gewöhnlich Saatrbas (B. S. 512). Nicht so zahlreich, als die Synonyme für die physischen Werkzeuge der Liebe, sind die ihres psychischen Gehaltes. Merkwürdig genug findet sich im Persischen die doppelte Form des deutschen Liebe und des englischen Love in Liwe (S. 833), welches zwar eigentlich einen listigen und scherzhaften Menschen bedeutet, und in Lawe (S. 817), welches ebenfalls listige Schmeichelei bedeutet. Lose (S. 828) hat ganz die Bedeutung des deutschen lose (schelmisch), wofür auch Los (S. 729) gesagt wird. Liebkosungen heißen: Chandsch, Nas, Ischwe, Kirischme (S. 353), Beschk (S. 144), Ghamse (S. 631), Schilwe, Schiwe (S. 597). Die Natur und Anlage heißt: Chui (S. 363), Chim (S. 365), Chital (S. 364), Dschehisch (S. 285), Süruscht (S. 505); wiewohl statt dieser fünf rein persischen Wörter gewöhnlicher die fünf arabischen Thabiaat, Chulkat, Tinet, Siret und Dschibillijet ge-

braucht werden; so auch statt der persischen Gune (S. 808), Ku-was (S. 749), Tora (S. 256), Rewisch (S. 487), welche Art, Weise, Satzung und den Gang der Sache bedeuten, lieber die arabischen Tharſ, Aadet, Kaide, Kanun u. s. w. gebraucht werden. Die Zeit heißt: An (S. 29), Awan (das griechische αἰών), Dem (das lateinische tempus), Seman, Tschogan (S. 312), Hengam (S. 924). Ein Antheil heißt: Behre (S. 165), Serbachsch (S. 501), Sun (S. 368), Ferchandsch (S. 644), Ferschim (S. 646), wiewohl gewöhnlicher dafür die arabischen Wörter Hisſa, Nasſib, Kismet und Sehm, gebraucht werden. Eine Zielscheibe heißt Amadsch (S. 27), Bute (S. 159), das franz. butte, Bekuk (S. 149), Teluk (S. 248), Temuk (S. 249). Ein Diplom heißt: Pajiſe (S. 182), Perwane (S. 195), wiewohl gewöhnlicher das arabische Berat, Tewkii, Misal oder das tatarische Jerligh oder Tscherghan (S. 296) gebraucht wird. Ein Schloß heißt: Erg (verwandt mit dem lateinischen arx und dem deutschen Erker), Baru (das englische barrow), Ewra (S. 90), Eieng (S. 77), Enhachun (S. 79). Das Darangeld eines Kaufes heißt: Arab (ἀῤῥαβών), Destlaf (S. 390), Destfal (S. 389), Destaran (S. 386), Pischadest (S. 218), Sebghane (S. 485), Rabun (S. 423) und Ramun (S. 432), verstümmelt aus ἀῤῥαβών. Das Trinkgeld, gewöhnlich Schagirdane, d. i. Lehrjunggeld genannt, heißt auch Baghjaſ (S. 138), und Maghjaſ (S. 864), Milawe (S. 884), Mewarehan (S. 911), Derestan (S. 379), Bermaghaſ und Bermaghaſe (S. 133). Ein Korb heißt: Senbil (das lateinische simpulum); Kalatije (das griechische καλάθιον); Tobank (S. 269), Sengur (S. 532), ein Flaschenkorb; Selle (S. 523); Terian, eine Schüssel (das französische terrine, S. 240), Kaledan (S. 693 κάλαθος); Kupe, eine Kufe; Tschilali, ein Arbeitskorb (S. 306); Dschigut (S. 286), Korb aus Palmenlaub geflochten; Heliu (S. 959), aus Rohr geflochten; Tscherestan, Schnappsack der Derwische (S. 296); Lewde und Keware (S. 828), ein Fruchtkorb. Nicht minder häufig sind die Synonyme für abstracte Begriffe der Eigenschaftswörter des Geistes und des Gemüthes. So heißt ein geschäftserfahrener Mann: Kjaragah, Kjardan, Kjarschinasan, Kjarnam, Kerdekiar, lauter aus dem Worte Kjar, d. i. Geschäft, zusammengesetzte Wörter; ein vernünftiger kluger Mann: Rewanawerd (S. 435), Kend, Kenda und Kendawer (S. 744), der da kennet; Sertir und Sertiſ (S. 502); ein Gelehrter: Danisckwer, Danischmend, Danischker, Danischchor; ein schlauer behutsamer Mann: Eschir (S. 52), Esir, Artiun (S. 46), Gesir u. s. w. Im Ferheng finden sich noch die im Burhan fehlenden Wörter: Eskiſe (F. I. B. 149) für schlau, Baschkuk und Pasbek. Ein dummer blöder Mensch heißt: Gawdil,

Gawdi (das englische Gaudy), Gawrisch, Gawgun, lauter Zusammensetzungen von dem Worte Gaw (das englische cow), Kuh, Stier oder Ochs; weiters Kjalas (S. 693), Kjaliwe (S. 694), Kjana (ebenda), Kiarch (S. 708), Kirist (S. 711), Kerdeng (S. 709), Kemest (S. 741), Kjule (S. 757), Kjunchar (ebenda), Kjehbel (S. 760), Lehne (S. 832), Lehbele (S. 831), Lek (S. 824), Nighak (S. 904), Herg (S. 948), Hesak (S. 951). Ein feiger verächtlicher Mensch heißt Kaltiban (S. 732) oder Ghaltiban (S. 629), dasselbe Wort mit Shakspeare's Calliban; Kemkjase (S. 741), Keschichan (S. 726), Lame (der Lahme), Lade (S. 813), woher vermuthlich das landschaftliche Ledl. Im Ferheng noch überdieß die im Burhan fehlenden: Ghareng (F. II. B. 171), Ghatsere (F. II. B. 184) und mehrere andere. Vorzüglich zahlreich sind die Synonyme für zwei dem persischen Nationalcharakter ganz vorzügliche Eigenheiten, nämlich für List und Betrug, und für Scherz und Possen. Ein listiger Betrüger heißt Salus (S. 481), das Entgegengesetzte von Kjalus; List und Betrug heißen Durugh (Trug), Tersend (der Fund), Tersendsch, Tersende und Terkande (S. 237), Daghal (S. 393), Riw (S. 444), Schalheng (S. 551), Fend, Schid (S. 663), Kersch und Kersche (S. 710 und 711), Keris und Kerise (S. 716), Kenbur (S. 742), Kenur (S. 747), Hernut (S. 941), Nemsch (S. 909), Chatule (S. 321), Dagha (S. 393). Ein schlauer Mensch heißt: Tschest, Tschalak; ein Possenreißer Bulgündschuk (S. 153), Bitschrek (S. 119), Buschtleng (S. 202), d. i. Rückenlahm, Sidsch (S. 470). Was Lachen erregt heißt: Lagh (S. 813), die Wurzel des deutschen Lachen, Herse (S. 957), Chandistan (S. 354), Chirchir (S. 324), Charbat (S. 332), Chale (S. 350). Im Ferheng weiters das im Burhan fehlende Ghalghitsch, Ghalghalitsch, Ghalmalitsch, Ghaltsch und Ghalmatsch (F. II. B. 178), lauter Synonyme für Kitzeln, welches auch mit einem anderen, ebenfalls im Burhan fehlenden Worte Pachantschu (F. I. B. 261) heißt. Die gewöhnlichen Wörter für Possen sind die arabischen Heseliat und Charafat, Maschara (daher maschera und Maske), Efsane Mährchen. Ein Mensch, der Narrheiten schwätzt: Ighde (S. 97) und Ifde (S. 98). Ein Spaß Besbas (S. 130), Badrem (S. 104, das englische to bother). Häufig sind die Synonyme für die Begriffe Verwirrt, Erstaunt, Außer sich und Zerstreut, wofür man gewöhnlich die Wörter Hairan, Sergeschte, Serkerdan und Serasime gebraucht; ferners aber auch Asime, Schuride, Schüfte (S. 21), Aschüfte (S. 22), Perischan, Alüfte, Kialüfte (S. 693), Asiun (S. 21), Scheman (S. 581), Schukulide (S. 577), Schem (S. 580), Kiature (S. 685), Schida (S. 593), Schib (S. 592, das deutsche schief), Schulide (S. 589),

Kitsch (S. 763), Schehride und Schehlide (S. 591), Garasch (S. 774) und Karasch (S. 706), Kialbui (S. 693), Kelaliwe (S. 730), Kelechuschk (S. 736), Chalawe (S. 339). Am zahlreichsten unter den abstracten Synonymen sind die für Unglück, Traurigkeit, Beschwerde, Gram, wofür wohl auch die arabischen Wörter: Sakmet, Esijet, Schiddet, Meschakkat, Kefa, Dschefa, Husn, Melalet, Elem, Mihnet, Afet, Nekbet, Helaket, Masibet, Felaket, Ghissa, Uelfet u. s. w. gebraucht werden; die aber auch im Persischen gleichbedeutender Wörter nicht ermangeln, als: Gham (Gram), Derd (Schmerz), Enduk (S. 84), Tab (S. 223), Tase (S. 226), Telwase (S. 247), Rendsch, Asib (S. 21), Aak (S. 25), Edreng (S. 40), Esreng (S. 51), Irman (S. 97, das deutsche härmen), Palwase, Petiare (S. 184), Besm (S. 148), Situh und Bistuh (S. 131) u. s. w. Der Unglückliche, Gekränkte heißt: Ghamnak, Ghamkin, Enduhnak, Chamnak, Dschusak (S. 282), Situh, Dilgiriste, Pedrachte (S. 186), Bichaste (S. 167), wofür aber auch die arabischen Wörter: Maghbun, Maghmum, Mehmum, Muteesi, Muteelim, Mutasalim u. s. w. gebräuchlich sind. Häßlich heißt: Sischt, Pelid, Berchatsch (S. 127), Pelescht (S. 206), Tebah (S. 228), Istenbe (S. 57). Im Ferheng noch die im Burhan fehlenden: Badburut (F. I. B. 151), Belferchadsch (F. I. B. 154), Bedbuk (F. I. B. 171) u. s. w. Von unglücklicher Vorbedeutung heißt: Na mübarek, d. i. der Ungesegnete; Chuschkpei, d. i. von trockenen Fußstapfen; Sebspai, d. i. der Grünfüßige; Siahdest, d. i. der Schwarzhandige; Schum und Chari, welches, die zwei letzten abgerechnet, lauter zusammengesetzte Wörter sind. Glücklich heißt: Sepid rui, d. i. weißen Gesichtes; Sepid pai, d. i. weißen Fußes; Nik bacht, d. i. guten Glückes; Humajun (Augustus), Firuf (Pyrrhus), Chunk (das deutsche Kunig oder König), Rik (das deutsche reich), Chudscheste, Ferchunde, Dewletmend, Bachtiar, Irmegan (S. 48) u. s. w. Die Synonyme von Ansehen, Ehre, Würde, Macht und Pracht, wofür auch die arabischen Kirr u firr, Mehabet, Mensilet, Mankibet, Asmet, Schewket, Ebhet, Ssalabet, Hischmet, Nedschdet gebraucht werden, sind im Persischen: Dschah, Büsürgi, Schan, Tschemek (S. 308), Tawata, Tuwanaji (S. 247), Darat (S. 368), Darab ebenda), Schukuh, Bischkuh (S. 145), Uschkuh (S. 165), Budsch (das deutsche Putz, welches im Burhan fehlt, im heutigen gemeinen Persischen aber sehr gewöhnlich, und im Ferheng I. B. 264 unter der Bedeutung von etwas Grobem und Ungeschicktem aufgeführt ist), Amorgh (S. 68), Tehm (S. 259) u. s. w. Wunsch und Verlangen heißen: Arsu, Erman (S. 48), Ajasa (S. 96), Puschhan (S. 199), Kjam. Lärmen und Ge-

Gawdi (das englische Gaudy), Gawrisch, Gawgun, lauter Zusammensetzungen von dem Worte Gaw (das englische cow), Kuh, Stier oder Ochs; weiters Kjalas (S. 693), Kjaliwe (S. 694), Kjana (ebenda), Kiarch (S. 708), Kirift (S. 711), Kerdeng (S. 709), Kemest (S. 741), Kjule (S. 757), Kjunchar (ebenda), Kjehbel (S. 760), Lehne (S. 832), Lehbele (S. 831), Lek (S. 824), Nighak (S. 904), Herg (S. 948), Hefak (S. 951). Ein feiger verächtlicher Mensch heißt Kaltiban (S. 732) oder Ghaltiban (S. 629), dasselbe Wort mit Shakspeare's Calliban; Kemkjase (S. 741), Keschichan (S. 726), Lame (der Lahme), Lade (S. 813), woher vermuthlich das landschaftliche Lebl. Im Ferheng noch überdieß die im Burhan fehlenden: Ghareng (F. II. B. 171), Ghatfere (F. II. B. 184) und mehrere andere. Vorzüglich zahlreich sind die Synonyme für zwei dem persischen Nationalcharakter ganz vorzügliche Eigenheiten, nämlich für List und Betrug, und für Scherz und Possen. Ein listiger Betrüger heißt Salus (S. 481), das Entgegengesetzte von Kjalus; List und Betrug heißen Durugh (Trug), Terfend (der Fund), Terfendsch, Terfende und Terkande (S. 237), Daghal (S. 393), Riw (S. 444), Schalheng (S. 551), Fend, Schid (S. 663), Kersch und Kersche (S. 710 und 711), Keris und Kerise (S. 716), Kenbur (S. 742), Kenur (S. 747), Hernut (S. 941), Nemsch (S. 909), Chatule (S. 321), Dagha (S. 393). Ein schlauer Mensch heißt: Tschest, Tschalak; ein Possenreißer Bulgündschuk (S. 153), Bitschrek (S. 119), Buschtleng (S. 202), d. i. Rückenlahm, Sidsch (S. 470). Was Lachen erregt heißt: Lagh (S. 813), die Wurzel des deutschen Lachen, Herse (S. 957), Chandistan (S. 354), Chirchir (S. 324), Charbat (S. 332), Chale (S. 350). Im Ferheng weiters das im Burhan fehlende Ghalghitsch, Ghalghatitsch, Ghalmalitsch, Ghaltsch und Ghalmatsch (F. II. B. 178), lauter Synonyme für Kitzeln, welches auch mit einem anderen, ebenfalls im Burhan fehlenden Worte Pachantschu (F. I. B. 261) heißt. Die gewöhnlichen Wörter für Possen sind die arabischen Hefeliat und Charafat, Maschara (daher maschera und Maske), Efsane Mährchen. Ein Mensch, der Narrheiten schwätzt: Ighde (S. 97) und Ifde (S. 98). Ein Spaß Besbas (S. 130), Badrem (S. 104, das englische to bother). Häufig sind die Synonyme für die Begriffe Verwirrt, Erstaunt, Außer sich und Zerstreut, wofür man gewöhnlich die Wörter Hairan, Sergeschte, Serkerdan und Serasime gebraucht; ferners aber auch Asime, Schuride, Schüfte (S. 21), Aschüfte (S. 22), Perischan, Alüfte, Kialüfte (S. 693), Asiun (S. 21), Scheman (S. 581), Schukulide (S. 577), Schem (S. 580), Kiature (S. 685), Schida (S. 593), Schib (S. 592, das deutsche schief), Schulide (S. 589),

Kitsch (S. 763), Schehride und Schehlide (S. 591), Garasch (S. 774) und Karasch (S. 706), Kialbui (S. 693), Kelaliwe (S. 730), Kelechuschk (S. 736), Chalawe (S. 339). Am zahlreichsten unter den abstracten Synonymen sind die für Unglück, Traurigkeit, Beschwerde, Gram, wofür wohl auch die arabischen Wörter: Sakmet, Efsijet, Schiddet, Meschakkat, Kefa, Dschefa, Husn, Melalet, Elem, Mihnet, Afet, Nekbet, Helaket, Masibet, Felaket, Ghissa, Uelfet u. s. w. gebraucht werden; die aber auch im Persischen gleichbedeutender Wörter nicht ermangeln, als: Gham (Gram), Derd (Schmerz), Enduk (S. 84), Tab (S. 223), Tase (S. 226), Telwase (S. 247), Rendsch, Asib (S. 21), Aak (S. 25), Edreng (S. 40), Efsreng (S. 51), Irman (S. 97, das deutsche härmen), Palwase, Petiare (S. 184), Besm (S. 148), Situh und Bistuh (S. 131) u. s. w. Der Unglückliche, Gekränkte heißt: Ghamnak, Ghamkin, Enduhnak, Chamnak, Dschusak (S. 282), Situh, Dilgirifte, Pedrachte (S. 186), Bichaste (S. 167), wofür aber auch die arabischen Wörter: Maghbun, Maghmum, Mehmum, Muteesi, Muteelim, Mutasallim u. s. w. gebräuchlich sind. Häßlich heißt: Sischt, Pelid, Berchatsch (S. 127), Pelescht (S. 206), Tebah (S. 228), Istenbe (S. 57). Im Ferheng noch die im Burhan fehlenden: Badburut (F. I. B. 151), Belferchadsch (F. I. B. 154), Bedbuk (F. I. B. 171) u. s. w. Von unglücklicher Vorbedeutung heißt: Na mübarek, d. i. der Ungesegnete; Chuschkpei, d. i. von trockenen Fußstapfen; Sebspai, d. i. der Grünfüßige; Siahdest, d. i. der Schwarzhandige; Schum und Chari, welches, die zwei letzten abgerechnet, lauter zusammengesetzte Wörter sind. Glücklich heißt: Sepid rui, d. i. weißen Gesichtes; Sepid pai, d. i. weißen Fußes; Nik bacht, d. i. guten Glückes; Humajun (Augustus), Firus (Pyrrhus), Chunk (das deutsche Kunig oder König), Rik (das deutsche reich), Chudscheste, Ferchunde, Dewletmend, Bachtiar, Irmegan (S. 48) u. s. w. Die Synonyme von Ansehen, Ehre, Würde, Macht und Pracht, wofür auch die arabischen Kirr u firr, Mehabet, Mensilet, Mankibet, Asmet, Schewket, Ebhet, Ssalabet, Hischmet, Nedschdet gebraucht werden, sind im Persischen: Dschah, Büsürgi, Schan, Tschemek (S. 308), Tawata, Tuwanaji (S. 247), Darat (S. 368), Darab ebenda), Schukuh, Bischkuh (S. 145), Uschkuh (S. 165), Budsch (das deutsche Putz, welches im Burhan fehlt, im heutigen gemeinen Persischen aber sehr gewöhnlich, und im Ferheng I. B. 264 unter der Bedeutung von etwas Grobem und Ungeschicktem aufgeführt ist), Amorgh (S. 68), Tehm (S. 259) u. s. w. Wunsch und Verlangen heißen: Arsu, Erman (S. 48), Ajasa (S. 96), Puschhan (S. 199), Kjam. Lärmen und Ge-

dränge: Ghawgha, Ghalaba, Chalalusch (S. 349) oder Chararusch, Chaschisch, Chalasch (S. 249), Charwile (S. 339). Geschrei und Getöse: Ghank (S. 632), Damugh, Ferjad, Fighan, Nale, Sari (S. 371), Haihui, Hurin (Thiergebrülle, Hurrah), Hokhok (S. 958), Hit, Den (S. 399, das deutsche Ton). Im Ferheng noch die im Burhan fehlenden: Manus (F. II. B. 349), Wasendsch (F. II. B. 411), Schaghand (F. II. B. 49), Raghand (F. II. B. 4), Sidsch F. II. B. 47) u. s. w. Die wenigsten von diesen Wörtern haben ganz gleiche Bedeutung, sondern sind durch Schattirungen von einander unterschieden, deren genaue Sonderung und Bestimmung künftigen Lexicographen obliegt. Als Beispiel will Rec. nur von einem einzigen Artikel die ihm bekannten Schattirungen der verschiedenen Synonyme angeben: Tschekidsch ist ein gewöhnlicher, Tschakudsch ein großer Hammer; der Schmiedehammer, der auf arabisch Mathrak heißt, ist auf persisch Pekuk oder Peluk; der Hammer der Goldschmiede Petek; Chaisek ist ebenfalls ein Schmiedehammer, der auf arabisch Mathraka oder Madakka, d. i. Stößel heißt (F. I. B. 369, wo der Unterschied zwischen Petek, dem kleinen Goldschmiedhammer, und Chaisek, dem großen Eisenstößel, durch Verse aus einander gesetzt wird); Kupen oder Kuben (B. S. 750) ist ein Gattungsname für zwei Arten von Schlosserhämmern, deren einer viereckig gestaltet Petek, und der andere länglich gestaltet Gesine heißt. Mit diesem letzten schlagen die Klempner die Höhlung der Geschirre aus (S. 788), auf türkisch Thokmak, d. i. Schlägel. Der Schlägel heißt auf persisch insgemein Mühre; der des Walker's Falcham (B. S. 669) oder Schachschach (F. II. B. 117) oder Peschwan (F. I. B. 242) oder An (F. II. B. 173) oder Supuch (F. II. B. 102) oder Tschenbe (F. II. B. 345). Die Haue der Steinbrecher heißt Tische oder Külünk (B. S. 231) oder Ehran (F. I. B. 125) oder Mitin (F. II. B. 365); Kuibase ist der Schlägel zum Ballenspielen; Derai der Hammer der Glocke, welche selbst auch Derai heißt (B. S. 376). Endlich heißt Mühre (F. II. B. 374), welches gewöhnlich für Schlägel gebraucht wird, und dessen Ableitung in der Keule des Mithras zu suchen ist, auch Hammer, wie aus folgendem, im Ferheng als Beispiel angeführten Verse klar ist, womit Rec. diese Anzeige beschließen will:

Bisajed sachmi kürsi o tschu sürme peikeri chard
Büsünbed nuki rumhi o tschu mühre tareki sindan.

Die Wunde seiner Keule schweißt
wie der Tinkal die Formen der Löthe,
Die Spitze seines Speeres bohrt
wie der Hammer den Scheitel des Ambos.

Hammer-Purgstall.

Art. VII. Dr. Franz Kugler's Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen. Zweite Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers umgearbeitet und vermehrt von Dr. Jakob Burkhardt. Zwei Bände. Berlin 1847.

(Schluß.)

Der zweite Band des vorliegenden Werkes enthält die Fortsetzung des dritten Buches, dann das vierte und fünfte Buch, deren ersteres die Kunst des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren Ausläufen in's achtzehnte, das letztere, die Uebersicht der neuen Kunstentwicklungen behandelt.

Die Fortsetzung beginnt mit der Vorüberführung der Meister von Siena und Verona und endet mit der Untersuchung der außeritalienischen Kunst des sechzehnten Jahrhunderts unter italienischem Einfluß. Correggio und seine Schüler, die Schulen von Venedig, Giorgione mit seinen Nachfolgern, Palmanuova, Rocco Manconi, Titian, Bonifazio Veneziano, Andrea Schiavone, Alessandro Bonvicino, genannt il Moretto, Pordenone, Bernardino Licinio, Tintoretto, Paolo Veronese, Jacopo Bassano und seine Söhne werden ihren Leistungen und ihren Einflüssen auf die Kunstverhältnisse gemäß, umfassend gewürdigt.

Was den, auf jene Blüthenzeit folgenden Verfall der Kunst betrifft, so ging er nach der Ansicht des Verfassers zunächst von dem ungeheuren Erfolg der raphaelschen Epoche aus. Man fühlte, daß man bei einem Höhenpunkte angekommen war; was man festzuhalten, möglicher Weise zu überbieten suchte, war nun die Wirkung der großen Kunstwerke, das, wodurch sie ihren Urhebern den Weltruhm schienen zu Wege gebracht zu haben. Man vergaß, daß die Grundlage aller künstlerischen Größe auf dem geheimnißvollen Einklange zwischen der Persönlichkeit des Künstlers und seinem Gegenstande, auf dem eigenen innern Erworbenhaben alles Einzelnen beruht, und ahmte nun das Aeußerliche, den Effekt und die Manier der Darstellung nach, erst schüchterner, dann immer kecker, bis in die größte Verwilderung hinein. Was dagegen aufgegeben wurde, war das schlechthin nicht Nachzuahmende, die tiefen poetischen Intentionen, die edle harmonische Conception, die von höhern Gesetzen bedingte Anordnung. Manche der betreffenden Künstler hätten fünfzig Jahre früher das Bedeutendste geleistet; jetzt gingen sie in widerwärtigen Manieren unter, weil jenes Fluidum des Maßes und der Schönheit sie nicht mehr trug, welches zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts selbst mittelmäßige Talente zu großen Schöpfungen emporgezogen hatte. Da, wo noch unmittelbarste Naturwahrheit geboten war, wie z. B. im Bildniß, tritt oft eine große Tüchtigkeit hervor.

Die zweite Hälfte der Schuld trägt die veränderte Sinnesweise der Besteller und die daraus hervorgehende äußere Stellung der Künstler. Fürsten und Corporationen, geistliche und weltliche Große waren durch die gewaltigen monumentalen Leistungen der raphaelschen Zeit lüstern geworden nach dem massenhaften Besitz von Kunstwerken höherer Gattung, und bald gehörte dergleichen schon zum standesgemäßen Luxus. Da man nun die Vollendung solcher Arbeiten möglichst bald und ohne allzugroße Geldopfer erleben wollte, da man in Betreff der Darstellung sich mit sachlichen Beziehungen historischer wie allegorischer Art begnügte, ohne auf das Höhere und Ewige des wahren Kunstwerkes Bedacht zu nehmen, so erhielt das leichte, handfertige Talent vor dem tiefen und nachhaltigern in der Regel den Vorzug. Es ist betrübend anzusehen, wie nunmehr Künstler und Besteller einander gegenseitig immer mehr demoralisiren, wie der erstere ein Hofmann und Intrigant, der letztere ein launenhafter Gebieter wird. Die ungeheuersten Unternehmungen werden jetzt in kurzer Frist durchgeführt; „wir malen," sagt Vasari, „sechs Bilder in einem Jahre, während die früheren Maler zu einem einzigen Bilde sechs Jahre bedurften." — Was für Riesenbilder aber hiemit gemeint sind, zeigt die Sala Regia im Vatican und der große Saal im Pallast zu Florenz. Er fügt noch ganz naiv hinzu: „und doch werden die Gemälde weit vollkommener ausgeführt, als früher von den bedeutendsten Meistern geschah." (Vorrede zum dritten Theil seiner Biographien.) Laut seinen Briefen brauchte er bei dem Bilde der Seeschlacht von Lepanto seine Hände, als wäre er selbst im Handgemenge mit den Türken (Gaye, Cartegg. III. S. 315); er wird alle Tage mehr seiner Gottesgabe inne, und je mehr er im Galopp (sic) arbeitet, desto leichter und kühner geht es vorwärts (S. 363.) u. s. w. — So dachten die meisten Lieblingskünstler jener Zeit, und wenn man sie selbst in dieser Schnellmalerei für oft ganz unwürdige, von augenblicklicher Laune vorgeschriebene Zwecke dennoch hie und da bewundern muß, so ist dieß nur ein Zeugniß mehr für die Größe der vorhergegangenen Periode. Es war übrigens unvermeidlich, daß der Verderb von der monumentalen Malerei aus auch die Staffeleibilder ergriff, ja die letzteren sind durch die Verbindung der inneren Nichtigkeit mit einer sorgfältigen Ausführung oft noch widriger in der Wirkung, wo nicht etwa ein glücklicher naturalistischer Wurf ihnen einen bedingten Werth verleiht.

In dieser Partei der Kunstgeschichte wird die Schuleintheilung schwierig durch eine gewisse allgemeine Fläche des Styles, der wesentlich von michelangalesken und raphaelischen Reminiscenzen bestimmt wird. Der greise Michel Angelo selbst lebte noch

tief in die schlechte Zeit hinein, wie viel er an der Entartung gebilligt hat, wußte vielleicht selbst Georg Vasari nicht.

Die Betrachtung der Kunst dießseits der Alpe im fünfzehnten Jahrhundert führt zu folgendem Resultate: wie in Italien, so wendet sich auch im Norden die Kunst mit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts dem Realismus, der Darstellung der natürlichen Erscheinung zu. Sie strebt, vermittelst eines bis in's Einzelnste durchgeführten Studiums, ihren Gestalten eine lebendige Gegenwart, eine selbstständige, nicht mehr von äußerlichen, architektonischen Gesetzen abhängige Gültigkeit zu verleihen. Die äußern Bedingungen, unter welchen sich dies Faktum vollzog, scheinen auf den ersten Blick im Norden fast dieselben wie in Italien, beiderseits zunftmäßig geordnete Verhältnisse mit ihrer Abhängigkeit und Sicherheit; beiderseits bei Einzelnen wie bei Corporationen ein unermeßliches Bedürfniß nach künstlerischer Einfassung des ganzen Daseyns, vom Altarbilde bis zur Spielkarte; beiderseits, und ganz besonders in Deutschland, die reichste Ausmündung der Kunst in das Kunsthandwerk. Allein, es ging die Entwicklung im Norden einen ganz anderen Weg. Wie durch einen Zauberspruch ist der Maler hier in einen Kreis gebannt, den er nicht überschreiten kann. Im Einzelnen ist die Malerei das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch nicht über das von der flandrischen Schule Geleistete hinaus gekommen, ja innerhalb derselben steht Johann van Eyck in gewissen Dingen allein; die Kunst m i t t e l, welche er so außerordentlich vermehrt hatte, schreiten lange Zeit eher rückwärts als vorwärts, indeß in Italien Schule auf Schule entsteht, deren jede ein neues Prinzip der Darstellung entwickelt. Zunächst und am meisten fällt die große Ungleichheit der Durchbildung auf; in einzelnen Dingen erstrebt die Kunst die höchste Naturgenauigkeit, während ihr in anderen Beziehungen, namentlich was den Gesammtorganismus des Körpers betrifft, das Allernothwendigste verschlossen bleibt. Große Talente treten auf; sie schaffen Charakterköpfe voller Schönheit und Würde, sie offenbaren tiefsinnige und phantasiereiche Intentionen, sie beuten die Umgebungen des Lebens mit eigenthümlicher Poesie, mit gewaltigem Humor aus: — aber in der Darstellung des Lebendigen, des organisch Bewegten gehen weder die flandrische Schule noch die von ihr abhängigen Deutschen des fünfzehnten Jahrhunderts wesentlich über Johann van Eyck hinaus und die Meisten bleiben hinter ihm zurück. Die Gestalt ist und bleibt ein conventionelles Schemen ohne wahre Lebensfähigkeit; höchstens werden Hände und Füße sorgfältig und naturwahr behandelt; sonst knüpft sich der ganze innere Reichthum des Malers an den Ausdruck der Gesichtszüge und an die phan-

tastische Behandlung des Einzelnen. Daß selbst innerhalb dieser Beschränkung Großes zu leisten war, wird u. a. bei Martin Schön nachzuweisen seyn, bei welchem die Anfänge einer höhern dramatischen Belebung, eines tiefern Gefühls für Composition nachdrücklicher hervortreten als bei irgend einem seiner flandrischen Zeitgenossen. Aber erst mit dem Ende des Jahrhunderts, mit Dürer und Holbein beginnen von einer ganz anderen Seite aus, als bei den van Eyck's, erfolgreichere Bestrebungen nach einer harmonischen Durchbildung; die gefesselten Geister scheinen auf einmal zu erwachen; man lernt den Körper kennen und in seiner schönen Lebendigkeit darstellen; die Anordnung erreicht die schönste Freiheit und Gemessenheit. Doch im Augenblick der mächtigsten Entwicklung tritt mit den Kämpfen der Reformation eine gewaltige Wendung der geistigen Interessen ein, welche alles Große und alle Begabung der Nation in ihren Kreis hineinzieht und die Kunst ihrer wichtigsten Kräfte beraubt. Parallel damit hatte die humanistische Zeitrichtung die Künstler auf Italien und auf die Antike hingewiesen und ein plötzliches Nachholen des Versäumten veranlaßt, welches die Malerei innerlich halbirte, und mehr ihre Unfreiheit zu Tage brachte, als eine wahre Befreiung erwirkte. Schon bald nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verschwinden in der deutschen Malerei auch die letzten irgend bedeutenden Individualitäten; was in den Niederlanden und anderswo fortlebt, ist nur partiell erfreulich, und meist von Italien abhängig.

Die Ueberlieferung ist auch für diese Periode erstaunlich lückenhaft. Im fünfzehnten Jahrhundert kommen die Kunstnachrichten neben der Masse der noch jetzt vorhandenen Kunstwerke kaum in Betracht: eine gewisse Art von fortlaufender Tradition gibt es nur für die Niederlande, während für Deutschland wenig mehr als einzelne Namen und Jahreszahlen vorhanden sind. In Frankreich fehlt nicht nur die Kunstgeschichte, sondern selbst die wesentlichsten Denkmäler, Tafelbilder und Fresken; eben so in England. Selbst für das sechzehnte Jahrhundert ist die geschriebene Kunde mehr aus Archiven als aus der gleichzeitigen Literatur zu gewinnen; die Kunst war für die Schreibenden offenbar kein Lebensinteresse mehr, sie stand in einem ganz anderen Verhältnisse zur Bildung, als in Italien.

Der Uebergang aus dem germanischen Idealismus in den oft sehr schroffen und herben Realismus vollzog sich mit überraschender Schnelligkeit; nur daß die Grundlage des erstern, die Welt der Stimmungen, auch im letztern immer wieder zum Vorschein kommt. Man mag in der scharfen, selbst tief in's Unschöne gehenden Individualisirung, in der fleißigen Durchführung aller

Nebendinge eine Verwandtschaft finden mit der prosaischen Verständigkeit, dem volksthümlichen Witz in der damaligen Literatur und Poesie, ja vielleicht mit derjenigen Richtung auf das Praktische und Neue, welche in jener Zeit zur Erfindung des Bücherdruckes führte; immer aber geht ein phantastischer Geist nebenher, welcher dem Kunstwerke zwar bisweilen seinen höchsten Reiz verleiht, ihm aber auch den Stempel eines willkürlichen, postulirten Daseyns aufdrückt. Er ist es, welcher die nordische Malerei z. B. in allen Fragen der Perspektive (mit Ausnahme der Flandrer) auf der allerkindlichsten Stufe festgehalten hat, welcher sie in dem bunten Farbenkampf, in der Bevorzugung des Untergeordneten ein künstlerisches Motiv finden ließ, welcher sie endlich für das Wilde und Burleske unempfindlich machte. Vielleicht wird man in der damaligen spätgothischen Baukunst eine ähnliche Vereinigung des trocknen Verständigen mit einem phantastischen Reichthum erkennen; während manches Einzelne von seiner ursprünglichen (organischen und plastischen) Bedeutung abgelöst, der Gegenstand eines scharfen, trockenen, schematischen Linienspieles wird, zeigt sich anderwärts eine verwirrende Fülle freier Verzierung, und vegetabilisches Aufblühen im Stein, welches sich — recht nach der Weise dieses Jahrhunderts — nicht mehr mit dem architektonisch Nothwendigen begnügt, sondern gerne die Pflanze in ihrer Wirklichkeit nachahmt, mit dem Geäder und den vielartigen Umrissen des Blattes, ja mitsammt der rauhen Rinde des Stammes.

Frägt man endlich nach der Gesinnung, welche die damalige Kunst bestimmte, so läßt sich nicht läugnen, daß die kirchliche Andacht noch alle Geister beherrschte, mochte auch die Kirche selbst bereits in manchen Beziehungen angefochten und durch Krisen in eine veränderte Stellung gebracht seyn. Die Malerei trug ihr Bestes zur Verherrlichung des neugesteigerten Mariendienstes und der Verehrung der Schutzheiligen bei; für zahllose Weihgeschenke wurde sie bis zum Beginn der Reformation in Anspruch genommen; es war keine begüterte Familie, keine Corporation, die nicht ihr Altarblatt in irgend einer Kirche gehabt hätte. Sehen wir aber zu, wie die Kunst jetzt ihre Aufgabe löste, so zeigen sich überall eigene, rein künstlerische Umtriebe, welche mit der religiösen Bestimmung nichts zu schaffen haben, wohl aber als eines der vielen Zeugnisse für die Ablösung der geistigen Bestrebungen von der Kirche gelten können. War man schon in der letzten Periode des germanischen Styles über dasjenige, was die Kirche von der Kunst verlangte, hinausgegangen, (vergl. Bd. I. S. 217 ff.), so tritt jetzt das Subjective mit aller Macht in den Vordergrund; Züge und Ausdruck werden nach Gutbedünken

der Wirklichkeit entnommen, und für alles Uebrige die heiterste, vielartigste Pracht der Erde, der gemüthlichste, bisweilen auch der tollste Scherz, kurz, eine Menge von Dingen in Anwendung gebracht, welche zusammen den oft sehr anziehenden Eindruck einer phantastisch gesteigerten Existenz ausmachen, nicht selten jedoch den höhern geistigen Inhalt der Aufgabe völlig in den Hintergrund drängen. Dies Hervortreten des Subjectiv-Phantastischen geht merkwürdig parallel mit einer gleichzeitigen legendarischen Weiterbildung der heiligen Geschichte; statt der abstrakten Symbolik der früheren Jahrhunderte treten jetzt die Sagen von der Sippschaft Christi, von den Eltern der Maria, von der Sibylla tiburtina nachdrücklicher in die Kunst ein, und bereichern dieselbe mit einem neuen Mythenkreise.

Mag nun aber kein einziges dieser Werke dem Beschauer jene höhere, geläuterte Stimmung mittheilen, welche den edlen Leistungen der gleichzeitigen italienischen Kunst von Masaccio bis auf Luca Signorelli inne wohnt, so fesseln sie doch die Betrachtung immer von Neuem. Köpfe und Bewegungen sind oft der Ausdruck eines Tiefsinns, einer Reinheit, eines sittlichen Wollens, welcher trotz anderweitigen Mängeln solchen Werken einen allgemeingültigen, ewigen Werth verleiht.

Von den Untersuchungen über die vorzüglichsten Meister jener Zeit und ihrer Werke sind die, über Hubert und Johann van Eyck und über Hans Memling von größtem Interesse.

Nun wird die nordische Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts unter flandrischem Einfluß untersucht, der bedeutend auf Frankreich, bedeutender aber noch auf Deutschland einwirkte. Zuerst wird die Kunst des Niederrheins, vorzüglich Kölns unter flandrischem Einfluß betrachtet, dann kommen die anderen Schulen Deutschlands an die Reihe, den Schluß machen kurze Mittheilungen über die Kunst der pyrenäischen Halbinsel.

Was die Kunst dießseits der Alpen und in Spanien im sechzehnten Jahrhundert betrifft, so ist der Unterschied zwischen der Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts und derjenigen des sechzehnten im Norden ganz anderer Art, als in Italien. Wenn hier auf eine rastlose Aneignung aller Formen des sinnlichen und geistigen Lebens, welches die Aufgabe des fünfzehnten Jahrhunderts ausmachte, eine freie und großartige Anwendung des Errungenen folgen konnte, so mußten die nordischen Maler um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts vor Allem das nachholen, was ihre im Realismus der van Eyck'schen Zeit stabil gebliebenen Vorgänger und Lehrer versäumt hatten, und stehen somit in ihrer Bildung erst den Italienern seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts parallel. Ueberdieß galt es nicht bloß, Fehlen-

des zu ergänzen; eine schwergelagerte Schicht conventioneller Manier, in welche sich die nordische Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts hineingelebt hatte, mußte mit unsäglicher Anstrengung beseitigt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen Albrecht Dürer und der jüngere Holbein erst ihre ganze Größe.

Aber auch in dieser höchsten Blüthezeit war Ziel und Ende der nordischen Malerei von dem der italienischen wesentlich verschieden. In Italien entfaltete sich eine reiche Blüthe höchster, vollkommen schöner Kunstleistungen; hier ward jene Wunderzeit des griechischen Alterthums wiedergeboren, da die Schönheit dem Auge des Sterblichen sich offenbarte, der göttliche Gedanke in vollendeter Gestalt sich verkörperte, die höchste Würde des Menschen anschaulich im Bilde dargestellt ward. — Auch den Nordländern war die Anlage zur Entwicklung und Gestaltung der Schönheit nicht versagt; wir haben in den Werken des romanischen und des germanischen Styles mehrmals ein erfolgreiches Streben nach ideal-schöner Auffassung nachgewiesen und auch bei den Meistern des fünfzehnten Jahrhunderts die realistische Auffassungsweise durch den Ausdruck einer „schönen Seele" auf eine höhere Stufe gehoben oder wenigstens eigenthümlich durchbrochen gefunden. Daß nun gleichwohl dies höchste Element der Schönheit nicht zur Reife gelangt, liegt an der Uebermacht anderer geistiger Interessen und Richtungen.

In den Vordergrund tritt hier wiederum dasjenige Element, welches man gewöhnlich mit dem Namen des Phantastischen bezeichnet. Es bildet einen Grundzug im Charakter der nordischen Völker, und der Verfasser erklärt es sehr richtig aus der nordischen Natur. Der heitere Himmel des Südens, die klare durchsichtige Luft, die anmuthvollen Linien seiner Bergzüge, die plastischen Formen seiner Vegetation geben dem Auge und dem Gemüthe des Beschauers Ruhe und Befriedigung; nicht so die nordische Natur. Wo der Himmel mit Wolken bedeckt ist, wo Nebel in den Thälern treiben, wo die Erde ein halbes Jahr lang ihres Schmukkes beraubt ist und im Schlummer liegt, da wird das Gemüth zu eigener Thätigkeit angereizt, und es bevölkert den öden Raum mit selbstgeschaffenen Gebilden. Daher die Mährchen des Nordens, welche Italien und Griechenland nicht kennen, und welche auf einer, von den Mährchen des Orients so bedeutend verschiedenen Grundlage beruhen. Daher die wunderlichen Spiele der bildenden Kunst, die wir so häufig in den Ornamenten unserer mittelalterlichen Bauwerke, in den Randverzierungen unserer alten Pergamenthandschriften vorfinden. Aber wo die Phantasie in's Maß- und Gränzenlose hinausschweift, wo sie nicht dem gesetzlichen Organismus nachfolgt, welcher den Typus der Na-

turformen nachbildet, wo sie in eigener Willkür zu herrschen strebt, da ist das Reich der Schönheit gefährdet. Die Träume der Phantasie können sich zum tiefsinnigen Spiele gestalten, sie können sich in einer gemüthlich anziehenden Sphäre bewegen; aber die Phantasie wird erst dann, wenn sie sich dem allein wahrhaften Gesetze der Schönheit unterwerfen, wenn die rohe Gewalt dämonischer Mächte gebrochen ist, zum Zeugniß eines edlen, gereinigten, zum Höchsten gerichteten Sinnes.

Dieser Hang zum Phantastischen verläugnete sich schon in den früheren Entwicklungsperioden der nordischen Kunst nicht ganz, wenn gleich er freilich zumeist nur in mehr untergeordneten Beziehungen sichtbar wird und in einzelnen seltsamen Fällen auch in den höheren Ansprüchen der Schönheit vereint bleibt. Er äußert sich z. B. bereits in jener übertriebenen Charakteristik, die in einzelnen Werken der altkölnischen Schule (Bd. I. S. 250) hervortritt; in der Hölle des berühmten Danziger Bildes (Bd. II. S. 140), in jener Darstellung der apokalyptischen Vision Memlings (Bd. II. S. 127), in den tollen Productionen des Hieronymus Bosch (Bd. II. S. 143); vornehmlich jedoch bei den Deutschen der späteren Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, bei den Kölnern, bei Martin Schön, dem älteren Holbein, den westphälischen Künstlern u. s. w. — Warum aber trat bei diesen, warum gerade in den letzten Momenten der Entwicklung deutscher Kunst jenes hemmende Element auf's Neue und mit überwiegender Kraft hervor? — Der Verfasser erkennt den Grund in den allgemeinen geschichtlichen Verhältnissen. Es ist der Geist des Protestantismus, sagt er, der sich darin ankündigt, der das Licht der Wissenschaft anzündete, auf die Kunst jedoch scheinbar verderblich einwirken mußte. Denn er gab zunächst den Gedanken, im Gegensatz gegen das irregeleitete Gefühl eine einseitige Berechtigung, er entfesselte den Geist des Menschen und regte den Einzelnen zu selbstständiger Forschung, zur Begründung und Verallgemeinerung seiner subjectiven Ansichten auf. Das mußte denn im Einzelnen mannigfach seltsame Erfolge bewirken, wie dergleichen in der That weder in den politischen Verhältnissen noch in andern Beziehungen des Lebens ausblieben und wie sie eben so in der Kunst sich zeigten. Wenn der Gedanke in der Production des Kunstwerkes einseitig vorwaltet, so wird die Form leicht zur Hieroglyphe, zum Symbol; so ist schon ein mehr untergeordneter Grad der Vollendung der Form zur Bezeichnung des Gedankens hinreichend; so ist der Phantasie, welche die Vermittlerin zwischen dem Gedanken und der Form ausmacht, ebenfalls wiederum ein freierer Spielraum, eine größere Willkür gestattet. Und ganz natürlich ist es, daß unter solchen Umständen die Phan-

tasie auf's Neue jenen alten Weg, den sie überdieß nie ganz aufgegeben, einschlug, daß die alten mährchenhaften Träume wieder aufwachten und den erhabenen Schritt der Schönheit gleich neckenden Dämonen umwoben und aufhielten. Wie tief Ergreifendes und Bedeutungsvolles auch von einzelnen großen Geistern dieser Zeit geschaffen wurde, die höchste Befriedigung und Verklärung haben sie fast nirgends erreicht, das Sonnenlicht vollendeter Schönheit vermochte den Frost dieser Nebelgebilde fast nirgends aufzulösen.

Von größter Bedeutung ist es nun, zumal in Bezug auf diese phantastische Auffassungsweise, daß mit dem sechzehnten Jahrhundert die Malerei in ihre verschiedenen Gattungen auseinander ging. Nicht nur nimmt die profane Geschichtsmalerei sammt den Mythen des Alterthums fast plötzlich eine sehr bedeutende Stelle neben der religiösen ein; auch das Genrebild und die Landschaft trennen sich entschieden ab und bald folgt auch das Stillleben. Die Elemente dieser Trennung waren schon in dem großen Johann van Eyck zu erkennen; schon bei ihm waren die einzelnen Theile der malerischen Darstellung reichlich ausgebildet genug, um als abgesonderte Gattungen auftreten zu können; daß es noch nicht geschah, lag an dem übermächtigen kirchlichen Gegendruck der Zeit. Dieser hatte jetzt aufgehört, die Kunst war frei jetzt nur der Subjectivität des Malers und des Bestellers hingegeben.

Diese Befreiung der Subjectivität drückt sich übrigens schon innerhalb der Historienmalerei auf das Deutlichste aus. Die Darstellungen aus der Mythe und Geschichte des Alterthums, wofür der Humanismus jener Zeit eine große Begeisterung erweckt hatte, nehmen auf einmal überhand, und zwar nicht so sehr in Staffeleibildern, wie in Fresken der Rathhäuser, ja selbst an den Facaden ansehnlicher Bürgerwohnungen. Gleichzeitig hatte man auch in allen Decorativen die italienische Renaissance angenommen, wahrscheinlich nach Kupferstichen und Holzschnitten, z. B. Mantegna's, wenigstens erinnert die Verzierung der dargestellten Baulichkeiten mit steinfarbigen Reliefs antiken Inhalts, mit Fruchtschnüren u. dgl. direct an paduanische Weise. Selbst einzelnes Figürliche, wie z. B. die nackten Engelkinder in Gestalt von Genien, welche jetzt oft die Stelle der erwachsenen und bekleideten Engel einnehmen, erklärt sich am nächsten durch diesen Einfluß. Bei weitem das Größte und Wichtigste bleibt jedoch die selbstständige, einheimische Entwicklung, dieses neue tiefe Eindringen in die Wirklichkeit der Dinge sowohl als in den höheren geistigen Inhalt der Aufgaben. Daß der Goldgrund jetzt wegbleibt, daß der Faltenwurf wieder seine naturgemäße

Rundung erhält, sind nur äußere Züge dieses bedeutsamen innern Ueberganges.

Die dießfälligen Untersuchungen betreffen Albrecht Dürer, seine Schüler und Nachfolger, dann die sächsischen Maler Lucas Cranach den ältern und jüngern.

In Vorüberführung der oberdeutschen Schule werden Martin Schaffner, Hans Baldung, genannt Grien, Hans Burgkmayr, Hans Holbein der jüngere, Nicolaus Manuel genannt Deutsch, gewürdigt; in der, der rheinischen und westphälischen Schulen Lukas von Leyden, Anton von Worms, Johann van Calcar, Victor und Heinrich Dünwegge und Hermann zum Ring.

Die Untersuchungen der niederländischen Schule liefern uns die Schilderungen von Cornelius Engelbrechtsen, dem ächten Lucas von Leyden, Jan Mostaert, Quintin Messys, Johann Messys, Bernhard von Orley, Johann Mabuse, Johann Schoreel, Lanzelot Blondeel, Martin Hemskerk. Den Schluß machen Betrachtungen der außeritalienischen Kunst des sechzehnten Jahrhunderts unter italienischem Einfluß.

Der Ueberblick über die deutsche und niederländische Malerei in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, und über die französische und spanische seit Anfang desselben, bietet im Ganzen eben so Weniges recht Erfreuliche dar, als der über die italienischen Manieristen; letztere haben sogar Manches aus erster Hand, was die außeritalienische Kunst erst aus zweiter Hand, nämlich von ihnen selbst entlehnte. Merkwürdig ist diese Periode indeß doch; nicht bloß durch ihren Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, sondern auch hauptsächlich durch den inneren Kampf, welchen der noch immer zu Grunde liegende, zu baldigem neuen Aufblühen bestimmte Realismus gegen die von Italien ausgegangenen allgemeinen Ideale führt, indem er sie an zahllosen Stellen durchbricht und durch Abenteuerlichkeiten oft auf komische Weise stört.

In Deutschland gewährt diese Periode manieristischen Verfalles und innerer Erschöpfung einen ungleich dürftigern und traurigern Anblick als in den Niederlanden. Man fühlt es aller Orten, daß beinahe nur Kräfte untergeordneten Ranges der Malerei treu geblieben sind, und daß die wenigen Ausnahmen dereinst bei einem neuen Erwachen der Kunst nicht als Sammel- und Ausgangspunkt werden genügen können. Wenige Jahrzehende nach Dürer's Tode ist die Malerei wieder ein städtisches Gewerbe wie alle andern, und die wenigen Maler, welche sie als freie Kunst fassen, sind innerlich oft nicht besser, wohl aber anspruchsvoller als die übrigen. Der größte damalige Kunstfreund, Kaiser Rudolph II. war schon mehr auf das Sammeln der Werke der ältern großen Meister als auf neue Bestellungen bedacht.

Die deutschen Künstler dieser Zeit hängen theils mittelbar durch die Niederländer oder auch nur durch Kupferstiche theils unmittelbar durch Reisen mit Italien zusammen.

Am thätigsten erwies sich die Malerei damals in Bayern, dessen katholisch gebliebenes Fürstenhaus mit den Tendenzen der Gegenreformation auch den Glanz der sämmtlichen Künste für die Herstellung der Kirche in Anspruch nahm. Derselbe Hof, welcher Orlando Lasso im Solde hielt und zahlreiche Kirchenbauten ausführen ließ, beschäftigte unter andern Malern, den in Venedig nach Tizian gebildeten Christoph Schwarz (1550—1594); von welchem die Pinakothek mehrere große Bilder besitzt. Etwas später blühte Johann Rottenhammer von München (1554 bis 1622), der Schüler Tintoretto's, und zwar in dessen besserer Zeit. Ein sehr großes Bild in der Pinakothek, Madonna mit vielen Heiligen dem heiligen Augustin erscheinend, ist mit vieler Energie gemalt, eben so eine Enthauptung der heiligen Katharina. Von den meist kleineren mythologischen Gemälden dieses Meisters erwähnen wir eine Amazonenschlacht im Berliner Museum, ein feuriges, leidenschaftlich bewegtes Bild, und den Tod des Adonis, im Louvre, ganz in der Art der hellen, warmen und fleißigen Gemälde Tintoretto's. — Die beiden genannten Maler stehen der deutschen Kunst des sechzehnten Jahrhunderts schon ferner als die vorher angeführten, bei welchen noch immer hie und da ein Motiv der Dürer'schen Zeit zum Vorschein kommt. — Gleichzeitig malte auch Adam Elzheimer aus Frankfurt (1574 bis 1620), welchen wir unten bei den Landschaftern umständlicher behandeln, schon hier aber wegen seiner zierlichen, miniaturartigen Historienbildchen erwähnen müssen. Dieselben sind verhältnißmäßig frei von Manier und reich an einzelnen geistvollen Zügen, einige auch von kunstreichem Lichteffekt.

Am wenigsten einheimisches Gedeihen findet sich in der französischen Kunst dieser Zeit. Wenn man mit Erstaunen sieht, daß Frankreich gleichzeitig mit der höchsten Blüthe der deutschen Malerei, mit dem geistigen Aufschwung des ganzen Abendlandes auch nicht einen Maler von Bedeutung aufzuweisen hat, so wundert man sich nicht mehr, daß der große Kunstfreund, König Franz I., nur mit italienischen Werken seine Paläste bereicherte, nur italienische Künstler beschäftigte.

Von einer englischen Kunst, welche sich etwa selbstständig niederländischen und andern nordischen Einflüssen untergeordnet hätte, kann in dieser großen Zeit, selbst unter Elisabeth, nicht die Rede seyn; die ausländische Kunst wanderte selber nach England hinüber. Von Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ab treten nämlich in der Kunstgeschichte Englands eine Menge frem-

der, mehr oder minder berühmter Namen hervor, die zwar ein weit verbreitetes Interesse an Werken der Kunst bezeugen, die aber durchweg fast nur dem Fache der Portraitmalerei angehören und kaum irgend namhafte Leistungen von Seiten einheimischer Künstler hervorgerufen haben. Den Grund dieser einseitigen Beschränkung des Interesse für die Kunst und der eigenen geringen Productivität hat man in den kirchlichen Verhältnissen der Zeit gesucht, indem die Reformation in England mit einem Rigorismus hervortrat, wie in keinem andern Lande. Doch scheint es, daß beides wohl aus einer gemeinsamen Quelle hervorgegangen seyn dürfte, eben aus einem mehr oder minder durchgreifenden Mangel an Sinn für die tiefere Bedeutung der bildenden Kunst. Wäre ein solcher in jenen Zeiten wirklich und lebendig vorhanden gewesen, so hätte er nicht durch äußere Gewalt in so bedeutendem Maße zurückgedrängt werden können. — Unter den Künstlern, welche seit jenem Zeitpunkte bis zum Erwachen einer nationalen Kunst in England thätig waren, sind als die bedeutendsten vornehmlich die folgenden zu nennen:

Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts unter König Heinrich VII.: Johann Mabuse.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, unter Heinrich VIII.: Hans Holbein d. j. — Anton Moor (More), Gerhard Lucas Horenbout, nebst vielen anderen, weniger ausgezeichneten deutschen und niederländischen Malern. Auch einige Italiener, unter denen namentlich Bartolomeo Luca Penni, Bruder des bekannten Gianfrancesco Penni, il Fattore.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der Königin Elisabeth: der Italiener Federigo Zuccaro, von dem man in England treffliche Portraits sieht; die Niederländer Lucas de Heere, Schüler von Franz Floris, und Cornelius Ketel; sodann Isaak Oliver (oder Olivier) und sein Sohn Peter Oliver, aus einer französischen Familie stammend, beide als Miniaturmaler ausgezeichnet. In letzterem Fache ist auch der etwas früher, noch unter Elisabeth thätige Nicolaus Hilliard als geborener Engländer zu erwähnen. — Wenn politische Größe, ein reiches Volksleben und ein Drama wie dasjenige Shakespeare's die mangelnde Malerei ersetzen können, so hat England sich reichlich schadlos gehalten.

Auch die spanische Kunst des sechzehnten Jahrhunderts ist in überwiegendem Maße von Italien abhängig. Mehr und mehr tritt der flandrische Einfluß, welcher sie in der vorhergehenden Periode so mannigfach bestimmt hatte, neben dem italienischen zurück. Der letztere macht sich selbst in demjenigen be-

rühmten Künstler geltend, welcher sonst als Repräsentant des sogenannten deutschen mit Dürer verglichenen Styles betrachtet wird. Dieß ist Luis de Morales (nicht Christobal Perez Morales), genannt: el Divino (der Göttliche), der im Anfange des Jahrhunderts in Estremadura geboren wurde, auch dort die Kunst lernte, und im Jahre 1586 starb, ohne Spanien je verlassen zu haben.

Vorzugsweise ging das Streben der Spanier, eben so, wie wir es bei den Niederländern und Deutschen kennen gelernt haben, dahin, sich jene reinere, vollere Entfaltung der Form zu eigen zu machen, welche den Richtungen der Schulen des Michelangelo und Raphael zu Grunde lag. Unter diesen Meistern und nach ihren Werken machte eine große Anzahl spanischer Künstler ihre Studien und verpflanzte den Styl derselben nach Spanien; es scheint, daß sie, der Mehrzahl nach, nicht so sehr in jene äußerliche Manier, die wir bei den nordischen Künstlern bedauern mußten, verfallen sind.

An der Spitze dieser Künstler steht Alonso Berrugurte von Toledo (1460—1562), ein vielseitiger Meister, Architekt, Bildhauer und Maler, der sich in der Schule des Michelangelo gebildet hatte und zuerst dessen Weise in Spanien einführte. Seine diesseits der Pyrenäen sehr seltenen, fast auf Toledo beschränkten Malereien sind bei sehr sorgfältiger Ausführung in ähnlicher Weise manierirt, wie spätere römische Bilder, obgleich er Italien nur in der höchsten Blüthezeit (1503—1520) gekannt hatte.

Das vierte Buch behandelt die Kunst des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren Ausläufen in's achtzehnte. — Die Kunst des siebzehnten Jahrhunderts ist eines der herrlichsten Zeugnisse für die Macht und Unabhängigkeit des Geistes gegenüber den äußeren Schicksalen der Völker. Der öffentliche Zustand war, verglichen mit demjenigen zu Anfang des vorhergehenden Jahrhunderts, fast überall gedrückt und eingeengt; auf den Ueberresten zahlloser Independenzen hatte der lastende Bau des regelmäßigen modernen Staatslebens begonnen; drei der wichtigsten Kunstländer, Spanien, Belgien und Neapel, standen unter einer Regierung, welche wie mit Absicht dem Verderben in die Hände arbeitete; auch der Rest von Italien unterlag bereits der politischen Versumpfung. Gleich, als wäre die bildende Kunst ein tröstender Ersatz, ein Asyl der Geister bei äußerlich gesunkenen Zuständen, entfaltet sie sich hier zu einer reichen, gewaltigen Nachblüthe, während von den aufstrebenden Staaten jener Zeit Frankreich nur eine Malerschule zweiten Ranges hervorbringt, England die Malerei durch die dramatische Poesie — freilich die größte der neuern Zeit — ersetzt, und bloß das einzige Holland mitten un-

ter Kämpfen aller Art einen hohen äußeren Blüthezustand mit einer eigenthümlichen Kunstvollendung verbindet.

Bei näherer Betrachtung findet sich, daß die großen, geistigen Krisen des Reformationszeitalters diese jetzige Stellung der Kunst vorzüglich bedingten. Ueberall, wo dieselben in bedeutenderem Maße geherrscht hatten, war neben der Erschütterung auch eine große Befruchtung zurückgeblieben; zahlreiche geistige Gebiete wurden nun aufgethan und angebaut; eine Fülle neuer Bestrebungen im Wissen und im Leben waren im Entstehen oder schon in der Blüthe. Man hatte in der außerordentlich gesteigerten Mittheilung durch die Schrift, in der Literatur, ein Medium des Gedankens gebrauchen gelernt, welches auch für das Höchste, was die Zeit bewegte, genügen konnte. Nach dieser Seite hin strömten nun die Kräfte, welche früher die Kunst theils ausgeübt, theils als Ergänzung des Lebens von den Ausübenden verlangt hatten, indeß die scharfe Verstandesrichtung der Zeit auch der noch in Uebung gebliebenen Kunst die rechte Lust des Schaffens verkümmerte. Für Deutschland kam außerdem der provisorische Zustand der äußeren Spannung hinzu, welcher bald in den großen letzten Entscheidungskrieg überging, den Europa auf deutschem Boden ausfocht. Was aber die Kunst bei jenen Umständen noch immer werden konnte, zeigt auf glänzende Weise das kleine Holland. Hier, wo der Protestantismus in seiner schärfsten Form zur Macht gelangt war, wo mitten in den Gefahren eines äußerlich gewährlosen Zustandes der Geist der neuen Zeit im Forschen, Wagen und Wissen einen Sieg nach dem andern errang, hier entstand eine Blüthe der Malerei, welche man den größten Leistungen dieses Jahrhunderts immer als ein mit besonderer Wage zu wägendes Ganzes zur Seite stellen muß. Diese Malerei gibt eine unmittelbare Wirklichkeit, wie sie der scharfe Verstand verlangt, aber sie zeigt auch, wie viel innere Schöpferkraft zu Grunde liegen muß, um auch nur das Unmittelbare auf die rechte Weise zu fassen, um den Geist in der Natur zu deuten und künstlerisch festzuhalten.

Nicht minder bedeutsam spiegelt sich in der Kunst der streng katholisch gebliebenen Länder ein neuer, machtvoller Impuls der Zeit. Im Innern des Katholicismus selbst war eine neue Gründung, ein Zurückgehen auf das Ursprüngliche, eine neue religiöse Begeisterung entstanden, welche nun auch der Kunst einen frischen Inhalt und mit demselben einen formellen Umschwung gab, da die Darstellungsweise der Manieristen den neuen Intentionen auf einmal nicht mehr zu entsprechen vermochte. Auch scheinbar unabhängige künstlerische Antriebe empfangen von dieser kirchlichen Restauration aus ihre Richtung und Form. Es

ging nämlich durch den in heftigen Kämpfen erneuerten Katholicismus ein Strom leidenschaftlicher Gewalt; neue Heilige, Wunder, Feste und Orden konnten sammt aller Pracht des Cultus der überquellenden Devotion kaum genügen; als höchstes Ideal galt wieder die Inbrunst der Andacht, die extatische Verzückung, wie man sie den Heiligen zuschrieb und wie man sich — bald in religiöser Begeisterung, bald in trübem Fanatismus — derselben zu nähern suchte, ohne sich deßhalb mit dem reichen Weltleben und seinem Genuß zu verfeinden. Suchen wir die Wirkungen dieses Zustandes in der Malerei auf, so ergibt sich zunächst die Nothwendigkeit, deutlich zu den Sinnen und zum Gemüth zu sprechen, Allen verständlich zu seyn, unmittelbar zu ergreifen und hinzureißen. So war von vorn herein ein gewisses Maß von Naturalismus gegeben, auch wenn die Kunst von sich aus weniger dahin geneigt hätte. Allerdings wandte man sich zugleich mit erneutem Eifer auf das Studium der großen Meister des sechzehnten Jahrhunderts; allein mit Ausnahme einzelner Künstler der Schule von Bologna, welche einen allseitigern Eklektismus durchführten, kam man fast durchgängig auf Titian und seine Nachfolger zurück, bei welchen man den Naturalismus schon in edelster Weise vorgebildet fand. Daß dabei die höhere, reinere Durchführung des künstlerischen Gedankens zurückstehen mußte, war nicht zu vermeiden; eine Kunst, welcher es vor Allem um active und passive Leidenschaft zu thun war, konnte weder mit Raphaels Weisheit und Mäßigung componiren, noch das edle Gleichgewicht seiner Behandlung festhalten, noch den einzelnen Charakteren seine ideale Größe und Allgemeingültigkeit verleihen. Von Naturalismus, von der Unmittelbarkeit aus mußte sie zu ihren höchsten Triumphen wie zu ihren widrigsten Abwegen gelangen. Eine zweite Eigenschaft dieser Kunst ist die mächtige Ausbildung des Colorits, welches als der gleichsam musikalische Theil des Gemäldes recht eigentlich dem Gebiet der Stimmung, also einem künstlerischen Hauptzwecke dieser Periode entspricht. Ausschließlicher als irgend eine andere, ist dieß eine Zeit der großen Coloristen gewesen, und soviel dieselbe auch hierin den Venezianern verdankt, so erscheint sie doch wiederum unabhängig durch ihre besondere Absicht. Wenn bei Tizian die Farbe einen erhöhten idealischen Zustand ausdrücken hilft, so ist sie hier gleichsam in den Kampf der Affekte mit hineingezogen. — Dieser äußern Elemente der Darstellung mußte sich der damalige Künstler vollkommen bemächtigt haben, um dem eigentlichen Ziel seiner Epoche irgendwie nahe zu kommen, und so findet sich in diesem siebzehnten Jahrhundert eine Fülle freier Meisterschaft, welche die unwahre Bravour der untergeordneten Künstler reichlich gut zu machen im Stande ist.

Wer nun aber behaupten wollte, diese ganze Kunstepoche sei in der äußern Meisterschaft, in einem theils akademischen, theils naturalistischen Streben aufgegangen ohne zu einem höhern realen Inhalt zu gelangen, sie biete nur das Bild eines gedankenlosen hohlen Treibens dar, der müßte für den Pulsschlag der Zeit, welcher in den verschiedenen Kunstepochen lebt, und für die Poesie, sobald sie sich etwas fremdartiger Zungen bedient, kein Verständniß mehr haben. Es ist schon irrig genug, z. B. das Colorit bei Rembrandt oder Murillo für eine äußerliche, rein technische Errungenschaft zu halten, während es bereits eine Aeußerung freier Poesie ist, zu welcher das bloße handfertige Talent nicht gelangt. Noch unbilliger aber wäre es, das Große und Neue in Erfindung, Auffassung und Darstellung zu verkennen, auf dessen reiche Fülle wir mit einigen Worten aufmerksam machen müssen.

Es ist wahr, das siebzehnte Jahrhundert hat die höchsten Idealgestalten mit ungleich geringerem Glücke behandelt, als die raphaelische Zeit; Christus und Maria haben wohl etwas Kaltes, Gesuchtes oder auch etwas naturalistisch Unreines; auch hat man deßhalb dieser Kunst die Frömmigkeit abgesprochen. Aber der religiöse Ausdruck, welcher bei dem anzubetenden Objekt nicht mehr gelingen will, ist mit aller Macht und Tiefe auf das anbetende Subjekt übergegangen, und keine Epoche hat so viele und vorzügliche Bilder des schwärmerischen Glaubens, der christlichen Liebe, der Inbrunst, der Andacht, der Verzückung geschaffen, als diese; ja auch die Madonna wird unbeschreiblich groß und wunderbar, sobald sie nicht als Gegenstand der Andacht, sondern selber als andächtig geschildert ist, wie z. B. in mehreren berühmten Bildern Murillo's. Und dieß Alles sollte ohne subjektive, innerliche Theilnahme des Künstlers, als bloßes malerisches Problem zu Stande gekommen seyn? Weder die Künstlergeschichte noch die Zeitgeschichte überhaupt berechtigt im Geringsten zu dieser Annahme. Wer an der Echtheit der Gesinnung in Domenichino und Murillo zweifelt, dem muß auch das Höchste in Calderon's Magus und im standhaften Prinzen als Lüge gelten. Man braucht indeß den Süden nur etwas zu kennen, um selbst bei einem Maler wie Ribera, welcher mit Gift und Dolch umging, die innere Theilnahme an seinen Andachtsgegenständen für möglich und wahrscheinlich zu halten. Daß besonders in der spanischen Schule diese Richtung oft in mönchischen Fanatismus übergeht, ist gerade ein Beweis für die innere Wahrhaftigkeit; daß sie auch sonst wohl absichtlich und ermüdend wird, liegt an der Unvollkommenheit menschlicher Dinge; daß sie aber an sich weniger Andacht errege, als z. B. die Werke

Fiesole's, ist für das Gefühl des Südländers meistens bestimmt irrig.

Dieselbe Leidenschaft, mit welcher der religiöse Ausdruck bis auf die höchste Spitze gesteigert wird, drückt sich nun auch in der großen dramatischen Lebendigkeit der Composition aus. Freilich fehlt auch in dieser wie in jeder andern Beziehung der kirchlichen wie der profanen Malerei das rechte Maß, welches den Werken Raphaels inne wohnt; die Anordnung im Raume wird (mit Ausnahme der bolognesischen Schule) oft sehr obenhin behandelt; die Gruppirung, welche in der Raphael'schen Zeit noch einen schön gemäßigten Nachklang architektonischer Strenge hatte, geräth jetzt oft in Disharmonie und Verwilderung hinein. Wohl aber wird man in der ergreifenden Culmination all dieser feurig bewegten Charaktere zu einem mächtigen Moment eine innere Verwandtschaft mit Shakespeare und Calderon zu erkennen haben. Wenn über dem Ungestüm des Malers auch manche feinere geistige Bezüge aufgegeben und die mehr auf die äußere Wirkung berechneten vorgezogen werden, so ist diese Zeit dafür von allem Mattherzigen und weichlich Passiven freier als irgend eine andere. In allen irgend bedeutenden Schöpfungen derselben drückt sich eine imposante Energie des Daseyns, eine freie Kraftfülle aus, deren Uebertreibungen man gerne übersieht. Das göttlich Reine und Große, wodurch die Kunstwerke der Raphael'schen Zeit den Beschauer über die Erdenschranken emporheben, ist in den Gestalten des siebzehnten Jahrhunderts nicht mehr zu finden; aber sie gemahnen immer noch an ein kräftiges Heroengeschlecht im Vollgenusse seiner Existenz.

Leider dauert auch diese Blüthe nicht viel länger, als der Kampf der geistigen Mächte, welcher sie hervorgerufen; in Italien und Belgien beginnt das Absterben schon seit der Mitte des Jahrhunderts, in Spanien gegen Ende desselben. Wie inzwischen die französische Schule als neuer, von gelehrter Gärtnerhand gepfropfter Sprößling hineinwuchs, um bald derselben Entartung anheimzufallen, wie endlich die holländische Genremalerei nebst ihren Nebengattungen in conventionelle Fläche versank, wird unten im Einzelnen anzubeuten seyn. Das achtzehnte Jahrhundert bietet neben allgemeiner Entartung nur eine Reihe zerstreuter Versuche durch theilweise Rückkehr zu einem der damals anerkannten frühern Höhenpunkte einen neuen Erfolg zu erringen, bis endlich weltumgestaltende Schicksale auch die Malerei mit in die Krisis aller Dinge hineinzogen.

Schließlich macht der Verfasser noch aufmerksam, daß das siebzehnte Jahrhundert die Glanzperiode der Landschaftmalerei ist. Auch hier offenbart sich das Streben, Stimmungen

hervorzurufen, welches in der Historienmalerei so mächtig in den Vordergrund tritt, und zwar in siegreicher Verbindung mit dem in der Zeit liegenden hohen Naturalismus, der das Unmittelbare und Wirkliche nicht bloß als einzelne Erscheinung, sondern als Theil des Weltganzen darzustellen sucht. Daß die Landschaft von Anfang an ihr höchstes Ziel, die freie Composition, verfolgte, und daß die Vedute darneben nur eine geringe Stelle einnimmt, ist wiederum eines der edelsten Zeugnisse für die künstlerische Größe dieser Zeit.

Es ist aus dem siebzehnten Jahrhundert unermeßlich Vieles erhalten; die Production war zu einer Massenhaftigkeit gelangt, welche sie vielleicht zu keiner andern Zeit erreicht hat. Die Sicherheit und Gleichartigkeit der Bestellungen, mochten sie nun von geistlichen Corporationen, von Fürsten oder von Großen ausgehen, hat zu der ganzen Eigenthümlichkeit des Styles viel beigetragen. Daß diese Bestellungen so zahlreich seyn konnten, hat einen gewiß wesentlichen Grund in den verhältnißmäßig niederen Preisen, welche der Künstler bei der Leichtigkeit seines Schaffens zu stellen vermochte. Diese aber hängt wesentlich mit der Art der damaligen Kunstbildung zusammen. Die meisten Maler dieser Zeit hatten schon im Jünglingsalter, ja als Knaben die schwierigsten Studien des Zeichnens wie des Malens übernommen; Wissen und Weltbildung fanden sich, so viel sie deren bedurften, von selbst (und bisweilen in hohem Grade) hinzu, ohne daß man durch zehnjährige Gymnasialcurse dafür gesorgt hätte. Die Jahre der frischesten Kraft gingen auf diese Weise nicht erst im Lernen dahin, sondern in freier, reicher Schöpfung; Ruhm und Erwerb begannen frühe, während zugleich die große Concurrenz mäßige Ansprüche gebot. Daß einzelne weltberühmte Maler (und zwar nicht immer die bessern) auch sehr hohe Preise erhielten, war Ehrensache oder Liebhaberei der Besteller, welche außer dem innern Werthe auch den Namen des Künstlers verlangten; bei manchen Holländern bedingte überdieß schon die höchst sorgfältige Ausführung eine hohe Bezahlung. Dieß gleicht sich aber aus durch die unverhältnißmäßig geringe Belohnung anderer Meister, wie denn z. B. Domenichino für seine Communion des heiligen Hieronymus bloß fünfzig Scudi, Annibale Caracci für die Gallerie des Palastes Farnese bloß 500 Scudi erhielt, und auch die mittlern Preise, selbst wenn man z. B. Rubens auf dem Gipfel seines Ruhmes als Norm annimmt, bleiben immer sehr niedrig. Er ließ sich allerdings, wie es heißt, hundert Gulden für jeden Arbeitstag bezahlen, allein er vollendete auch z. B. das große Altarwerk zu S. Jan in Mecheln — mit Hülfe seiner Schüler — in achtzehn Tagen. Jeder berühmte Künstler unsrer

Tage würde für eine Arbeit wie die letztgenannte mindestens das Dreifache — den veränderten Geldwerth mit berechnet — verlangen müssen.

Das collegialische Leben der Künstler war im Ganzen trotz mannigfacher corporativer Bande nicht erfreulich, am wenigsten im Süden, wo Neid und Hochmuth zu den scheußlichsten Intriguen und zahlreichen Mordthaten oder Mordversuchen führten. Wie in der Manieristenzeit des sechzehnten Jahrhunderts suchte man einander durch eine wahrhaft freche Schnellmalerei zu verdrängen, welche auch in dieser Periode der äußere Anlaß zum Verderb der Kunst gewesen ist.

Das vorletzte Buch zerfällt in zwei Abschnitte; deren erster die Historienmalerei und dabei die der italienischen Eklektiker und Naturalisten, die niederländische und deutsche Historienmalerei, mit Untersuchungen der Schule von Brabant, der holländischen Schule, der Nachfolger der italienischen Kunst, die spanische Schule, die französische und englische Historienmalerei — der zweite die Kabinetmalerei, die Genremalerei, die Landschaft- und die Thier- und Stilllebenmalerei umfassend behandelt.

Das fünfte Buch liefert die Uebersicht der neueren Malerei in ihrer klassischen Periode und in der der neuen Kunst seit der romantischen Periode.

Unter den seit Mitte des vorigen Jahrhunderts sichtbar werdenden Vorzeichen einer neuen Ordnung der Dinge nimmt eine neue Entwicklung in der Malerei nicht die letzte Stelle ein. Gleichzeitig mit dem Beginne der Aufklärungsperiode, mit den sehr beträchtlichen Reformen in vielen Staaten Europa's, mit einem neuen Aufblühen der Literaturen verschiedener Länder geht auch die Malerei einer gänzlichen Metamorphose entgegen; sie wendet sich mit aller Macht den Formen des klassischen Alterthums zu, welches sich später, um die Zeit der Revolution, auch in mehreren andern Beziehungen, von der Staatsform bis zur Kleidertracht, als Ideal geltend machte. Mit Entschiedenheit, selbst mit Leidenschaft suchte man an eine ferne Vorzeit anzuknüpfen, welche jenseits des Mittelalters lag, und einen absolut vollkommenen, nicht eklektischen und bedingten Styl zu verheißen schien. Nur so hoffte man aus dem Meere von Manieren sich zu retten, welche als Caput mortuum der großen Schulen früherer Zeit übrig geblieben waren.

Bevor jedoch diese neue Richtung sich entfalten konnte, mußte das Alterthum gleichsam neu entdeckt und der wahrhaft ewige Gehalt seiner Schöpfungen, so wie der Gang der Kunst in denselben ungleich klarer dargelegt werden, als bis jetzt geschehen war. Dieß geschah durch Johann Winkelmann

(1717 — 1768). Ohne ein selbstschaffender Künstler zu seyn, wußte er das Wesen der Kunst in seinen geheimsten Tiefen zu ergründen; er nahm den Schleier hinweg, welcher die Größe und Erhabenheit der Musterwerke des klassischen Alterthums bisher umhüllt zu haben schien; er leitete ein gedankenvolles Studium der Antike ein, welches den Geschmack wiederum zu reinigen und den Sinn zu läutern im Stande war, und wenn seine archäologischen Bemühungen, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, im Einzelnen auch mannigfacher Erweiterungen und Berichtigungen bedürftig sind, so werden doch seine von prophetischer Begeisterung erfüllten Worte, die unsern Augen das innerste Heiligthum der Schönheit erschlossen haben, noch bis in die fernsten Jahrhunderte hinübertönen.

Winkelmann lebte in freundschaftlicher Beziehung zu den vorzüglichsten deutschen Künstlern seiner Zeit, und das Wechselverhältniß zwischen ihnen leitete die Begründung eines reineren Styles in der Malerei ein, wenn es freilich auch erst einer zweiten Generation vorbehalten blieb, die Lehren des hohen Meisters für die lebendige Ausübung der Kunst zu verwirklichen. Gleichzeitig mit jenen erwachte auch ein zum Theil mehr unabhängiges naturalistisches Streben, eine freiere Beobachtung der Formen des Lebens, die nicht minder von günstiger Einwirkung auf die Entwicklung der Kunst war; außerdem machte sich bei dieser ersten Generation noch ein freierer Eklekticismus geltend, welcher außer der Antike auch einzelne große Meister der neuern Zeit als Vorbilder anerkannte. — Winkelmann's höhere Bildung, ehe er nach Italien ging, gehört Dresden an, welcher Ort damals den Vorrang in den künstlerischen Angelegenheiten Deutschlands behauptete und zu dem auch die bedeutendsten seiner Zeitgenossen (wie der schon genannte Dietrich) verschiedentlich in näherer Beziehung standen.

Unter diesen werden vornehmlich folgende angeführt und gewürdigt: Adam Fr. Oeser, Anton Raphael Menzs, Anton Graff, Daniel Nic. Chodowiecky, Asmus Jacob Carstens, Joseph Koch, Joh. Heinr. Wilhelm Tischbein der Jüngere.

Reinheit und Adel des Styles, energische Auffassung des Lebens waren somit die Ergebnisse, welche die deutschen Maler um den Schluß des achtzehnten und den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts für die neue Entwicklung der Kunst wiederum erworben hatten. Aber die Zeit war mit diesen Resultaten noch nicht zufrieden; eine zweite Revolution des Geschmackes sollte der Kunst noch einen neuen Umschwung geben.

Inzwischen hatte auch in Frankreich gegenüber der gränzenlosesten Entartung der neu erweckte Sinn für das klassische Al-

terthum seinen Einfluß geltend gemacht. Die allgemeinen Verhältnisse der Zeit wirkten dahin, daß gerade in Frankreich dieser Einfluß mit überwiegender Gewalt hervortrat. Wie über Frankreich jener Gewittersturm der Revolution hinzog, welcher das zerfressene Gebäude der goldenen Zeit Ludwig XIV. über den Haufen warf, so ging auch hier eine künstlerische Revolution vor sich, welche dem neuen Leben der Kunst einen gereinigten Boden bereitete und die giftigen Dünste zerstreute, die bisher ihrem Emporblühen gewehrt hatten. Freilich muß zugegeben werden, daß diese neuere französische Malerei, die den Bahnen des klassischen Alterthums nachging, nicht ohne eine große Einseitigkeit hervortrat, daß sie fast mit demselben Terrorismus zu Werke schritt, wie jene politische Umwälzung, mit der sie sich überdieß in nächsten Rapport setzte; daß ähnliche Bestrebungen von Seiten anderer Nationen, namentlich der deutschen, unstreitig reiner und gemäßigter eingeleitet wurden; — aber die Menge und die Bedeutsamkeit ihrer Leistungen gerade bewirkten es, daß das neue Element der Kunst den Sieg über die Vorzeit zu feiern vermochte; und die Einseitigkeiten, wenn schon sie im Einzelnen wiederum zu unerfreulicher Manier führten, sind, wie es scheint, eben nur als die Krankheiten einer überströmenden Kraft zu betrachten.

Als Vorläufer dieser neuen französischen Malerei erkennt der Verfasser Joseph Maria Vien, den die Franzosen auch als den Restaurator ihrer Kunst verehren. Ihm folgt Jacques Louis David, Gerard, Andreas Lens.

Während der Glanzzeit des David'schen Classicismus begann eine gründliche und tiefe Reaction gegen denselben in Deutschland, nachdem schon längere Zeit eine Bewegung auf dem Gebiete der Literatur derselben vorgearbeitet hatte. Das Mittelalter, so lange mißachtet und verkannt, war auf's Neue in seiner romantischen Pracht und tiefsinnigen Schönheit emporgetaucht. Die Dichtungen des dreizehnten Jahrhunderts wurden aus Staub und Moder hervorgezogen, gelesen, neu gedruckt und bewundert; eine neue romantische Dichterschule, die trefflichsten Talente in sich zählend, war mit Erfolg aufgetreten; die gothische Baukunst, eigenthümliche Schönheiten mit Consequenz in sich enthaltend, hatte die absolute Vollkommenheit der klassischen Architektur wankend gemacht; die Malereien der Meister der früheren Vorzeit wurden mit Liebe und Sorgfalt gesammelt und wiederholter Betrachtung freigestellt. Man erkannte, daß in alledem ein Element geistiger Reinheit und Unschuld, eine Tiefe des Gemüthlebens, eine Frömmigkeit des Gefühles enthalten war, welche man bis dahin nicht gekannt, in der neueren

Kunst nicht ausgesprochen gefunden hatte. Aeußere Umstände kamen hinzu, dieser Richtung auf die inneren Elemente der Kunst noch einen größeren Nachdruck zu geben; es war die Zeit der Knechtschaft unter französischen Waffen, in der man im Gebiete des Geistes diejenige Freiheit zu suchen genöthigt ward, deren man nach Außen entbehrte, in der man sich an dem Glanze der Vorzeit wieder aufzurichten strebte, und aus der geistigen Tiefe derselben Kraft und Stärke zum Widerstande in sich aufnahm.

So konnte es nicht fehlen, daß auch die schaffende Kunst selbst wiederum auf die Vorbilder des Mittelalters einzugehen bemüht war, daß sie die gemüthlichen Beziehungen desselben für die eigene Ausübung zu gewinnen strebte, und mit theilweiser Verläugnung anderer Vorzüge, mehr auf Darstellung des Seelenlebens ausging. Vornehmlich war es ein Kreis jüngerer Künstler, der, nachdem schon mehrere derselben in Wien in gemeinschaftlichen Interessen gearbeitet hatten, sich in Rom zusammenfand, und dort in treuer Verbrüderung wirksam war: Overbeck, Cornelius, Ph. Veit, W. Schadow, J. Schnorr, Pforr (zu früh für sein bedeutendes Talent durch den Tod entrissen), die Brüder Olivier, in ähnlichem Sinne, wie jene für Historienmalerei, für das Fach der Landschaft wirkend, eben so C. Fohr (leider auch sehr jung verstorben) und viele andere. Das mehr oder minder ausgezeichnete Talent dieser Künstler erregte, eben so wie ihre eigenthümliche Richtung, bedeutendere Aufmerksamkeit, und bald wurden ihnen einige großartige Arbeiten zur schönsten Entwicklung ihrer Kräfte zu Theil. Der preußische Generalconsul Bartholdi ließ durch die vier ersten der genannten Künstler Freskobilder aus der Geschichte Josephs in seiner bei Trinità de' monti zu Rom gelegenen Wohnung ausführen; andere Fresken wurden in der Villa des Marchese Massimi nach den Dichtungen Dante's, Ariost's und Tasso's von Koch, Veit, Overbeck, Schnorr und Führich gemalt; einige dieser Künstler erhielten in einem neuen Theil des vaticanischen Museums Arbeit.

Auch im Norden, dießseits der Alpen, fehlte es nicht an verwandten Bestrebungen, unter denen namentlich Kolbe's romantisch mittelalterliche Scenen und Friedrich's gedankenvolle landschaftliche Compositionen anzuführen seyn dürften.

Die vorzüglichsten der genannten Künstler ließen es sich zwar mit Entschiedenheit angelegen seyn, über dem Studium älterer Meister zugleich die Vollendung der äußeren Form nicht zu vernachläßigen; doch waren sie nicht überall im Stande, allen äußeren Bedingnissen einer freien Kunst zu genügen; und was bei ihnen mehr oder minder als einseitige Auffassungsweise hervortrat, mußte natürlich (wie es zu allen Zeiten der Fall gewesen

ist) bei der großen Schaar ihrer Nachtreter mancherlei wunderliche Erscheinungen zu Tage fördern. Es konnte somit nicht fehlen, daß ihnen, trotz vielfachen enthusiastischen Beifalls, auch eine ziemlich entschiedene Opposition, namentlich von Seiten der älteren Meister und Kunstfreunde entgegentrat; um nur Ein Beispiel derselben anzuführen, mag hier auf die bekannten mißbilligenden Aeußerungen Goethe's hingedeutet werden. Die Resultate jener bedeutsamen vorangegangenen Bestrebungen schienen wiederum verloren, die Kunst wiederum in eine willkürliche Manier ausgeartet. Aber der Erfolg hat gelehrt, daß diese Aufnahme mittelalterlicher Kunstweise nur eine vorübergehende Krisis war, nur ein einzelnes Entwicklungsmoment, welches in der That wesentliche Förderniße hervorgebracht hat. Innerlich gekräftigt, die geheimeren Tiefen des Geistes erschlossen, vermochte man mit erneuter Begeisterung das Wesen vollendeter Schönheit in's Auge zu fassen, der Gestaltung desselben mit erneuter Bedeutsamkeit nachzuringen. Günstige äußere Umstände kamen hinzu, die selbstständige Entwicklung der genannten Künstler in erfreulichster Weise zu fördern.

Was König Ludwig von Bayern für Ermunterung und Erweckung der Kunst gethan, wird dankbar erkannt. Es ist ein neuer Beleg der Richtigkeit der Schiller'schen Erkenntniß: der Künstler müsse mit dem König gehen. Wir finden auch in der ganzen Geschichte, wenn wir bis auf die ältesten Zeiten zurückkehren, die innige Nothwendigkeit dieser Verbindungen bestätigt, und die Kunst nur dort in voller Blüthe, wo sie von kunstliebenden und kennenden Mäcenen thatkräftig unterstützt wurde.

Nun folgt die Würdigung der vorzüglichsten Meister Deutschlands, Belgiens, Hollands und Englands neuester Zeit, deren Angabe leider nicht vollständig genug ist, hoffentlich aber in der dritten Ausgabe erfolgen wird.

Von vielem praktischen Nutzen ist der Anhang, welcher die Uebersicht der auf Malerei bezüglichen Literatur im Allgemeinen und Besonderen, die Uebersicht der wichtigen Schulen und das umfassende Verzeichniß der Orte, in welcher die vorzüglichsten Werke der Malerei zu finden sind, enthält.

v. K.

Art. VIII. Geschichte der Eroberung von Peru, mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas, von William H. Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Zweiter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1848. gr. 8. 416 S.

(Schluß.)

Der zweite Theil des bedeutenden Werkes behandelt in drei Büchern die Fortsetzung der Eroberung von Peru — die Bürgerkriege der Eroberer und die Ansiedlung des Landes. Der Anhang liefert folgende urschriftliche Belege: Die Beschreibung der Reise der Inkas, Schilderung der großen peruanischen Landstraße — Politik der Inkas bei ihren Eroberungen — letzter Wille Mancio Sierra Lejesemas — Unterredung zwischen Pedrarias und Almagro — Vertrag zwischen Pizarro, Almagro und Lucque — Uebereinkunft Pizarro's mit der Königin — Schilderung von Atahuallpa's Verhaftung — Atahuallpa's Lebensweise — Beschreibung von Atahuallpa's Hinrichtung — Vertrag zwischen Pizarro und Almagro — Brief Almagro's des Jüngeren an die königliche Akademie von Panama — Brief der Obrigkeit von Arequipa an Carl V. und die Verurtheilung Gonzalo Pizarro's.

Das erste Buch des zweiten Bandes, das dritte des ganzen Werkes, umgreift die Jahre 1534 und 1535, von der Krönung des neuen Inka bis zur Aufhebung der Belagerung. Pizarro's Verdienste treten wieder entschieden hervor. Seine nächste Sorge nach der Krönung des Inka war für Cuzko eine städtische Verwaltung, gleich der in den Städten des Mutterlandes, einzurichten. Es wurden zwei Alcaldes und acht Regidores ernannt, unter welchen letzteren sich seine Brüder Gonzalo und Juan befanden. Der Amtseid wurde am 24. März 1534 mit großer Feierlichkeit, in Gegenwart der Spanier und Peruaner, auf dem öffentlichen Platze geleistet; als hätte der General den Letzteren durch diese Feierlichkeit andeuten wollen, daß sie zwar das Aeußere ihrer ehemaligen Staatseinrichtungen beibehielten, daß die wirkliche Macht jedoch von nun an in die Hände ihrer Besieger übergegangen sei.

Durch freigebige Bewilligungen von Ländereien und Häusern lud er Spanier ein, sich in der Stadt niederzulassen, wozu ihm die vielen Palläste und öffentlichen Gebäude der Inkas die Mittel boten; und so mancher Ritter, der zu arm gewesen war, um in seinem Vaterlande eine Heimat zu finden, sah sich jetzt als Besitzer eines geräumigen Hauses, welches das Gefolge eines Prinzen zu fassen vermochte. Von dieser Zeit an, sagt ein alter Geschichtschreiber, wurde Pizarro, der bis dahin nach einsem Range im Heere „Obergeneral" betitelt war, nun „Statt-

halter» genannt. Beide Titel waren ihm durch die königliche Schenkungsurkunde beigelegt.

Auch die religiösen Angelegenheiten vernachläßigte der Anführer nicht. Pater Valverde, dessen Ernennung zum Bischof von Cuzko nicht lange darauf die päpstliche Bestätigung erhielt, schickte sich an, seine Amtsverrichtungen zu beginnen. Es wurde ein Platz für die Stiftskirche seines Sprengels dem großen Platze gegenüber ausgewählt. Später erhob sich auf den Trümmern des ungeheuren Hauses der Sonne ein großes Kloster; zu den Mauern desselben verwendete man die alten Steine; der Altar wurde auf der Stelle errichtet, auf welcher das glänzende Bild der peruanischen Gottheit leuchtete, und in den Kreuzgängen des indianischen Tempels wandelten die Dominikanermönche.

Um die Umwandlung noch vollständiger zu machen, wurde das Haus der Sonnenjungfrauen durch ein römisch-katholisches Nonnenkloster ersetzt. Christliche Kirchen und Klöster verdrängten allmälig die alten Gebäude, und wenn einige derselben stehen blieben, so wurden sie ihrer heidnischen Abzeichen beraubt und unter den Schutz des Kreuzes gestellt. Die Dominikanermönche, die Brüder des Gnadenordens und andere Glaubensprediger waren jetzt eifrig mit dem guten Werke der Bekehrung beschäftigt. Pizarro wurde von der Krone aufgefordert, eine gewisse Anzahl dieser heidnischen Leute in seinem Schiffe mitzunehmen, und jedes nachfolgende Schiff brachte noch mehr Geistliche nach. Sie glichen nicht alle dem Bischof von Cuzko, dessen Herz durch Glaubenswuth verhärtet und jedem Mitleid für die unglücklichen Eingebornen verschlossen war. Es gab Viele unter ihnen, die Leute von ausgezeichneter Demuth waren und dem Marsche des Eroberers sich anschlossen, um den Samen geistlicher Wahrheit auszustreuen, und die sich mit uneigennützigem Eifer der Verbreitung des Evangeliums widmeten. Auf diese Weise erwiesen sie sich durch ihre fromme Thätigkeit als wahre Krieger des Kreuzes, und zeigten, daß der so offen verkündigte Zweck, das Banner desselben unter den heidnischen Völkern aufzupflanzen, keine leere Prahlerei war.

Das Bestreben, das Christenthum bei den Heiden einzuführen, ist ein ehrenvoller Zug von den spanischen Eroberern. Der Puritaner hat, bei gleichem religiösen Eifer, verhältnißmäßig wenig für die Bekehrung des Indianers gethan, indem er sich, wie es scheint, damit begnügte, für sich selbst das unschätzbare Vorrecht gesichert zu haben, Gott auf seine eigene Weise anzubeten. Andere Abenteurer, die sich in der neuen Welt niedergelassen, haben oft selbst zu wenig Achtung für Religion

gehabt, als daß sie sich die Verbreitung derselben unter den Wilden hätten sollen sehr angelegen seyn lassen. Aber der spanische Bekehrer hat von Anfang bis zu Ende ein lebhaftes Interesse für das geistliche Heil der Eingebornen kund gegeben. Unter seiner Leitung sind Kirchen nach einem großartigen Maßstabe errichtet, Schulen für den Elementarunterricht gegründet und alle verständigen Mittel angewendet worden, um die Kenntniß religiöser Wahrheit zu verbreiten, während er seine einsame Sendung in entlegene und fast unzugängliche Gegenden verfolgte, oder seine indianischen Schüler in Gemeinden sammelte, wie der gute Las Casas in Cumana, oder die Jesuiten in Californien und Paraguay. Zu allen Zeiten ist der muthvolle Geistliche bereit gewesen, seine Stimme gegen die Grausamkeit des Eroberers und die nicht minder verderbliche Habgier des Ansiedlers zu erheben, und wenn seine Vorstellungen, wie dieß nur zu oft der Fall war, sich als nutzlos erwiesen, war er stets bemüht, den Gebeugten aufzurichten, den armen Indianer Ergebung in sein Schicksal zu lehren und seinen umwölkten Sinn durch die Offenbarung eines heiligeren und glücklicheren Daseyns zu erleuchten. — Wenn man die blutbefleckten Erinnerungen aus der Geschichte der spanischen Pflanzstaaten an sich vorübergehen läßt, ist es nur gerecht und zugleich erfreulich, daran zu denken, daß dasselbe Volk, das den hartherzigen Eroberer ausschickte, zugleich den Bekehrer gesandt hat, um wohlthätige Werke zu verrichten und das Licht christlicher Bildung über die entferntesten Gegenden der neuen Welt zu verbreiten.

Als der Statthalter sich in Cuzko befand, erhielt er wiederholte Anzeigen von der Nähe einer beträchtlichen Streitmacht unter dem Befehle von Atahuallpa's Offizier Quizquiz. Er fertigte daher Almagro mit einem kleinen Reiterhaufen und einer großen Anzahl indianischer Truppen unter dem Inca Manco ab, um den Feind aus einander zu sprengen und wo möglich seinen Anführer gefangen zu nehmen. Manco war um so bereitwilliger, an dieser Unternehmung Theil zu nehmen, als der feindliche Haufe aus Soldaten aus Quito bestand, die, so wie ihr Befehlshaber, ihm nicht wohlwollten.

Almagro, der mit der ihm eigenen Schnelligkeit zu Werke ging, traf bald mit dem indianischen Häuptling zusammen. Es erfolgten einige hitzige Gefechte, während das Heer von Quito sich auf Xauxa zurückzog, in dessen Nähe eine allgemeine Schlacht durch die gänzliche Niederlage der Eingebornen das Schicksal des Krieges entschied. Quizquiz floh nach den Hochebenen von Quito, wo er mit unverzagtem Muthe den Kampf gegen eine spanische Kriegsmacht in jener Gegend fortsetzte, bis endlich

seine eigenen Soldaten, dieser langen und nutzlosen Feindseligkeiten überdrüßig, ihren Anführer mit kaltem Blute ermordeten.

Auf diese Weise fiel der letzte der beiden großen Feldherren Atahuallpa's, die, wenn ihr Volk von dem nämlichen Muthe wie sie selbst beseelt gewesen wäre, ihren Boden noch lange mit Erfolg gegen die Eindringlinge hätten behaupten können.

Nach den ruhmvollsten Kämpfen wendete er der Gründung und Erhaltung großartiger Werke seine energische nie ruhende Theilnahme zu. Nachdem die Eroberung von Peru gewissermaßen als vollendet zu betrachten war, war die erste Handlung des Statthalters, den Ort der künftigen Hauptstadt dieses ausgedehnten Pflanzstaates zu bestimmen. Cuzko, zwischen Bergen versteckt, war auch für ein handeltreibendes Volk gar zu weit von der Seeküste entfernt. Die kleine Niederlassung S. Miguel lag zu weit gegen Norden. Es war wünschenswerth, eine Lage mehr nach der Mitte hin zu wählen, die man leicht in einem der fruchtbaren Thäler finden konnte, die das stille Meer begränzten. Ein solches war das von Pachacamac, das Pizarro jetzt besetzt hielt. Aber nach näherer Untersuchung gab er dem benachbarten, mehr nördlich gelegenen Thale von Rimac den Vorzug, das seinen Namen, der in der Quichasprache „einen Sprechenden" bedeutet, von einem berühmten Götzenbilde erhalten hat, dessen Tempel, wegen der Orakel, die es aussprach, häufig von den Indianern besucht wurde. Durch das Thal floß ein breiter Strom, der, gleich einer großen Pulsader, wie gewöhnlich von den Eingebornen dazu benutzt ward, tausend feinere Adern, welche die schönen Wiesen durchschlängelten, mit Wasser zu versorgen.

An diesem Strome, bestimmte Pizarro, sollte seine neue Hauptstadt liegen, etwa zwei Leguas von der Mündung entfernt, die sich in einen bequemen Hafen ausbreitete. Diese Lage war günstig für den Handel, der, wie das prophetische Auge des Gründers sah, sich einst, und zwar in nicht zu ferner Zeit, auf seinen Gewässern regen würde. Auch empfahl sich der Ort, als in der Mitte des Landes gelegen, zum passenden Aufenthalt des peruanischen Vicekönigs, der von da aus eine leichte Verbindung mit den verschiedenen Theilen des Landes unterhalten, und ein wachsames Auge auf seine indianischen Unterthanen haben könnte. Das Klima war angenehm, und trotz der Lage unter dem zwölften Grade südlicher Breite, so gemäßigt durch die kühlen Winde, die vom stillen Meere oder auf der anderen Seite von den eisigen Wänden der Cordilleren herabwehten, daß die Hitze daselbst minder stark war, als bei entsprechenden Breiten

auf dem Festlande. Auf der Küste regnete es niemals; aber dieser Dürre wurde durch Nebelwolken abgeholfen, welche während der Sommermonate wie ein gegen die Strahlen der tropischen Sonne schützender Vorhang über dem Thale hingen, und unmerklich eine erfrischende Feuchtigkeit erzeugten, die die Felder in das glänzendste Grün kleidete.

Der der jungen Hauptstadt gegebene Name war Ciudad de los Reyes, oder Stadt der Könige, und zwar zu Ehren des Tages (des Epiphaniafestes am 6. Januar 1535), an dem sie, wie man sagte, gegründet; oder an dem, wahrscheinlicher, der Ort zu derselben bestimmt worden war; denn ihre wirkliche Gründung scheint zwölf Tage später Statt gefunden zu haben. Aber der castilianische Name kam schon innerhalb eines Menschenalters außer Gebrauch und wurde durch den von Lima ersetzt, in welchem die Spanier den ursprünglich indianischen Namen Rimac verdreht hatten.

Die Stadt war nach einem sehr regelmäßigen Plane angelegt. Die Straßen sollten viel breiter als gewöhnlich in spanischen Städten seyn, vollkommen gerade, sich einander in rechten Winkeln schneiden und so weit aus einander liegen, daß zwischen ihnen Raum für Gärten neben den Häusern und für öffentliche Plätze übrig bliebe. Sie hatte die Gestalt eines Dreiecks mit dem Strome als Grundlinie, dessen Wasser mittelst steinerner Röhren durch die Hauptstraßen geleitet werden sollte, um die bei den Häusern liegenden Gärten leicht bewässern zu können.

Kaum hatte sich der Statthalter über die Oertlichkeit und den Plan der Stadt entschieden, als er auch schon mit der ihm eigenthümlichen Kräftigkeit zum Werke schritt. Aus einer Entfernung von mehr als hundert englischen Meilen wurden Indianer herbeigeholt, um dabei hülfreiche Hand zu leisten. Die Spanier gingen unter den Augen ihres Anführers thätig an die Arbeit. Das Schwert ward mit dem Handwerksgeräth vertauscht. Das Lager ward in einen Haufen fleißiger Arbeiter verwandelt, und auf das Kriegsgeräusch folgte das friedliche Summen einer geschäftigen Bevölkerung. Die ausgedehnte Plaza sollten die Hauptkirche, der Pallast für den Vicekönig, der für den Magistrat und andere öffentliche Gebäude umgeben, und der Grund zu denselben wurde nach einem Maßstabe und mit einer Festigkeit gelegt, die den Stürmen der Zeit und in einigen Fällen sogar den furchtbaren Stößen von Erdbeben Trotz boten, die zu verschiedenen Zeiten Theile der schönen Hauptstadt zertrümmert haben. — Außer der Hauptstadt „der Könige“ gründete er noch andere Städte am stillen Meere, die bestimmt waren, später

blühende Handelsplätze zu werden. Der bedeutendsten derselben, die er auf der bereits von Almagro bezeichneten Stelle anlegte, gab er, zu Ehren seines Geburtsortes, den Namen Truxillo. Auch gewährte er seinen Anhängern viele Repartimentos an Land und Indianern, wie dieß die spanischen Eroberer gewöhnlich zu thun pflegten; wiewohl hier die Unbekanntschaft mit den wahren Hülfsquellen des Landes zu ganz andern Erfolgen führte, als er beabsichtigt hatte, da nicht selten der kleinste Landstrich, wegen der in seinem Innern verborgenen Schätze, sich als den werthvollsten erwies.

Aber nichts nahm Pizarro's Sorge so sehr in Anspruch, als die entstehende Hauptstadt Lima und so eifrig ging er zu Werke und so sehr wurde er durch die Menge von Arbeitern, die ihm zu Gebot stand, unterstützt, daß er die Freude hatte, seine junge Hauptstadt mit ihren stattlichen Gebäuden und prachtvollen Gärten rasch ihrer Vollendung entgegen schreiten zu sehen. Es ist angenehm, die sanfteren Züge in dem Charakter des rauhen Kriegers zu beobachten, wie er beschäftigt war, die Verwüstungen des Krieges zu heilen und die feste Grundlage zu einem gebildeteren Reiche zu legen, als das war, welches er gestürzt hatte. Diese friedliche Beschäftigung bildete einen auffallenden Gegensatz zu der fortwährenden Unruhe, in der er bisher gelebt hatte. Sie schien auch besser für sein vorrückendes Alter zu passen, das von selbst zur Ruhe einlud. Und wenn wir seinen Lebensbeschreibern glauben dürfen, so gab es in seiner ganzen Laufbahn keine Zeit, wo er eine größere Genugthuung empfand. Gewiß ist es, daß kein Theil derselben von der Nachwelt mit größerer Genugthuung betrachtet worden ist, und mitten unter dem Unheil und der Verwüstung, die Pizarro und seine Anhänger dem unglücklichen Lande der Inkas bereitet haben, steht Lima, die schöne Stadt der Könige, noch immer da, als das ruhmwürdigste Werk seiner Schöpfung, als das schönste Juwel an den Küsten des stillen Meeres.

Das vierte Buch schildert die Vorgänge in den Jahren 1535 bis 1537. Die vorzüglichsten Schilderungen sind: Almagro's Marsch nach Chili, die Schlacht bei Abancay, die Unterhandlungen mit Pizarro. Ihnen folgen die Bürgerkriege der Eroberer, deren Grausamkeiten in der Geschichte wenig Beispiele haben dürften.

Von vielem Interesse ist die Schilderung der Expedition nach dem Zimmtlande. Das Wichtigste davon ist Folgendes: An ihrer Spitze stand Gonzalo Pizarro, dem sein Bruder Francisco das Gebiet von Quito mit dem Auftrage hinterließ, das unbekannte Land gegen Osten zu durchforschen, wo, wie die Berichte sagten,

der Zimmt wuchs. Von Gonzalo's früherem Leben ist wenig bekannt, denn er hatte einen eben so dunklen Ursprung wie Francisco, und scheint der erziehenden Sorgfalt seiner Aeltern eben so wenig zu verdanken gehabt zu haben, wie sein älterer Bruder. Er trat schon früh in den Soldatenstand, einen Stand, zu dem in jenem eisernen Zeitalter sowohl der Ritter als der Landstreicher, wenn er sich selbst überlassen war, sich am liebsten gewendet zu haben scheint. Hier zeichnete er sich bald durch seine Geschicklichkeit in kriegerischen Uebungen aus, ward ein vortrefflicher Reiter, und als er nach der neuen Welt kam, wurde er für den gewandtesten Fechter in Peru gehalten. An Fähigkeiten und umfassenden Ansichten stand er seinen Brüdern nach; auch zeigte er nicht die nämliche Kälte und listige Politik; aber er war eben so muthig und bei der Ausführung seiner Maßregeln eben so gewissenlos. Sein Aeußeres war angenehm, er hatte offene, einnehmende Züge, einen freien, soldatischen Anstand und ein vertrauenvolles Gemüth, das ihm die Liebe seiner Anhänger erwarb. Er war von hohem, unternehmendem Muth, und, was eben so wichtig war, er konnte Anderen denselben Muth einflößen und dadurch viel zur Sicherung des Erfolges seiner Unternehmungen beitragen. Er war ein trefflicher Anführer im Guerillakriege, ein ausgezeichneter Leiter zweifelhafter und schwieriger Unternehmungen; aber er hatte nicht die mehr umfassenden Fähigkeiten zu einem großen Kriegsanführer und noch weniger zu einem Verwaltungsbeamten. Zu seinem Unglück war er berufen, beide Stellungen einzunehmen.

Gonzalo Pizarro empfing die Nachricht von seiner Ernennung zum Statthalter von Quito mit unverhehlter Freude, nicht so sehr, weil er dadurch in den Besitz dieser alten indianischen Landschaft kommen sollte, als weil ihm auf diese Weise ein Feld der Entdeckung nach dem Osten zu, dem Fabellande der morgenländischen Gewürze, geöffnet ward, das schon lange die Einbildungskraft der Eroberer beschäftigt hatte. Er begab sich unverzüglich nach seiner Statthalterschaft, und es wurde ihm nicht schwer, eine der seinigen verwandte Begeisterung in der Brust seiner Gefährten zu erwecken. In kurzer Zeit hatte er 350 Spanier und 4000 Indianer zusammengebracht. 150 von seinen Leuten waren beritten und Alle zu dem Unternehmen auf die vollständigste Weise ausgerüstet. Er versah sich überdieß gegen die Hungersnoth mit einem reichlichen Vorrath von Lebensmitteln und einer ungeheuren Heerde Schweine, die in der Nachhuth folgte.

Es war zu Anfang des Jahres 1540, als er zu dieser berühmten Unternehmung aufbrach. Der erste Theil der Reise bot

ihnen verhältnißmäßig nur geringe Schwierigkeit, weil die Spanier sich da noch im Lande der Inkas befanden; denn in dieser entlegenen Landschaft, wo das einfache Volk noch so lebte, als befände es sich unter der ursprünglichen Herrschaft der Kinder der Sonne, hatte man die Umwälzungen, die Peru erlitten, noch nicht empfunden. Aber dieß änderte sich, als sie das Gebiet von Quixos betraten, wo der Charakter der Einwohner sowohl als des Klimas von anderer Art zu seyn schien. Das Land wurde von hohen Gebirgszügen der Andes durchstrichen, und bald sahen sich die Abenteurer in deren finsteren und verwickelten Pässen verstrickt. Als sie in die höheren Gegenden aufstiegen, machten die eisigen Winde von den Wänden der Cordilleren herab, ihnen die Glieder erstarren, und Viele von den Eingebornen fanden ihr kaltes Grab in der Wildniß. Während sie diesen furchtbaren Bergwall überstiegen, erlebten sie eines jener schrecklichen Erdbeben, die in diesen vulkanischen Gegenden so oft die Berge bis in ihre Grundfesten erschüttern. An einer Stelle wurde die Erde durch diesen schrecklichen Kampf der Natur auseinander gerissen, während Ströme von Schwefeldünsten der Höhlung entstiegen und ein Dorf mit einigen hundert Häusern in den grausigen Abgrund gestürzt ward.

Als sie die östlichen Abhänge hinabgingen, änderte sich das Klima, und als sie auf die untere Ebene kamen, folgte auf die strenge Kälte eine erstickende Hitze, während Donner und Blitze fast unablässig Tag und Nacht aus den Schlünden der Sierra auf sie einstürmten, als wollten die erzürnten Gottheiten des Ortes Rache an den, in ihre bergigen Einöden Eindringenden nehmen. Länger als sechs Wochen währten die Regengüsse unaufhörlich, und die durchnäßten und von fortwährender Anstrengung ermatteten Wanderer waren kaum im Stande, ihre Glieder auf dem zerklüfteten und durch Nässe aufgelockerten Boden fortzuschleppen. Nach einigen Monaten angestrengter Arbeit, während welcher sie manchen Morast und Bergstrom zu durchwaten hatten, erreichten sie endlich Canelas, das Land des Zimmts. Sie sahen die Bäume mit der kostbaren Rinde in großen Wäldern ausgebreitet; aber wie werthvoll dieselbe als Handelsgegenstand in zugänglichen Gegenden auch gewesen seyn möchte, so hatte sie doch für sie hier in dieser entlegenen nur geringen Werth. Dagegen erfuhren sie von den wandernden wilden Horden, denen sie zuweilen auf ihrem Wege begegneten, daß zehn Tagereisen weiter ein reiches und fruchtbares Land liege, das Ueberfluß an Gold und eine zahlreiche Bevölkerung habe. Gonzalo Pizarro war schon bis an die Gränze gelangt, die ihm ursprünglich für seine Unternehmung bestimmt war.

Diese Anzeige erneuerte jedoch seine Hoffnungen, und er beschloß daher noch weiter vorzudringen. Es würde für ihn und seine Anhänger gut gewesen seyn, wenn sie ruhig auf ihrem Wege wieder zurückgekehrt wären.

Als sie ihren Marsch fortsetzten, breitete sich das Land in weite Savannas aus, begränzt von Wäldern, die, als sie näher kamen, sich auf jeder Seite bis an den Rand des Gesichtskreises auszudehnen schienen. Hier sahen sie Bäume von jener riesenmäßigen Größe, wie sie nur in den Gegenden des Erdgleichers vorkommen. Einige waren so groß, daß sechzehn Männer mit ausgebreiteten Armen sie kaum umspannen konnten. Das Holz war mit Kriechpflanzen und Schmarotzerreben dicht umflochten, die von Baum zu Baum in buntfarbigen Gewinden herabhingen, und sie so auf eine für das Auge angenehme Weise umkleideten, aber zugleich ein undurchdringliches Netzwerk bildeten. Bei jedem Schritte ihres Weges mußten sie sich mit ihren Aexten einen Durchgang hauen, wobei ihre von dem anhaltenden Regen, dem sie ausgesetzt gewesen, faulenden Kleider an jedem Busch und Gestrüpp hängen blieben und in Lumpen um sie hingen.

Ihre Lebensmittel waren durch das Wetter verdorben und schon längst zu Ende, und das Schlachtvieh, das sie mitgenommen, war verzehrt oder in den Wäldern und Bergpässen davongelaufen. Beim Antritt ihres Marsches hatten sie nahe an tausend Hunde, wobei viele von der wilden Art, die sie zum Hetzen der unglücklichen Eingebornen gebrauchten. Diese tödteten sie jetzt, aber deren magere Gerippe lieferten den verhungerten Wanderern nur ein dürftiges Mahl, und als auch diese verzehrt waren, blieben ihnen nur Kräuter und schädliche Wurzeln, die sie in den Wäldern sammeln konnten.

Endlich kam die ermattete Schaar an eine breite Wasserfläche, gebildet durch einen der großen Nebenflüsse des Amazonenstromes, den Napo, der in Amerika zwar nur zu den Flüssen dritten und vierten Ranges gehört, in der alten Welt aber für einen der größten gelten würde. Dieser Anblick erfreute ihr Herz, da sie im Verfolgen seines Laufes einen sichereren und gangbareren Weg zu finden hofften. Nachdem sie eine große Strecke längs seiner dicht mit Gebüsch bewachsenen und nur mit Anstrengung aller Kräfte zu durchdringenden Ufern hingezogen waren, kamen sie an einen Ort, wo ein lautes Getöse wie unterirdischer Donner zu ihren Ohren drang. Der hohe Wellen schlagende Fluß wälzte schäumend mit furchtbarer Schnelligkeit über Abhänge hin, und führte sie an den Rand eines prächtigen Wasserfalles, der vor ihren erstaunten Augen in einer großen Schaumsäule in

eine Tiefe von 1200 Fuß hinabrauschte! Das erschreckende Geräusch, das sie in einer Entfernung von sechs Leguas gehört hatten, erschien ihnen durch die traurige Stille der umliegenden Wälder noch niederdrückender. Die rauhen Krieger wurden vom Gefühl der Scheu ergriffen. Nicht ein Kahn kräuselte das Wasser. Außer den wilden Bewohnern der Wildniß, der gewaltigen Boa und dem widerlichen Kaiman, die sich an den Ufern des Stromes sonnten, war kein lebendes Wesen zu sehen. Die in weit verbreiteter Pracht himmelan strebenden Bäume, der Strom, der sich in seinem felsigen Bette hinwälzte, wie er Jahrhunderte lang gethan, die Einsamkeit und Stille des Schauplatzes, die nur durch den dumpfen Fall der Gewässer oder das Rauschen der Wälder unterbrochen wurde, — Alles schien vor ihnen da zu liegen in dem wilden und ursprünglichen Zustande, als wäre es eben aus den Händen des Schöpfers gekommen.

Eine Strecke oberhalb und unterhalb der Fälle verengte sich das Bett des Stromes so sehr, daß die Breite desselben nicht über zwanzig Fuß betrug. Quälender Hunger brachte die Abenteurer zu dem Entschluß, jedenfalls auf das jenseitige Ufer zu gehen, in der Hoffnung, dort in eine Gegend zu kommen, die ihnen Unterhalt bieten konnte. Sie schufen sich eine gebrechliche Brücke, indem sie ungeheure Baumstämme über die Schlucht legten, an einer Stelle, wo die Klippen, als wären sie durch eine Naturerschütterung aus einander gerissen, sich in eine senkrechte Tiefe von mehreren hundert Fuß schroff hinabstreckten. Auf diesem luftigen Pfade gelang Menschen und Pferden der Uebergang, mit dem Verlust eines einzigen Spaniers, der, weil er unvorsichtiger Weise hinabgeblickt hatte, schwindlig geworden war, ausglitt und in die schäumenden Wellen hinabfiel.

Sie gewannen jedoch nur wenig durch den Wechsel. Die Gegend gewährte den nämlichen trostlosen Anblick, und die Flußufer waren mit riesigen Blumen besetzt, oder mit undurchdringlichem Gebüsch eingefaßt. Die indianischen Horden, denen sie zuweilen in der pfadlosen Wildniß begegneten, waren rauh und unfreundlich, und sie hatten fortwährend Scharmützel mit ihnen zu bestehen. Von ihnen hörten sie, daß den Fluß abwärts, in der Entfernung von nur wenigen Tagereisen, eine fruchtbare Gegend zu finden sei, und die Spanier setzten ihren beschwerlichen Weg fort, immer hoffend und immer getäuscht, da das verheißene Land vor ihnen schwand, wie der Regenbogen zurückweicht, wenn man sich ihm nähert.

Von Anstrengungen und Leiden erschöpft, beschloß endlich Gonzalo, einen Kahn von hinreichender Größe zusammenzusetzen, um den schwächeren Theil seiner Schaar und sein Gepäck

fortschaffen zu können. Die Wälder lieferten ihm das Holz dazu; die Hufeisen der auf dem Wege gefallenen oder zur Nahrung geschlachteten Pferde wurden in Nägel verwandelt; Gummi, das aus den Bäumen quoll, vertrat die Stelle des Pechs, und die zerfetzten Kleider der Soldaten dienten als Werg. Es war eine schwierige Aufgabe; aber Pizarro munterte seine Leute zur Arbeit auf und nahm, um ihnen als Beispiel zu dienen, selbst daran Theil Nach Verlauf von zwei Monaten war ein roh gebautes Fahrzeug fertig, das jedoch stark und geräumig genug war, um die Hälfte der Schaar zu tragen; es war das erste europäische Schiff, das jemals diese Gewässer im Innern des Landes befahren hat.

Gonzalo übertrug die Leitung desselben Francesco de Orellana, einem Ritter aus Truxillo, auf dessen Muth und Ergebenheit er rechnen zu können glaubte. Nun bewegten sich die Truppen vorwärts, indem sie dem Laufe des Flusses abwärts folgten, während das Schiff ihnen zur Seite blieb, und wo sich ein Vorgebirge oder eine unwegsame Gegend zeigte, leistete es durch Fortschaffung der schwächeren Soldaten rechtzeitige Hülfe. Auf diese Weise wanderten sie manche schwere Woche lang durch die traurige Wildniß an den Ufern des Napo. Jeder Brocken von Lebensmitteln war schon lange verzehrt, das letzte ihrer Pferde verschlungen. Um ihren nagenden Hunger zu stillen, verschmähten sie selbst das Leder ihrer Sättel und Gürtel nicht. Die Wälder lieferten ihnen dürftigen Unterhalt, und sie verzehrten gierig Kröten und Schlangen und andere kriechende Thiere, die sie gelegentlich fanden. Jetzt hörten sie von einem reichen, stark bevölkerten Bezirk, wo sich der Napo in einen noch größern, nach Osten fließenden Strom ergieße. Derselbe lag, wie gewöhnlich, in der Entfernung einiger Tagereisen, und Gonzalo Pizarro beschloß, da Halt zu machen, wo er war, und Orellana in seinem Schiffe bis zum Zusammenfluß beider Gewässer hinabzusenden, um Lebensmittel anzuschaffen, mit denen er zurückkommen und sie in Stand setzen sollte, ihren Marsch wieder anzutreten. Dieser Ritter steuerte in Begleitung von fünfzig der Abenteurer nach der Mitte des Flusses, wo dieser seinen raschen Lauf hatte, und sein Fahrzeug, erfaßt von der Strömung, schoß mit Pfeilesschnelle fort, so daß es sich bald aus dem Gesichte verlor.

Tage und Wochen vergingen, doch das Schiff kehrte nicht zurück, und wie sehr auch die Spanier ihre Augen bis nach dem fernsten Punkte anstrengten, wo sich das Licht in den dunklen Schatten des Laubwerks an den Ufern verlor, sie konnten kein Segel auf dem Wasser erspähen. Es wurden einzelne Abtheilungen

ausgesandt, und obgleich diese mehrere Tage fortblieben, so kehrten sie doch ohne Nachricht über ihre Gefährten zurück. Unfähig, diese Ungewißheit länger zu ertragen, oder vielmehr sich in ihrer gegenwärtigen Stellung zu halten, beschlossen Gonzalo und seine hungrigen Gefährten, bis zur Vereinigung der beiden Flüsse vorwärts zu gehen. Sie brauchten zwei Monate, um diese schreckliche Reise zurückzulegen — nämlich Diejenigen, die nicht auf dem Wege umkamen — wiewohl die Entfernung wahrscheinlich nicht über 200 Leguas betrug; und endlich erreichten sie die lang ersehnte Stelle, wo der Napo sich in den Amazon ergießt, jenen mächtigen Strom, der, von seinen tausend Zuflüssen genährt, viele hundert Meilen lang mitten durch das große Festland dem Meere zuströmt — der größte aller amerikanischen Ströme.

Aber die Spanier erhielten keine Nachricht von Orellana, und das Land war, obgleich volkreicher als die Gegend, die sie verlassen hatten, eben so wenig einladend in seinem Ansehen, und von einem noch wilderen Menschenschlage bewohnt. Sie gaben nun die Hoffnung auf, sich wieder mit ihren Gefährten vereinigt zu sehen, die, wie sie vermutheten, durch Hunger oder von den Händen der Eingebornen ihren Tod gefunden haben mußten. Aber ihre Ungewißheit wurde endlich durch das Erscheinen eines im Walde halbnackend umherziehenden Weißen verscheucht, in dessen durch Hunger entstelltem Gesicht sie die Züge eines ihrer Landsleute erkannten. Es war Sanchez de Vargas, ein Ritter von guter Herkunft und sehr geachtet im Heere. Er hatte eine traurige Geschichte zu erzählen.

Orellana hatte in schneller Fahrt, den Napofluß abwärts, den Punkt, wo dieser Fluß sich mit dem Amazon vereinigt, in weniger als drei Tagen erreicht; in welcher kurzen Zeit er an dasselbe Ziel gelangt war, das zu erreichen Pizarro und seine Schaar zwei Monate gekostet hatte. Er hatte das Land ganz anders gefunden, als es ihm vorgestellt worden war, und weit entfernt, Lebensmittel für seine Landsleute zu schaffen, konnte er kaum sich selbst erhalten. Auch war es ihm nicht möglich, zu Wasser wieder zurückzukehren, da er den Strom aufwärts hätte fahren müssen, während der Versuch, die Rückreise zu Lande zu machen, kaum weniger schrecklich gewesen seyn würde. In dieser Verlegenheit blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf. Es war der, sein Schiff sofort in die Mitte des Amazon zu schiffen und denselben bis zu seiner Mündung hinabzufahren. Alsdann wollte er die reichen und zahlreichen Bevölkerungen aufsuchen, die, wie man sagte, an den Ufern des Stromes wohnten, dann auf das Meer hinaussegeln, die benachbarten Inseln umschiffen

und nach Spanien zurückkehren, um den Ruhm und den Lohn der Entdeckung für sich zu beanspruchen. Dieser Vorschlag wurde von seinen Gefährten, denen jedes Mittel willkommen war, das sie aus dem Elend ihres gegenwärtigen Daseyns befreien konnte, begierig ergriffen, und feuerte sie mit der Aussicht auf neue aufregende Abenteuer an — denn die Liebe für Abenteuer war das letzte Gefühl, das in der Brust eines castilianischen Ritters erlosch. Sie kümmerten sich wenig um ihre unglücklichen Gefährten, die sie auf diese Weise ihrem Schicksale in der Wildniß überließen.

Gonzalo Pizarro's Eigenschaften als kräftiger Führer in Zeiten der Muthlosigkeit und Gefahr offenbarte sich auf seltene Weise. Weiteres Vordringen war hoffnungslos; da zu bleiben, wo sie waren, ohne Nahrung und Kleidung, ohne Schutz gegen die wilden Thiere des Waldes und die wilderen Eingebornen, war unmöglich. Nur ein einziger Ausweg blieb ihnen; es war der: nach Quito zurückzukehren. Aber dieser führte ihnen die Erinnerung der Vergangenheit, der Leiden, die sie nur zu gut würdigten und die ihnen selbst in der Vorstellung kaum erträglich waren, in's Gedächtniß zurück. Sie befanden sich jetzt wenigstens 400 Leguas weit von Quito, und schon ein Jahr war seit dem Antritt ihrer müheseligen Wanderung verflossen. Wie konnten sie sich diesen Gefahren von Neuem aussetzen?

Es blieb jedoch keine andere Wahl. Gonzalo suchte seine Leute dadurch zu beruhigen, daß er die unüberwindliche Beharrlichkeit hervorhob, die sie bisher bewiesen hatten; daß er sie beschwor, sich auch ferner des Namens von Castilianern würdig zu zeigen. Er wies sie auf den Ruhm hin, den sie sich auf immer durch ihr heldenmüthiges Vollbringen erwerben würden, wenn sie wieder in ihr Vaterland zurückkehrten. Er wollte, sagte er, sie auf einem anderen Wege zurückführen, und es könne nicht fehlen, daß sie irgendwo die fruchtbaren Gegenden antreffen werden, von denen sie so oft gehört hätten. Es sei schon wenigstens Etwas, daß jeder Schritt sie der Heimat näher bringen werde, und da es jedenfalls jetzt der einzige Weg sei, der ihnen übrig bleibe, so sollten sie sich wie Männer dazu anschicken. Der Geist werde den Körper aufrecht halten, und Schwierigkeiten, denen man mit dem rechten Muth entgegentrete, seien schon bald überwunden!

Die Soldaten lauschten begierig seinen verheißenden und ermuthigenden Worten. Das Vertrauen ihres Anführers belebte den Niedergeschlagenen; sie fühlten das Gewicht seiner Gründe, und während sie seinen Versicherungen ein williges Ohr liehen, lebte der Stolz der alten castilianischen Ehre wieder auf in ihrer

Brust, und Jeder wurde von der edlen Begeisterung ihres Führers ein wenig mit ergriffen. Er hatte auch wirklich Anspruch auf ihre Hingebung. Vom Anfang der Unternehmung an hatte er alle damit verknüpften Entbehrungen mit getragen; weit entfernt, den Vorzug seiner Stellung in Anspruch zu nehmen, hatte er ein gleiches Schicksal mit dem ärmsten Soldaten erduldet; hatte für die Bedürfnisse des Kranken, für die Aufheiterung des Niedergeschlagenen gesorgt, seinen dürftigen Mundvorrath mit seinen verhungerten Leuten getheilt, seinen vollen Antheil an den Mühen und Beschwerden des Marsches getragen, und sich stets nicht nur als ihr Anführer, sondern auch als ihr treuer Gefährte erwiesen. Er fand den Lohn für dies Benehmen in der gegenwärtigen Stunde der Prüfung.

Die Spanier schlugen auf ihrem Rückmarsche nach Quito einen mehr nördlichen Weg ein, als auf welchem sie sich dem Amazonenstrome genähert hatten; und wenn derselbe auch weniger Schwierigkeiten bot, so hatten sie doch mit größeren Leiden zu kämpfen, weil sie unfähig waren, sie zu besiegen. Ihre einzige Nahrung bestand aus der mageren Kost, die sie im Walde aufzulesen fanden, oder das Glück hatten, in irgend einer verlassenen indianischen Ansiedelung zu finden, oder den Eingebornen mit Gewalt zu entreißen. Einige erkrankten und sanken auf dem Wege um, denn Niemand war zu ihrer Hülfe da. Das gehäufte Elend hatte sie selbstisch gemacht, und so mancher Unglückliche wurde seinem Schicksal überlassen, allein in der Einöde zu sterben, oder wahrscheinlicher noch lebendig von den darin umherstreifenden wilden Thieren verzehrt zu werden.

Endlich im Juni 1542, nachdem sie etwas über ein Jahr auf ihrem Rückwege zugebracht, gelangte die erschöpfte Schaar auf die Hochebenen in der Nähe von Quito. Aber wie anders war ihr Aussehen in Vergleich zu dem, als sie zwei und ein halbes Jahr vorher aus den Thoren derselben Hauptstadt, mit hochgespannten Hoffnungen und im ganzen Stolz kriegerischen Schmuckes ausgezogen waren! Ohne Pferde, mit zerbrochenen und gerosteten Waffen, Häute wilder Thiere statt der Kleider lose um ihre Gürtel hängend, ihre langen und geflochtenen Locken ihnen wild über die Schultern flatternd, ihre Gesichter durch die tropische Sonne verbrannt und geschwärzt, ihre Körper vom Hunger zerstört und durch Narben entstellt; es sah aus, als hätte ein Beinhaus seine Todten herausgegeben, als sie mit unsicherem Schritt langsam wie eine Gespensterschaar dahinwankten. Ueber die Hälfte der 4000 Indianer, die sich dem Zuge angeschlossen

hatten, waren umgekommen, und von den Spaniern kehrten nur 80, und viele von diesen noch überdieß mit unwiederbringlich zerstörter Gesundheit, nach Quito zurück.

Die wenigen christlichen Einwohner der Stadt kamen mit ihren Weibern und Kindern heraus, um ihre Landsleute zu bewillkommen. Sie versorgten sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Erfrischungen, und als sie die traurige Schilderung ihrer Leiden hörten, mischten sich ihre Thränen mit denen der Angekommenen. Darauf zog die ganze Schaar in die Hauptstadt ein, wo das Erste, was sie thaten — zu ihrer Ehre sei es erwähnt — war, daß sie Alle in die Kirche gingen, um dem Allmächtigen ihr Dankgebet für ihre wunderbare Erhaltung auf ihrer langen und gefahrvollen Wanderung darzubringen.

So endete der Zug nach dem Amazonenstrome; ein Unternehmen, das wegen seiner Gefahren und Leiden, der langen Dauer derselben und der Beharrlichkeit, mit der sie ertragen wurden, in der Geschichte der amerikanischen Entdeckungen vielleicht nicht ihres Gleichen hat.

Von den folgenden Hauptstücken bietet das fünfte, die Verschwörung gegen Franzisco Pizarro, seine Ermordung und die Schilderung seines Charakters enthaltend, das meiste Interesse.

Das letzte Buch bespricht die Ereignisse in den Jahren 1545 bis 1547. Gasca und Gonzalo Pizarro erscheinen dabei als die vorzugsweise handelnden Personen. Die Kämpfe beider gegen einander enden mit Pizarro's Enthauptung.

Pedro de la Gasca ward vermuthlich gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in einem kleinen Dorfe in Castilien, Namens Barco de Avila, geboren. Er stammte, sowohl väterlicher- als mütterlicherseits, von einem alten adeligen Geschlechte, und zwar einem sehr alten, wenn, wie seine Lebensbeschreiber behaupten, er seine Abkunft von Casca, einem der gegen Julius Cäsar Verschworenen, herleitet! Da er das Unglück hatte, seinen Vater schon in seiner Kindheit zu verlieren, ward er von seinem Oheim in die berühmte, vom großen Ximenes gegründete geistliche Schule von Alcala de Henarez gebracht. Hier machte er rasche Fortschritte in den Wissenschaften, besonders in solchen, die mit seinem Berufe in Verbindung standen, und erhielt zuletzt den Grad eines Magisters der Gottesgelahrtheit.

Der junge Mann entfaltete indeß andere Fähigkeiten als solche, welche sein heiliger Beruf erforderte. Damals wüthete der Krieg der Comunidades im Lande; und die Vorgesetzten seiner Lehranstalt zeigten sich geneigt, die Volkspartei zu ergreifen. Aber Gasca stellte sich an die Spitze eines bewaffneten

Haufens, bemächtigte sich eines der Stadtthore und erhielt, unter Beistand der königlichen Truppen, der Krone die Stadt. Dieser frühe Beweis von Unterthanstreue ging bei seinem aufmerksamen Landesherrn wahrscheinlich nicht verloren. Von Alcala wurde Gasca nachher nach Salamanca versetzt, wo er sich durch seine Geschicklichkeit in schulgelehrten Streitübungen auszeichnete; er erlangte die höchsten akademischen Würden auf jener alten Anstalt, dieser fruchtbaren Pflanzschule für Gelehrsamkeit und höhere Bildung. Später wurde ihm die Ausführung wichtiger geistlicher Geschäfte übertragen und er zum Mitgliede des Ketzergerichtsrathes ernannt.

In dieser letztern Eigenschaft wurde er um das Jahr 1540 nach Valencia gesandt, um einige vorgekommene Fälle von Ketzerei in jener Gegend des Landes zu untersuchen. Diese waren in großes Dunkel gehüllt, und obgleich ihm einige bedeutende Rechtsgelehrte bei der Untersuchung zur Seite standen, so beschäftigte ihn dieselbe doch fast zwei Jahre lang. Bei der Leitung dieser schwierigen Angelegenheit zeigte er so viel Scharfsinn und eine so vollkommene Unparteilichkeit, daß er von den Cortes von Valencia zum Amte eines Visitador dieses Königreichs ernannt ward; ein Posten von hoher Verantwortlichkeit, und der bei dem Manne, der ihn bekleidete, große Einsicht verlangte, da es ihm oblag, den Zustand der Gerichtshöfe und der Einkünfte im ganzen Lande zu beaufsichtigen, mit der Vollmacht, Mißbräuche abzustellen. Es lag hierin ein Beweis seines großen Ansehens, daß man ihm diesen Posten verlieh, denn es war eine Abweichung vom stehenden Gebrauche — und dieß bei einem an Gewohnheiten so fest haltenden Volke — daß man das Amt einem Andern, als einem Unterthan der aragonischen Krone ertheilte. Gasca löste die ihm gestellte Aufgabe mit Selbstständigkeit und Geschicklichkeit. Während er damit beschäftigt war, ward das Volk von Valencia durch einen, von den Franzosen und Türken beabsichtigten Einfall geängstigt, die unter dem furchtbaren Barbarossa die Küste und die benachbarten balearischen Inseln bedrohten. Die Furcht vor einem Aufstande der maurischen Bevölkerung war allgemein, und da die spanischen Offiziere, die den Befehl in jener Gegend führten, den Schutz einer Flotte entbehrten, verzweifelten sie, sich gegen den Feind behaupten zu können. In dieser Zeit des allgemeinen Schreckens erschien Gasca allein ruhig und besonnen. Er warf den spanischen Befehlshabern ihre unsoldatische Niedergeschlagenheit vor, ermahnte sie, auf die Treue der Mauren zu vertrauen, und rieth ihnen, sofort Festungswerke längs den Küsten zu ihrem Schutze zu errichten. In Folge dessen ward er zum Mitgliede einer Behörde

ernannt, die diese Werke zu beaufsichtigen und Truppen zur Vertheidigung der Seeküste auszuheben hatte; und dieser Auftrag wurde so gewissenhaft erfüllt, daß Barbarossa, nach einigen fruchtlosen Versuchen, seine Landung zu bewirken, auf allen Punkten zurückgewiesen und genöthigt wurde, das Unternehmen als hoffnungslos aufzugeben. Das hauptsächlichste Verdienst dieses Widerstandes muß Gasca zugeschrieben werden, der den Bau der Festungswerke leitete, und durch die Sparsamkeit, die er in der Verwaltung Valencia's eingeführt hatte, im Stande war, einen großen Theil zu den nöthigen Kosten beizutragen.

Zu dieser Zeit, im letzten Theile des Jahres 1545, war es, wo Philipps Staatsrath Gasca als den zu der gefährlichen Sendung nach Peru am besten geeigneten Mann erwählte. In der That schien sein Charakter auch am besten dazu geeignet zu seyn. Er hatte sein ganzes Leben hindurch Beweise von Unterthanentreue gegeben. Mit großer Sanftmuth im äußeren Wesen verband er die festeste Entschlossenheit. War sein Benehmen auch anspruchlos, wie sein Beruf es erheischte, so war es doch weit entfernt von Niedrigkeit, denn das Bewußtseyn einer rechtlichen Absicht, das Allen, mit denen er verkehrte, Achtung einflößte, hielt ihn aufrecht. Er hatte einen scharfen Verstand, besaß große Menschenkenntniß und war, wiewohl für das Kloster erzogen, vertraut mit Staatsgeschäften, ja selbst mit der Kriegswissenschaft, wie man sonst nur von Jemand erwarten durfte, der an Höfen und in Feldlagern erzogen ist.

Seine Sendung wurde vom vollständigsten Siege gekrönt. Gefahren, Verschwörungen, Undankbarkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art wußte er muthvoll und energisch zu bekämpfen. Pizarro mußte die gegen ihn gerichtete feindliche Handlungsweise mit dem Tode büßen. Nach fast dreijährigem Aufenthalte in Peru war der große Zweck seiner Sendung erreicht. Als er landete, fand er die Niederlassung in Lima in einem gesetzlosen Zustande, oder vielmehr in einer förmlichen Empörung unter einem mächtigen und volksbeliebten Anführer. Er war ohne Gelder und Truppen zu seiner Unterstützung gekommen. Die Ersteren verschaffte er sich durch seinen Kredit, den er auf seine Ehrlichkeit begründete; die letzteren gewann er sich durch Gründe und Ueberredung von den nämlichen Männern, denen sie von seinem Nebenbuhler anvertraut gewesen. Auf diese Weise richtete er die Waffen dieses Nebenbuhlers gegen ihn selbst. Durch eine ruhige Ansprache an die Vernunft bewirkte er eine Aenderung in den Herzen des Volkes, und ohne daß es einem einzigen treuen Unterthan auch nur einen Tropfen Blut gekostet hätte, unterdrückte er die Empörung, die Spanien mit dem Verluste der

reichsten seiner Landschaften bedrohte. Er hatte die Schuldigen bestraft und mit dem, was er ihnen genommen, fand er die Mittel, die Treuen zu belohnen. Er war überdieß so haushälterisch mit den Hülfsquellen des Landes verfahren, daß er im Stande war, das große Anlehen abzuzahlen, das er von den Kaufleuten der Niederlassung zur Bestreitung der Kriegskosten, die über 900,000 Pesos betrugen, aufgenommen hatte. Ja, noch mehr, durch seine Sparsamkeit hatte er anderthalb Millionen Dukaten für die Regierung zurückgelegt, die schon seit einigen Jahren nichts aus Peru erhalten hatte, und er schickte sich nun an, diesen ganz ansehnlichen Schatz in die Heimat zu senden, um die königliche Kasse zu füllen. Alles dieses war bewirkt worden ohne Ausrüstungs- und Besoldungskosten oder irgend eine der Krone zur Last fallende Ausgabe, mit Ausnahme der für seinen eigenen mäßigen Unterhalt. Das Land befand sich jetzt in einem Zustande der Ruhe. Gasca fühlte, daß seine Arbeit vollbracht sei, und daß es ihm frei stehe, seinem natürlichen Verlangen, in sein Geburtsland zurückzukehren, Genüge zu thun.

Vor seinem Abgange nahm er eine Vertheilung derjenigen Repartimentos vor, die durch den Tod der Inhaber der Krone im vergangenen Jahre heimgefallen waren. Das Leben war kurz in Peru, da die, welche vom Kriege lebten, wenn sie nicht im Kriege fielen, nur zu oft den mit ihrer Abenteurerlaufbahn verbundenen Beschwerden als Opfer unterlagen. Groß war die Anzahl derer, die sich zu den neuen Wohlthaten der Regierung meldeten, und da zu derselben auch Einige von Denen gehörten, die mit der ersten Vertheilung unzufrieden gewesen waren, so wurde Gasca mit Vorstellungen bestürmt und zuweilen mit Vorwürfen, die nicht sehr anständig und ehrerbietig lauteten. Aber sie vermochten nicht seinen Gleichmuth zu trüben; er hörte Alle geduldig an und antwortete Jedem in dem milden Tone der Ermahnung, der am besten geeignet ist, den Zorn zu verscheuchen. „Durch den Sieg über sich selbst," sagt ein alter Schriftsteller, „erlangte er mehr wahren Ruhm, als durch alle Siege über seine Feinde."

Sein Leben endigte im November 1567 in einem Alter, wahrscheinlich nicht fern von dem durch die heilige Schrift als das Ziel des menschlichen Daseyns bestimmten. Er starb zu Valladolid und ward in der Kirche Santa Maria Magdalena daselbst, die er erbaut und reich ausgestattet hatte, begraben. Sein mit dem steinernen Bildnisse eines Priesters im geistlichen Gewande geschmücktes Denkmal ist noch dort zu sehen und erregt die Bewunderung der Reisenden durch die Schönheit seiner Ausführung. Die Gonzalo Pizarro auf dem Schlachtfelde von Xaqui-

raguana abgenommenen Fahnen wurden, als Siegeszeichen seiner denkwürdigen Sendung nach Peru, über seinem Grabmale aufgehängt. Die Fahnen, so wie die Ueberreste dessen, der unter ihnen ruhte, sind seitdem längst in Staub zerfallen, aber das Andenken an seine guten Thaten wird ewig währen.

Gasca's Aeußeres war nicht ausgezeichnet und sein Gesicht keineswegs anmuthig. Er war ungeschickt und unverhältnißmäßig gebaut, denn seine Gliedmaßen waren zu lang für seinen Körper, so daß, wenn er zu Pferde saß, er weit kleiner erschien, als er war. Sein Anzug war bescheiden, sein Benehmen einfach und seine Erscheinung hatte nichts Achtunggebietendes; aber bei einem näheren Verkehr mit ihm hatte seine Unterhaltung einen Reiz, der jeden durch sein Aeußeres hervorgebrachten Eindruck verwischte und ihm die Herzen seiner Hörer gewann.

Der Charakter des Statthalters bot eine Vereinigung von Eigenschaften dar, die im Allgemeinen geeignet sind, sich einander unwirksam zu machen, die aber in ihm in solchen Verhältnissen gemischt waren, daß sie dem Ganzen seines Charakters noch mehr Kraft gaben. Er war milde und doch entschlossen; von Natur unerschrocken, zog er es doch vor, die gelinderen Seiten der Politik anzuwenden. In seinen persönlichen Ausgaben war er mäßig und sparsam in den öffentlichen; er strebte nicht nach Reichthum für sich selbst, war aber niemals karg im Geben, wo das allgemeine Wohl es verlangte. Er war wohlwollend und versöhnlich, konnte jedoch streng mit dem verstockten Sünder verfahren; demüthig in seinem Wandel, besaß er jedoch jene Selbstachtung in vollem Maße, die aus dem Bewußtseyn von der Redlichkeit der Absichten entspringt; bescheiden und anspruchlos, schreckte er doch nicht vor den schwierigsten Unternehmungen zurück; er gab viel auf die Ansichten Anderer, verließ sich jedoch bei seiner letzten Entscheidung hauptsächlich auf sich selbst; er that keinen Schritt ohne Ueberlegung und wartete seine Zeit ab; war sie aber gekommen, dann that er ihn kühn, rasch und entschieden.

Gasca war kein Mann von Genie, im gewöhnlichen Sinne des Wortes; wenigstens scheint keine seiner geistigen Gaben eine ungewöhnliche und größere Entwicklung erhalten zu haben, als die man auch bei andern Leuten findet. Er war weder ein großer Schriftsteller, noch ein großer Redner, noch ein großer General; auch gab er sich nicht das Ansehen, dergleichen zu seyn. Er übertrug seine kriegerischen Angelegenheiten Kriegsmännern, die religiösen der Geistlichkeit, und bei seinen bürgerlichen und richterlichen Geschäften verließ er sich auf die Mitglieder der Audienzia.

Er war nicht einer jener kleinen großen Männer, die sich anmaßen, Alles selbst zu thun, in der Ueberzeugung, daß nichts eben so gut von Andern geleistet werden kann. Aber der Statthalter war ein großer Menschenkenner; zu jedwedem Amte verstand er den passendsten Mann zu wählen. Ja, er that noch mehr, er schaffte sich Gewißheit über die Treue seiner Beauftragten, war anwesend bei ihren Berathungen, schrieb allgemeine Verhaltungsregeln vor, und gab so ihren Planen einen Geist der Einigkeit, durch den Alle übereinstimmend auf die Erreichung eines einzigen großen Erfolges hinwirkten.

Ein hervorstechender Zug seines Geistes war sein gesunder Menschenverstand, der beste Ersatz für das Genie bei einem Regierer, der das Schicksal seiner Nebenmenschen in seiner Hand hat, und unentbehrlicher als das Genie selbst. In Gasca hatten die verschiedenen Eigenschaften eine so gleichmäßige Mischung, daß kein übermäßiges Hervortreten zu fürchten war; sie schienen sich einander in Ordnung zu halten. Während sein warmes Gefühl für die Menschheit ihn ihre wesentlichen Bedürfnisse erkennen lehrte, zeigte ihm seine Vernunft, wie weit denselben abgeholfen werden könne, so wie die beste Art, dieß zu bewirken. Er verschwendete seine Kraft nicht einerseits an träumerischen Planen des Wohlthuns, wie Las Casas, noch nahm er andererseits Rücksicht auf die selbstsüchtigen Forderungen der Ansiedler. Sein Streben war auf das Ausführbare, und zwar auf das des wahrhaft Guten gerichtet.

Zur Erreichung seiner Zwecke verwarf er eben so die Gewalt wie den Trug. Sein Vertrauen auf sein Gelingen gründete sich auf seine Macht, seine Zuhörer zu überzeugen, und die Quelle dieser Macht lag in dem Zutrauen, das seine Rechtlichkeit einflößte; diese letztere wurde, mitten unter allen Parteiverläumdungen, niemals angefochten. Es ist wohl kein Wunder, daß eine so seltene Tugend in Peru so hochgeachtet wurde.

Mit der Sendung Gasca's schließt die Geschichte von der Eroberung von Peru. Eigentlich endet die Eroberung mit der Unterdrückung des peruanischen Aufstandes, wodurch die Kraft, wenn nicht der Muth des Inkastammes auf immer vernichtet ward.

Es ist allerdings wahr, daß die Unruhen im Lande sich nach der Abreise Gasca's erneuerten. Das Meer war zu furchtbar aufgeregt worden, um sich sogleich zur Stille zu beruhigen; aber es besänftigte sich allmälig unter der maßvollen Herrschaft seiner Nachfolger, die seine Politik und sein Beispiel verständig benützten. So erhielt sich der Einfluß des guten Statthalters noch, nachdem er sich von dem Schauplatz seiner Thätigkeit zu-

rückgezogen hatte, und das bis dahin so entzweite Peru fuhr fort, eine eben so große Ruhe zu genießen, als irgend ein anderer Theil des spanischen Pflanzstaates.

Nach dem Schlusse jedes Buches theilt der Verfasser die von ihm benützten Urkunden mit, welche von seinem treuen und unermüdeten Studium der Originalquellen, deren Auffindung meist mit großen Schwierigkeiten verbunden war, hinlänglich Zeugniß geben.

Art. IX. Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglich pommer'schen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Drei Bände. Leipzig 1848.

(Schluß.)

Der Beweis, daß die Bernsteinhexe kein Chronikenfund seyn kann, ist leicht geführt, wenigstens vor Jedem, der von der Form einen Begriff hat. Man sehe das Bild an, man prüfe es im Allgemeinen und im Besonderen, und man wird immer mehr von einem Geist hoher Nothwendigkeit ergriffen werden, der nur dem Dichter, nie dem Chronisten oder dem Autobiographen inne wohnt. Man wird diesen Geist der Nothwendigkeit nicht bloß in der Anordnung und dem Verhältniß der Theile unter einander erkennen; man wird ihn auch in der Mischung der Farben nicht vermissen. Ganz besonders wird man ihn aber den anscheinenden hors d'oeuvres, aus denen der Rahmen zusammengefügt ist, abmerken. Dahin gehört das Hineinspielen des dreißigjährigen Kriegs, das Erscheinen des Königs von Schweden und Aehnliches. Der Chronist, der Autobiograph hätte diese Dinge ganz anders behandelt, er hätte sich nicht mit dem andeutenden G-Dur oder C-Moll des Componisten begnügt, er hätte uns die Geschichte des deutschen Reichs mit in den Kauf gegeben. In der Bernsteinhexe sind sie nur so weit benutzt, als die Rücksicht auf das Gemälde, auf Schatten und Licht, es erheischt oder gestattet. Daß der Küster Appelmann alles Ueberflüssige und Weitläufige instinctmäßig für seine Altarlichter herausgerissen habe, wird doch Niemand einwenden wollen. Es bleibt also dabei, daß das Werk alle Eigenschaften einer künstlerischen Composition besitzt und daß ihm jedes Merkmal eines wilden Gewächses abgeht. Darum ist es aber auch ganz unbestreitbar eine künstlerische Composition und so wenig aus einer Chronik herausgeschüttelt worden, wie ein lebendiger Mensch als Präcipitat der Atmosphäre aus der Luft herunterfallen kann. Nun kann freilich noch die Frage aufgeworfen werden, ob, wenn denn

die Bernsteinhexe das Erzeugniß eines Dichters ist, gerade Wilhelm Meinhold dieser Dichter seyn muß. Sie läßt sich natürlich nicht unbedingt bejahen, wohl aber läßt es sich aus inneren Gründen entschieden verneinen, daß ein älterer Dichter, z. B. ein Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, Verfasser der Bernsteinhexe seyn könne. Denn dieser würde trotz aller Objectivität den Hauptaccent auf ganz andere Momente der Darstellung gelegt haben, als jetzt hervorgehoben sind. Dieß Alles ließe sich überall am Einzelnen nachweisen. Man nehme z. B. das siebente Capitel: „Nach etzlichen Tagen, als unsere Nothdurft fast verzehret, fiel mir auch meine letzte Kuh umb (die andern hatten die Wülfe, wie oben bemeldet, allbereits zurissen), nicht ohne sonderlichen Verdacht, daß die Lise ihr etwas angethan, anerwogen sie den Tag vorhero noch wacker gefressen. Doch lasse ich das in seinen Würden, dieweil ich Niemand nit verleumbden mag; kann auch geschehen sein durch die Schikkung des gerechten Gottes, deßen Zorn ich wohl verdienet hab' — Summa: ich war wiederumb in großen Nöthen und mein Töchterlein Maria zuriß mir noch mehr das Herze durch ihr Seufzen, als das Geschreie anhub: daß abermalen ein Trupp Kaiserlicher nach Uekeritze gekommen, und noch gräulicher denn die ersten gemarodiret, auch das halbe Dorf in Brand gestecket.» Aus dieser Stelle, so kurz sie ist, blickt mit hellen, klaren Augen schon der Dichter hervor. Sie schildert zunächst die allgemeine Situation des Landes und des Volks; man sieht in die Gräuel des Kriegs und des Hexenunwesens zugleich hinein. Sie veranschaulicht aber zugleich auch die specielle Lage des Helden; seine Nothdurft ist fast verzehrt, da fällt ihm seine letzte Kuh um. Der Zwischensatz: „die andern hatten die Wülfe allbereits zurissen,» ist besonders zu beachten; er zeugt ganz unwidersprechlich von einem poetisch darstellenden Geist, der nicht eine nothwendige Linie ungezogen läßt und überall ein Farbenkorn hinzuthut. Der Chronist hätte nur mit abstracter Zahlenbestimmtheit von der letzten Kuh gesprochen; der Dichter erzählt uns, wo die anderen Kühe geblieben sind, und zwar, weil er dadurch Gelegenheit erhält, uns einen vorläufigen Blick in den mit Wölfen bevölkerten Wald werfen zu lassen, in dem der Held bald darauf seine Zuflucht nehmen soll. „Derohalben hielt ich mich nicht mehr sicher in meiner Hütten, sondern nachdem in einem brünstigen Gebet Alles dem Herrn empfohlen, machte mich mit meinem Töchterlein und der alten Ilsen auf, in den Streckelberg, wo ich allbereits ein Loch, einer Höhlen gleich, und trefflich von Brommelbeeren verranket, uns ausersehen, wenn die Noth uns verscheuchen sollte. Nahmen dahero mit, was uns an Nothdurft des Leibes geblieben, und

rannten mit Seufzen und Weinen in den Wald, wohin uns aber bald die alten Greisen und das Weibsvolk mit den Kindern folgten, welche ein groß Hungergeschrei erhoben. Denn sie sahen, daß sich mein Töchterlein auf einen Stubben setzte, und ein Stück Fleisch und Brod verzehrete; kamen also die kleinen Würmer mit ausgestreckten Händeleins angelaufen und schrieen: uck hebben, uck hebben! Wannenhero, da mich solch groß Leid billig jammerte, meinem Töchterlein nit wehrete, daß sie alles Brod und Fleisch, so vorräthig, unter die hungrigen Kindlein vertheilete. Erst mußten sie aber dafür „Aller Augen» beten, über welche Wort ich dann eine tröstliche Ansprach an das Volk hielte, daß der Herr, welcher jetzunder ihre Kindlein gespeiset, auch Rath wissen würde, ihren eigenen Bauch zu füllen, möchten nur nit müde werden ihm zu vertrauen.» Diese Stelle ist noch entscheidender. Alle die kleinen Züge, wie sie auf einander folgen und sich zum Bilde zusammenfügen, sind vortrefflich. Jedes Wort des alten Pfarrers ist charakteristisch, jede Wendung deckt sein Inneres auf. Weil ihn das Leid der kleinen Würmer jammert, so „wehret» er seiner Tochter nicht, als sie das vorräthige Brot und Fleisch vertheilt, ohne an den nächsten Tag, ja an die nächste Stunde zu denken; ehe sie jedoch essen dürfen, müssen sie das „Aller Augen warten auf Dich, o Herr!» beten. In diesem einzigen Wörtlein „wehret» steckt der ganze Mensch; in dem Betenlassen des „Aller Augen» der ganze Pfarrer. Aber, wohl gemerkt, der Mensch und der Pfarrer, wie er durch den Dichter reproducirt, wie er vermittelst des dem Dichter allein zu Gebote stehenden Reductionsprocesses auf seine Wurzel zurückgeführt wurde. Der Chronist hätte nur die wenigsten dieser Züge aufgenommen und jeden anders ausgedrückt. Er hätte sich gesagt: diese Dinge verstehen sich von selbst, und der Nachwelt so wenig über sie, wie über sein Athemholen, Bericht erstattet; wir Alle sehen uns im Spiegel, aber nur der Maler weiß, worin unser Gesicht mit dem Idealgesicht zusammenfällt und worin es von ihm abweicht. „Aber sollich Trost währete nicht lange. Denn nachdeme wir wohl an die zween Stunden in und um der Höhlen uns gelagert, huben die Glocken im Dorfe so kläglich an zu gehen, daß es einem Jeglichen schier das Herze brach, angesehen auch dazwischen ein laut Schießen, item das Geschrei der Menschen und das Bellen der Hunde erschallete, so daß männiglich gießen kunnte, der Feind sei mitten im Dorfe. Hatte dannenhero genug mit den Weibern zu tüschen, daß sie nicht durch ihr unverständig Lamentiren dem grimmigen Feind unsern Schlupfwinkel verrathen möchten, zumalen, als es anfing schmockig zu riechen, und alsobald auch die helle Flamme durch die Bäume

glitzerte. Schickete derohalben den alten Paasßch oben auf den Berg, daß er umbherlugen sollt, wie es stünde, hätte sich aber wohl zu wahren, daß man ihn nicht vom Dorfe erschaue, anerwogen es erst zu schummern begunte. Solliches versprach er und kam alsbald auch mit der Bothschaft zurücke, daß gegen 20 Reuter aus dem Dorfe gegen die Damerow gejaget wären, aber das halbe Dorf in rothen Flammen stünd. Item erzählete er, daß durch seltsame Schickung Gottes sich sehr viel Gevögel in den Knirkbüschen und anderswo sehen ließ, und vermeinete, wenn man sie nur fangen künnte, daß sie eine treffliche Speis vor uns abgeben würden. Stieg also selbsten auf den Berg, und nachdem ich alles so befunden, auch gewahr worden, daß durch des barmherzigen Gottes Hülf das Feuer im Dorf nachgelassen, item daß auch mein Hüttlein wider mein Verdienst und Würdigkeit annoch stünde, stieg ich alsbald herunter, tröstete das Volk und sprach: Der Herr hat uns ein Zeichen gegeben und will uns speisen, wie einst das Volk Israel in der Wüsten, denn er hat uns eine treffliche Schaar von Krammetsvögeln über die wüste Sehe gesendet, welche aus jedem Büschlein burren, so man ihm nahet. Wer will nun in das Dorf laufen und schneiden die Mähnhaare und den Schwanz von meiner gefallenen Kuh wegk, so hinten auf der Wörthe liegt. (Denn Roßhaare hatte es im ganzen Dorf nicht, dieweil alle Roß vom Feinde längst genommen oder erstochen waren.) Aber es wollte sich Niemand nit finden, sintemalen die Angst noch größer war, denn der Hunger, als meine alte Ilse anhub: so will ich schon gehen, denn ich fürchte mich nit, dieweil ich auf Gottes Wegen bin, gebet mir nur einen guten Stock. Als ihr nun der alte Paasßch seinen Stecken hingereichet, begunte sie vor sich zu singen: „Gott der Vater wohn uns bei,“ und verlief sich bald in das Gebüsche. Hierzwischen vermahnete ich nun das Volk, alsbald Hand anzulegen, kleine Rüthlein zu den Dohnen zu schneiteln und Beeren zu suchen, dieweil es Mondschein war, und allwärts viel Gänseflieder, auch Ebereschen auf dem Berge stunden. Die kleinen Kindlein aber hütete ich mit meiner Marien, dieweil die Gegend nicht sicher für Wülfen war. Hatten derohalben ein lustig Feuer angemacht, umb welches wir uns setzten und dem kleinen Volk die Gebot verhöreten, als es hinter uns knisterte und knasterte, und mein Töchterlein mit den Worten: proh dolor, hostis! auf und in die Höhlen sprang. Aber es waren nur die rüstigen Kerls, so im Dorfe verblieben, und nun kamen, uns Bothschaft zu bringen, wie es allborten stünde. Dahero rief ihr gleich zu: emergas, amici! wo sie denn auch mit großen Freuden wieder herfürsprang und bei uns zum Feuer niedersaß. Allsobald

erzählete nun mein Fürsteher Hinrich Seden, was derweilen fürgefallen, und wie er nur durch sein Weib Lise Kolllen sein Leben geborgen. Jürgen Flatow, Chim Burse, Clas Peer und Chim Seideritz aber wären erschlagen, und läge letzterer recht auf dem Kirchsteig. Zwölf Katen hätten die grimmigen Mordbrenner in Asche geleget und wär es nit ihre Schuld, daß nicht das ganze Dorf draufgegangen, angesehen der Wind ihnen nicht gepasset. Hätten zum Hohn und Gespötte die Glocken dazu geläutet, ob Niemand kommen wöllt und löschen, und als er und die drei andern jungen Kerls herfürgesprungen, hätten sie die Musqueten auf sie abgedruckt, aber mit des großen Gotts Hülfe Niemand nit getroffen. Darauf wären seine Gesellen über die Zäune gesprungen, ihn aber hätten sie erwischet, und schon das Gewehr über ihn ausgerecket, als sein Weib, Lise Kollken, mit eim andern Trupp aus der Kirchen herfürgetreten, und ihnen gewinket, daß er Ruhe gehabt. Lene Hebers aber hätten sie in ihrem Wochenbett erstochen, das Kindlein gespießet und über Claas Peers Zaum in den Nessel geworfen, wo es annoch gelegen, als sie abgelaufen. Wäre jetzunder im ganzen Dorf derohalben keine lebendige Seele mehr, und noch schwerer ein Bissel Brods, so daß, wenn den Herrn nit ihre Noth jammerte, sie alle des elendiglichen Hungertodes würden sterben müssen. (Da sage nun Einer: das wöllen Christenmenschen seyn!)» — Ueberall sehen wir den Dichter, der auf die Knotenpuncte ausgeht und der nur dann, wenn er eine ganz bestimmte Wirkung dadurch erreichen will, die Maske des Chronisten vornimmt; nirgends zeigt sich von einem wirklichen Chronisten auch nur die kleinste Spur. Dieß Lamentiren der Weiber zur unrechten Zeit; dieser alte Paasch, der während des Recognoscirens die Vögel in den Knirkbüschen entdeckt; diese kleinen Kinder, die vor den Wölfen gehütet werden müssen; dieser Kuhschwanz, der zu der chronikalisch eingeschobenen Zwischenbemerkung Anlaß gibt, daß es im Dorf an Roßhaaren fehlt, weil die Rosse längst vom Feind genommen oder erstochen sind: das sind Züge, die nicht zusammen gewürfelt, sondern mit großer künstlerischer Weisheit in einander verflochten wurden, und die nur derjenige im trivialen Sinne naiv nennen kann, der nicht weiß, daß der Kunstverstand die Nothwendigkeit überall hinter scheinbarer Willkür zu verbergen suchen muß. Oder will man es wirklich auf den Zufall schieben, daß der erste dieser Züge uns die ordinäre Weibernatur symbolisirt; daß der zweite uns einen originellen Character aufschließt, einen derjenigen Menschen, die einen Kometen betrachten und zugleich eine Stecknadel bei seinem Licht finden können, und daß der dritte und vierte uns das Jahrhundert und das Stadium

des Jahrhunderts veranschaulichen? — Dasselbe gilt von dem Schluß des Capitels: „Fragte nunmehro, als er schwiege (mit wie viel Seufzen jedoch, kann man leichtlich gießen), nach meiner Hütten, wovon sie aber nichts wußten, denn daß sie annoch stünde. Ich dankete dannenhero dem Herrn mit einem stillen Seufzerlein, und alsobald den alten Seden fragend, was sein Weib in der Kirchen gemachet, hätte ich schier vergehen mügen für großem Schmerz, als ich hörete, daß die Lotterbuben, als sie heraußer getreten, die beeden Kelche nebst den Patenen in Händen getragen. Fuhr dahero die alte Lise fast heftig an, welche nun auch angeschlichen kam durch das Buschwerk, worauf sie aber trotziglich zur Antwort gab: daß das fremde Volk sie gezwungen, die Kirche aufzuschließen, da ihr Kerl ja sich in den Zaum verkrochen, und Niemand Anders nit da gewesen. Selbige wären sogleich für den Altar getreten, und da ein Stein nicht wohl gefuget (was aber eine Erzlüge war) hätten sie alsobald angefangen mit ihren Schwertern zu graben, bis sie auch die Kelche und Patenen gefunden. Könnte auch sein, daß ein Anderer ihnen den Fleck verrathen. Möchte dahero ihr nicht immer die Schuld beilegen, und sie also heftig anschnautzen et cet. Hierzwischen kamen nun auch die alten Greisen und Weiber mit trefflich vielen Beeren an, item meine alte Magd mit dem Kuhschwanz und den Mähnhaaren, welche verzählete, daß das ganze Haus umbgewühlet, die Fenster zuschlagen, die Bücher und Scripturen auf der Straßen in den Koth getreten und die Thüren aus den Hespen gehoben wären. Solliches aber war mir ein geringer Leid, denn die Kelche, dahero nur das Volk vermahnete, Biegel und Schneere zu machen, umb am nächsten Morgen mit des barmherzigen Gotts Hilfe unser Jagdwerk zu vollenführen. Klöbete dahero selber die Rüthlein bis um Mitternacht und da wir eine ansehnliche Zahl gefertiget, ließ ich den alten Hinrich Seden den Abendsegen beten, den wir alle knieende anhöreten, worauf ich endiglichen noch ein Gebet that, und das Volk sodann vermahnete, die Männer apart und die Weiber auch apart sich für der Kälte (Dieweil es schon im Monat Septembri war und fast frisch von der Seekante herwehete) in dem Buschwerk zu verkriechen. Ich selbsten stieg aber mit meinem Töchterlein und der Magd in die Höhlen, hatte aber noch nicht lange geschlummert, als ich den alten Seden fast heftig wimmern hörete, weilen ihn die Kolik überfallen, wie er klagte. Stund dahero wieder auf und gab ihm mein Lager, und setzte mich wieder zum Feuer, und schneitelte Dohnen, bis ich ein halb Stündlein entschlief und der Morgen anbrach, worauf es besser mit ihm worden war, und ich nun auch alsobald mich auf-

machte und das Volk zum Morgensegen weckte. Diesesmal thät ihn der alte Paasch, kunnte aber nit recht hineinkommen, weshalb ich ihm aushelfen mußte. Hatt' er ihn vergessen oder thats die Angst, das lasse ich ungesagt. Summa: Nachdem wir Alle recht inniglichen gebetet, schritten wir alsofort zum Werk, keilten die Dohnen in die Bäume und umhingen sie mit Beeren, unterdessen mein Töchterlein der Kinder hüthete, und Brummelbeeren vor sich zum Frühstück suchete. — Nun soll man aber wissen, daß wir quer durch den Busch gen den Weg nach Ueker-ritze hin keileten, und da merke nun männiglich wieder die sonderbare Gnadenschickung des barmherzigen Gotts. Denn als ich mit dem Beil in der Hand (es war Seden sein Beil, so er in der Frühe aus dem Dorfe gehohlet) in bemeldeten Weg trate, nehm ich auf der Erden ein Brod wahr, bei eines Armes Länge, worauf ein Rabe pickete, und welches sonder Zweifel ein kaiserlicher Reuter Tags vorhero aus seinem Schnappsack verloren, dieweil noch frische Roßtrappen im Sande dabei stunden. Knöpfe mir es also heimlich über den Wanst, so daß niemand Nichtes merkete, obschon bemeldeter Paasch dicht hinter mir schritt, item alle Andern in nicht gar guter Ferne ihm folgeten. Als wir nun so die Dohnen bestellet in großer Frühe, hatte es schon gegen die liebe Mittagszeit eine so große Menge Vögel darinnen, daß Käthe Berow, welche mir zur Seiten schritt, als ich sie abbande, dieselbe in ihrem Schurzfleck fast nit zu lassen wußte, und auf dem andern Ende der alte Pagels auch nit viel weniger aus seinem Brustlatz und Rocktaschen herfürlangte. Mein Töchterlein satzte sich also mit dem andern Frauenvolk hin, das Gevögel zu rupfen, und da es an Salz gebrach (denn dessen hatten die Meisten von uns lange nicht mehr gekostet), vermahnete sie ein Paar Männer, zur Sehe zu steigen, und in einem Grapen, so noch von Staffer Zuter geborgen war, ein wenig gesalzen Wasser zu hohlen, was sie auch thäten. In solchem Wasser tunketen wir nunmehro die Vöglein und brieten sie darauf bei einem großen Feuer, wobei uns allen schon von dem süßen Geruch das Maul zu wässern begunnte, da wir so lange keiner Speisen nicht gekostet. Sage dahero als alles fertig, und das Volk sich auf der Erden gelagert hat: nun schauet, wie der Herr sein Volk Israel in der Wüsten noch immerdar mit frischen Wachteln speiset, sollt er nun ein Uebriges thun, und uns auch ein Stücklein Mannabrod vom Himmel senden, was meinet ihr, würdet ihr dann jemalen müde werden, zu glauben, und nit vielmehr alle Noth, Trübsal, Durst und Hunger williglich tragen, so er euch förder nach seinem gnädigen Willen auferlegen sollte? worauf sie alle antworteten und sprachen: ja sicherlich!

Ego: Wöllt ihr mir das wahrhaftiglichen versprechen, worauf sie wiederumb sageten: ja das wollen wir! Da zog ich mit Thränen das Brod von meinem Wanst herfür, hube es hoch in die Höhe und rufete: nun schau du armes, gläubiges Häuflein, welch ein süßes Mannabrod dein treuer Erlöser dir durch mich gesendet, worauf Alles schriee, ächzete, weinete, auch die kleinen Kinder abermals herbeisprangen, und die Händlein ausreckten, indeme sie schrieen: „kiekt Brod, kiekt Brod!“ Da ich aber vor Wehemuth selbsten nit beten kunnte, ließ ich Paasch sein klein Mägdlein das Gratias beten, in währender Zeit meine Maria das Brod zuschnitt und einem Jeglichen sein Theil reichete. Und nun langeten wir allesammt freudig zu dem lieben Gottesmaal in der Wüsten. Hierzwischen mußte nun aber erzählen, wie ich das liebe Mannabrod gefunden, wobei nit versäumete sie abermals zu vermahnen, daß sie wöllten das große Wunderzeichen sich zu Herzen gehen lassen, so der barmherzige Gott, wie weiland an dem Propheten Elisa, an ihnen auch gethan: angesehen wie ein Raab in der großen Hungersnoth demselbigen das Brod in der Wüsten zugeführet, der Herr auch mir dieses Brod durch einen Raben zugeführet, daß ich es finden gemüßt, da ich ihm sonst doch wohl in meiner Trübsal vorbeigeschritten, und es nimmer gesehen hätte. Als wir endiglichen unsern Bauch mit Nothdurft gefüllet, hielte die Danksagung über Lucas 12, v. 24, wo der Herre spricht: nehmet wahr der Raben, sie säen nicht, sie erndten auch nit, sie haben auch keine Keller, noch Scheunen, und Gott nähret sie doch. Wieviel aber seid ihr besser denn die Vögel? — Aber unsere Sünden stunken vor dem Herrn. Denn da die alte Lise, wie ich bald in Erfahrung gebracht, ihre Vögel nit verzehret, weilen sie ihr zu nüchtern fürkamen, sondern selbige in den Knirkbusch geworfen, ergrimmte sein Zorn über uns, wie weiland über das Volk Israel, und wir hatten zur Nacht nur sieben Vögel auf den Schneeren, am andern Morgen aber nur zween. Auch kam kein Raab wieder, der uns Brod wiese. Darumb schalt ich die alte Lise und vermahnete das Volk, sollich gerechte Strafe des höchsten Gottes williglich auf sich zu nehmen, fleißig zu beten, in seine verlassenen Hütten zurückzuwallen, und zu sehen, ob der grundgütige Gott vielleicht auf der Sehe mehr bescheeren möcht. Würde ihn auch in meim Gebet Tag und Nacht anrufen; doch noch eine Zeit lang mit meinem Töchterlein und der Magd in der Höhlen verbleiben und der Dohnen hüten, ob sich sein Zorn wenden möcht. Sollten mir inzwischen mein Pfarrhaus nach besten Kräften wieder zurichten, damit ich es bald wieder beziehen könnt, sintemalen die Kälte mir fast schwer fiele. Solliches gelobten sie

auch zu thun, und schieden mit Seufzen von dannen. Welch ein klein Häuflein! — fande nur noch bei 25 Köpfen, da deren doch sonsten über 80 gewest; alle andern hatte der Hunger, das Schwert und die Pestilenz gewürget. Blieb dahero noch mit meinem Gebet für Gott eine Zeitlang einsam und traurig in der Höhlen, und sendete nur mein Töchterlein nebst der Magd mit zum Dorfe, daß sie sich umbsehen sollten, wie es in der Widemen stände, item die Schriften und Bücher wieder zusammenlesen, auch mir Kundschaft bringen, ob Hinze der Zimmermann, den ich alsobald ins Dorf zurückgesendet, die Särge vor die elenden Leichnahme zusammengehämmert, daß ich sie des nächsten Tages begraben möchte. Darauf schritt ich zu den Dohnen, aber nur ein einig Vögelein war darinnen zu verspüren, woraus ich denn merkete, daß der Zorn Gottes noch nit vorüber. Traf jedoch einen schönen Brummelbeerenbusch, woran ich bei einer Metze Beeren pflückete, mit dem Vogel selbige in Staffer Zuter seinen Grapen thät, den der gute Kerl uns noch eine Frist gelassen und zur Nachtkost auf ein Feuer setzete, wann mein Kind mit der Magd zurückkehren würd. Währete auch nicht lange, als sie durch den Busch brachen und von dem Gräuel der Verwüstung erzähleten, so der leidige Satan unter Zulassung des gerechten Gottes im Dorf und in der Widemen angerichtet. Mein Töchterlein hatte noch ein paar Bücher zusammengelesen, die sie mit sich trug, vor andern einen Virgilium und eine griechische Bibel. Und als sie darauf verzählet, daß der Zimmermann erst morgen fertig würd, wir auch alsbald unsern Bauch zur Nothdurft gestillet, mußte sie mir zur Stärkung meines Glaubens noch einmal den locum von den lieben Raaben Lucas am 12ten aus dem Griechischen fürlesen, item den schönen locum parallelum Matth. am 6ten, worauf die Magd den Abendsegen betete, und wir uns nach der Höhlen zur Nachtruh begaben. Als ich nun am andern Morgen erwachte, als eben die liebe Sonne aus der Sehe herfürbrach und über den Berg schauete, hörete ich, daß mein arm hungrig Töchterlein schon vor der Höhlen stand und das schöne Liedlein von den Freuden des Paradieses recitirte, so der heilige Augustinus gefertiget und ich ihr gelernet. Sie schluchzete für Jammer als sie die Worte sprach:

uno pane vivunt cives utriusque patriae,
avidi et semper pleni quod habent, desiderant,
non sacietas fastidit, neque fames cruciat:
inhiantes semper edunt, et edentes inhiant.
flos perpetuus rosarum ver agit perpetuum,
Candent lilia, rubescit crocus, sudat balsamum,
virent prata, vernant sata, rivi mellis influunt
pigmentorum spirat odor liquor et aromatum,

pendent poma floridorum non lapsura nemorum,
non alternat luna vices, sol vel cursus syderum:
agnus est foelicis urbis lumen inocciduum.

Bei diesen Worten wurde ich selbsten weich, und als sie schwiege, fragte ich: „was machst du da mein Töchterlein?“ worauf sie mir zur Antwort gabe: „ich esse Vater!“ was mir erst recht die Thränen herfürtrieb, so daß ich anfing sie zu loben, daß sie die arme Seele speisen wöllt, da sie es nicht ihren armen Leib künnte. Hatte aber noch nit viel gesprochen, als sie aufschriee, daß ich das große Wunderwerk doch betrachten söllte, so sich aus der Sehe herfürthät, und allbereits über der Höhlen hereinbrach. Denn siehe, eine Wolke, ganz wie ein Kreuz geformiret, kam über uns und ließ große schwere Tropfen bei einer guten Erbsen groß und drüber auf uns niederfallen, worauf sie alsbald hinter das Gehäge sank. Richtete mich dannenhero sogleich in die Höhe, und rannte mit meinem Töchterlein flugs auf das Gebirge, ihr nachzuschauen. Sie zog gen das Achterwasser, wo sie sich weit aus einander thät, und hinterwärts alsbald einen großen blauen Streifen formirete, welchen wunderlich die Sonne beschien, so daß er schier wie eine güldne Brücken anzuschauen war, wie mein Töchterlein sagte, auf welcher die lieben Engel tanzten. Fiel daher mit ihr sogleich auf die Kniee und dankete dem Herrn, daß unser Kreuz fürüber gezogen, aber ach unser Kreuz sollte erst anheben, wie man weiter lesen wird.“ — Die Geschichte von dem gefundenen Brot hätte der Chronist wohl auch erzählt; möglicherweise hätte er sogar des Raben gedacht, wäre es auch nur geschehen, weil er durch ihn an den Raben des Propheten Elisa erinnert wurde; sicher aber hätte er des Querwegs, der kaiserlichen Reiter und der Roßtrappen nicht erwähnt. Wie vortrefflich, wie dramatisch wird Lise Kolken eingeführt! Wen packt nicht sogleich ein unheimliches Gefühl, wenn er sieht, daß dieses Weib im Stande ist, ihren „Kerl“ vor den wilden Soldaten zu schützen. Wie schnell erhält dieses Gefühl seine Bestätigung durch den verdächtigen Vorfall am Altar. Und wie fertig und abgeschlossen steht das widerwärtige Geschöpf da, wenn es die gebratenen Vögel in den Busch wirft! Es ist in der Kunst von der größten Wichtigkeit, daß den Dingen am rechten Ort ihre Schatten voraufgehen, damit die ordinäre Ueberraschung das höhere Interesse nicht beeinträchtige. Wie fein ist das hier beobachtet! Wo man aber alle Gesetze der Kunst erfüllt sieht, da ist ein Kunstwerk vorhanden, und ein Kunstwerk kommt nur durch einen Künstler zu Stande! Wäre der Künstler nun, was er ja allerdings noch seyn könnte, ein mittelalterlicher, kein moderner, so

würde seine Subjectivität auf eine ganz andere Weise zum Vorschein gekommen seyn, als es jetzt geschieht. Er würde dem Hexenwesen gegenüber einen bestimmten Standpunct eingenommen, es nicht wie ein nun einmal vorhandenes Element der Geschichte ohne alle Andeutung seines individuellen Verhältnisses zum Gegenstand behandelt haben. Das ist nirgends der Fall, der Glaube an den Hexenunfug wird so wenig durch eine bescheidene Skepsis bestritten als durch Gründe unterstützt, und die Objectivität, die hierin liegt, war im sechzehnten Jahrhundert einem deutschen Dichter noch weniger möglich, wie dem größten englischen eine aus gerechter Würdigung hervorgegangene Darstellung der Jungfrau von Orleans, zu der Shakespeare es bekanntlich nicht brachte. Dagegen konnte nur ein moderner Künstler so viel Liebe auf die Veranschaulichung der patriarchalischen Sitten und Zustände jenes Zeitalters verwenden, als fast jede Zeile des Buchs verräth; es kann Niemandem, der sich nicht absichtlich verblenden will, entgehen, daß der Autor zurückblickt. Darum ist die Bernsteinhexe nicht allein das freie Erzeugniß eines Dichters, sondern auch das Erzeugniß eines Zeitgenossen, und so lange, bis sich ein anderer als Verfasser meldet und legitimirt, das Erzeugniß Wilhelm Meinholds. Dafür bedarf es keines weiteren Beweises, als der Bernsteinhexe selbst, die es überall so klar und bestimmt bezeugt, wie in dem von mir ohne Wahl herausgehobenen und commentirten siebenten Capitel.

Wenden wir uns nun zur Sidonia von Bork. Meinhold beklagt sich bitterlich darüber, daß dieses sein neues Werk schon vor dem Erscheinen auf einige in der Weber'schen Novellenzeitung mitgetheilte Capitel hin verurtheilt worden sei. Das hätte nun freilich nicht geschehen sollen, denn ein Roman ist so wenig nach einem Fragment abzuschätzen, als ein verhülltes Bild nach der einen oder der anderen kleinen Partie, die sichtbar wird, weil der Schleier sich verschoben hat oder weil er dort durchlöchert ist. Auch mag Meinhold nicht Unrecht haben, wenn er hieraus schließt, daß die Zeit nahe seyn dürfte, wo nur noch die Titel der Bücher gelesen und recensirt werden würden. Aber auch die ehrlichste und gründlichste Kritik wird sich nicht veranlaßt finden, den Spruch ganz und gar zu ändern. Sidonia von Bork steht tief unter der Bernsteinhexe, und das Wort einer tiefgebildeten Frau, daß sie ihr wie die nur zum Theil gelungene Copie eines vortrefflichen Originals vorkomme, hat einen guten Grund. Meinhold kann jedoch recht wohl zugleich Urheber des Originals und der Copie seyn. Auch schließt das, wie sich von selbst versteht, das Vorhandenseyn anerkennungswerther Einzelheiten durchaus nicht aus, und wenn unsere Dutzend-

Kritikaster, vielleicht gereizt von den etwas zu stachlichten Arabesken, womit Meinhold seinen Roman eingefaßt hat, sich beeiferten, die Sidonia von Bork fast unter Null herabzusetzen, so will ich mich bestreben, ihre positiven Seiten hervorzuheben, um das Gleichgewicht einigermaßen wieder herzustellen. Denn so gewiß es ist, daß sie den Vergleich mit der Bernsteinhere nicht aushält, so gewiß ist es auch, daß sie über die ordinäre Romanwaare hoch hinausragt. Jene Arabesken gedenke ich jedoch keineswegs in Schutz zu nehmen, schon deßwegen nicht, weil ich auf dem Parnaß nicht gern die Kanzel aufgeschlagen sehe. Auch den Inhalt billige ich nur theilweise, namentlich durchaus nicht die Angriffe auf die Juden. Doch der Rahmen macht mich nicht ungerecht gegen das Bild.

Vorher noch einige allgemeine Bemerkungen über die Ansichten, die der Verfasser sich nach den im Eingange von mir mitgetheilten Vorreden über die Romandichtung gebildet hat. Sie sind im Ganzen so gesund, wie es sich bei seinem großen Talent zum Voraus erwarten ließ. Denn man sage was man wolle, Kraft und Erkenntniß gehen in ästhetischen Dingen Hand in Hand, und höchstens kann in Ausnahmefällen der Erkenntniß die Kraft fehlen, nie aber der Kraft die Erkenntniß. So dringt er denn überall mit Unerbittlichkeit auf Darstellung, freie und ganze Darstellung, und ist ein unversöhnlicher Feind alles Umschreibens und Raisonnirens. Darin hat er auch unbedingt Recht. Wenn er aber glaubt, die Darstellung erreiche erst dadurch den höchst möglichen Grad der Lebendigkeit, daß der Dichter seinen Personen die Sprache des Jahrhunderts, in welchem sie lebten, in den Mund lege, so ist er in diesem Punct einem falschen Empirismus verfallen. Die wirkliche Sprache des Helden hat im Roman und überhaupt in der Dichtung nicht mehr zu thun, wie sein wirklicher Stiefel im Gemälde. Das ganz ordinäre Natürlichkeitsprincip mag dabei seine Rechnung finden; dem wäre ja gewiß auch mit einem einbalsamirten und obendrein geschminkten Leichnam mehr gedient, wie mit einer iconischen Bildsäule. Allein dieses Princip steht im entschiedensten Widerspruch mit der Kunst und muß völlig überwunden seyn, ehe von Kunst überhaupt nur die Rede seyn kann. Wo es sich um ein Kunstwerk handelt, sind alle Mittel der Art von vorne herein ausgeschlossen; sie gehen auf eine ganz andere Wirkung aus, als das Kunstwerk im Auge haben soll, und es ist gleichgültig, ob auf eine stärkere oder auf eine schwächere. Wenn Meinhold Recht hätte, so müßte im Roman und im Drama, wie der Altdeutsche altdeutsch, so auch der Grieche griechisch, der Römer römisch sprechen, und Troilus und Cressida, Julius Cäsar und Coriolan

hätten nicht geschrieben werden können, wenigstens nicht von Shakespeare. Er hat aber nicht Recht und seine eigenen Erzeugnisse beweisen es. Weit entfernt, daß die erkünstelte, zurecht gemachte Sprache der Bernsteinhexe nutzte und ihr nothwendig wäre, sie schadet ihr; sie war bloß nothwendig für den Nebenzweck des Verfassers, für die beabsichtigte Täuschung. Das Bild hätte den einfach treuherzigen Ton, in dem es gehalten ist und der allerdings zu ihm gehört, wahrlich nicht verloren, wenn er sein Buch in gewöhnlichem Deutsch geschrieben hätte. Dieß zeigt z. B. Brentano's Erzählung vom braven Kasperl und der schönen Nannerl; dieß zeigt noch unwidersprechlicher Tieck's blonder Eckbert. Dagegen hätte Tieck's treuer Eckart und Aehnliches Meinhold darüber belehren sollen, wohin das sprachliche Imitiren führt. Hebel brachte in seinen allemannischen Gedichten ein Idiom zur literarischen Geltung, das noch lebt, noch wirklich gesprochen wird. Er sollte es nicht erst aus Chroniken und Wörterbüchern mühsam zusammenlesen, er sprach es selbst, es kam ihm aus der Brust heraus. Ja, die einfachen Anschauungen und Gedanken, die seinen Gedichten den Inhalt geben, waren auf untrennbare Weise mit diesem Idiom verwachsen, und er hätte sie erst in's Hochdeutsche übertragen, d. h. den Tieck-Meinhold'schen Proceß umkehren müssen, wenn er ihnen das Idiom hätte abstreifen wollen. Darum liegt in dem Eindruck, den sie erregen, durchaus nichts von Affectation, man fühlt die Congruenz zwischen Form und Gehalt heraus. Das Gegentheil gilt von Tieck's treuem Eckart und den Grillenhaftigkeiten, die ihm gleichen und auf ihn folgten; sie wirken, wie das absichtliche Stammeln eines mit ausgebildeten und gefügigen Sprachwerkzeugen ausgerüsteten Menschen wirken würde. In Meinhold's Bernsteinhexe und seiner Sidonia von Bork ist der Eindruck nicht ganz so störend, doch das beweist nur, daß er geschickter imitirt hat; denn Tieck brachte freilich nur einen in jeder Beziehung ungenießbaren Mischmasch zu Stande; er wollte das Verkehrte, und machte es uns dadurch noch widerwärtiger, daß er es nicht einmal erreichte. Für das Theorem selbst kann es nichts beweisen; der Dichter hat mit dieser Art von Illusionsmitteln nicht mehr zu schaffen, wie der Bildhauer mit den Geheimnissen des Wundermannes, der in Wachs boussirt. Willibald Alexis, der in seinem falschen Woldemar einen ähnlichen Versuch machte, hat das schon begriffen, wie seine neuesten Arbeiten zeigen; ich hoffe, Meinhold wird es auch thun. Niemals aber lasse er sich in seiner freien Behandlung des Cynischen irre machen, wie der Unverstand auch dawider eifern mag. Er hat ganz Recht; wo das Cynische nicht als Selbstzweck auftritt, wo es einem höheren

Zweck dient und sich als einzelner Farbenstrich harmonisch im Totalgemälde auflöst, da kann sich nur eine ganz verdorbene Phantasie daran stoßen, nur eine solche, die allenfalls auch in der Sixtinischen Madonna nur ein Weib erblickt, das sich, wie das Kind auf ihrem Arm beweist, einmal in einer interessanten Situation befunden haben muß. Wer kann auf dieses Gesindel Rücksicht nehmen, und ob Legionen davon herumliefen!

Gehen wir jetzt auf die Sidonia von Bork näher ein. Es ist zunächst keine Empfehlung für das Werk, daß es eine Hexengeschichte behandelt und doch drei starke Bände füllt. Denn das Hexenwesen ist an sich so häßlich im weitesten Sinne des Worts, daß das menschliche Gemüth kaum eine lange anhaltende Beschäftigung mit demselben verträgt. Doch dieser Uebelstand hätte allenfalls durch eine hohe Vollendung der Form aufgewogen werden können; der Dichter konnte sich die Theilnahme, die ihm bei der abstoßenden Natur des Gegenstandes nicht freiwillig gezollt wurde, vielleicht mit Gewalt erzwingen. Eine solche Formvollendung werden aber nicht bloß Meinhold's Gegner, sondern auch seine wärmsten Freunde vermissen. Sidonia von Bork bietet uns keineswegs ein in allen seinen Theilen künstlerisch abgeschlossenes Ganzes, das man nur in seiner Totalität bejahen oder verneinen, an dem man aber im Einzelnen nicht markten und mäkeln kann. Sie bringt uns vielmehr eine Reihe von mehr oder minder gelungenen Gemälden, die durch den Charakter der Heldin nur lose mit einander zusammenhängen. Einen lebendigen Menschen muß man hinnehmen wie er ist, oder ihn gehen lassen; man kann nicht mit seinem rechten Arm ein Freundschaftsbündniß schließen und dem linken den Krieg erklären. In einer Gemäldegallerie aber kann man allerdings das eine Bild bewundern und dem andern den Rücken wenden. Die Bernsteinhexe konnte in ihrer hohen Geschlossenheit nur Verehrer oder Widersacher finden. Sidonia von Bork wird ohne Zweifel von Manchem ganz weggeworfen, aber, ich muß es aussprechen, von Niemandem ganz anerkannt werden.

Dieser Punkt ist wichtig. Noch wichtiger ist ein zweiter. Die Bernsteinhexe fordert keinen Glauben für das Hexenwesen; Sidonia von Bork thut es, und in beträchtlichem Grade. Wenn Aristoteles aussprach: das Wunderbare gefalle immer, so fand er freilich nicht nöthig, erst die Gränze zwischen dem Wunderbaren und dem Ungereimten zu ziehen, denn seine Griechen mit ihren klaren Augen und ihrem gesunden Instinct konnten sie gar nicht überschreiten. Auf diese Gränze kommt aber Alles an und ich fürchte sehr, die Hexerei liegt jenseits derselben. Die Kunst darf nach meiner Meinung unter keinen Umständen ihr selbst,

sondern nur dem Glauben an sie Realität einräumen. Dieser Glaube hat Wirkungen gehabt, fürchterliche Wirkungen; er ist ein Element der Geschichte und darum auch in alle Ewigkeit ein Element der Kunst. Der Künstler dagegen, der die Hexerei selbst, die unaufgelöste, nackte Hexerei, zum Mittelpunkt einer Darstellung macht, stellt sein Werk auf eine äußerst gefährliche Spitze, mag er sie nun als ein einmal Sanctionirtes ohne weitere Vorbereitungen und Erklärungsversuche einführen, oder sich, noch schlimmer, bestreben, ihr durch die Anknüpfung an räthselhafte Naturprocesse eine mystische Grundlage zu geben. Bis auf einen gewissen Grad gilt dieß Alles vom Uebernatürlichen überhaupt; ein Kunstwerk, das dessen bedürftig ist, steht nie so hoch, wie eines, das sich ganz auf die reale Welt stützt; die phantastische Komödie, z. B. des Aristophanes, die die reale Welt aufheben darf, weil sie sich selbst auch wieder aufhebt, ausgenommen. Wir zittern zwar vor dem Geist im Hamlet, denn Shakespeare's Genius war mächtig genug, ihn mit Allem, was Grauen und Furcht einzuflößen vermag, zu umkleiden; aber die ungeheure Tragödie hätte vielleicht auch ohne den Geist zu Stande kommen, Hamlets Verdacht hätte auch auf andere Weise erregt werden können, und das wäre so gewiß besser gewesen, als ein Motiv, das allen Zeiten entspricht, einem Motiv vorgezogen zu werden verdient, das von gewissen historischen Voraussetzungen abhängt, in welche eine späte Nachwelt sich nicht ohne Zwang mehr findet. Doch etwas ganz Anderes ist allerdings der Glaube an Geister und etwas ganz Anderes der Glaube an Hexen. Die Mitternachtsstunde, ein Kirchhof werden dem Menschen noch lange die Haare zu Berge treiben, während er den Besenstiel und die Schornsteinhöhle schon jetzt mit der größten Kaltblütigkeit betrachtet und sich auch der Bauer mit den rothen Augen alter Weiber längst ausgesöhnt hat. Der Dichter, der diese Dinge für irgend einen Zweck wieder rehabilitiren will, wagt nicht bloß viel, er wagt zu viel. Denn selbst wenn es gelingen könnte, würde der Eindruck durch die sich aufdringende Reflexion, daß eine große Kraft für etwas durchaus Nichtiges angestrengt und also verschwendet worden sei, gestört werden.

An der Bernsteinhexe ist dieß das Rührende und Erschütternde, daß die Heldin bei der reinsten Unschuld und dem höchsten Seelenadel theils durch den verhängnißvollen Bernsteinfund und dessen gemißdeutete und doch so einfache Consequenzen, theils durch die allgemeine Verblendung des Jahrhunderts, der sich Niemand, der sich ihr eigener Vater nicht einmal ganz zu entziehen vermag, in ihr finsteres Schicksal verstrickt wird. Mit



der Sidonia von Bork verhält es sich ganz anders. Als Kokette beginnt sie; schon am Schluß des ersten Bandes ist sie eine der gemeinsten Unzucht pflegende und dabei ertappte Buhlerin; darauf begibt sie sich in ein Frauenhaus, wird, auch hier wieder verjagt, Räuberbraut, verschwindet auf dreißig Jahre, taucht wieder auf und endet als Klosterhexe, die trotz ihres adeligen Herkommens verbrannt wird. Ein so würdeloses Geschöpf, das uns am Anfang seiner Laufbahn nicht durch gewaltige Leidenschaften fesselt, und uns am Ende derselben eben so wenig durch dämonische Größe imponirt, kann kein nachhaltiges Interesse einflößen. Der Verfasser sucht seine Sidonia als ein Produkt einer elenden Erziehung und der ihr durch diese eingeimpften Gottlosigkeit hinzustellen; aber wir schütteln den Kopf zu dieser mißlichsten aller Motivirungen, die in gut Pestalozzisch-Fichteschem Sinne den Menschen zu einer Art von Thon in Schulmeisterhänden herabsetzen möchte, und wir sind und bleiben der Ueberzeugung, daß die Verderbtheit bei diesem Weibe in Herz und Nieren saß, und daß Sidonia durch rechtzeitige Anwendung des Katechismus Gerschovii so wenig zu ändern und zu bessern gewesen wäre, wie die Distel durch Abschneiden ihrer ersten Schößlinge in eine Rose umzuwandeln ist. Nein, so steht es nicht mit der menschlichen Natur; wenn es aber auch so mit ihr stünde, so könnte es doch nie den Vorwurf einer ästhetischen Darstellung abgeben. Unerhört ist es auch, daß der Verfasser die Heldin in einem Moment, wo man es am wenigsten erwartet, auf volle dreißig Jahre verschwinden, und sie erst als eine Art von Fossil wieder zum Vorschein kommen läßt. Als vollendetes Scheusal steht sie nun da; wie sie es wurde, erfahren wir nicht, die psychologischen Umbildungsprocesse werden uns vorenthalten, dennoch müssen wir sie noch ein ganzes Alphabet hindurch begleiten und zusehen, wie sie tolles und nichtswürdiges Zeug treibt. Das ist ein Mißgriff unglaublicher Art. Nein, lieber Meinhold, wie ein Mensch Hiäne wird, das kann uns interessiren, aber nicht, wie er als Hiäne wüthet.

Ein milderes Urtheil über den Hauptcharakter des dreibändigen Werks ist nicht möglich. Daraus folgt jedoch nur, daß der Hauptcharakter die schwächste Seite desselben ist. Die ehrliche Kritik durfte diese Seite nicht verhüllen, aber mit Freuden sieht sie von ihr ab und deutet auf die stärkeren und gelungeneren hin. Der Roman kann freilich bei einem solchen Hauptcharakter auf den Namen eines geschlossenen, in allen Theilen durchgebildeten Kunstwerks keinen Anspruch machen, und schon deßhalb hätte ich ihn unter die Bernsteinhexe setzen müssen. Aber er enthält Partieen, die vortrefflich sind, und die den Zweifel, ob

Meinhold wirklicher Verfasser der Bernsteinhexe sei, selbst bei dem Ungläubigsten, jeder anderen Argumentation Unzugänglichen, beseitigen müssen. Am besten dürfte er als ein Sittengemälde des sechzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen seyn. In diesem Sinne leistet er Außerordentliches; aber auch an Charakteren, an vollendeten Gestalten von Fleisch und Blut fehlt es nicht.

Ich lasse eine Probe folgen, damit der Leser Gelegenheit erhalte, über das so hart verunglimpfte Werk, das, Dank dem gegen den Verfasser aufgebrachten Troß der Afterkritiker, schon wieder vom Büchermarkt zu verschwinden droht, selbst zu urtheilen. Ich wähle das achtzehnte Capitel des zweiten Bandes, welches das Ende des jungen Appelmann, des Verführers der Sidonia, erzählt. „Mein Bub hält aber ein gut Endeken vor dem Kruge still, dieweilen er wohl wenig Guts auguriret, sendet auch vorbenannten Prusky füraus, umb zu erkundigen, ob das Geld vor ihn bereits angekommen. Denn sie sehen, daß annoch ein hell Licht in der Stuben brennet, item hören sie deutlich noch Stimmen zu so später und nachtschlafender Zeit. Kehret der Prusky auch alsobald zurücke: ja es wären etliche Männer von Stargard in der Krugstuben, und sagten, daß sie Geld brächten vor den jungen Bürgermeister. Hei wie eilig ist mein Bub anjetzo vom Wagen gesprungen, hebet auch Sidoniam abe und gebeut den anderen hierzwischen das Fuhrwerk zu bewachen. Aber was geschieht? Wie mein Bub hereingetreten, fassen ihn gleich an die fünf, sechs Bürgern, binden ihm Hände und Füße und befehlen ihme sich geruhlich hinter den Tisch auf eine Bank zu setzen, bis sein Vater käm. So schimpfet nu mein Bub, so viel er kann, und als Sidonia gewahr wird, daß sie abermalen betrogen, will sie fein stille sich wieder aus der Thüren und auf den Wagen schleichen. Aber die andern verschreiten ihr den Weg, und wenn sie auch nicht wölle einen hanfernen Armband haben, sölle sie sich ebenmäßig still verhalten und auf die andere Bank setzen. Und fräget sie vergeblich: was solches bedeute? item fräget mein Bub vergeblich; denn Niemand antwortet ihnen. — Hat auch nit gar lange gewähret, als man höret, daß abermalen vor der Thüren ein Wagen stille hält, mehrere Stimmen näher kummen, und ach wehe, als die Thüre sich offen thut, tritt erstlich der alte Bürgermeister Appelmann herein mit Mag. Vilo, Diacono zu St. Johannis, welchem der Scharfrichter folget, mit sechs Gesellen, so einen schwarzen Sargk tragen. Als dieses mein Bub siehet, wird er so blaß als ein Laich und zittert wie ein Espenlaub, ist auch keines Wortes mächtig, sondern sinket mit dem Rücken an die Wand. Ebenmäßig ist das

ganze Zimmer stille, und Sidoniä ergehet es nicht besser, denn ihrem Buhlen. In währendem die Gesellen aber den Sargk zu Boden setzen, tritt der alte Vater an den Tisch und spricht also: o du ruchloses Kind, du dreimal verlorener Sohn, wie oft hab ich dich vergeblich zu corrigiren versuchet und deinen Versprechungen getrauet; du bist nicht besser, du bist immer ärger worden, und das Gift deiner Bosheit hat von Tag zu Tag zugenommen, wie das Gift der jungen Otter. An deinen ruchlosen Händen klebet so viel Raub, Mord und Unzucht, daß es nicht auszusprechen. Ich sprich nicht, was du zuvor gethan; denn sonst würde die Nacht darüber verstreichen, ich sprich nur was du letzlich wieder in Polen verbrochen, so mir der alte Elias von Wedel gestern selbsten in Stargard erzählet. Leugne, wenn du solches im Angesicht deines Todes und deines Sargs zu thun vermagst, daß du in Polen von denen Lanzenknechten, unter welche du dich gegeben, mit zween deiner alten Gesellen böslich und heimblich entwichen, gen Lembrowo zu dem Voigt des alten Elias kommen bist, und dieweilen er dich als seinen Landsmann auf- und angenommen, selbigen fast zu Tode geschlagen, daß er Geld schaffen müsse und darauf, weil es vergeblich gewest, ihme Rinder und Pferde wegkgetrieben hast. Item läugne wenn du kannst, daß du darauf dem alten Elias in Nörenberg, den du im Busch auf der Jagd angetroffen, noch gehöhnet und ihne gefraget: was er vor sein Ackerwerk Lembrowo in Polen fordere, so wöllest du's ihme abkaufen, angesehen dein Vater dir das Geld dazu versprochen. Item läugne, wenn du kannst, daß du an mich einen Brandbrief geschrieben, und wenn ich dir nit in dieser Nacht hundert Thaler gen Bruchhausen sendete, wölltest du mir einen rothen Hahn auf meine Schäferei und Scheunen setzen, was so viel heißet, als der ganzen guten Stadt Stargard, inmaßen es dir nit verborgen ist, daß meine Scheunen mit denen Scheunen der anderen Bürgern zusammenstoßen. Kannstu dieses Alles läugnen, du verlorner Sohn, so läugne es einmal? Als dieß mein Bub höret, vermeinet er wohl widder mit seiner alten Schalkheit durchzukommen, wirft sich zu Boden, kreucht unter dem Tisch durch zu den Füßen seines Vatern, heulet: ach ja, es wäre Alles also, aber seine Sünden wären ihme sehr leid, wölle auch gewißlich umbkehren und sich bessern, sein gestrenger Vater sölle ihme nur noch einmal vergeben. Aber Sidonia schreiet davor laut auf, und dieweilen der alte Bürgermeister ihr noch nicht in seiner Trübsal entwahr worden, wendet er seine Augen nunmehro zu ihr und spricht: o wehe, diese fürnehme Jungfer hast du gottloser Sohn auch noch umb dich, ich vermeine, sie wäre in Saatzig, oder ist sie allbereits dein

Weib worden? ille: Ach nein; er wölle sie aber des nächsten heiraten, umb seine Scharten wieder auszuwetzen. hic: Auch dieses hastu schon zehnmal vergeblich versprochen, und mehret es deiner Sünden Menge, daß du wie alle Lotterbuben den heiligen Ehestand geflohen bist, und dich in dem Pfuhl der Unzucht mit jeder Sau gewälzet hast, die deinen ehebrecherischen und hurerischen Augen begegnet ist. ille: Ach ja sein herzlieber Vater hätte immer recht, er wölle sich aber sicherlich bessern, und damit er säh, daß es ihm Ernst sei, könne M. Vilus ihn alsogleich mit der Sidonia vertrauen. hic: Es ist anjetzo zu spat. Ich rathe dir, laß deine arme Seel lieber mit deinem Heiland vertrauen und gehe in dich, wie der reuige Schächer. Siehe allhier ist ein Priester und dorten ein Sargk. Jetzunder hat aber der Scharfrichter den alten betrübten Vater unterbrochen, sagende: der Sarg wäre zu kurz, wie er Sr. Gestrengen gleich gesaget, er es aber nicht glauben wollen. Wo er mit dem Kopf bleiben solle? Er müßte ihm selbigen schier zwischen die Beine stellen. Oder: unter den Arm könnet Ihr ihm den Kopf ja auch geben, hat ein Anderer vermeinet, und Andere wieder ein Anderes, so daß ein groß Gemürmel entstanden. Aber der alte betrübte Mann hat sie alsbald bedräuet, und ob sie ihme ganz sein Herz brechen wöllten? Das hätte ja Zeit bis nachhero. Hat sich hierauf widder an seinen ruchlosen Sohn gewendet, und ob er sich bekehren und den Leichnahm und das Blut unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi als ein Zehrgeld mitnehmen wölle auf seinen langen Weg, so solle er mit dem Priester in ein Kämmerlein beten gehen und seine Sünden bereuen; noch wär's Zeit. ille: Ach er bereue allbereits seine Sünden genug. Was er denn aber so Großes verbrochen, daß sein eigener Vater, der ihn gezeuget, nach seinem Blut begierig wär? Die Gerichtsstuben- und Kanzeleien wären ja geschlossen und Recht und Gerechtigkeit im Pommerlande aufgehoben, so wär's ja nit zu verwundern, daß das Faustrecht widder aller Orten gelte, wie hiebevor. hic: Daß Recht und Gerechtigkeit im Lande aufgehöret, ach wehe, wäre wahr! Solches hätte er aber mit nichten zu verantworten, besondern Seine fürstliche Gnaden in Stettin. Aber eben weilen sie aufgehöret, müsse er als eine gerechte Oberkeit sie üben und söllt es an seinem leiblichen Sohn geschehen; denn der Herr der gerechte Richter, der starke und eifrige Gott riefe ihm in seinem Worte alle Tage zu: keine Person sollt ihr im Gericht ansehen, sondern sollt den Kleinen hören wie den Großen und vor Niemands Person euch scheuen. Denn das Gerichtamt ist Gottes. Wehe daß sein Landesfürst solches nit bedächte und ihn elendigen Richter zwänge seine Vaterhände mit dem Blut seines Sohnes

zu besudeln. Aber hätte der gerechte Abraham im Glauben überwunden, daß er umb Gott zu gehorsamen, sein unschuldig Kind gebunden und sein Messer auf ihn gezücket, würd ers auch im Glauben überwinden, daß er gegen sein schuldig Kind das Messer zücken ließe, umb dem Worte des Herrn zu gehorsamen. Er sölle sich fertig machen und diesem Diener Gottes in ein Kämmerlein folgen. Als mein Bub solches höret und seinen Vater durch Nichtes erweichen kann, hat er angehoben, also gräßlich diesen seinen Vater, item die Stunde seiner Zeugung und seiner Geburt zu verfluchen, daß Männiglich sich die Haare zu Berge gesträubet, insonderlich als er letzlich den Teufel angerufen ihm zu helfen und seinen geitzigen und grausamen Vater vor seinen Augen zu hohlen, dieweil er blutdürstiger wär denn die wildesten Bestien, von denen man nimmer gehöret, daß sie ihre eigene Brut gewürget, wie er es wölle. Komm Teufel, hat der abscheuliche Unhold geschrieen, wenn du da bist und mache mir die Freud und würge diesen blutgierigen Sünder vor meinen Augen ab, davor ergeb ich mich dir auf ewig mit Leib und Seele. Hörestu Satan, komm und würge meinen Vater und meinethalben Alle, welche ausgegangen sind mich zu tödten, nur laß mich selbsten noch eine Zeit lang allhie in deinem Dienst verbleiben, nachgehends folg ich dir williglich. Als nu Aller Augen sich für Furcht und Entsetzen auf die Stubenthür gerichtet, Satan aber mit nichten kommen (dieweil es der gerechte Gott ihm wohl nicht gestattet; denn sonst, achte ich, hätt er die gute Mahlzeit sicherlich nicht verschmähet), zittert der alte Mann, welcher bei dem erschröcklichen Fluchen seines Sohnes immer kleiner worden, wies den Anschein gehabt, samblet sich aber alsbald, leget seine bebenden Hände auf desselbigen Haupt und hat unter lautem gemeinem Wehklagen und Heulen also angehoben zu beten: „O du gerechter und allmächtiger Gott, der du die Lügner umbringest und Gräuel hast an den Blutgierigen und Falschen, verschleuß deine gerechten Ohren vor dem erschröcklichen Fluchen meines falschen Sohnes. Gedenke, mein Gott, wie dein Wort besaget: „Die Weisheit kömmt nicht in eine boshafte Seele und wohnet nicht in einem Leibe der Sünde unterworfen.“ Allein wenn du nur willt, kann weise werden, was thöricht ist, und der Leib der Sünder ein Tempel des heiligen Geistes. O Herr Jesu Christi, du himmelreicher König, hastu kein Tröpflein lebendigen Wassers, hastu kein Körnlein stärkenden Mannas mehr für diese boshaftige und thörigte Seele? O Herr, der du mit einem Blick deiner heiligen Augen den verleugnenden Petrum erwecktest, daß er hinausging und weinete bitterlich, hast du keinen Blick deiner heiligen Augen für mein verleugnend Kind

mehr, daß auch er hinausgehe mit diesem deinem Diener und weine bitterlich? O Herr, der du mit einem Blick deiner heiligen Augen den armen Schächer am Kreuze erweckteſt, daß er in sich schlug, wie der verlorne Sohn, haſtu keinen Blick deiner heiligen Augen mehr für diesen armen Schächer, für diesen verlorenen Sohn, der in Angesicht des Todes seinen Vater verflucht und dem Feind des Menschen sich mit Leib und Seele ergiebet? O heiliger Geist, der du wie der Wind fähreſt, wohin du willt, komm lieber Herr Gott, verachte dies unwürdige Gefäß nicht, das du und ich erschaffen, laß es nur einen Augenblick deine Wohnung, deinen heiligen Tempel sein, und sein Herze in der Todesnoth deine Süßigkeit und den himmelhohen Trost des Evangelii kosten. O du heilige Dreifaltigkeit, die du mich gestärket und aufrecht gehalten in so viel Sorgen und Trübsal, in so viel Schimpf und Schand, in so viel Wachen und Beten, wie allhier bei dem erschröcklichen Fluch meines Sohnes, komm und sprich das Amen zu dem letzten Segen, den ich armer Vater ihm für seinen Fluch ertheile. Ja, Johannes, der Herr segne dich und behüte dich auf deinem letzten Gange. Ja, Johannes, der Herr erleuchte sein Angesicht über dir und sei dir gnädig in deiner Sterbensnoth. Ja, Johannes, der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden unter der Erden und Frieden über der Erden. Amen. Amen. Amen.» Als der alte zitternde Mann also gebetet, hat sein Sohn ebenmäßig gezittert und wie Männiglich laut geheulet, worauf er dem Priester stumm und freiwillig in ein Kämmerlein gefolget ist. Hierzwischen hat der Alte widder Sidoniam fürgenommen, und warum sie nicht mehr in Saatzig bei ihrem rechtschaffenen Vetter wär? So hat sie ihm heulende Alles verzählet, was sein ruchloser Sohn angehoben, umb sie abermalen zu seinem Willen zu bringen, item ihne gebeten, sie geruhiglich ihrer Straßen ziehen zu lassen, gen Zachow uf ihre beeden Bauerhöf. Solches hat aber der alte Mann verredet. Nein, mit nichten, an ihr wär so wenig ein gut Haar, als an seinem Sohn. Sie sölle sehen, wie ihm das Haupt abgeschlagen würd, ob sie vielleicht ein Exempel daran nehmen möchte. Hat auch gleich einem Bürger Befehlig geben, wenn die Execution für sich ginge, sie bei der Hand zu greifen und auf die Gerichtsstätte zu geleiten. Die Kuhle müßte gleich fertig sein, so er seinem Sohn in einer Ecken des Kirchhofen graben ließ, und vor dem Kirchhof auf dem Anberg, wo auch allbereits ein Fuder Sand liegen müßte, sölle die Hinrichtung für sich gehen. Mittlerweilen ist der arme Sünder mit M. Vito wieder aus der Kammer kommen, seinem elendigen Vater, welcher hierzwischen auf eine Bank gesunken, zu Füßen

gefallen und hat mit dem verlorenen Sohn gerufen: Vater ich habe gesündiget in dem Himmel und für dir, und bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße, hat ihm auch die Schuh geküsset und sie mit seinen Thränen benetzet. Dieweilen aber sein Vater wohl vermeinet, es wäre wieder Verstellung, hat er nichts Sonderbares ihme zur Antwort geben, worauf der arme Sünder ufgestanden, einem Jeglichen in der Stuben die Hand gereichet, und daß sie ihme das Aergerniß, so er geben, aber mit seinem Blute zu büßen gesonnen wär, um Gottes willen vergeben wöllten. Item ist er ebenmäßig zu Sidonia getreten, seufzende: sie hätte ihm wohl am meisten zu vergeben, ach wehe! doch ob er sich auf seinem letzten Gang nicht auch ihrer Vergebung getrösten dürfte, wölle ihr auch am Throne Gottes gedenken etc. Doch Sidonia hat seine Hand wegkgestoßen: er sölle sich schämen, wäre wie ein alt Weib, und ob er denn nicht vermerke, daß sein Vater ihn bloß schrecken wölle? Denn wär es selbigem ein Ernst, so wäre er ja noch ärger, als weiland ihr eigener Rabenvater, der ihr doch noch von allem Reichthumb zween Bauerhöfe gelassen und ihr arm Leben obendrein. Hierauf hat der arme Sünder zu Antwort geben: nicht also, ich kenne meinen Vater, und mir geschiehet ganz recht, darumb will ich gerne sterben in dem Glauben an meinen Erlöser, dessen Leichnahm meinen armen Leichnahm in der Erden bewahren wird. Denn hätt ich auch kein ander Bubenwerk vollenführet, der Fluch, so ich über meinen Vatern ausgestoßen, machet mich allein des Todes würdig, wie geschrieben stehet: wer Vater oder Mutter fluchet, der soll des Todes sterben. Als solches der alte Mann höret, beschleußt er, seinen Sohn in Versuchung zu führen, dieweilen er noch immer gläubet, es sei Verstellung und unmöglich, daß die Allmacht Gottes plötzlich aus einem Ungerechten einen Gerechten, aus einem Todten einen Lebendigen, aus einem Kind der Höllen ein Kind des Himmels machen könne. Spricht also: wie mich bedünket, mein Sohn, ist nunmehro deine Buß aufrichtig, was meinestu, wird sie also bleiben, wenn ich dir annoch das Leben schenke? Hiezu hat Sidonia aufgelachet und gesprochen: da sähe er ja, daß sie Recht gehabt, und alles nur Affenwerk von seinem Vater wär. Aber der arme Sünder hat sich nicht an ihr Lästern gekehret; ist stille worden, hat sich uf eine Bank gesetzet, das Gesicht mit den Händen bedecket, laut geschlucket und letzlich also zur Antwort geben: ach Vater, das Leben ist süß und der Tod ist bitter, aber seit der heilige Geist mit dem Leichnahme meines Herrn bei mir eingekehret, sprich ich: der Tod ist süß und das Leben ist bitter. Nein nur wegk mit meinem Kopf! Ich sehe ein ander Gesetz in meinen

Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüthe und nimmt mich gefangen in der Sünden Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. Denn seh ich ein Dirnlein, so steigt mir das Blut zum Herzen, und das Zittern der Lust überfällt mir alle Glieder; seh ich ein volles Faß, so läuft mir das Wasser in den Hals und ich kann nicht widerstreben; seh ich das lachende Gut meines Nächsten, so zeucht mir der Krampf die Finger krumm, umb es zu ergreifen. Ich elender Mensch, wer will mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? Ihr wollts, mein viellieber Vater, Ihr wollet mich wieder von dem Leibe dieses Todes erlösen, den Ihr einstens mir gegeben. Ach kummet und erbarmet Euch und erlöset mich balde! — Als dies der alte Vater gehöret, ist er aufgesprungen, wie ein Jüngling, hat vor Wehmuth laut geschlucket, seinen verlorenen Sohn, wie der im Evangelio an sein Herz gedrücket und ausgerufen: o Freunde sehet, dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist wiederfunden worden. Ja sehet Alle, daß bei Gott kein Ding unmöglich. O du heilige Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und heiliger Geist, nu habe ich weiter nichts mehr zu bitten, als daß du mich noch einmal erhörest und mich selbsten auch recht balde erlösest aus dem Leibe dieses Todes, auf daß ich auch anheben kann wie der Vater im Evangelio fröhlich zu seyn, und das Gesänge und den hellen Reigen deiner heiligen Engel umb meinen wiedergefundenen Sohn zu hören und zu sehen. Hierauf hat der arme Sünder gerufen: lasset mich jetzo gehen Vater, sehet, das Morgenroth scheinet bereits durch die Fenster: Lebt wohl Vater! durch die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes hat mich auch besuchet der Aufgang aus der Höhe und ist erschienen deme, der gesessen in Finsterniß und Schatten des Todes. Darumb den Kopf wegk in diesem hellen frühen Morgenroth, auf daß auch meine Füße endlich gerichtet werden auf den Weg des Friedens. Hierauf hat der arme Sünder M. Vitum bei der Hand gegriffen, der auch laut geschlucket, ebenmäßig der Bürger Sidoniam, und haben die Knechte mit dem Sargk und dem Scharfrichter nachfolgen wollen; aber der alte Mann, so auf eine Bank gesunken, hat seinen Sohn, welcher schon aus der Thüren gewesen, noch einmal zurücke gerufen, item den Scharfrichter gebeten, daß er noch eine Weil bleiben müge. Denn es ginge ihm bei, daß sein Sohn im Nacken eine Wehne hätt. Er sölle doch erstlich zusehen, obs ihm nit hinderlich wär beim Köpfen, ach wehe, wenn er zwei- oder dreimal hauen müßte, ehender der Kopf fiele! So hat nu der Scharfrichter sogleich dem armen Sünder, welcher durch die wunderbare Gnade des Allmächtigen stärker denn Alle gewest, das Halstuch abge-

löset, die Wehne befühlet, und zur Antwort geben: nein, die Wehne säß dicht am Hinterkopf, er werde aber den Hals in der Mitten nehmen, wie er ohnedieß immer zu thun gewohnt. Seine Gestrengen müge ganz geruhig sein, er wölle sein Leben verpfänden, daß der Kopf mit einem Schlag zu Boden fiele. Dieser wär der 150ste, und noch nimmer hätt es ihn betrogen. Hierauf bindet sich der arme Sünder das Halstuch wieder umb, greift abermalen M. Vitum bei der Hand, spricht: gute Nacht Vater, vergebet mir noch einmal, was ich gethan!» und geht rasch und ohne auf die Antwort seines Vaters zu warten, widder zur Thüren hinaus, in währendem die Andern ihm alle folgen. Mittlerweile hat aber der elendige Vater eine große Unruhe betrieben. Hat an die dreien Malen den Spruch gebetet: keine Person sollt ihr im Gericht ansehen, sondern sollt den Kleinen hören, wie den Großen, und vor Niemands Person euch scheuen; denn das Gerichtsamt ist Gottes; dann wieder Gott angerufen, daß ers dem Fürsten vergeben müge, daß er Recht und Gerechtigkeit im Lande ufgehoben und ihn gezwungen, das Kind seines Leibes umzubringen (daß der gerechte Gott sich aber davor bedanket, wird man weiters hören); ein Weil die Krügersche aus der Thüren geschicket, umb über den Zaun zu schauen, ob der Kopf bereits wegk, ein Weil wieder umb seinen Tod gebeten, und daß er seinem armen Sohn, der ihne nie erfreuet, denn durch sein Sterben, bald nachfolgen müge aus diesem Jammerthal. — Selbiger Sohn ist aber standhaft verblieben bis an sein Ende. Denn als man beim Kirchhof ankommen, hat er zum ersten stille das Fuder Sand betrachtet, darauf gebeten, ihn zuvor noch auf den Kirchhof zu führen, umb sein Grab zu sehen. Und dieweilen dicht bei selbigem Grabe eine Tafel gestanden, auf welcher ein Mann abgemalet gewest, der für einem Crucifix knieet, hat er gefraget, wer allhie sein Bettgenosse wär? worauf M. Vitus zur Antwort geben: Es wär ein Rector scholae aus Stargard, der sich in Bruchhausen zur Ruh gesetzet und auch daselbsten verstorben sei, ein weiland gar gelahrter Mann. Darüber ist der arme Sünder ein Weil still worden und hat alsbald dieses schöne Distichon gesprochen, das ihme ohne Zweifel der heilige Geist auch eingegeben, umb aus allen gelahrten Sündern, so es lesen, den Hochmuthsteufel zu treiben:

Quid juvat innumeros scire atque evolvere casus,
Si facienda fugis et fugienda facis?

Hierauf hat er noch einmal einen Blick in sein Grab gethan, den Scharfrichter gebeten, ihme den Kopf nur nicht zwischen die Füße zu setzen, ist rasch vom Kirchhof gangen, und als er bei

dem Sandhaufen angelanget, hat er gerufen: anjetzo mit Gott! worauf M. Vitus ihn noch einmal eingesegnet und also gesprochen: o Gott Vater, der du diesen verlornen Sohn zur Umkehr gereizet und diese thörigte Seele mit deiner Weisheit erfüllet hast; o Jesu, du Sohn Gottes, der du in Wahrheit deine heiligen Augen zu ihm gewendet, wie zu dem verleugnenden Petro und zu dem sterbenden Schächer; o heiliger Geist, der du nicht verschmähet diesen armen Sünder zu deinem Tempel zu machen, damit er noch in der Todesnoth deine Süßigkeit und den himmelhohen Trost des Evangelii empfinde, o du hochgelobte, heilige Dreifaltigkeit dir, dir, dir, deiner Gnaden, deiner Kraft, deinem Schutz übergebe ich diesen Sterbenden in seiner letzten Noth. Hilf ihm lieber Herr Gott, Kyrie eleison! Gieb deinen heiligen Engeln Befehl, seine arme Seel zu tragen in Abrahams Schooß. Ach komm Herr Jesu, hilf ihm lieber Herre Gott, Kyrie eleison. Amen. Und hierauf hat er ihn noch einmal gesegnet. Als jetzo der Scharfrichter angehoben, ihm den Rock auszuziehen und das Halstuch abzulösen, selbiges aber ihme wieder umb die Augen zu binden, hat Mag. Vitus weiters gesprochen: nu gedenket an die heiligen Märtyrer, welchen Basilius magnus den schönen Leichensermon gehalten, dieweilen sie gesprochen, als sie sich zu ihrem Tode ausziehen mußten: non vestes exuimus, sed veterem hominem deponimus, worauf er noch unter dem Tuch, so der Scharfrichter ihme breit über die Nase und Kinn gezogen, eine lateinische Antwort gegeben, so aber Niemand mehr verstanden, und darauf niedergekniet ist, in währendem Mag. Vitus gebetet:

»Wenn mein Mund nicht kann reden frei,
Dein Geist in meinem Herzen schrei.
Hilf daß mein Seel den Himmel find,
Wenn meine Augen werden blind.
Zur Reise ist mein Herz sehr matt,
Der Leib gar wenig Kräfte hat,
Allein mein Seele schreit in mir:
Herr, hohl mich heim, nimm mich zu dir!«

und haben Alle, so dabei gestanden, als ein wunderliches Zeichen Gottes angesehen, daß, als nunmehro der Scharfrichter ausgeholet, Kopf und Sonne sich zugleich haben sehen lassen, der Kopf auf der Erden und die Sonne über der Erden. Alle sind verstummet, in währendem das Blut aus dem Rumpfe geschossen; nur Sidonia hat hell aufgelachet und gesprochen: „bekehrter Hund!» und in währendem man gesungen: „Nun bitten wir den heiligen Geist!» (hiebei hat der Scharfrichter den Küster gespielet, wie er auch sonst zu thun gewohnt gewest) ist sie wegkgelaufen, und in 80 Jahren, wie man weiters hören

wird, hat Niemand erfahren, wohin sie gelaufen, oder wo sie ihren Aufenthalt gehabt, wiewohlen sie sich ostermalen wie ein erschröcklich Gespenste hier und dorten hat sehen lassen. Summa: Hierauf hat man den elendigen Leichnam in den Sargk geleget, und dieweil es sich in Wahrheit befunden, daß selbiger Sargk zu klein gewest, der arme Sünder aber den Kopf nit hat zwischen die Füße haben wollen, hat man ihme selbigen auf den Bauch gesetzet — ihn seine Hände rund um den Kopf falten lassen und ihn also beerdiget. Den alten Vater aber anlangende, so ist er froh gewest, als es fürüber, hat über die Standhaftigkeit und den Glauben seines Sohnes gefrohlocket, Gott abermalen gedanket, und ihne nur um baldige Nachfahrt angerufen, und ist darauf sogleich wieder nach Stargard zurücke gefahren. Zum Schlusse will ich nur noch notiren: daß der barmherzige Gott diesen getreuen Knecht auch erhöret, anerwogen er kein volles Jahr seinen Sohn überlebet, sondern nach einem kurzen Krankenlager seliglich in seinem Erlöser entschlafen ist.»

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Keiner, der dieses Fragment las, das Ganze ungelesen lassen wird. Die Ausstattung ist brillant und ein zwiefaches Porträt der Sidonia hinzugefügt, eines, das sie als Fürstenbraut, ein zweites, das sie als Hexe darstellt. Wenig neu erschienene Bücher möchten sich so gut zu Geschenken eignen.

Dr. Friedrich Hebbel.

Art. X. Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwigs des Frommen bis zum Ende Conrads I. (840—918). von A. Fr. Gfrörer. Freiburg im Breisgau 1848. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von dem Vorhandenseyn politischer Zwecke unter dem Deckmantel dieser kirchlich-dogmatischen Bewegung ist der Hr. Verf. bei sich so vollkommen überzeugt, daß er über Stellung und Absichten der Parteien und über die ihren Führern zugetheilten Rollen mit gleicher Entschiedenheit urtheilt, als bewegte er sich auf dem Boden unzweifelhafter Thatsachen. Somit wäre der ganze Streit der Tummelplatz der böswilligsten Arglist gewesen; er wäre zu keinem anderen Zwecke angefacht und unterhalten worden, als um den Feuerbrand religiöser Zerwürfnisse unter die Völker zu schleudern und die politische Zerstückelung des Reiches Neuster anzubahnen. Beide Brüder, Lothar und Ludwig, hätten sich bei dem Unternehmen auf gleiche Weise betheiliget und an die Spitze einer verrätherischen Partei von

Kirchenfürsten gestellt, nur habe Ludwig sein Spiel besser zu verbergen gewußt, indem er den Mainzer Metropoliten als Vermittler und zugleich französischerseits den Metropoliten Wenilo von Sens und Rothad von Soissons als Werkzeuge benützte.

Daß die beiden letztgenannten Männer eine mehr als zweideutige Rolle gespielt haben, ist in der That nicht zu läugnen. Abgesehen von der Urheberschaft, die ihnen hinsichtlich des groben Betruges der Pseudo-Isidorianer zur Last gelegt wird, so ist es durch unbezweifelte Zeugnisse erwiesen, daß sie, als die einzigen geistlichen Mitverschworenen der deutschen Partei in Neustrien, offenen Verrath an ihrem Könige geübt und Ludwig den Deutschen bei seinem Einfalle in Neustrien auf eine werkthätige Weise unterstützt haben.

Dagegen möchten wir das unsers Bedünkens allzu strenge Urtheil, das der Verf. bei derselben Gelegenheit über den Erzbischof Hraban von Mainz ausspricht, und hinter dessen Handlungsweise er die abscheulichsten Beweggründe vermuthet, nicht wohl unterschreiben, und eine apodictische Verdammung, so lange noch eine mildere Auslegung möglich ist, nicht am Platze finden. Wir können uns nicht für überzeugt halten, daß das, was er that, auf ehrlose und tief durchdachte Ränke zu deuten sei, daß er, ein willenloses Werkzeug in den Händen des deutschen Königs, den Schutz, den ihm dieser nach dem Sturze seiner Partei am Hofe Lothar's gewährt, durch eine verbrecherische Verhöhnung seiner Priesterpflicht und Hintansetzung seines geistlichen Hirtenamtes habe entgelten müssen.

Die ihm zur Last gelegten Verbrechen beschränken sich auf die Auslieferung Gottschalks an den Erzbischof Hinkmar und auf die Opposition, welche er gegen letzteren im Abendmahlsstreite und in der Frage der Chorbischöfe an den Tag legte. Allein dieß Alles läßt sich gleichwohl ohne Verdächtigung seines sittlichen Werthes und seines Priesteramtes erklären. Die Auslieferung des händelsüchtigen Mönchs erfolgte ohne Zweifel, weil ihm über den Angehörigen eines fremden Sprengels kein Strafamt zustand. Wenn er auf ergangene Anfragen über dogmatische Streitfragen eine ausweichende Antwort ertheilte, so mochte nach seiner Ueberzeugung die volle Wahrheit nicht auf Seiten der Fragenden seyn; eben so konnte er das Institut der Chorbischöfe nach der ursprünglichen Idee der Gründung in Schutz nehmen, ohne daß daraus auf seine Gemeinschaft mit den Umtrieben, in welche die neustrische Fraction sich stürzte, zu schließen wäre.

Endlich verdient noch ein anderes Element, das bei jener Bewegung gleichfalls mitbetheiligt war, erwähnt zu werden, und

zwar der hohe Adel von Neustrien. Zwar stand er nicht in erster Linie, er führte nicht selbst die Feder, griff nicht unmittelbar ein in den dogmatischen Streit, oder prunkte mit biblischer Gelehrsamkeit. Desto gieriger aber harrte er, in zweiter Linie hinter den mißvergnügten Clerikern und Mönchen stehend, des Augenblicks, wo die reiche und mächtige Hochkirche Neustriens in Trümmer gehen würde, um sich der ansehnlichen Beute, die in Aussicht stand, zu versichern. Es fehlte ihm auch nicht an scheinbaren Ursachen zu bitterem Grolle. Er konnte es nicht verschmerzen, daß der hohe Clerus das königliche Sendbotenamt an sich gebracht und beinahe die ganze Verwaltung in seine Hand genommen hatte. Er haßte ihn wegen seiner Allgewalt und beneidete ihn wegen seines Güterbesitzes. So bereitwillig er also seine meuterischen Hände dem ländersüchtigen Ludwig dem Deutschen bot, so gern er dessen Unternehmung auf Neustrien sah und unterstützte, in der Voraussicht auf Gewinn und Lehenerwerb: eben so schadenfroh gewahrte er den um sich greifenden Zwiespalt zwischen dem niedern und höhern Clerus, wobei er klug berechnete, daß der fetteste Theil der Beute ihm selbst zufallen werde.

Wie erhaben dagegen stellt sich uns der Mann dar, an dessen überlegener Kraft alle diese Stürme sich brachen, der hier die Heiligkeit des Dogma und die Unantastbarkeit der Kirche verfocht, dort die geheimen Ränke niederschlug und das ganze Netz der Arglist und Meuterei kühn und erfolgreich zerriß. Einzeln steht er, ungebeugt und ungebrochen, einer ganzen feindlichen Welt gegenüber; gleich groß als Kirchenfürst, als Gelehrter und Staatsmann, läßt er selbst Könige die Macht des Wortes fühlen.

Es war im Jahre 858, als Ludwig der Deutsche, nachdem er Jahre lang durch geheime Umtriebe den Verrath vorbereitet, mit Heeresmacht in Neustrien einfiel, die Huldigung der treulosen Vasallen gegen Zusicherung großen Lehengutes entgegennahm und sich im Geiste schon als Herrn des eroberten Landes betrachtete. Hinterlistig hatte er das deutsche Heer aufgeboten unter dem Vorgeben, der Kampf gelte den östlichen Slaven, und es darauf widerstrebend gegen das Bruderreich geführt. Kaum hatte der neustrische König noch eine Stütze; das kampffähige Vasallenthum hatte ihn mit dem Vorwurfe unerträglichen Druckes treulos aufgegeben, und auch in das feste Bollwerk der Hochkirche war der Verrath eingedrungen. Nur Hinkmar von Rheims hielt fest an ihm, er stützt seinen wankenden Thron, weil sein Sturz auch die Kirche mitreißen würde; ohne eine andere Waffe, als die des Wortes, tritt er für seinen König und

seine Kirche in die Schranken, er hält mitten in seinem Siegeslaufe den Sieger auf, nöthigt ihn zur Rückkehr über den Rhein, er wehret dem Abfalle, ermuthigt durch Wort und Beispiel zur Treue und zur Pflicht, und wie umgewandelt ist in kurzer Zeit die ganze Lage der Dinge.

Sein Schreiben, das er im Namen des französischen Clerus aus der Pfalz Chiersey, wohin er die Bischöfe der Erzsprengel von Rheims und Rouen versammelt hatte, an den deutschen König erließ, gehört mit vollem Rechte zu den wichtigsten Staatsschriften des neunten Jahrhunderts, und gibt nicht allein über jenen Einfall in Frankreich, sondern überhaupt auch über die Verhältnisse der durch den Verdüner Vertrag entstandenen Reiche sehr werthvolle Aufschlüsse.

Wie eindringlich mahnt er den König an die moralischen Folgen einer That, die nur durch Selbstsucht auf der einen, durch Entsittlichung auf der anderen Seite mit solchem Erfolge möglich war. „Prüfet, wir beschwören Euch, Euer Inneres und durchforschet vor dem Angesichte des Allmächtigen, dessen Blick in's Verborgenste dringt, die wahren Beweggründe, um deren willen Ihr das Reich Neuster mit Krieg überzogen habt. Noch während Ihr lebet, könnte es wohl geschehen, daß man mit Euch dasselbe Spiel triebe, das Ihr jetzt gegen Eueren Bruder Carl waget. — Wie Euere Rathgeber einst, da sie Empörungen gegen den Vater anschürten, Honig auf den Lippen, aber Gift im Herzen trugen, so machen sie es jetzt, da sie Euch unter dem Vorwande des Wohls der Kirche und zur angeblichen Wiederherstellung der Einheit des fränkischen Reichs wider den eigenen Bruder aufreizen.

Wie unbarmherzig reißt er im weiteren Verlaufe seines Sendschreibens die Wunden auf, an denen damals das Reich, seinen auswärtigen Feinden gegenüber, blutete; wie furchtbar klagt er die Barone und großen Lehenträger an, welche der Krone den schuldigen Heeresdienst verweigerten, die recht absichtlich den Feind um sich greifen, Städte und Kirchengut verheeren ließen, um nur die Krone zu erniedrigen, um sie mürbe und ihrem Begehren gefügig zu machen. Mit blutendem Herzen und erbittert über solch ein ehrloses Treiben ruft er Ludwig dem Deutschen zu: „Ist ein Funke Liebe und Barmherzigkeit in Eurem Herzen, so schützet uns wider der Heiden Wuth. Befehlet, daß jene zu Euch abgefallene Grafen, welche die größten Lehen von der neustrischen Krone besaßen und noch besitzen, unter Eurem Banner den grausamen Feind aus dem Lande jagen. Denn allein ihre Schuld ist es, daß Neuster einen jährlichen Tribut an die Heiden bezahlen muß. Hätten sie sich bereitwillig gezeigt, mit uns (Bischöfen)

gegen die Nordmannen in's Feld zu ziehen, längst wäre kein Feind mehr im Lande.»

Wie streng und rückhaltlos führt er ihm ferner seine Königspflicht zu Gemüthe, mit kräftigen Worten die Folgen von Druck und Willkür der Beamten schildernd: „Da Ihr sagt, daß Ihr nach Neuster herübergekommen seid, um für das Wohl der Kirche und des Volkes Vorkehr zu treffen, so rathen wir Euch, der Ihr Andere bessern wollt, mit Euch selbst anzufangen, damit man nicht den Spruch des Evangeliums auf Euch anwenden möge: Arzt hilf Dir selber. Rein von Schmutz muß die Hand seyn, welche Andere zu säubern sich herausnimmt. Euere Pflichten als König und Mensch werdet Ihr dann erfüllen, wenn Ihr Euch frei wisset von Eigenliebe, wenn die Gier nach Ruhm, nach Schätzen, nach fremdem Eigenthum, nach Herrschaft Euer Herz nicht verfinstert, wenn Ihr auf die Einflüsterungen Anderer nicht mehr horcht, als auf die Stimme Eures Gewissens.»

Und endlich am Schlusse: „Schlaget unsere Warnungen nicht in den Wind, o Herr! denn wir meinen es redlich; wir dienen nicht einem irdischen Könige, sondern einem himmlischen, für das Wohl unserer eigenen Seelen, wie der Eurigen und derer des ganzen uns anvertrauten Volkes. Bei Eurem ewigen Heile beschwören wir Euch, horchet nicht auf die Stimme derer, welche vielleicht also zu Euch sprechen: Bekümmere Dich nicht, o König, um das Geschwätz jener bürgerlichen Lumpe und widerspenstigen Pfaffen, sondern folge vielmehr unserem Rathe, denn mit Hilfe unserer Ahnen und nicht mit den Vätern Jener hat Dein glorreiches Geschlecht einst der Franken Reich gegründet.» (Vgl. I. p. 273 ff.)

So zerschnitt ein einziger Mann, entschlossenen Muthes und stark im Bewußtseyn der guten Sache, die tief verschlungenen Fäden einer arglistigen Politik, und vereitelte die Pläne der Selbstsucht und die Ränke einer herzlosen Verschwörung durch die Macht seines rechtzeitigen Wortes. Mit hohlen Phrasen ward noch nie ein Feind geschlagen, aber die Wahrheit hat immer ihre unwiderstehliche Kraft geäußert, selbst wenn sie nicht, wie im vorliegenden Falle durch das Gewicht des Bannes, welchen Ludwig als den einzigen Preis seines Eroberungszuges heimbrachte, unterstützt ward.

Und wie schnöde ward ihm auf dem Coblenzer Friedenstage für Treue und Hingebung gelohnt. Der ganze Zorn der wunderbar schnell mit einander versöhnten Könige traf das neustrische Episcopat, und mit diesem den leitenden Gedanken und das Haupt desselben, den Erzbischof Hinkmar. Sein Verfahren ward ein eigenmächtiges genannt und als solches geradezu verdammt,

und für die Zukunft wurde in einem eigenen Artikel festgesetzt, die Bischöfe sollen sich nicht mehr unterstehen, so schnell und regellos wider Sünder, d. h. Empörer, einzuschreiten, sondern erst alle möglichen Mittel der Geduld und Langmuth erschöpfen. War es ein Wunder, bemerkt hiebei der Verf., wenn seitdem Hinkmar gegen den Sohn der Judith die größte Verachtung hegte?

Ueberhaupt hat der Coblenzer Friede (860) viel Räthselhaftes, und läßt im Hintergrunde abermals jene hinterlistige und verrätherische Politik erkennen, welche den Carolingern zum Lebenselemente geworden, und zum Verfall des Hauses und ihrer Reiche führen mußte. Auffallend ist die Milde Carls des Kahlen, der seinem Stiefbruder statt irgend eines Sühnopfers wesentliche Begünstigungen und in Bezug auf die übergetretenen Vasallen und auf die Beschränkung des bischöflichen Bannes offenbar den Sieg zugestand. Noch auffallender ist seine Gnade gegen die Empörer, die seit dem verunglückten Ausgange sich durch die Flucht der verdienten Strafe entzogen hatten, und denen er nicht nur die neustrischen, durch ihren Treubruch verwirkten Alode, sondern auch die ihnen von Ludwig dem Deutschen ertheilten Lehen zusicherte, und zwar unter der einzigen Bedingung der Treue für die Zukunft.

Der denkende Geschichtsforscher, der nach Ursachen und innerem Zusammenhange sucht, hat Mühe, diese Räthsel befriedigend zu lösen. Folgen wir der Erklärung unsers Verf.'s, die den geschichtlichen Boden nicht verläßt und mit gewohntem Scharfblicke die scheinbaren Widersprüche aufzuklären sucht, so werden wir an den lotharingischen Königshof gewiesen, den sofortigen Mittelpunkt der verwickelten Politik der drei Könige. Bedeutungsvoll erscheint hier Carls des Kahlen Aeußerung, das ganze Coblenzer Versöhnungswerk gebühre dem Könige Lothar. Zum vollen Verständnisse dieser in ihrer dürren Nacktheit wenig befriedigenden Erklärung bedürfe es nur eines tieferen Eingehens auf die geheimen Gedanken und Pläne, welche fortan von jedem der drei Könige genährt und mit der raffinirtesten Arglist zur Reife gebracht wurden.

Man müsse sich demnach vor Allem gegenwärtig halten, wie Lothar, durch sein Verhältniß zu seiner Gemahlin Theotberga und durch seine wahnsinnige Leidenschaft für die Buhlerin Waldrade einer unheilvollen Politik verfallen, mit Schrecken die Entdeckung gemacht, daß Carl der Kahle unter der Maske eines tiefen sittlichen Abscheues sich als Rächer der unschuldig verfolgten Theotberga geberde, und nichts weniger im Schilde führe, als die Vereinigung Lothringens mit Neuster. Aus diesem Grunde habe er durch den Trieb der Selbsterhaltung und verlockt von

der Aussicht auf Befriedigung seiner Leidenschaft, der Nothwendigkeit nachgegeben, und sich, um ein Gegengewicht gegen den gefährlichen Nachbar zu haben, mit Ludwig dem Deutschen in gutes Einvernehmen gesetzt, und, da dieß an die Bedingung einer Aussöhnung mit dem schwer beleidigten Stiefbruder geknüpft wurde, das Versöhnungswerk zu Coblenz nach Kräften betrieben und auf eine für Ludwig so unerwartet günstige Weise zu Stande gebracht.

Hiemit sei nun auch das weitere Erklärungsmittel für die große Bereitwilligkeit Carls, auf Bedingungen des Friedens einzugehen, die den Vortheil auf Seite Ludwigs setzten, aufgefunden. Würde er sich den an ihn ergangenen Forderungen unzugänglich gezeigt haben, so hätte er mit allem Grunde fürchten müssen, beiden Königen den Vorwand zu einer engeren Verbindung zu geben, deren Opfer er zuletzt selbst hätte werden können, während er durch Nachgiebigkeit einem Schutz- und Trutzbündnisse zwischen Lothringen und Deutschland vorbeugte.

Da jedoch nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Prudentius ein solches Bündniß dennoch zu Stande kam, so liefere dieß den Beweis, daß Ludwig den Neustrier überlistet und durch den Erwerb von Elsaß, dem Preise des Bündnisses, große Entrüstung und Rachegedanken bei Carl dem Kahlen hervorgerufen habe, der nun auch seinerseits durch List seine Gegner zu hintergehen gesucht, die verstoßene Theotberga in sein Reich aufgenommen, mit der Erfüllung der Friedensbedingungen gezögert, gegen seinen verhaßten Stiefbruder die nordmännischen Räuber gehetzt und Lothar durch die Larve strengster Sittenzucht und der tiefsten Ergebenheit gegen den Papst geängstigt hätte. Er ging in seiner Arglist und Verstellung so weit, daß er jeder Gemeinschaft mit Lothar entsagte, und zwar vorzüglich deßhalb, „weil jener trotz der Drohung päpstlichen Bannes noch immer in seinem sündhaften Verhältnisse zu Waldrade verharre, und er könne die Liebe zu dem Verwandten nicht so weit treiben, daß er um des Lothringers willen den Fluch der Kirche auf sein eigenes Haupt lade, denn als guter Christ unterwerfe er sich den gerechten Geboten Christi und seines Statthalters, des Papstes“ (I. p. 334).

Sollte nun, was sehr wahrscheinlich, Lothar bei seiner anstößigen Lebensweise verharren, sollte der Papst zu einem entscheidenden Einschreiten sich entschließen, woran sich damals kaum mehr zweifeln ließ, und den Kirchenfluch auf den reuelosen Sünder schleudern, so stand zu erwarten, daß die Lothringer, des Gehorsams gegen ihren König entbunden, von freien Stücken sich Carl dem Kahlen, dem eifrigen Katholiken und unterthänigen Sohn der Kirche unterwerfen würden, oder daß, in Ermang-

lung eines freiwilligen Entgegenkommens, Mittel aufzufinden wären, Lothringen ganz oder theilweise mit Neustrien zu verbinden.

Unter diesen Umständen war Ludwig durch sein Bündniß nicht wenig in die Enge getrieben und seine Verpflichtung zum Beistande für einen, der des Kirchenbannes sich schuldig gemacht, konnte dem furchtbaren Papste gegenüber und in Verbindung mit der aufgeregten Volksstimmung in Lothringen und Deutschland zu den ernstlichsten Verwicklungen führen. So ergab sich von selbst für ihn die Nothwendigkeit einer Annäherung an den König von Neustrien, und dieser hatte es jetzt in seiner Macht, den Preis der Aussöhnung zu bestimmen; er konnte nun mit besonderer Freude und Beruhigung gewahren, wie das gegen ihn so fein gesponnene Netz zerrissen, das Bündniß der Gegner gelockert, der Deutsche schwankend und umgestimmt, der Lothringer aber in eine so bedenkliche Lage versetzt war, daß er nur mit der größten Selbstüberwindung, wozu er weder Willenskraft noch Geistesstärke besaß, der ihm gelegten Falle entgehen konnte.

Die Vorfälle am lotharingischen Hofe boten durch ihr Aergerniß auch noch einem andern Manne die willkommene Veranlassung zur Einmischung und zugleich zum Anknüpfungspunkte für eine Politik, die den Schwerpunkt der Macht auf eine andere Seite hin versetzte. Es war dieß Papst Nikolaus der Erste, einer der größten Päpste des neunten Jahrhunderts, unübertroffen in seiner Zeit an Kühnheit der Entwürfe, an Stärke des Charakters und Schärfe des Verstandes, dessen Wahl schon als eine Hintansetzung des bisherigen fränkischen Herkommens angesehen werden mußte. Er fand zwar den Weg, den er zu gehen beschlossen, bereits angebahnt, der Grund war bereits gelegt zur Befreiung der Kirche von den Fesseln kaiserlicher Oberherrlichkeit, der Anfang gemacht zur Begründung geistlicher Weltherrschaft; aber wie wenig hatte Nikolaus von seinem Vorgänger überkommen, und welchen Umfang und Gewinn an Macht konnte er seinem Nachfolger hinterlassen.

Der Hr. Verf., der sich mitunter in Parallelen der Jetztzeit gefällt, sagt (I. p. 297) von ihm, er habe die nämliche Bahn eingeschlagen, welche der jetzt regierende Papst gewählt hat, die nämliche Bahn, „welche Dummköpfe oder Heuchler für eine falsche erklären welche aber gesunder Menschenverstand und die Geschichte als die richtige anerkennen,“ er suchte die Liebe des Volkes zu gewinnen. Wir wollen hier in keine weitere Untersuchung uns einlassen, da es so schwierig ist, über Thatsachen der Gegenwart, welche noch nicht zum vollen Abschlusse gekommen und daher der Geschichte noch nicht verfallen sind, den

richtigen Vergleichspunkt mit analogen der Vorzeit aufzufinden, und wir zweifeln sehr, ob der Verf., wäre ihm die düstere Katastrophe Ende des vorigen Jahres bereits bekannt gewesen, überhaupt seine Ansicht nicht lieber ganz zurückgezogen hätte. Nikolaus der Erste und Pius der Neunte, wie verschieden sind sie von einander in ihren Absichten und in ihren Mitteln, und wie anders würde jener, wenn ihm durch das Pontificat die Aufgabe des letztern zugefallen wäre, diese der Lösung zugeführt haben. Papst Nikolaus war im wahren Sinne ein Vater seines Volkes durch den großmüthigen Schutz, den er Armen, Wittwen und Waisen zuwandte, und ohne Unterschied auf das gesammte Volk ausdehnte. Ueber Pius den Neunten, von dessen Pontificate nur erst die äußeren Umrisse gegeben sind, ist ein begründetes und befriedigendes Urtheil dermalen kaum noch der Geschichte gestattet.

Man muß, unsers Bedünkens, bei dieser Einmischung des Papstes in die Angelegenheiten des lotharingischen Hofes eine Unterscheidung treffen zwischen Ursache und Veranlassung. Die erste ist sicher nicht auf Seiten Lothars, sondern vielmehr beim Papste zu suchen. Denn der Papst war es, der für die Durchführung seiner hierarchischen Zwecke eines festen Bodens bedurfte und mit großer Genugthuung eine Gelegenheit wahrnahm, seinem Prinzipe, troß der Kühnheit des Gedankens, Geltung zu verschaffen. Der sittliche Aerger, der von Lothars Hofe ausging, ward daher recht absichtlich an's Tageslicht hervorgehoben und als Beförderungsmittel politischer Intriguen sehr geschickt und fein benützt, wiewohl man von ihm eben nicht sagen konnte, daß er gegen die Sittenreinheit der Zeit in einem so auffallenden Gegensatze stände. Es genügt in dieser Hinsicht die einzige Bemerkung, daß Lothars Ehe mit seiner rechtmäßigen Gemahlin kinderlos geblieben, eine zweite aber die Aussichten der Erblustigen und der ländergierigen Oheime hätte zu nichte machen können. In seiner leidenschaftlichen Verblendung übersah Lothar das Gefährliche seiner Lage und lebte nur für seine Waldrade, in deren buhlerischen Umstrickungen alle seine Sinne gefangen waren.

Um allen Hindernissen zum Trotz seinen Zweck zu erreichen suchte er sich des unerläßlichen Beistandes seines Clerus zu versichern, ohne welchen das alte Band nicht gelöset, das neue nicht gültig geknüpft werden konnte. Die auf der Aachner Synode versammelten Metropoliten, Bischöfe und Aebte von Lothringen, zu denen auch zwei aus Neustrien, und zwar der oft genannte Wenilo von Sens und Bischof Hildegar von Meaux sich eingefunden hatten, stellten auf Grundlage der Beichte und

eines angeblich freiwilligen Sündenbekenntnisses der Königin den Beweis ihrer Schuld her, und sie sollte demgemäß für unwürdig der ferneren ehelichen Verbindung erklärt, von dem Könige geschieden und zu lebenslanger Buße in's Kloster gesperrt werden. Damit die unglückliche Fürstin desto gewisser in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt werde, machte man aus ihrem Sündenbekenntnisse, das sie, wie man vorgab, freiwillig abgelegt, gar kein Geheimniß; es war absichtlich darauf abgesehen, sie zum Gegenstande allgemeinen Abscheus zu stempeln, die Unmöglichkeit ferneren ehelichen Beisammenlebens mit einem Weibe, das sich eines blutschänderischen Umganges mit dem eigenen Bruder schuldig erklärte, recht schlagend darzuthun, und das Recht des betrogenen Gatten, zu einer neuen Ehe zu schreiten, außer Zweifel zu setzen.

Gleichwohl fand Lothar die entschiedenste Mißbilligung beim Volke, und die öffentliche Meinung äußerte sich geradezu dahin, er müsse von Waldrade durch Zaubertränke verhext und zu seinen unsinnigen Handlungen angetrieben worden seyn. Derlei übernatürliche Einwirkungen auf die Gefühls- und Denkweise des Menschen gab das Zeitalter ohne Bedenken zu, und selbst der geistvolle und verständige Hinkmar war in dieser Beziehung so wenig erhaben über die Befangenheit seiner Zeit, daß er derlei Zaubereien zwischen Ehegatten einräumt und sie magischen Werken der Finsterniß zuschreibt, wie Todtengebeinen, Schlangen, Zaubersprüchen u. dgl., welche nur durch die Kraft der kirchlichen Sakramente gebrochen werden könnten.

Allein in Lothars Sache theilte er nicht die Meinung der Menge; hier sah er klar und sein scharfes Auge durchblickte den wahren Zusammenhang mit voller Bestimmtheit. Er selbst gibt nicht undeutlich zu verstehen, daß das von Theotberga abgelegte Bekenntniß, auf das Alles ankam, durch Drohungen und Mißhandlungen erzwungen worden sei. Ihre Angelegenheit gehöre daher vor eine allgemeine Synode der fränkischen Reiche; auch wäre Lothar, im Falle selbst die angeschuldigten Verbrechen wahr seyn sollten, nach kirchlichen Gesetzen zu keiner zweiten Ehe berechtigt, so lange jene noch lebe.

Das erste Auftreten des Papstes in dieser Angelegenheit ward durch das königliche Ehepaar selbst veranlaßt, indem Theotberga nach ihrer Flucht aus Neustrien die Hilfe des Stuhles Petri anrief, Lothar aber in beharrlichem Trotze das Begehren stellte, der Papst möge sich bei einer nochmals abzuhaltenden allgemeinen Synode durch einige Abgesandte vertreten lassen. Wie läßt sich ein solches Ansinnen von Seite des verblendeten Königs erklären? Er wußte, welche Bewandtniß es mit der

Schuld seiner Gemahlin, mit dem Ausspruche des geistlichen Gerichtes hatte; stand für ihn nicht Alles auf dem Spiele, wenn bei einer Revision des ganzen Prozesses im Beiseyn päpstlicher Abgeordneter das schändliche Werk des Betruges und der Bosheit an das Tageslicht kam? Oder hatte er für einen solchen Fall Vorsorge getroffen und auf neuen Betrug gesonnen; rechnete er auf die blinde Ergebenheit seiner ohnehin durch ihren früheren Ausspruch gebundenen Bischöfe; hoffte er, wenn er die nicht lotharingischen für sein Interesse gewonnen, den Einfluß der päpstlichen Commissäre durch eine im Voraus geködderte Majorität paralysiren zu können?

Fast schienen seine schlauen Berechnungen sich erfüllen zu wollen, wären sie nicht durch die noch schlaueren des Papstes zu nichte gemacht worden. Wir treffen hier eine eigene Kette von tief angelegten und sorgfältig verhüllten Plänen, auf beiden Seiten Meister der Verstellung, Arglist und der Uebervortheilung, die größere Gewandtheit aber auf Seiten des Papstes, der sich gleich einem genialen Feldherrn des Erfolges versichert und den Sieg in den Händen hatte, bevor der Gegner noch auf den Kampfplatz getreten war.

Nirgends haben wir aber auch, wir gestehen es offen, das Talent des Verf.'s, die nackten und vereinzelten Thatsachen durch den bindenden Grundgedanken zu einem pragmatischen Ganzen zusammenzufassen, mehr zu bewundern Gelegenheit gehabt, als bei seinen Erläuterungen über den diplomatischen Theil der Metzer Synode, wo es sich um einen der wichtigsten Ausgangspunkte mittelalterlicher Politik handelte. Wir halten es daher der Mühe werth, etwas umständlicher darauf einzugehen.

Papst Nikolaus hatte als Bevollmächtigte Rhodoald, Bischof von Portus, und Johannes zu der allgemeinen Synode entsendet. In den Schreiben, welche sie überbrachten, führte er eine ernste, würdige und selbst drohende Sprache. Den Bischöfen von Neustrien und Deutschland, welche für das in Rede stehende Concil bezeichnet wurden, befiehlt er auf der Synode zu erscheinen, und mit strengster Gerechtigkeit und ohne Ansehen der Person ihr Urtheil auszusprechen, nicht ohne ihnen ein bedenkliches Präjudiz zu geben, indem er die zweite Ehe Lothars geradezu als ein Verbrechen erklärt und seinen festen Entschluß zu erkennen gibt, den König mit dem Banne zu belegen, im Falle er sich vor der Synode nicht stellen sollte. Da er jedenfalls das letzte Wort in der Sache sprechen und die Hände frei behalten wollte, so ertheilt er die Weisung, den gefaßten Beschluß ihm zur Beurtheilung und Bestätigung vorzulegen. Diese an und für sich sehr bittere Pille hüllt er in die glimpflichsten Ausdrücke

ein und gründet sein Begehren darauf, daß er, als Berufer der Synode, das Endurtheil sich vorbehalten müsse.

Diese Synode sollte nach seinem Willen zu Metz gehalten und aus den neustrischen, deutschen und provenzalischen Landen mit je zwei Bischöfen außer den lotharingischen beschickt werden. Auch für den möglichen Fall, daß die nicht lotharingischen ausbleiben sollten, waren seine Maßregeln im voraus getroffen. Diese staatskluge Vorsicht war keineswegs überflüssig, weil dieser Fall wirklich eintrat, und sowohl der Kaiser, als auch die Könige von Neustrien, Deutschland und Lothringen in Unterhandlungen getreten waren in der Absicht, durch eine engere Verbindung dem Papste das Heft aus der Hand zu nehmen und ihm keinesfalls die oberste Gerichtsbarkeit über königliche Personen einzuräumen.

Und welches Ergebniß hatte unter diesen Umständen die Metzer Synode? Ein scheinbar ganz entgegengesetztes, als der Papst erwartete. Die lothringischen Bischöfe blieben ihrem zu Aachen gegebenen Erkenntnisse vollkommen treu und befaßten sich mit einer Rechtfertigungsschrift. Der König gab die Erklärung, er habe Alles gethan, nicht anders, als nach dem Rathe und mit der Zustimmung seiner Bischöfe. Die päpstlichen Abgesandten aber schwiegen zu allen diesen Vorgängen, fanden es nicht einmal für nöthig, von ihren Sendschreiben Gebrauch zu machen, und krönten ihre gröbliche Pflichtverletzung mit schmählicher Bestechlichkeit.

Dennoch war die Niederlage des Papstes eine bloß scheinbare, sie lag vielmehr in seiner Berechnung und diente ihm gegen Erwarten als Mittel eines vollkommenen Sieges. Mit großem Scharfblicke weiset der Verf. nach, die beiden Abgesandten seien eben wegen ihrer bekannten Bestechlichkeit gewählt worden, und der Zweck des Papstes wäre in dem von ihm vorausgesehenen Falle nur durch die Untreue seiner Diener zu erreichen gewesen. Denn eben diese waren es, die nach Hinkmars ausdrücklichem Zeugnisse die beiden Erzbischöfe, Günther von Cöln und Teutgaud von Trier, die Hauptanstifter der Aachner Cabalen, die Genossen der Frevel Lothars (I. p. 362), bewogen, mit dem Synodalbeschlusse nach Rom zu reisen, um ihn der päpstlichen Endentscheidung vorzulegen, und somit dem Verlangen des Papstes nachzukommen. Auch hatten jene beiden Männer einen sehr verschlagenen italienischen Bischof an ihrer Seite, Namens Hagano, der ihre Schritte sorgfältig überwachte und auf den Reiseentschluß der beiden Metropoliten einen sehr großen Einfluß nahm, eine Reise, zu der sie sich nie würden entschlossen haben, hätte ihnen nicht die Verrätherei der Botschafter Muth und Vertrauen ein-

gestößt und sie in dem Wahne bestärkt, daß sie in Rom eben so gut wie in Metz ihre Zwecke durch Bestechungsmittel würden durchsetzen können.

Daß der Papst um diesen Charakterzug seines Bevollmächtigten wußte, ist eben so gewiß, als aus der später erfolgten Verurtheilung des Uebelthäters hervorgeht, daß er das Verbrechen nur so lange in Schutz nahm, als er Gewinn für seine Pläne von ihm hoffen konnte. Er handelte, wie sich unser Verf. am Schlusse seiner geistvollen Untersuchung ausspricht, „wie ein Staatsmann, der eben so gut die Laster als die Tugenden der Menschen für seine Zwecke zu benützen weiß, und demgemäß seine Werkzeuge wählt" (I. p. 363). Klugheit ist allerdings einer Handlungsweise nicht abzusprechen, die den Gegner durch ein Uebermaß von nicht geahnter List und Verschlagenheit bethört und in die Falle lockt: allein, sollen wir uns nicht zu dem verrufenen Grundsatz bekennen, der Zweck heilige die Mittel, so müssen wir mit Bedauern gestehen, daß sie der Würde und des Adels zu sehr entbehrte und sich an jene Kette von verwerflichen Hilfsmitteln anschließt, durch welche man neue und unerhörte Rechtsgrundsätze in der abendländischen Christenwelt zur Geltung zu bringen strebte.

Die Enttäuschung der beiden Metropoliten trat erst längere Zeit nach ihrer Ankunft in Rom ein. Ende des Jahres 863 vor eine römische Synode gestellt, vernahmen sie mit Entsetzen einen Urtheilsspruch, der sie eben so sehr als ihren König niederschmetterte. Sie wurden zur Strafe für ihre Missethaten ihrer geistlichen Würde verlustig erklärt. Außerdem sprach der Papst durch den Mund der Synode den Beschlüssen des Metzer Concils alle und jede Gültigkeit ab, bedrohte die übrigen lotharingischen Bischöfe mit gleicher Verdammniß, wenn sie gegen seinen Willen sich auflehnten, sicherte ihnen dagegen Vergessen des Geschehenen zu, wenn sie künftighin dem Stuhle Petri, „von welchem sie ihre geistliche Gewalt empfangen," Gehorsam leisten. Endlich stellte er die Strafe des Bannes allen Personen in Aussicht, welche in Sachen des Glaubens und der Kirchenzucht oder bei Bestrafung von Schuldigen dem apostolischen Stuhle Trotz bieten würden. Wiewohl in diesen Worten das Urtheil über Lothar in indirecter Weise ausgesprochen lag, so enthielt sich doch der Papst vor der Hand eines weiteren Schrittes gegen ihn, und begnügte sich mit der allgemeinen Bemerkung, daß jener vermöge seiner Frevelthaten kaum mehr des Königstitels würdig zu achten sei.

Umsonst riefen die beiden so tief gedemüthigten Metropoliten in dem Gefühle der Wuth und Rache Kaiser Ludwig den Zweiten

zu ihrem Beistande auf, umsonst widersprachen sie dem päpstlichen Beschlusse in einer kräftigen Gegenerklärung, in der sie bitter sich beschwerten, wie man sie wider alles Herkommen, ohne ordentliche Anklage, ohne Zeugenverhör, ohne Erörterung der einzelnen Klagepunkte, ohne ihr eigenes Geständniß, ohne Beiziehung ihrer Mitbischöfe, bei verschlossenen Thüren durch eine Räubersynode verdammt hätte; wie sie ein Urtheil, das aller christlichen Gesinnung Hohn spräche, als ungültig verwerfen und den Papst selbst, der mit Gebannten traulich verkehret, für ausgeschlossen aus ihrer priesterlichen Gemeinschaft halten müssen.

Unerhört, bemerkt bei dieser Gelegenheit der Hr. Verf., sein Urtheil über die päpstliche Politik aussprechend, unerhört sei bisher eine solche Verfügung des apostolischen Stuhles gewesen. Noch nie sei es ihm beigekommen, seinen Willen als Gesetz dem Abendlande aufzudringen, Könige mit dem Banne zu bedrohen, Metropoliten fremder Reiche ohne Einwilligung des Landesherrn, ohne Beiziehung nationaler Richter, aus eigener Machtvollkommenheit abzusetzen. Aber Nikolaus habe gewußt, „daß er auf festem Grunde stehe, daß die öffentliche Meinung der Völker, welche seinen Ausspruch mit Jubel empfingen, die Könige zwingen werde, Gehorsam zu leisten» (I. p. 365).

Dieses Urtheil ist in seinem ersten Theile allerdings richtig, gegen den Schluß desselben aber können wir unsere Bedenken nicht unterdrücken. Der Ausspruch des Papstes, oder, wenn man will, der römischen Synode, ist eine Verletzung des formalen Rechts, eine Verhöhnung der Satzungen und des Herkommens. Man kann es sich dadurch zwar erklären, daß man auf Seiten des Papstes entweder die volle Ueberzeugung von der Schuld der Verurtheilten annimmt, oder daß man es der nicht ungegründeten Besorgniß zuschreibt, die auserkornen Opfer würden von einem nationalen Gerichte ihrer Mitbischöfe einen milderen Ausspruch erlangt haben. In keinem Falle hätte man jedoch die Herstellung des vollen Beweises der Schuld bei Seite lassen sollen, weil selbst die beste Sache verliert, wenn sie von Willkür, Eigenmächtigkeit oder terroristischen Maßregeln gestützt wird. Löblich war das Einschreiten des römischen Stuhles im Interesse der Sitte und der Zucht, und um ein öffentliches, von einem Königsthrone ausgehendes Aergerniß vor dem Volke zu beseitigen: allein das Löbliche dieser echt christlichen Handlungsweise wird bedeutend gemindert durch den Umstand, daß man an diesen Fall die Durchführung eines Grundsatzes mit raffinirter Schlauheit anzuknüpfen strebte, welcher jetzt oder nie durch alle Brandungen der Opposition durchgefochten und zur Geltung gebracht werden konnte. Was ferner vom Verf. dem Papste

nachgerühmt wird, daß er auf das Volk sich stützte, so haben wir von der Klugheit desselben eine zu hohe Meinung, als daß wir glauben könnten, er hätte auf ein so zweideutiges und unverläßliches Hilfsmittel bauen, und um das Königthum zu demüthigen, der Demagogie sich in die Arme werfen können. Ist anders diese moderne Phrase nicht eine Anticipation von Begriffen, die dem Geiste jenes Zeitalters noch fremd waren: so konnte er ohnehin des Beifalls des Volks gewiß seyn, so lange das demselben inne wohnende Gefühl für Wahrheit, Sitte und Recht sich befriedigt fand; unmöglich aber konnte er im Ernste daran denken, den Volksfanatismus heraufzubeschwören, um mit der Leidenschaft erhitzter Massen wirksam zu operiren, und selbst sein Zug gegen die andringende Heeresmacht des Kaisers scheint noch immer nicht zu einer solchen Annahme zu berechtigen.

Auf die früher bezeichnete Weise war aber das Werk des Papstes vor der Hand erst angebahnt. Die weiteren Verwicklungen wegen Lothringens, die wandelbare Politik der Könige, von denen Jeder das schöne Land lieber für sich allein erwerben, als mit dem andern theilen wollte, hielten ihm fortan die Gelegenheit zur Einmischung offen und verschafften ihm den eigentlichen Gewinn, während er den Königen zwischen den Händen zerrann. Nicht ohne Grund argwöhnte Lothar hinter den Verhandlungen seiner Oheime zu Toucy geheime Theilungsverträge hinsichtlich Lothringens, und rief den italienischen Kaiser zu seiner Hilfe und zur Verwendung beim römischen Stuhle auf, daß der letztere mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens den beschlossenen Raub hintertreibe. Papst Nikolaus folgte dem Rufe mit aller Bereitwilligkeit, an dem Vorhandenseyn der vorgegebenen Theilungsgelüste nicht zweifelnd, und erließ an Carl den Kahlen und Ludwig den Deutschen Abmahnungsbriefe in einem so ernsthaft drohenden Tone, wie ihn nie vorher ein Papst gegen fränkische Herrscher gebraucht hatte.

Aber auch Lothar kam nicht so leichten Kaufs davon, wie er erwarten mochte; dem Vermittler ganz in die Hand gegeben, mußte er sich den Preis für den Schutz gefallen lassen, den man für gut finden würde, ihm zu bestimmen. Er sollte, so hieß es in dem an ihn ergangenen Schreiben, unter Androhung des Bannes, seine verstoßene, rechtmäßige Gemahlin zu sich nehmen, die Buhlerin ausliefern. Der gemessene Ton des Befehles wirkte, eingeschüchtert gaben die Könige die Zusage ihres Gehorsams. Lothar insbesonders gelobte mit einem Eide, er wolle nicht nur auf Erden verflucht, sondern auch in alle Ewigkeit zum höllischen Feuer verdammt seyn, wenn er nicht Theotberga in alle Rechte einer Gemahlin wieder einsetzen und als solche ehrlich

und ohne Gefährde behandeln würde. So sehr er sich auch sträubte, so mußte er sich dennoch in die harte Nothwendigkeit fügen, sich nochmals mit Theotberga krönen und die Auslieferung der Waldrade sich gefallen lassen.

Ein weiteres Eingehen auf die nun folgenden Einzelheiten, auf den inneren Zusammenhang der Ereignisse, an denen die Geschichte der fränkischen Königshöfe fortlauft, ist hier nicht statthaft, und wir müssen uns damit begnügen, in dem Bisherigen eine Probe vorgelegt zu haben, wie der Hr. Verf. seiner höchst schwierigen Aufgabe sich entledigt hat und durch kühne, meist glückliche Conjecturen geleitet, einen Zusammenhang zu vermitteln weiß, der sich durch einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit empfiehlt und die Geschichte der Carolinger allerdings von völlig neuen Seiten betrachten lehrt. Wir können uns nicht weiter einlassen auf die gewissenlosen Kunstgriffe Lothars, seinen Oheimen Verlegenheiten aller Art zu bereiten, auf seine boshaften Rachegelüste gegen dieselben, denen zu Folge er auf der einen Seite die Nordmannen gegen Neustrien, auf der anderen die Mähren gegen Deutschland zum Einfalle in ihre Reiche verleitete und den Sohn gegen den eigenen Vater zur Empörung aufrief; nicht einlassen auf seine fortdauernde, an Wahnsinn gränzende Leidenschaft für seine Buhlerin, die ihn zu völliger Blindheit gegen sich, sein Haus, sein Reich fortreißt; auf die lockenden Zugeständnisse, durch welche er Ludwig den Deutschen zu födern sucht, so daß dieser den Sohn der Waldrade in seinen Schutz nimmt, sich für Wiederherstellung der beiden mit dem Banne belegten Metropoliten bei dem apostolischen Stuhle verwendet, was keinen andern Sinn haben konnte, als Lothars Scheidung von Theotberga und seine Ehe mit Waldrade gesetzlich zu machen, welches Ansinnen jedoch an der unerschütterlichen Festigkeit des Papstes völlig scheiterte.

Statt dessen ziehen wir es vor, die Aufmerksamkeit unsers Lesers auf die als Episoden eingereihten Kapitel über die Bekehrung der Bulgaren und Mähren zu lenken, welche zwar in einem entfernteren Zusammenhang mit dem Hauptgegenstande des Buches stehen, allein nicht ohne guten Grund hier einen Platz finden konnten, und theils wegen ihrer vielfältigen kirchlichen, theils wegen der politischen Beziehungen zur Einheit des Ganzen einbezogen werden konnten.

Das Vorhandenseyn politischer Absichten bei der Bekehrung heidnischer Völker wiederholte sich auch bei dem Volke der Bulgaren. Griechen und Franken überboten sich in gegenseitigem Wetteifer, beide strebten nach dem Ruhme, das Volk für die Segnungen des Christenthums zu gewinnen, zunächst freilich in der

Absicht, um den ungezähmten Kriegsmuth desselben zu brechen, um kirchliche Hoheitsrechte zu erwerben und es als einen nützlichen Verbündeten gegen feindliche Nachbarvölker zu gebrauchen. Da nun aber Rom selbst bei dem Bekehrungsgeschäfte in Concurrenz trat, so mußten Griechen und Franken zurückstehen, und der Fürst der Bulgaren, Michael (Bogoris), bereits für das griechische Glaubensbekenntniß gewonnen, zog es zuletzt vor, aus Gründen, die man vermuthen, nicht mit Bestimmtheit angeben kann, sich der römischen Kirche anzuschließen.

Einige sehr interessante, aus jener Zeit uns übrig gebliebene Actenstücke gestatten uns einen Blick auf das eigenthümliche Verhältniß, das sich zwischen dem päpstlichen Stuhle und den Neubekehrten entwickelte. Voll frommen Eifers und mit großer Naivität betrachteten sie jenen als ihren nunmehrigen Gewissensrath und erbaten sich von ihm die nöthigen Weisungen und Vorschriften zu einem ächt christlichen Lebenswandel. Betrachten wir dabei das Verhalten des Papstes, seinen hohen Seelenadel, seinen Hirteneifer, seine Staatsweisheit, so finden wir den Sieg des apostolischen Stuhles über die fanatische Verketzerungslust der griechischen Apostel vollkommen erklärlich. Papst Nikolaus gab dem Fürsten mit dem Dogma des katholischen Glaubens zugleich die ewig währenden Grundsätze wahrer Menschlichkeit und Gerechtigkeit; er gab dem Volke, was es brauchte, treffliche Lehrer der Sittenbildung und der evangelischen Nächstenliebe; er ließ beiden, von einem richtigen politischen Blicke geleitet, Verfassung, Sprache, nationale Eigenthümlichkeit unangetastet.

Wenige Sätze aus den Antworten des Papstes auf die Anfrage der Bulgaren einige Jahre nach ihrer Bekehrung werden genügen, die hohe Gesinnung und die großartige Weise des christlichen Bekehrungswerkes, wie sie I. p. 437 — 442 mitgetheilt werden, in's hellste Licht zu stellen.

Gewalt gegen Diejenigen, welche dem Heidenthume nicht entsagen wollten, zu gebrauchen, verbietet der Papst mit den Worten: „Niemand dürfe zum Glauben gezwungen werden, denn nichts ist gut, was nicht aus dem freien Willen hervorgeht. Gott verlangt freiwilligen Gehorsam, denn wollte er Gewalt anwenden, so könnte Niemand seiner Allmacht widerstehen. Ueberlaßt daher die hartnäckigen Heiden dem Urtheile des Herrn, aber meidet alle Gemeinschaft des Essens, Trinkens und Umgangs mit ihnen.» Nur bei Abtrünnigen erlaubt er im äußersten Falle die Anwendung von Strafmitteln, wenn alle gütlichen Versuche sich erfolglos erwiesen haben. „Zuerst,» schreibt er, „sollten die Taufpathen sich bemühen, solche Abtrünnige wieder zum Glauben zurückzubringen; sei dieß fruchtlos, so soll es der

ganzen Gemeinde angezeigt werden; wenn auch das Ansehen dieser nichts vermöge, dann möge die Obrigkeit einschreiten. Denn Gott läßt es öfters geschehen, daß Verläugner Christi durch weltliche Macht gebändigt werden. Jedenfalls sei es Pflicht der Obrigkeit, dafür zu sorgen, daß die Mutter Aller, die Kirche, keine Minderung erleide.»

Unter den Anfragen befindet sich ferner auch die, ob sie als Christen denselben Hosenschnitt und dieselbe Kleidertracht beibehalten dürfen, wie sie selbe als Heiden gehabt haben. Darauf ertheilte ihnen der Papst die Weisung: „Wir verlangen keine Aenderung Eurer Tracht, sondern die Umwandlung des innern Menschen, und daß Ihr, nach dem Ausdrucke des Apostels, Christum anziehet. Nur darnach fragen Wir, ob Ihr im Glauben und in guten Werken wachset.» — Ein Gewissensscrupel für den Eifer der Neubekehrten war, ob sie, wenn ein feindlicher Angriff während des Gottesdienstes erfolgt, den letztern unterbrechen und jenen abwehren dürfen. Darüber belehrt sie der Papst: „Das begonnene Gebet,» sagt er, „könnt Ihr überall vollenden, auf dem Wege in's Gefecht so gut als in der Kirche; denn die Christen haben nicht einen Ort des Gebets, wie die Juden, die bloß zu Jerusalem beten durften.»

Mit Schonung behandelt er die hergebrachten Gewohnheiten und nationalen Gebräuche, und nur in dem Falle ihrer Unvereinbarkeit mit den Grundsätzen des Christenthums dringt er auf ihre Beseitigung. So speiste nach orientalischem Brauche der König ganz allein, die Großen des Reiches saßen auf kleineren Stühlen und aßen von der Erde. Auf ihre Anfrage erhalten sie die Erwiederung: „Da der angeführte Brauch, obgleich er die guten Sitten verletze, doch dem Glauben keinen Eintrag thue, wolle er ihnen nichts vorschreiben, wohl aber müsse er ihnen rathen, daß sie, dem Beispiele christlicher Fürsten nacheifernd, allen unnützen Hochmuth ablegen möchten, eingedenk der Worte des Herrn: Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Ja der König der Könige, der Herr der Herren, Jesus Christus, hat nicht nur mit seinen Knechten und Freunden, den Aposteln, sondern auch mit Sündern und Zöllnern gegessen.»

Am entschiedensten sprach er gegen Todesstrafe und gegen Anwendung der Folter bei Inzichten des Diebstahls. „Ferne sei es von Euch, daß Ihr jetzt, nachdem Ihr den barmherzigen Herrn erkannt, noch so unbarmherzig richten solltet. Waret Ihr sonst schnell, Menschen zum Tode zu führen, so seid jetzt darauf bedacht, das Leben Aller zu erhalten, und nicht bloß Blutvergießen zu meiden, sondern Alle bei jeder Gelegenheit zum Leben des Leibes und der Seele zurückzurufen, und wie Euch Christus

vom ewigen Tode zum ewigen Leben geführt hat, so müsset auch Ihr nicht allein die Unschuldigen, sondern auch die Schuldigen vom Verderben des Todes zu retten suchen.» — „Das Verfahren der Folter,“ spricht er weiter, „widerstreitet dem göttlichen und menschlichen Rechte. Freiwillig muß das Geständniß seyn, nicht durch Martern erzwungen. Wenn Ihr Jemand durch Eure Grausamkeit so weit bringt, sich eines Verbrechens schuldig zu bekennen, das er nicht begangen hat, fällt da der Fluch nicht auf das Haupt dessen, welcher den Unschuldigen zu einem solchen lügenhaften Bekenntnisse zwang? Verabscheuet daher von ganzem Herzen, was Ihr bisher in Eurem Unverstande zu thun pflegtet.»

So sprach ein weiser, wahrhaft christlicher und väterlicher Papst im neunten Jahrhundert. Wären die von ihm aufgestellten Grundsätze fortan die feste Norm für Könige und Völker geblieben, welche Früchte hätten sich überhaupt für Humanität und Sittenbildung erwarten lassen. In ihrer Vernachläßigung oder völligen Beseitigung ist das Grundübel, die Hauptquelle aller Hemmungen zu suchen, die sich dem wahren, geistigen und moralischen Fortschritte der Menschheit entgegenstellten. Ohne sie gibt es keine Panacee für Menschenglück und Volkswohl, das blinde Herumtappen der Neuzeit nach anderen Formen, nach festeren Garantien beweiset den Abgang von beiden, aber auch das tiefgefühlte Bedürfniß nach beiden. Nur die Geschichte lehrt, was hier zuvörderst noth thut, Kenntniß des Uebels und Erkenntniß der Heilmittel. Die Subtilitäten der Schule wollen sich im Leben eben so wenig bewähren, wie der Modewechsel der Staatsformen, die nicht zum Ziele führen, weil sie der Uebel Hauptsitz umgehen und die alten verrosteten Schäden unberührt fortwuchern lassen.

Groß war die Erbitterung des Patriarchen Photius über die Triumphe der lateinischen Kirche. Hingerissen vom Fanatismus bricht er in seinem Rundschreiben an die Metropoliten des Morgenlandes in die bezeichnenden Worte aus (I. p. 443): „Wehe über die arglistige Bosheit des alten Feindes! Kaum waren die Bulgaren zwei Jahre lang für den ächten Glauben gewonnen, so brachen gottlose und verruchte Leute, aus der Finsterniß (dem Abendlande) kommend, wie ein Bliz, wie ein Erdbeben, wie Hagelwolken, oder um es besser zu sagen, wie ein Wildschwein in den Weinberg des Herrn ein, und verführten die neue Heerde zu gräulichen Irrlehren.»

Von Schmähworten zur entschlossenen That schreitend, berief er eine Synode, schob Abenteurer als willenlose Stellvertreter orientalischer Patriarchen ein, und ließ den Bann wider den Papst, wider die lateinischen Bekehrer der Bulgaren, wider

alle Anhänger des römischen Stuhles schleudern, und den römischen Clerus zur Anerkennung dieser Beschlüsse und zugleich zum Abfalle von ihrem geistlichen Oberhaupte auffordern. Um den Bruch vollständig zu machen, traten die Griechen mit ihren angeblich älteren Rechten auf Bulgarien hervor, warfen den Römern Abfall und Treubruch vor, und die im J. 869 auf der achten ökumenischen Synode zu Constantinopel anwesenden bulgarischen Gesandten erklärten zuletzt, sie überlassen es den Patriarchen, unter sich auszumachen, ob ihre Kirche dem Stuhle zu Constantinopel oder zu Rom zu huldigen hätte. Mit der Vertreibung der römischen Priester aus dem Lande war die neue Erwerbung für Rom auf immer verloren.

Der Rücktritt der Bulgaren zur griechischen Kirche ist eine jener räthselhaften Erscheinungen, denen wir mitunter im Leben der Völker begegnen, die wir Mühe haben zu begreifen, weil es an genügenden Erklärungsgründen fehlt. Der byzantinische Kaiserhof mag es an keinerlei Mitteln der Verführung oder Ueberredung haben fehlen lassen, er mag Geldspenden, Verheißungen, Drohungen in Fülle verschwendet haben, wir rücken darum der eigentlichen Ursache der plötzlichen Sinnesänderung kaum einige Schritte näher. Daher hat der Hr. Verf., gewohnt an Geschichtsanschauungen von höheren Standpunkten aus, einen anderen Weg eingeschlagen, und die Lösung dieser allerdings räthselhaften Vorgänge durch eine geistvolle Combination in dem Nachbarlande der Mährer gesucht.

Auch bei dieser Episode seines Buches hat er es hinsichtlich der nationalen, politischen und kirchlichen Verhältnisse des großmährischen Reiches an interessanten und lehrreichen Resultaten seiner tief eindringenden Forschungen nicht fehlen lassen, und durfte um so weniger dieselben übersehen, da die Parteien des Umsturzes, die im Reiche der Carolinger thätig waren, ihre geheimen Verbindungen bis nach Mähren ausgedehnt hatten. Auch hier tritt dieselbe Eifersucht zwischen der römischen und byzantinischen Kirche hervor, dasselbe Begegnen im Bekehrungswerke, jedoch mit dem Unterschiede, daß jene über diese triumphirte und eine bleibende Eroberung machte. Nur gewann sie diesen Sieg in Folge großer Zugeständnisse und der bei ihr seltenen Anomalie, daß sie für den Dienst der Liturgie die Landessprache anerkannte. Mochte sie dieß nun gethan haben, um durch eine besondere Auszeichnung der Nationalität ihre gefährliche Nebenbuhlerin glücklich aus dem Felde zu schlagen, oder um die mährische Kirche nicht in der Homogeneität der deutschen aufgehen zu lassen; genug, der gottesdienstliche Gebrauch der Muttersprache ward dem mährischen Volke zugestanden, und die

Weltklugheit der Päpste billigte hier eine Maßregel, welche sie unter anderen Verhältnissen als eine unstatthafte Neuerung, als eine Störung des katholischen Einheitsbegriffes nie würden gebilligt haben. Eine Folge dieser Politik war die Einsetzung des Methodius zum Erzbischofe von Mähren, und wenn man darin eine feindliche Maßregel gegen Salzburg, zu dessen Metropolitanverbande das Mährenreich gehörte, erblicken will, so geboten doch höhere Rücksichten dem apostolischen Stuhle, die Selbstständigkeit der mährischen Kirche aufrecht zu erhalten, da nur unter dieser Bedingung Herzog Ratislaw zum Anschlusse an Rom sich bereitwillig zeigte.

Als nun im Jahre 869 deutsche Heeresmacht in Mähren eingedrungen, und nach Bewältigung der festen Plätze und Gefangennehmung des Herzogs die Selbstständigkeit des Reichs gebrochen war, sahen sich die Bulgaren des mächtigen Bollwerks, das sie bisher gegen Eroberungsgelüste des deutschen Königs geschützt hatte, fortan beraubt, und da sie in den kirchlichen Waffen des Papstes kein festes Schutzmittel erblickten, so suchten sie durch einen engeren Anschluß an die griechische Kirche sich der Hilfe der oströmischen Kaiser zu versichern, und so erklärt sich ihr kirchlicher Uebertritt auf eine ungezwungene und befriedigende Weise.

Bevor wir von dem ersten Bande scheiden, sei es uns noch erlaubt, dem Verf. bei den letzten Momenten jenes denkwürdigen Kampfes, den der Papst gegen die fränkische Metropolitangewalt durchfocht, und dem die zwei letzten Kapitel in einer abgesonderten Darstellung gewidmet sind, in möglichster Kürze zu folgen. Als leitenden Gedanken finden wir nachstehenden Satz an die Spitze gestellt (I. p. 457): „In der Natur der Dinge lag es, daß ein Papst vom Charakter des ersten Nikolaus den Carolingern gegenüber, welche die Achtung der Völker verloren hatten, den kühnen Gedanken faßte, auf den Trümmern des entwürdigten Königthums ein geistliches Weltreich zu errichten. Wozu anders benützten diese entarteten Enkel des großen Carl ihre Gewalt, als um einander Schlingen zu legen und durch die selbstsüchtigsten Ränke das Abendland mit Mord und Brand zu erfüllen. Die öffentliche Meinung selbst kam den Planen des Papstes entgegen und ermuthigte ihn, den verhaßten Tyrannen ein Gebiß von Stahl in den Mund zu legen.»

Wir würden uns hier jeder weiteren Bemerkung begeben, wenn wir nicht besorgen müßten, daß man uns für einverstanden halten könnte mit einer Ansicht, in der uns nicht die ganze Wahrheit zu liegen scheint. Wir sind einverstanden, daß es für die beabsichtigte Emancipation der Kirche vom Staate kein wirk-

sameres Mittel gab, als den gesammten Clerus der einheitlichen Gewalt des päpstlichen Stuhles unterzuordnen und die Idee des hierarchischen Prinzips in der Person des römischen Papstes zur vollsten Geltung zu bringen. Mit der Beseitigung der erzbischöflichen Richtergewalt, mit der Uebertragung derselben an den Papst, mit der Centralisation der päpstlichen Macht auf Kosten der noch vorhandenen Autonomie der Kirchenprovinzen und mit der Vernichtung alles weltlichen Einflusses auf Synoden und Angelegenheiten der Kirche stand die Freiheit der letztern vollendet da, und ihre einheitliche Organisation war gesichert.

Allein es sollte neben der Emancipation auch die Suprematie der Kirche durchgesetzt werden, und dieß eben ist es, was unsers Bedünkens zur Vollständigkeit der obigen Ansicht noch hinzutreten muß. Daß es auf Erden noch eine sichtbare Macht geben soll, welche dem verderbten Königthume Zügel anlegt, mag für Menschenwohl und Völkerglück, für Bildung und Sittlichung eine fördersame Schranke seyn; nur lag es nicht in der Absicht des Papstes, das tyrannische, sondern überhaupt das Königthum zu bewältigen und die Kronen der Tiara unterzuordnen.

Anders lautet zwar die Schlußbemerkung (I. p. 504): „Königthum und Papstthum sind ihrer Natur nach unvereinbare Gewalten, keines darf das andere aufsaugen, und die Päpste müssen sich begnügen, dem Königthum das Gleichgewicht zu halten. Gehen sie weiter, so arbeiten sie am eigenen Untergange. — Das Geheimniß päpstlicher Macht liegt in dem Kampfe gegen Verderbniß oder übermäßiges Anschwellen des weltlichen Fürstenthums.» — Nur bleibt die wichtige Frage ohne Beantwortung, wie ein solches Gleichgewicht ohne Gegenseitigkeit möglich, ein Uebergewicht aber in Folge eines siegreichen Ankämpfens gegen das übermächtig gewordene Fürstenthum zu vermeiden wäre? Die Neuzeit hat diese Schranken gegen Uebergriffe einer ungebundenen Königsgewalt auf einer anderen Seite gesucht, da die Hierarchie zu diesem Zwecke sich als unzureichend erwies, da sie es oft selbst war, die mit jener gemeine Sache machte und die Freiheit der Völker in weit drückendere Bande schlug, als es ohne ihr Zuthun der Fall gewesen wäre. Hier wird erst noch die Erfahrung lehren müssen, ob das neue Auskunftsmittel unter allen Umständen sich bewähren werde; auf ihm ruht das Vertrauen der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft, das Heil der Völker, möge es, gestützt auf einen geläuterten Bürgersinn und wahre Vaterlandsliebe, und fern gehalten von gesellschaftlichen Utopien gedeihlich sich entwickeln und erstarken für alle Zeiten.

Der Kampf selbst bietet ein besonderes Interesse. Er kann als Ausgangspunkt der höheren, mittelalterlichen Politik der

Päpste gelten. Ohne ihn gäbe es kein Zeitalter Hildebrands, keine Kreuzzüge, keine Albigenser, keinen Huß und keine Reformation; ohne ihn wäre der Begriff des Katholicismus untergegangen in dem Aufblühen selbstständiger Provinzial- oder Nationalkirchen; nie hätte sich eine so schroffe Scheidewand zwischen Kirche und Staat erhoben; nie wäre die erstere zur Magd des letztern erniedrigt, aber auch nicht zur Herrin über ihn erhoben worden. Gekämpft wird er von dem oft genannten Rheimser Erzbischof Hinkmar mit allen Mitteln einer unversiegbaren Geisteskraft, aus Treue für seinen König, von dem er Verrath ärntet, aus Pietät zu seiner Kirche, aus Pflicht für seine Nachfolger, auf daß unter ihm die erzbischöfliche Macht keine Minderung erfahre. Bald aber ist sein Kampf ein ohnmächtiger Widerstand; er kennt die Waffe, die gegen ihn gebraucht wird, aber ein höheres Gebot legt ihm Stillschweigen über den Unwerth derselben auf, und der ganze Lohn seines heldenmüthigen Lebens ist Mißachtung und Undank, und was härter als beides, das Bewußtseyn einer verlornen Sache.

Haupt- und Wendepunkt des Kampfes ist Rothads, des Bischofs von Soissons, Verurtheilung durch Hinkmar, weil er, als das Haupt der Umsturzpartei, ein gefährliches Beispiel usurpirter Kirchengewalt gegeben und im Interesse kirchlicher Ordnung mit allem Nachdrucke zur Strafe gezogen werden mußte. Aus der einfachen und verdienten Strafhandlung erwuchs bald eine weitverzweigte Verschwörung, an welcher außer Wenilo von Sens und der Partei der Pseudo-Isidorianer zuletzt auch Carl der Kahle gegen Hinkmar sich betheiligte und recht absichtlich selbst der apostolische Stuhl hineingezogen ward.

Auffallend verschieden ist die Sprache des Letztern vor und nach Rothads Ankunft in Rom. Früher drehte sich der ganze Streit im Wesentlichen um den Punkt, daß der Papst bezüglich der von dem Bischofe von Soissons an ihn ergangenen Berufung die Beschlüsse von Sardica in Anwendung bringen wollte, während Hinkmar die Vorrechte der fränkischen Kirche und die Unzulässigkeit einer Appellation nach Rom wegen des ausdrücklichen kaiserlichen Verbotes nachdrücklich vertheidigte. Kaiserliche Gesetze, mahnt mißbilligend und unwillig der Papst, mögen zwar gegen Ketzer in Kraft treten, keineswegs aber, wenn sie den Rechten der Kirche widersprächen. Das Unrecht, das man dem heiligen Petrus und seinem Stuhle zuzufügen die Absicht habe, sei so groß, daß er es nicht auszusprechen vermöchte, „wenn gleich alle Glieder seines Leibes sich in Zungen verwandelten.“ Dem Episcopate selbst aber könne unter Umständen der Schutz des heiligen Stuhles nützlich und nothwendig werden, dann aber

müsse, im Interesse der Selbstständigkeit der Bischöfe, dem Papste das Recht der Annahme von Berufungen aufrecht erhalten werden.

Nachdem dagegen der Bischof Rothad behufs seiner Appellation sich persönlich in Rom eingefunden hatte, tritt Nikolaus mit einer plötzlich geänderten Sprache auf. Nicht mehr handelte es sich um bloße Aufrechthaltung der Beschlüsse von Sardica, nicht mehr um Schutz und Wohlfahrt des fränkischen Episcopates, sondern um Herstellung der päpstlichen Suprematie in der Gesammtheit der Kirche. Neu und unerhört sind die Grundsätze, welche jetzt von Rom aus verfochten werden. Ohne Befehl des römischen Stuhles sollen fortan keine Synoden mehr berufen, bischöfliche Angelegenheiten sämmtlich seiner Entscheidung vorbehalten werden. Ein bedeutungsvolles Rundschreiben erging an die Bischöfe von Frankreich mit des Papstes Erklärung, er sehe es für seine Pflicht an, die kirchlichen Verordnungen der Päpste, die bis an ihr Ende im katholischen Glauben verharrt sind, und alle Vorschriften derselben über Kirchenzucht, welche die heilige römische Kirche von alten Zeiten her aufbewahrt und in ihren Archiven niedergelegt hat, mit der größten Ehrfurcht anzunehmen, weil das, was Päpste selbst über Glaubenslehre oder Sittenzucht geschrieben haben, allgemeine Anerkennung verdiene. Und in versteckter Bezugnahme auf Hinkmar sagt er ausdrücklich (I. p. 479): „Zwar behaupten Einige von Euch in einer Zuschrift, jene Decretalen der alten Päpste seien darum ungültig, weil sie nicht in der Hauptsammlung der Kirchengesetze stehen. Allein Beweise sind in unserer Hand, aus welchen erhellt, daß eben diese Menschen sich jener Decretalen ohne Anstand bedienen, sobald dieselben ihren Absichten günstig sind.»

Die gewiß sehr schwierige Frage, was eine so auffallende Sinnesänderung, einen so grell hervortretenden Umschwung in den Grundsätzen des Papstes veranlaßt haben mochte, findet sich im Buche unmittelbar erörtert und in eben so überraschender als befriedigender Weise beantwortet. Nach Allem zu urtheilen, was eine genaue Untersuchung über Personen und Zeitumstände an die Hand gibt, dürfte man mit Bestimmtheit annehmen, Rothad habe des Papstes Aufmerksamkeit auf das eben rechtzeitige Sammelwerk des falschen Isidor gelenkt, auf dessen bereits im Frankenlande erlangte große Auctorität hingewiesen und mit Schadenfreude des Umstandes gedacht, daß ja selbst Hinkmar aus derselben Quelle schon geschöpft habe. Ihm selbst sei der erste Vortheil, seine Wiederherstellung in das Bisthum, daraus erwachsen, und daß der Zeitpunkt, wann Nikolaus zu den Lehren des falschen Isidor sich öffentlich bekannt, mit seinem Aufenthalte in Rom auf Ein Jahr zusammenfalle, läßt gegen den vermu-

theten inneren Zusammenhang kaum einen weiteren Zweifel aufkommen. So hebt der Papst in einem Schreiben an Hinkmar vom 28. April 863 die Reihe der kirchenrechtlich gültigen Decretalen mit dem Papste Siricius an, er will also von früheren päpstlichen Verordnungen noch nichts wissen. Im nächsten Jahre dagegen, nachdem inzwischen Rothad in Rom angekommen, dehnt er die canonische Rechtskraft auch auf solche aus, die (angeblich) von den Päpsten vor Siricius ausgegangen seyn sollten, und gerade diese waren es, welche die wichtigsten Bestandtheile der Sammlung Pseudo-Isidors ausmachten.

Steht nun dieß fest, so folgt daraus, daß die erste Anwendung dieser in Frankreich entstandenen Fälschung, die erste Autorisation dem Papste Nikolaus zur Last falle, der nach längerem Sträuben zuletzt denn doch seine Hand dazu hergab, und der Grund, warum Rothad eine so verdächtige Waffe jenem aufgedrungen, aus den ihn persönlich betreffenden Vortheilen, unter denen seine Wiederherstellung im Bisthume gewiß keiner der geringsten, mit hinreichender Sicherheit abgeleitet werden könne.

Weit weniger scheint aber dieß bei seinem Bundesgenossen, dem mehrerwähnten Erzbischofe Wenilo von Sens, der Fall gewesen zu seyn. Er, der Metropolit, der in der Untergrabung der Metropolitangewalt gegen den eigenen Stand und gegen das eigene Interesse handelte, konnte, wenn seine Partei mit ihrem Vorhaben durchdrang, keine ähnlichen Vortheile für sich erwarten, oder er mußte andere geheime Beweggründe gehabt haben. Seine Haltung war überhaupt eine zweideutige, bei allen Versuchen der Umsturzpartei betheiligt, hat er bei Ludwig des Deutschen Einfall eine hervorragende Rolle gespielt. Seinen Charakter haben Hinterlist, Rachsucht und Ehrgeiz ausgezeichnet und ihn zum Schrecken seiner Feinde gemacht. Daß es dem ehrsüchtigen, hochstrebenden Manne um nichts Geringeres zu thun war, als auf dem von ihm eingeschlagenen Schleichwege zum Kirchenprimate in Neustrien zu gelangen, geht aus den weiteren Untersuchungen des Hrn. Verf.'s als ein Ergebniß hervor, dem man einen hohen Grad innerer Wahrscheinlichkeit nicht absprechen kann.

Trotz seiner offenbaren Niederlage stand Hinkmar noch immer zu mächtig dem päpstlichen Stuhle gegenüber da, als daß es für den Zweck des Papstes nicht unumgänglich nothwendig geschienen, ihn völlig unschädlich zu machen, d. h. ihn gänzlich zu vernichten. Das einzige Rettungsmittel für die Freiheit der Landeskirchen lag in einer umsichtigen Versöhnung und in einer festen Vereinigung der carolingischen Könige, weil es eben ihr bisheriger Zwiespalt gewesen, welcher fremder Einmischung so günstige Gelegenheit geboten, so wesentliche Vortheile dem apo-

stolischen Stuhle gewährt hatte. Während nun dahin das ganze Augenmerk des Rheimser Erzbischofs gerichtet war, zog sich ein neues, noch drohenderes Ungewitter von Rom her über ihm zusammen. Nikolaus kam nämlich auf die Beschlüsse der vor dreizehn Jahren abgehaltenen Synode von Soissons zurück, und wollte die damals abgesetzten Cleriker, natürlich sämmtlich Feinde von Hinkmar, an deren Spitze ein gewisser Wulfad, wieder hergestellt wissen. Zu diesem Zwecke ordnete er eine abermalige Synode gleichfalls zu Soissons an und bestimmte, daß außer den Bischöfen von Neustrien auch Metropoliten fremder Diöcesen und Reiche beigezogen werden sollten.

Hinkmars Lage war nunmehr eine sehr mißliche geworden, die, das Loos falle wie immer, zu seinem gänzlichen Verderben führen mußte. Lautete der Spruch der neuen Synode auf Wiedereinsetzung, so war sein oberhirtliches Ansehen vernichtet. Erklärte sie die Cleriker für schuldig, so machten diese von dem ihnen vorbehaltenen Rechte Gebrauch, wandten sich nach Rom und konnten eines milderen Urtheilsspruches gewärtig seyn. Schon nahm der Papst in einem Schreiben an ihn einen gereizten und drohenden Ton an und Hinkmar sah das Verzweifelte seiner Lage vollkommen klar ein. Seine vertrauten Schreiben aus jener Periode, die sich (I. p. 502) im Auszuge mitgetheilt finden, geben hinlänglich Zeugniß von der Muthlosigkeit und der düsteren Stimmung, die sich seiner Seele bemächtigte.

Zum Glück für ihn änderten sich bald die Umstände und wendeten die drohende Gefahr von seinem Haupte. Die gleichzeitigen Streitigkeiten mit Photius machten dem Papste die möglichste Schonung für ihn zur Nothwendigkeit; durch des letztern Tod gerieth die Sache in's Stocken und die Entscheidung des Nachfolgers fiel zu seiner Zufriedenheit aus. Hinkmar sah sich gerettet, er konnte wieder frei aufathmen, und der Mann, der, was er für Recht und Pflicht hielt, mit seltener Festigkeit gegen alle Angriffe, sie mochten kommen woher sie wollten, vertheidigte, ward seinem Prinzipe und der Kirchenfreiheit noch länger erhalten.

Nicht minderes Interesse gewährt der im dritten Kapitel des dritten Buches aus einander gesetzte Kampf des Rheimser Erzbischofs mit seinem Neffen Hinkmar, Bischof von Laon, ein Kampf, in welchem dieselben Prinzipe verfochten wurden, nur Personen und Schauplatz geändert waren, und der deßhalb als mit dem eben besprochenen zusammenhängend, die sorgfältigste Beachtung verdiente, die er im Buche gefunden und seiner interessanten Einzelheiten wegen der Aufmerksamkeit des Lesers besonders empfohlen zu werden verdient.

Es ist nun an der Zeit, nachdem wir vorzugsweise die kirchlichen Elemente im Auge behalten und ihren innigen Zusammenhang mit dem politischen Leben nachgewiesen haben, auch einige wenige Momente aus dem überreichen Vorrathe des eigentlichen politischen Theils der carolingischen Geschichte einer nähern Betrachtung zu unterziehen. Die Wahl ist in der That nicht leicht. So häufig begegnen wir tiefsinnigen Forschungen und genialen Combinationen, die eine ungeahnte Wechselwirkung zwischen scheinbar in keiner Verbindung stehenden Ereignissen in überraschender Weise enthüllen und, wenn auch nicht jederzeit mit völliger Evidenz, immer doch mit möglichster Wahrscheinlichkeit den ursächlichen Zusammenhang ermitteln. So empfehlen sich insbesonders die Untersuchungen über die veränderliche Politik der carolingischen Fürsten, und die mancherlei und oft fein ersonnenen Intriguen zu ihrer gegenseitigen Uebervortheilung und Verdrängung eben so sehr durch anerkennenswerthe Kenntniß der Personen und der Zeit, als auch einen rühmenswerthen Tiefblick. Allein ein näheres Eingehen auf dieselben muß außer den Gränzen unserer Anzeige liegen bleiben, und wir wollen uns auf einige Punkte, wie sie uns sich zufällig darbieten, beschränken, und; war auf die Folgen, welche sich an die Erhebung Carls des Kahlen zur Kaiserwürde anreihten, und auf die sehr anziehenden Forschungen des Verf.'s über die geheimen Triebkräfte, welche bei der Wahl Arnulfs zum deutschen Könige mitgewirkt und ihm den eigentlichen Gang seiner Politik vorgezeichnet haben.

Carl der Kahle hatte die Kaiserkrone, ungeachtet Ludwig der Deutsche seine Mitbewerbung durch einen zweifachen Heereszug gegen Italien und Francien zu unterstützen suchte, theils der ihm ergebenen Partei in Italien, theils aber und vorzüglich der Unterstützung des Papstes zu danken, welcher diese Krone um keinen Preis auf das Haupt des deutschen Königs oder eines seiner Söhne setzen wollte. Gleichwohl hatte der neue Kaiser in seinem eigenen Lande eine starke Partei gegen sich, welche diese Erhöhung höchst ungern sah und Ludwig dem Deutschen bei seinem Einfalle den kräftigsten Vorschub leistete, um ersteren zu nöthigen, von Italien abzulassen und zur Behauptung seines Landes heimzukehren.

Die Opfer, welche der Kaiser für die Krone Carls des Großen sowohl dem Papste, als auch seinem eigenen Lande gegenüber bringen mußte, waren, wie aus den Untersuchungen unseres Buches mit Evidenz hervorgeht, groß genug und außer allem Verhältnisse zu dem Gewinne, den ihm die Kaiserwürde gewährte. Papst Johann der Achte hatte in dieser Hinsicht seinen Mann mit berechnender Schlauheit herauszufinden gewußt, nicht etwa,

wie er mit frommer Miene sich ausdrückte, weil jener durch göttliche Fürsorge und durch die Hilfe des heiligen Peter als der Würdigste die ihm gebührende Auszeichnung erlangt, sondern weil er sah, daß er seinen Anforderungen den geringsten Widerstand entgegensetzen und um den Preis der Kaiserkrone auf alle ihm gestellten Bedingungen eingehen würde. So erlangte er jetzt mit einem Wurfe, was seine Vorgänger theilweise lange und erfolglos angestrebt, Entfernung der kaiserlichen Beamten aus Rom, Uebertragung der obersten Gewalt auf ihn, völlige Freiheit künftiger Papstwahlen, Einführung des pseudo-isidorischen Kirchenrechtes im Frankenreiche, endlich Verwandlung Lombardiens und Neustriens aus Erb- in Wahlreiche.

Was den ersten Punkt anbelangt, so ging des Papstes Absicht allerdings dahin, nach Entfernung der kaiserlichen Beamten aus Rom die Herrschaft daselbst sich allein vorzubehalten; allein damit war noch keineswegs das alte Vogteirecht aufgehoben; im Gegentheil blieb das Schirmrecht über die römische Kirche nach wie vor in den Händen des Kaisers und damit die fortdauernde Verpflichtung, das Gebiet derselben gegen innere und äußere Feinde, so oft es nothwendig, zu beschützen. Mithin lag es weniger in dem Plane des Papstes, eine territoriale Unabhängigkeit zu erstreben, als vielmehr, der oft lästigen Aufsicht und Controlle der kaiserlichen Vögte und Kriegsbefehlshaber ledig zu werden.

Noch deutlicher tritt die ganze Bedeutung der päpstlichen Politik auf der Reichssynode zu Pontion (Juni 876) hervor. Unter Widerspruch der zahlreich versammelten Bischöfe, deren Haupt und Führer Hinkmar von Rheims, anerkannt bisher als der erste geistliche Würdenträger des Reichs, ward nach dem Inhalte eines päpstlichen Schreibens der Erzbischof Ansegis von Sens, des oft erwähnten Wenilo's zweiter Nachfolger, zum Primas und Stellvertreter des Papstes in Gallien und Germanien ernannt, mit dem hohen Vorrechte, Synoden zu berufen, und der Verpflichtung, alle wichtigeren Angelegenheiten an den Papst zu bringen. Ein einziger der anwesenden Bischöfe, Frotarius, dem neuen Kaiser verpflichtet wegen der kürzlich erfolgten Beförderung zu dem erzbischöflichen Stuhl von Bourges, gelobte Gehorsam gegen obige Verfügung, alle Anderen verharrten bei ihrer Einsprache, welche sie auf ihre Metropolitanrechte und auf die anerkannten Kirchengesetze stützten.

Noch zeichnet sich aber dieselbe Reichssynode zu Pontion durch eine andere, sehr folgenreiche Beschlußfassung aus. Man legte nämlich die Urkunde der Kaiserwahl und die Beschlüsse von Pavia vor, ließ sie bestätigen und ihren Inhalt auch auf das

Reich Neuster ausdehnen. Demgemäß schwuren die Anwesenden: „Gleichwie Papst Johann zuerst in Rom unsern glorreichen Herrn Carol zum Augustus gewählt und mit dem heiligen Oele gesalbt hat, und gleichwie nachher alle Bischöfe, Aebte, Grafen und Stände des italienischen Reichs ihn zu ihrem Schutzherrn und Vertheidiger wählten: also bestätigen und wählen auch Wir ihn allzumal, die wir aus Francien, Burgund, Aquitanien, Septimanien, Neuster und Provence hier versammelt sind» (II. 129).

Die an dieses wichtige Actenstück vom Verf. geknüpften, sehr scharfsinnigen Betrachtungen haben den Zweck, die ganze Bedeutung und Tragweite, so wie die Rückwirkung desselben auf das öffentliche Recht mit den daraus sich ergebenden Folgerungen in ein klares Licht zu setzen. Auf den eben erwähnten Verhandlungen liege allerdings viel Dunkel, allein das Räthsel werde gelöset, wenn man Carls des Kahlen geheime Bestrebungen im Auge behält, bei günstiger Gelegenheit das Gesammtreich seines großen Ahns wieder herzustellen.

Ein Schritt zu diesem großen Ziele sei geschehen, seit die Kaiserkrone das Haupt des ehrgeizigen Fürsten schmückte und die Lombarden ihm, als ihrem Herrn, den Huldigungseid geschworen. Um nun auch den Weg anzubahnen zur Wiedergewinnung des deutschen Antheils, sei vorerst im Einverständnisse mit dem Papste ein neustrischer Bischof zum apostolischen Stellvertreter und zwar nicht bloß in Neuster, sondern auch in Germanien, also in den einst von Carl dem Großen dießseits der Alpen beherrschten Ländern eingesetzt und mit Vollmachten ausgestattet worden, welche ein augenblickliches Handeln an Ort und Stelle, ein schnelles Eingreifen nach Zeit und Umständen gestatteten. Mit Hilfe dieses geistlichen Beistandes also sollte Germanien wieder in enge Verbindung mit Neustrien gebracht werden. Um nun auch den wahrscheinlichen Widerstand seiner eigenen Vasallen geistlichen und weltlichen Standes, der ohne Zweifel zu fürchten war, ließ sich ja das weit aussehende Vorhaben ohne blutige Kriege und kostspielige Feldzüge nicht in's Werk setzen, zu brechen, habe er den weltlichen Vasallen, nach lombardischem Vorgange, als wirksamen Köder das Wahlrecht zugestanden, die geistlichen Stände hingegen durch die Erhebung eines Ansegis zum apostolischen Stellvertreter und durch Erweiterung des päpstlichen Einflusses in Gemäßheit des pseudo-isidorischen Kirchenrechtes zu Werkzeugen seiner tieferen Pläne zu machen gesucht.

So wenig wir unsererseits in Abrede stellen wollen, daß für die eben mitgetheilte Argumentation manche wichtige Thatsachen sprechen, so wenig möchten wir doch in obigem Schwure

das formelle Zugeständniß eines Wahlrechtes erblicken. Verstehen wir es von der Königswürde in Neustrien, so stehen dieser Annahme nicht bloß das durch Grundverträge gesicherte Erbrecht der einheimischen Fürstenhäuser, sondern auch die Erfahrung der nächstfolgenden Zeiten entgegen. Auch muß man dem, wenn auch beschränkten Verstande Carls des Kahlen wenigstens so viel politischen Scharfblick zutrauen, daß er im Stande war zu begreifen, wie wenig ein solches tief eingreifendes Zugeständniß zur Verwirklichung seiner Absichten gepaßt, wie sehr die Größe des Opfers den Gewinn des Reiches an Landgebiet aufgehoben haben würde. Wäre überhaupt in diesem Sinne von einem Wahlrechte die Rede gewesen, so würde auf dem wichtigen Tage zu Compiegne (II. 142 ff.), wo Carl der Kahle bei seinem Scheiden aus Neuster die umfassendsten Vorbereitungen und Anordnungen traf, gewiß auch dieses Rechtes besondere Erwähnung geschehen und ohne Zweifel die nochmalige kaiserliche Bestätigung erfolgt seyn. Wir sind daher der Meinung, daß in dem obigen Schwure keine andere Bedeutung liege, als die einfache Erklärung, die neustrischen Vasallen wollten fortan ihren bisherigen König als Kaiser erkennen und annehmen, gleichwie er von dem Papste gewählt und erkannt, gleichwie er von den Lombarden nach Empfang der Kaiserkrone als Oberhaupt erkoren und erkannt worden sei.

Für die Ansicht des Hrn. Verf.'s spricht allerdings die Thatsache, daß Ludwig der Stammler nach dessen eigenem Geständnisse durch die Wahl des Volkes den Thron seiner Väter bestiegen, mithin, sollte man glauben, dem zu Pontion den Ständen eingeräumten Wahlrechte das Königthum verdankte, das ihm sonst durch das Erbrecht hätte zufallen sollen. Allein auch für diese Thatsache gibt es, unserer Ansicht nach, noch andere Erklärungsgründe, die keineswegs auf die Ausübung eines Wahlrechtes zurückführen. Wenn wir den veränderten Zeitumständen gehörig Rechnung tragen, wenn wir erwägen, wie Ludwig der Stammler es mit einer ränkesüchtigen Stiefmutter und mit dem ehrgeizigen Statthalter Boso zu thun hatte, die ihn aus dem Erbe seiner Väter verdrängen wollten, so werden wir in dem Acte einer angeblichen Volkswahl vielmehr eine selbstständige Erscheinung erblicken, welche in keinem Zusammenhange mit den Erklärungen zu Pontion stand, und durch die ungewöhnliche Vergabung an Krongütern bedingt, aber durch keine formelle Rechtsgrundlage geschützt war.

Wir sind mit den Behauptungen des Hrn. Verf.'s ganz einverstanden, daß die Kaiserkrone in Rücksicht auf die Ansprüche, mit denen sie von den Päpsten vergeben ward, und auf die

vielfältigen Schwierigkeiten und Opfer, mit denen sie behauptet werden mußte, für das deutsche Reich keinen Gewinn brachte, und demselben mehr leeren Glanz als wirkliche Macht und Größe verlieh: für Frankreich jedoch war die Dauer der Kaiserherrschaft viel zu kurz, als daß daselbst nachhaltige Folgen hervortreten konnten, oder überhaupt ein Vergleich mit dem deutschen Reiche sich anknüpfen ließe. Denn die Ursachen von dem Verfalle der Königsmacht in Neuster, die Lockerung der Lehensbande, die nothwendige Entwicklung der Erblichkeit der Lehen und der Landeshoheit der größeren Vasallen liegen tiefer und zum Theil wohl in den Lehensverhältnissen selbst, und es ließe sich schwerlich auf befriedigende Weise der Beweis herstellen, Carl der Kahle habe durch Zusicherung des Wahlrechts und der Erblichkeit der Lehen dazu erst die Bahn gebrochen.

Finden wir nicht in allen Reichen, wo das Lehensystem die staatsrechtliche Grundlage bildet, zwar unter manchen örtlichen Verschiedenheiten, aber in der Hauptsache doch immer dieselben Erscheinungen zu Tage treten, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich auf ein Kaiserreich stützten oder nicht? Liegt nicht allenthalben Königthum und Vasallenthum in hartem Kampfe, wird nicht zumeist jenes von diesem überflügelt und nicht selten zu völliger Ohnmacht herabgedrückt? So lange die Könige noch Güter und Grundbesitz zu vergeben hatten, waren sie in der Lage, treue Dienste zu belohnen, und es fehlte ihnen, nach der Natur menschlicher Schwäche und Habsucht, nicht an Anhang und an Waffengefolge: so wie aber der Vorrath an lehenbarem Gute auf die Neige ging, mußten sie von den Rechten aufopfern, an welche der Lehenbesitz sich knüpfte, und so war der Uebergang zur Erblichkeit der Lehen, anfangs der größeren, später der kleineren, von selbst gegeben, und machte selbstständig und unabhängig von äußeren Zufälligkeiten seine durch die Natur der Lehensverhältnisse bedingte Entwicklung durch.

Bei alledem hat Carl der Kahle Unheil genug über Neuster gebracht, und des Landes tiefe Zerrüttung und lange Ohnmacht ist zumeist das Werk seiner verkehrten und verderblichen Politik, nur dürfte sich diese nicht geradezu von seiner ersten Römerfahrt und von dem Schimmer der Kaiserkrone herleiten. Daß letztere, als eine Fortsetzung jener unheilvollen Potitik, weder das königliche Ansehen heben, noch Reich und Staatsgewalt kräftigen konnte, leidet keinen Zweifel; werfen wir nur einen vorübergehenden Blick auf den Reichstag zu Chiersey, so sehen wir im Gegentheile das Königthum zu einer Ohnmacht und Abhängigkeit herabgesunken, welche zu der ehemaligen Hoheit Carls des Großen im auffallendsten Gegensatze steht.

Große Befriedigung haben uns die ungemein scharfsinnigen und geistvollen Auseinandersetzungen hinsichtlich Arnulfs Erhebung zur deutschen Kaiserwürde gewährt. Sie fesseln eben so durch Kühnheit, als durch Großartigkeit der Combination, und erscheinen so wenig als Phantasiegebilde, daß sie im Gegentheile einer hohen innern Wahrscheinlichkeit sich erfreuen, so schwer man sich auch überreden mag, da an eine versteckte Planmäßigkeit zu glauben, wo der äußere Schein das Walten des Zufalls oder eines harten Verhängnisses bisher wahrnehmen ließ.

Es schritt damals ein furchtbarer Würgengel durch das Haus Carls des Großen, in wenigen Jahren stand es in seinen verschiedenen Zweigen vereinsamt und verödet. Was Arnulf, was Carl der Dicke verschuldet haben mochten, Zeitgenossen wagten nicht, die Größe der Frevelthaten einzugestehen und dachten mehr an Zufall als an Absicht. Erwägt man aber die gehäuften Todesfälle, welche nach einander und in kurzen Fristen die Glieder des königlichen Hauses hinwegrafften; erwägt man, wie zwischen den Jahren 879 und 882 zwei französische und zwei deutsche Könige und ein Thronerbe in der Blüthe der Jahre und unter verdächtigen Umständen in's Grab sanken, wie zwei Jahre später König Carlomann von Frankreich auf einer Eberjagd eine tödtliche Wunde empfing, welche sein Begleiter dem Eber zugedacht zu haben vorgab, wie selbst Papst Johann der Achte unter den Streichen des Mörders fiel, um einem kaiserlichen Papste Platz zu machen, so ist es allerdings schwer, hier nichts als Fügungen des Geschickes zu erblicken, wo alles einen großen, gemeinschaftlichen, wohl überdachten Zweck erkennen läßt, nämlich die seit vierzig Jahren von deutschen so gut wie von neustrischen Carolingern „in feindseliger Einstimmigkeit» angestrebte Wiederherstellung des fränkischen Weltreichs.

Nach dem Grundsatze der Politik, denjenigen als den Urheber einer Uebelthat anzusehen, dem sie Nutzen bringt, wäre man veranlaßt, gerade nur Carl dem Dicken, der sich dadurch den Weg zur Vereinigung sämmtlicher Reiche der Carolinger gebahnt, die ganze Wucht jener entsetzlichen Verbrechen aufzubürden, der sie durch eine Schaar bereitwilliger Helfershelfer vollbringen ließ, und selbst die furchtbarste Geißel jener Zeit, die raub- und mordlustigen Nordmannen, in's Einverständniß zog. Wir werden bei einem Charakter, wie der Carls des Dicken, uns nicht dem undankbaren Geschäfte einer Ehrenrettung unterziehen. Bei der tiefen sittlichen Versunkenheit, welcher das Königshaus verfallen war, kommt es auf einige Verbrechen und Verwandtenmorde mehr oder weniger nicht an. Ihm, dem ephemeren Wiederhersteller des fränkischen Gesammtreichs, läßt sich jedoch die ganze

Last der Blutschuld eben so wenig mit voller Evidenz aufladen, als man ihn andererseits von dem Verdachte der Urheberschaft an Verbrechen, welche das königliche Haus decimirten, gänzlich freizusprechen vermag.

Dem sei wie ihm wolle, das Gericht ereilte ihn im Riesenschritte und stürzte ihn tief und erbarmungslos in's Verderben, das selbst wieder von einem Sprossen seines Stammes ihm bereitet ward. Arnulf, der Herzog von Kärnthen, Carlmann's unächter Sohn, war es, der gleichfalls von dem Strudel wilden Ehrgeizes fortgerissen, das Zeichen zu einer allgemeinen Empörung gab und einen allgemeinen Abfall von Carl dem Dicken veranlaßte, und dem von seinen Räthen und Ministern verlassenen Fürsten nicht viel mehr als das nackte Leben ließ. Carl der Dicke überlebte seinen Fall nur wenige Monate. Gleichzeitige Gerüchte gingen, er wäre, der letzte ächte Carolinger, erdrosselt worden, auf wessen Befehl, läßt sich nicht angeben, jedoch bemerkt der Hr. Verf., es liege nicht im Charakter neuer Herrscher, gestürzte Vorgänger am Leben zu lassen.

Welches waren nun, muß man fragen, die Ursachen der Unzufriedenheit und des Abfalles, welches die Gründe der Erhebung Arnulf's zur Königswürde? Wenn die deutschen Stände sich so plötzlich von Carl dem Dicken abwandten, um dessen unächten Sohn Bernhard, für den der Vater seine Gattin und seinen Günstling aufgeopfert, nicht als erbfähig und als Thronfolger anerkennen zu müssen, warum haben sie für Arnulf sich erklärt, der doch gleichfalls ein Bastard war. Die Quellen geben über derartige Fragen keinen unmittelbaren Aufschluß, man muß also durch das Entgegenhalten der Thatsachen und durch Erforschung ihrer inneren Gründe dem wahren Sachverhalte auf die Spur zu kommen suchen.

Mit Arnulf gelangte statt der ächten Carolinger — an den einzigen noch übrigen, geistesschwachen und mißachteten Sprößling in Frankreich dachte dießseits des Rheines Niemand, — ein neues halbblütiges Geschlecht zur Herrschaft, welches in Ermangelung vollgültigen Rechts auf die freie Wahl sich stützen mußte. Nichts ist also natürlicher, als daß diese Wahl an gewisse Bedingungen geknüpft wurde, welche der Sache nach einer eigentlichen Wahlcapitulation nicht unähnlich waren. Auf die Frage, wo diese Bedingungen vorgelegt worden, ob zu Regensburg vor den daselbst zur Huldigung versammelten Ständen, oder auf dem Reichstage zu Frankfurt, kann bei dem Schweigen der Quellen keine bestimmte Antwort erfolgen; wahrscheinlich aber kamen sie auf der gleichzeitig mit dem Frankfurter Reichstage abgehaltenen Nationalsynode zu Mainz vor, wo die daselbst versammelten

vornehmsten Metropoliten und deren Suffragane über wichtige Gegenstände auch von politischer Bedeutung verhandelten.

Aus der Stellung, welche diese Versammlung Arnulf gegenüber einnahm, aus dem hohen Tone, den sie führte, läßt sich wohl mit großer Entschiedenheit annehmen, daß sie es eigentlich war, welche dem neuen Könige Gesetze gab und ihn an eine Art von Wahlcapitulation band. Wenn dieß feststeht, so geht in weiterer Schlußfolgerung hervor, daß es gleichfalls der hohe Clerus gewesen, welcher Carl den Dicken zur Abdankung nöthigte und sich nun stark genug fühlte, um den König seiner Wahl auf dem Throne zu halten. Da sich nun als eine der Hauptbedingungen herausstellt, Arnulf solle sich streng an die Bestimmungen des Vertrages von Verdün halten und alle Gedanken an eine Wiederherstellung des Gesammtreiches fahren lassen; er solle auf Italien, Burgund und Neustrien verzichten, und sich mit dem Reiche Ludwig des Deutschen zufrieden geben: so ist es nicht schwer, die Ursache von dem Sturze Carls des Dicken eben auch in dem Umstande zu suchen, daß er, den bestehenden Verträgen entgegen, so viele Kronen auf seinem Haupte vereinigt, dadurch aber die Unzufriedenheit der Stände derart gesteigert, daß man ihn des endlichen Friedens wegen aufzugeben beschloß. So waren es also die Stände und unter diesen in erster Reihe der deutsche Clerus, der im Interesse des Friedens und der nationalen Selbstständigkeit durch ein gewaltsames Eingreifen die bereits zu Stande gebrachte Reichseinheit untergrub.

Das Endergebniß seiner dießfälligen Forschung faßt der Verf. in folgende kurze Uebersicht (II. p. 296 f.) zusammen: „Aus unzweideutigen Thatsachen erhellt, daß nicht nur die Mainzer Nationalsynode, sondern auch der gleichzeitige Reichstag zu Frankfurt, über dessen Beschlüsse der bayerische Mönch hartnäckiges Stillschweigen beobachtet, dem neuen König zur Bedingung gemacht haben, zufrieden mit dem deutschen Reiche, die Nachbarländer, welche Ludwig des Deutschen Söhne erobert, sich selbst zu überlassen. Während des Jahres 888 warfen sich in sämmtlichen letztgenannten Staaten eingeborne Fürsten zu Königen auf: in Lombardien Bergnar, in Neustrien Wido und Odo, in der Provence Ludwig, Boso's Sohn, im obern Burgund Rudolf, des Welfen Conrads Sohn, in Aquitanien Ramnolf, und Arnulf hat sofort alle diese Gewalthaber, in denen er doch als Erbe Carls des Dicken nur Anmaßer erblicken konnte, unter gewissen Bedingungen förmlich anerkannt. Der Erfolg bewies, daß Arnulf von derselben Ehrsucht beseelt war, wie die ächten Carolinger, seine Vorgänger. Wenn er dessen ungeachtet fünf Kronen freigab, so muß man offenbar den Schluß ziehen,

daß ein stärkerer Wille, nämlich der seiner Stände, ihm die Hände band.»

Ueberblicken wir die nächste Folge der Ereignisse, so tritt uns in in ihnen die Bestätigung dieser Ansicht auf überraschende Weise entgegen. Carls des Dicken Reich zerfällt und löset sich unter eigenen Königen in einzelne Staaten auf, ohne daß von Seite Arnulfs im Geiste der bisherigen Politik der Carolinger ein Gegenversuch gemacht, selbst nur Einsprache erhoben wurde. Es scheint also in der That, als wäre er durch einen höhern Willen gebunden gewesen, als dürfte sein Ehrgeiz nicht über die Gränzen Germaniens hinausgreifen.

Gehen wir aber etwas genauer auf die Sache ein, so gewahren wir beim ersten Blick, daß alle diese neu entstandenen Reiche einer wesentlichen Bedingung der Selbstständigkeit ermangelten; sie standen, wie aus einzelnen, unverdächtigen Zeugnissen hervorleuchtet, unter der Verpflichtung, die deutsche Oberhoheit anzuerkennen, gleichviel, ob sie diese Verpflichtung freiwillig, wie Neustrien, oder gezwungen, wie Lombardien, auf sich genommen haben. Beweise für diese Ansicht finden sich in dem Zeugnisse des Angelsachsen Asser, Bischofs von Shireburn, des Biographen von König Alfred von England und Zeitgenossen von Arnulf, und in den Angaben des bayerischen Mönchs, zunächst zwar nur von dem Verhältnisse Berngars zu Arnulf, die aber gewiß auch auf die übrigen Theilkönige anzuwenden sind, und denen zu Folge dem Könige Arnulf gewisse in der Oberlehenherrlichkeit begründete Rechte, wie die, über das Kammergut des Reichs zu verfügen, fremde Gesandte zu empfangen und über Krieg und Frieden zu entscheiden, in den Nachbarreichen vorbehalten blieben. Wollte man daher in diesen neuen Staatenbildungen das Werk des Zufalls, der Anmaßung oder der Gewalt erblicken, so stände dieser oberherrliche Lehensnexus entgegen; man muß daher mit unserm Verf. annehmen, daß sie nach dem wohlbedachten Plane einer vorsorgenden Staatsweisheit geschehen sei.

Deßungeachtet können wir uns einiger Bedenken nicht erwehren und unsere Zweifel in die Verläßlichkeit dieser Combination, so sehr sie sich durch Scharfsinn und Neuheit empfiehlt, nicht unterdrücken.

Was zuvörderst Carl den Dicken anbelangt, so ist es kaum wahrscheinlich, daß die Stände ihn aufgegeben und zur Abdankung genöthigt hätten, zu einer Zeit, wo er bereits am Ziele seiner Pläne stand und das Werk der Wiedervereinigung vollendet war. Denn eben jetzt mußte ja die lange Kette von Kriegen und Kämpfen, die mit der Verwirklichung jener Pläne unver-

meidlich verbunden waren, und über welche die Vasallen nicht ohne Grund so bittere Klage führten, ihr Ende erreicht haben. Zu Ränken, Trug, Arglist und selbst zum Verwandtenmorde war keine gegründete Veranlassung mehr vorhanden, in kurzer Zeit würde das neue gewaltige Reich die Nachwehen einer unheilvollen Politik überwunden, den Kronanmaßungen bleibend ein Ziel gesetzt, die Raubanfälle der Nordmannen kräftig abgewehrt und somit erreicht haben, was es dringend bedurfte, Friede nach außen und Ruhe im Innern. Lag mithin die Begründung eines dauerhaften Friedenszustandes wirklich in der Absicht der Stände oder der Vasallen, so konnten sie diese weit eher in der Einheit, als in der Zerstückelung der Monarchie erreichen, und es dürfte sich somit aus bloßen Beweggründen des Friedens die feindselige Behandlung Carls des Dicken nicht hinreichend erklären lassen.

Wir finden daher die Idee der Reichseinheit keineswegs aufgegeben, wir finden nur die Form, nicht das Wesen der Sache geändert. Oder sollte der Umstand keinen innigen Zusammenhang mit dieser Einheitsidee zu erkennen geben, daß die Theilkönige nur um den Preis der Anerkennung deutscher Oberlehensherrlichkeit sich in ihren Reichen behaupten, sich der Unterstützung und des Schutzes deutscher Macht erfreuten? Haben sie nicht auf die wichtigsten Vorrechte königlicher Machtvollkommenheit verzichtet und durch Uebertragung derselben an Arnulf sich willig um den neuen Centralstaat gruppirt? Wie zweifelhaft auch immer das Recht war, welches Arnulf aus seiner Verwandtschaft mit dem Hause Carls des Großen herleitete, so fehlte doch den übrigen Thronerben entweder selbst dieses zweifelhafte Recht, oder sie konnten es ohne Mithilfe des deutschen Königs nicht geltend machen.

War nun aber Arnulfs Erhebung zum Königsthrone an gewisse Bedingungen geknüpft, so konnten dieß keine anderen seyn, als welche sich durch seine Politik kund gaben. Mit Vorbedacht haben also die deutschen Stände gewollt, was ihr König that, und nicht sowohl das unbedingte Aufgeben der Idee eines großen Staatenkörpers, als vielmehr die Erhebung Deutschlands zum Mittelpunkte desselben ist es, was sich unwillkürlich als leitenden Gedanken aufdrängt, wozu jetzt die Umstände so günstig einluden. Wenn die Kaiserfamilien der folgenden Jahrhunderte an dieser Idee festhielten und sie theilweise zu verwirklichen suchten, so handelten sie in strenger Folgerichtigkeit, für deren Wichtigkeit die Größe der dargebrachten Opfer das vollgültigste Zeugniß gibt.

Ohne auf die folgenden Capitel, welche des Interessanten

und Geistvollen noch so Vieles über Arnulf, seines Sohnes Ludwigs und des Wahlkönigs Conrads Regierungsperiode bieten, auch nur vorübergehend einen Blick werfen zu können, beschränken wir uns auf die bloße Bemerkung, daß auch hier der Leser sehr häufig solchen Ergebnissen begegnet, welche eben so von Tiefe der Forschung, als von Schärfe der Auffassung zeugen und durch ihre Neuheit überraschen. Insbesonders befriedigen die weiteren Enthüllungen über Arnulfs Politik und die zahllosen Verwicklungen, zu denen seine dynastischen Pläne hinsichtlich seiner beiden unächten Söhne führten, über die verschiedenen Ursachen von dem beginnenden Verfalle der Königsgewalt, von der Eifersucht und blutigen Feindschaft zwischen den Babenbergern und Conradinern; ferner wie nach Arnulfs Tode die Spuren inneren Zerfalles offen hervortreten und die deutschen Stammgeschlechter die Reichseinheit zu vernichten und Deutschland in mehrere kleinere Staaten aufzulösen die Absicht hatten; wie dagegen die Einheit des Reichs durch das verständige Wirken und die große Staatsklugheit des Erzbischofs Hatto von Mainz durch Erhebung Ludwigs des Kindes auf den Königsthron gerettet ward; über alles dieses finden sich sehr interessante Untersuchungen und lehrreiche Aufschlüsse, hervorgegangen aus dem anerkennenswerthen Streben, dem geschichtlichen Sachverhalte trotz des Dunkels der Zeit und der Mangelhaftigkeit der Quellenberichte auf die Spur zu kommen und ein Geschichtsbild zu Stande zu bringen, dem als wesentliches Verdienst die Nachweisung des ursächlichen Zusammenhanges nicht abgesprochen werden kann.

Gleicherweise bleibt der Hr. Verf. seinem Plane bis an's Ende des Werkes treu, die kirchlichen Verhältnisse zugleich mit den politischen Schritt für Schritt zu verfolgen, weil beide dergestalt mit einander verflochten sind, daß eine Scheidung nicht leicht ohne Beeinträchtigung der Vollständigkeit oder des tieferen Verständnisses der Zeit Statt haben könnte. Denn gerade bei der Geschichte der Carolinger tritt es so augenscheinlich hervor, wie tief eingreifend kirchliches Wesen und Synodalbeschlüsse auf das politische Leben und dessen Neugestaltung zurückwirkten. Sonach stehen die schätzbaren Nachweisungen und Beigaben, z. B. hinsichtlich der mehrmals versuchten Geltendmachung des gefährlichen, vom falschen Isidor aufgestellten Kirchenrechtes, über die Losreißung der mährischen Kirche aus dem salzburgischen Metropolitanverbande und ihre Unterordnung unter die unmittelbare Aufsicht des päpstlichen Stuhles, über die Schicksale des Erzbisthums Hamburg-Bremen, in dem innigsten Verbande mit dem Hauptgegenstande des Buchs, und dienen zugleich als rücksichtswerthe Belege über die Vielseitigkeit und Größe einer Auf-

gabe, über deren erfreuliche Lösung wir, aus dem großen Vorrathe nur Weniges einer ausführlicheren Besprechung unterziehend, hinreichende Proben vorgelegt haben.

Was endlich die düstere Periode deutscher Erniedrigung während der verheerenden Raubanfälle der Ungarn anbelangt, denen das Reich wehrlos bis in das Innerste seiner Marken preisgegeben war, wie beherzigenswerth für alle Zeiten sind hier des Verf.'s Hinweisungen auf die Ursachen der schaudervollen Drangsale, welche Deutschland nie getroffen haben würden, wäre es nicht in seinen besten Kräften gespalten, von inneren Parteiungen zerrissen und ohne den nothwendigen gemeinsamen Einigungspunkt gewesen. In welcher Lage fand der Franke Conrad das Reich. Im Innern bedroht durch die anschwellende Macht der Herzoge und durch eine französische Partei, die, wie sehr scharfsinnig nachgewiesen wird (II. 456, 476 f.), den Carolinger Carl den Einfältigen auf den deutschen Thron zu berufen entschlossen war; von außen her durch das Steppenvolk der Ungarn mit Raub, Mord und Plünderung heimgesucht, mußte es seine erste und dringendste Aufgabe seyn, da zu helfen, wo Hilfe am meisten noth that, die innere Spaltung zu heilen, die Einheit des Reichs wieder herzustellen und mit der vereinten deutschen Macht den äußeren Feinden zu begegnen, bei welchem wahrhaft staatsmännischen und patriotischen Streben er von Seite des deutschen Clerus eben so ehrenhaft und thätig unterstützt wurde, als ihm die rechtzeitige Verbindung mit dem genialen Papst Johann dem Zehnten förderlich zu Statten kam.

Eine so umfangreiche, so tief in alle Verhältnisse der Politik eindringende Forschung, wie die vorliegende, würde, wenn sie auch nichts anderes wäre, als eine gründliche, kritische Sichtung der Quellen, aller Beachtung und Anerkennung werth seyn; wir müssen beides in um so höherem Grade für sie in Anspruch nehmen, da sie über die schwierigste und dunkelste Periode der deutschen Geschichte in so vielfacher Hinsicht Berichtigungen gewährt, Belehrung und Aufklärung bringt, und durch ihre Resultate für die Wissenschaft selbst von hoher Wichtigkeit und Bedeutung wird. Der Hr. Verf. mag in wenigen Fällen einer vorgefaßten subjectiven Meinung ein größeres Gewicht eingeräumt, und selbst auch die Bedeutung der Beweisstellen dieser angepaßt, er mag im Streben nach dem Gesuchteren und Selteneren das Natürliche und Nächste hin und wieder übersehen haben: doch dürfte dadurch der wissenschaftliche Werth keinen wesentlichen Abbruch erfahren haben, indem das Urtheil sich in die bescheidenen Schranken eines hypothetischen zurückzieht oder unter der annehmbaren Form einer bloßen Vermuthung dargeboten wird. Wenn z. B. der Verf. II. p. 448, den Ausdruck Adam's von Bremen irrig

auffassend, sogleich an eine Verschwörung der Conradiner denkt, und meint, Ludwig das Kind sei vom Throne gestürzt und gewaltsam aus der Welt geschafft worden: so hat er, die künstlichere Auslegung der nähern und natürlicheren vorziehend, von der Absetzung verstanden, wo der simple Chronist nur an eine Beisetzung gedacht hat.

Dagegen dürfen wir aber auch nicht außer Acht lassen, daß der Hr. Verf. überall selbst sieht und selbst untersucht, die unscheinbarsten Dinge sorgfältig prüft, nirgends fremder Auctorität blind und gläubig nachbetet, mithin bei seiner rühmenswerthen Kenntniß der Quellen, der Zeit und der Lebensverhältnisse nach allen Richtungen auf eine dem Geschichtschreiber nur mit Vorsicht zu wandelnde Bahn sich hinauswagen durfte, eine Bahn, welche auch ein minder befähigter Geist vielleicht mit gleichem Selbstvertrauen, gewiß nicht mit gleichem Erfolge gewandelt haben würde. Urtheile über Thatsachen und Folgerungen aus derselben sind zwar mit Vorsicht zu behandeln, aber keineswegs aus der Geschichte wegzuweisen, wollte man diese nicht selbst zu einem unerquicklichen Gerippe zusammenschrumpfen lassen; sie haben aber noch von einer andern Seite her einen nicht zu übersehenden Werth, sie bilden des Geschichtschreibers geistige Eigenthümlichkeit, sie geben einen Maßstab für seine Urtheilsfähigkeit und für das Vertrauen, welches wir zu der geistigen Auffassung und Anschauung, die wir in dem Werke ausgeprägt finden, fassen dürfen.

Der Synchronismus brachte zwar in Rücksicht auf den weit ausgedehnten Schauplatz der Begebenheiten und der mannigfach verschlungenen, oft entgegengesetzten Interessen der Königshäuser eine oft bedauerliche und die Uebersicht erschwerende Zerstückelung in die Darstellung, und machte häufige Wiederholungen und Nachträge nöthig; allein dieser Uebelstand war an und für sich von dem Gegenstande schwer zu trennen und bei der durch die Art der Forschung gebotenen analytischen Methode nicht zu beseitigen, und wird durch die höchst geistvolle Behandlung so wenig als möglich fühlbar. Wir sehen gewissermaßen das Werk nach und nach vor unseren Augen entstehen, bemerken, wie die Ideen auftauchen, an dem Prüfsteine der Thatsachen fort und fort sich erproben, wie sie immer klarer sich entwickeln und zuletzt mit voller Ueberzeugungskraft sich geltend machen.

Wir können von dem verdienstvollen, durch vielseitige Belehrung interessanten Werke nicht scheiden ohne den Wunsch, daß wir noch oft dem geschätzten Hrn. Verf. auf dem Gebiete deutscher Quellen- und Geschichtforschung begegnen möchten, wozu es ihm an Stoff nicht fehlen wird.

Art. XI. Geschichte der deutschen Schauspielkunst, von Eduard Devrient. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1848. 8. 423 und 457 S.

(Schluß.)

Der zweite Band behandelt die regelmäßige Schauspielkunst unter der Prinzipalschaft vom Jahre 1727 bis 1780. Er beginnt mit der Neuberin und der Leipziger Schule, und geht die Verhältnisse Schönemann's und seiner Truppe, Koch's Principalschaft, den Beginn der Hamburger Schule, Ackermann's Principalschaft, das erste deutsche Nationaltheater, die Hamburger Entreprise, den Kampf und Sieg des regelmäßigen Drama's in Wien, Ackermann's Ende, Eckhof's letztes Wirken und seinen Tod durch.

Die Resultate der folgenwichtigen Wendung der Dramatik in den Siebzigerjahren sind folgende:

Die Autorität des französischen Geschmacks war durch Lessing vernichtet, schon verschwanden die Tragödien des Corneille, Racine und Voltaire nach und nach vom Repertoir, die Schauspieler entwöhnten sich vom Alexandriner. Selbst französische Lustspiele kamen immer seltener vor; auch der letzten eleganten Metamorphose, in welche der Lustigmacher sich geflüchtet, dem Valet, der bis jetzt die Comödie beherrscht hatte, fing man an, den Platz auf der deutschen Bühne streitig zu machen. Dagegen fand die Comédie larmoyante, das „weinerliche Drama," wie es Lessing taufte, in der deutschen Empfindsamkeit einen fruchtbaren Boden. Beaumarchais' Eugenie, Mercier's Deserteur aus Kindesliebe, der beliebte Galeerensklave u. A. traten in die Fußstapfen von Gellert's rührenden Komödien, und es war nicht zu verwundern, daß jene Zeit auch vor der Bühne den Thränenrausch fortzunähren wünschte, den sie aus dem Schwall der, von Werther's Leiden in's Leben gerufenen Siegwarts-Romane sog.

Gleichwohl, — wenn man an Gottsched's Zeit zurückdenkt, wo die Dichter zu dramatischen Arbeiten getrieben werden mußten, wo Neubers sich die neuen Stücke aktweis erbettelten — ist es eine Freude, auf den reichen Dichterfrühling hinzusehen, der mit Lessing über Deutschland aufgegangen war. Wie rasch hatten sich überall die Blüthen der Nationalpoesie entfaltet, und wie eifrig hatten sie sich alle der aufgehenden Sonne des nationalen Theaters zugewandt!

Es zeugt von der gewaltigen Anstrengung, welche der deutsche Geist daran setzte, daß dieser Aufschwung so viele schöne Leben rasch verzehrte. Elias Schlegel war früh gestorben; Chronegk, der hoffnungsvolle Brawe, Abbt, Mylius,

Michaelis, Schiebeler, Löwen, die dichtenden Schauspieler Krüger und Uhlich, Alle welkten sie früh dahin, ohne der Bühne die Verheißungen ihrer Talente erfüllt, ohne selbst die Früchte ihres Strebens genossen zu haben. Aber der jugendliche deutsche Dichtergeist füllte die Lücken mit immer neuen Streitern. Weiße's Fruchtbarkeit an Tragödien, Lustspielen und Opern kam der Bühne am meisten zu Statten, wenn gleich sie ihm keine eigentlichen Fortschritte verdankte. Wieland war durch die Anwesenheit der Ackermann'schen Gesellschaft in Zürich dem Theater gewonnen worden. Er schrieb 1758 Lady Johanna Gray, 1760 Clementine von Poretta, und zeigte sich in Weimar der Oper hülfreich. Den größten Dienst aber erwies er der Schauspielkunst durch die erste literarisch gültige Uebersetzung von Shakespeare (1762—1766). Gleim, Geßner, Pfeffel bildeten das Schäferspiel fort; Bodmer, Romanus, Kleist, Zachariä, Clodius, Sturz, Leisewitz wandten sich ebenfalls der Bühne zu. Gotter, Beck, Bode u. A. sorgten reichlich für geschickte Bearbeitungen fremder Originale, mit denen man damals nicht die Uebertragung fremder Nationalität auf unsere Bühne beabsichtigte, sondern im Gegentheile das Fremde der deutschen Weise anbequemte; man nannte das: die Stücke nationalisiren, wohl auch originalisiren. Die zahlreichen Wiener Poeten schrieben um die Wette; sogar mit Klopstock's dramatischen Gedichten machte man Aufführungsversuche. Gerstenberg schlug mit seinem Ugolino einen fremd gewordenen Ton wieder an, die alte Marterlust der Mordspektakel wollte aber im Publikum nicht wieder erwachen. Nur Döbbelin — in dem die Haupt- und Staatsaction noch fortspukte — brachte mit seinen eigenen Kindern die fünfaktige Hungerfolter auf die Bühne. Unter den dichtenden Schauspielern wurde Brandes am meisten ausgezeichnet: „Der Schein betrügt“ und „Graf Olsbach“ erschienen überall mit Glück.

Verhehlen darf man sich nicht, daß diese höchst erfreuliche allgemeine Regsamkeit wenig eigentlich Durchgreifendes und wenig Geschmackvolles hervorbrachte. Lessing überragte seine bisherigen Zeitgenossen auf eine unvergleichliche Weise und das deutsche Drama stand dem ausländischen immer noch merklich nach. Die englischen bürgerlichen Dramen, welche die sentimentale Natürlichkeit so ergiebig unterstützten, hatten sich heimisch gemacht, und wurden zu Mustern für unsere Originalproduktion. Die englische Mode verdrängte allgemach die französische. Ja, was das Schlimmste war, die an sich so preisenswerthe Natürlichkeitsrichtung vergriff sich in ihrem Maßstabe; nicht die großartige, starke Natur, sondern die bürgerliche Zahmheit, die

Alltäglichkeit wurde zum Muster genommen. Wir sehen das an Stücken, welche damals die höchste Beliebtheit genossen, wie Weiße's Romeo und Julia, Leisewitz' Julius von Tarent u. A. Immerhin haben wir also in dieser Zeit auch nur eine Uebergangsperiode, eine zum andern Extrem führende Reaction gegen die französische Geziertheit der ersten Schule zu erkennen. Die Prosasprache war zur fast unbedingten Herrschaft auf der Bühne gelangt und Niemand verfolgte sie mit solcher Ausschließlichkeit als Engel, der um seiner beiden kleinen Stücke willen: „der dankbare Sohn» und „der Edelknabe,» damals den besten dramatischen Dichtern zugezählt werden konnte, und in dem die Natürlichkeit unserer Kunst überhaupt den hartnäckigsten Vertheidiger fand.

Um den Grad der Entwicklung zu verstehen, welchen, bei dieser Richtung, die Schauspielkunst erreicht hatte, darf man die Bildungsmomente, aus denen er hervorgegangen war, nicht unberücksichtigt lassen.

Daß Lessing um die Feststellung dieser Richtung das Hauptverdienst hatte, daß er mit den Charakteren seiner Gedichte eine unausweichbare Forderung an die Erfindungskraft der Darstellungskunst gemacht und sie dadurch gereift hat, ist uns nicht entgangen; aber er stützte sich dabei auf schon ältere Elemente. Wir dürfen nicht vergessen, daß die naturgetreue Darstellungsweise aus Molière's Comödien ihren Anfang datirt. Sie nährte sich an seinen Nachfolgern fort, aber diese waren unbedeutender und gehaltloser, und je weniger Charakter nun die Lustspiele von Destouches, Marivaux u. s. w. hatten, desto größere Anstrengungen mußte die Erfindungskraft der Schauspieler machen, welchen hineinzulegen.

Iffland sagt davon: „Die Stücke, worin die Schauspieler damals aufzutreten genöthigt waren, hatten wenig Handlung, mehr Verflößung der Charaktere im Dialog, als in grellen Zügen. Schon darum waren die Schauspieler genöthigt, wenn sie anders interessiren wollten, ihre langen Reden nicht bloß zu erzählen, sondern durch das Leben, das sie hineinzulegen sich bemühten, ein wirkliches Menschengemälde zu schaffen. Die Ruhe der Darstellungen mußte weit entfernt von Kälte, und von jenen Kleinigkeiten angenehm belebt seyn, welche das Geschäftsleben oder den Weltton charakterisiren. Diese Aufgabe ist nicht leicht.»

Die Schauspielkunst war also auch durch die an Charakter und Gedanken ärmeren Stücke — und die Goldoni'schen und Holberg'schen fielen in mancher Beziehung in dieselbe Kathegorie — zu selbstschöpferischen Anstrengungen gezwungen. Sie mußte

darauf ausgehen, das Gedicht zu einem höheren und reiferen Leben zu reproduciren, konnte sich aber an dem nicht genügen lassen, was sie vorfand, sondern mußte es durch eigene Erfindung reicher zu variiren, wärmer zu beseelen streben. Auf diese schon geübte Produktionskraft stützte sich Lessing und lehrte sie ihr Meisterstück: die Charaktere seiner Gedichte zu vollenden.

Es ist kein Zweifel, daß das Streben nach Charakteristik damals in der Schauspielkunst allgemeiner seyn mußte, als in irgend einer späteren Epoche. Zudem nöthigte die Beschränktheit des Personale die jungen Talente, sich in allen Rollenfächern, alten und jungen neben einander zu versuchen, die Talente entwickelten sich mannigfaltiger, wurden mehr in die Tiefe der Menschendarstellung geführt und haschten nicht bloß nach äußerlich brillanten Momenten.

Das war die Zeit, wo es Schrödern noch verletzend auffiel, als bei seiner Rückkehr zur Hamburger Entreprise Böck ihm die Fortschritte, die er indessen gemacht, durch die Aeußerung bezeichnete: „O jetzt hab' ich's weg. Ich kann beklatscht werden, wenn ich will. Ich darf nur kurz vor meinem Abgange etwas leise reden und dann auf einmal losdonnern, so folgt der Beifall immer.» Böck rühmte sich dieses Kunstgriffes als einer damals neuen Erfindung, der indessen Lessing in seiner Dramaturgie schon auf die Spur gekommen war und sie züchtigte. „Damals,» sagt Schröder weiter, »war Böck der einzige, der schrie, nachher ist er sehr überschrieen worden.

Die damalige Abgeschlossenheit des Schauspielerstandes mußte sehr viel zur Gemeinsamkeit der Richtung, zur Uebereinstimmung des Spieles beitragen; wir haben aus der Grundverfassung der deutschen Schauspieler-Akademie ersehen, bis zu welchem Grade des Zwanges sogar man diese Uebereinstimmung treiben wollte. Zudem war der Prinzipal, der Comödiantenmeister, eine natürliche Autorität. Wie ein Meister in seiner Werkstatt angibt, wie gearbeitet werden soll, so stand dem Prinzipale das Recht zu, die Uebereinstimmung der Darstellung regeln zu dürfen; wer sich zu fügen nicht Lust hatte, war bald aus dem Verbande auszuschließen, die Anstellungen waren alle auf kurze Kündigung, auf drei bis sechs Wochen gestellt. Der Schauspieler lebte wie der Vogel auf dem Zweige, immer zum Weiterfliegen bereit. Die bedeutendsten Künstler sehen wir unaufhörlich von einem Principale zum andern hin- und herziehen. Natürlich, da sie mit jeder Gesellschaft wandern mußten, war es ihnen zuletzt gleichgültig, ob sie mit der Stadt auch den Prinzipal wechselten. Ein Ausharren bei einer Gesellschaft,

wie Eckhof bei Schönemann siebzehn Jahre lang, gehört zu den Seltenheiten.

Wie unermeßlich mußte aber durch diesen Zustand die Arbeit vermehrt werden, um das Repertoir im Gange, die Vorstellungen in Uebereinstimmung zu erhalten! Und doch ist diese wichtigste Aufgabe gelöst worden, und mußte es werden aus einem Grunde, welcher überhaupt der mächtigste Hebel der ganzen gewaltigen Anstrengung war, welche die Schauspielerkunst in dieser Periode zu ihrem Fortschritte gemacht hat.

Es mußte nämlich zu dieser Zeit dem Schauspielerstande Alles daran gelegen seyn, die Gebildeten, die Leute von Geschmack, die höheren Stände, die Höfe, für sich zu gewinnen.

Der Theatergeschmack der höheren Stände hing an den französischen Schauspielern, welche sich an allen Höfen einnisteten, alle großen Städte schatzten. Sie zu verdrängen, ahmten die Deutschen ihnen nach und gewannen dadurch zunächst die Aufmerksamkeit der höheren Stände; sie durften sich nun neben den Franzosen zeigen. Das war aber für ihre bessere Existenz nicht genug, die Fremden mußten besiegt und verdrängt, die reiche Unterstützung der Höfe mußte ihnen entrissen werden, wenn aus dem deutschen Theater etwas werden sollte. Die natürlich überwiegende Befähigung der Franzosen für die Schauspielkunst, die Abrundung ihres Ensembles, selbst bei den untergeordnetsten Truppen, alles das mußte nothwendig erreicht, ihnen gleich gethan werden, wenn man sie in der Gunst der Höfe ausstechen wollte. Das war der stärkste Impuls, der sich, bewußt oder unbewußt, jedem einzelnen Talente mittheilte, und der sie mehr auf Ausbildung einer feineren Charakteristik, als populärer Effekte hindrängte. Dieser Franzosenkrieg, welchen die deutsche Schauspielkunst um ihr materielles Interesse, wie um ihr artistisches Ansehen führte, von Lessing so meisterhaft geleitet und von der Hamburger Schule unter Eckhof ausgefochten, entschied sich, als das nationale Drama mit Minna von Barnhelm und Emilie Galotti vollendet war. Als die Höfe die nationale Selbstständigkeit der deutschen Kunst anerkennen und achten mußten, da wandten sie ihr auch eine volle Theilnahme zu, und so sehen wir in den siebziger Jahren die deutschen Fürsten, den Kaiser an ihrer Spitze, sich immer zahlreicher zu Schirmherren des deutschen Theaters erklären.

Lückenhaft und ungleich bleibt diese Theilnahme aber immer noch, der theatralische Zustand in den verschiedenen Residenzen auffallend verschieden, zögernd, oft täuschend der Fortschritt der Stabilität.

—

Die gesicherten, glänzenden, äußeren Verhältnisse des Wiener Theaters werden vom Verfasser umfassend dargestellt. In Berlin hatte Koch dem deutschen Theater wenigstens eine bleibende Stätte erobert, selbst gegen die Anmaßungen des begünstigten französischen Theaters. Der Beliebtheit seiner Singspiele war das zu danken; dafür nahm dann freilich die Pflege des Schauspiels nur eine secundäre Stelle ein; Talente, wie das der Frau Starke und des Brückner'schen Ehepaares, schienen zum Feiern verurtheilt. Indessen versäumte Koch doch nicht geradezu die Momente des dramatischen Fortschrittes, im Gegentheile ging er sogar mit der Aufführung des Götz von Berlichingen von Goethe im Jahre 1773 allen Bühnen voran. Das Stück trat zu jener Zeit, da die Regel der drei Einheiten die Bühne beherrschte — von der selbst Lessing sich nur unwesentliche Abweichungen erlaubte — in seiner ersten Gestalt, in welcher es im Druck erschienen war, als eine wahrhafte Monstruosität auf. Das gewaltige Werk, der geharnischte Erstling der neuen großen Dichterperiode, machte das Theaterpublikum nur verdutzt. Die Zerstückelung der reichen, bunten Handlung war noch größer, als die der Haupt- und Staatsactionen, deren man sich wohl erinnerte, aber die man nicht zurückwünschte. Man konnte sich nicht orientiren, die Kürze der meisten Scenen ließ keinen Eindruck fest werden. Dazu hatte diese markige Wahrheit der Gestalten etwas Erschreckendes, man sah die bisherige Natürlichkeit überboten. Kurz, das Werk machte auf der Bühne durchaus nicht die Sensation, welche alle Diejenigen erwartet hatten, welche darin die Verkündigung einer neuen Zeit erkannten.

Daß sie aber darin Recht hatten, ergab sich schon einfach daraus, daß vor der Wahrheit dieses Gedichtes der letzte Rest theatralischer Convention weichen mußte. Den Gebrauch, alle Stücke, die nicht geradezu antik oder morgenländisch waren, in französischer Hoftracht zu spielen, stieß Götzens eiserne Hand über den Haufen. Im Staatskleide und mit gepuderter Frisur konnten diese Gestalten nicht erscheinen, ihre Fehden waren mit dem Galanteriedegen nicht auszufechten. So deckte Goethe's Götz denn schonungslos auf — was an Lessing's Stücken nur nicht bemerkbar geworden war, weil sie moderne Zustände schilderten — daß das bisherige conventionelle Costüm nur ein Ergebniß der bisher gültigen conventionellen Poesie und der conventionellen Darstellungsweise gewesen war. Mit dem wahrheitstreuen Gedichte mußte die Darstellung, mußten deren Requisiten es auch werden.

So datirt von dieser ersten Aufführung des Götz die Einführung der charakteristischen Costüme und Dekorationen. Koch fühlte die Nöthigung, hier seinem ersten Schritte, den er bei Schlegel's Hermann gethan, den zweiten, entscheidenderen folgen zu lassen, er wandte bedeutende Kosten daran, Costüm und Dekorationen nach Meil's Angaben herzustellen.

Auch mit Goethe's Clavigo nahm er im nächsten Jahre den Vortritt, und so sehen wir den alten Cunctator noch am Ende seines Lebens an der Spitze des Fortschrittes; eine merkwürdige Probe: daß die unausstehlich langweilige, prosaische, vermittelnde Mäßigung, mit ihrem Elephantenschritt, zuletzt doch zur Führerin der Bewegung wird.

Koch starb 1775 im zwei und siebzigsten Lebensjahre, im sechs und vierzigsten seiner Theaterlaufbahn. Seine letzten Tage waren von Prätensionen und Kabalen seines Personals vielfach getrübt. Was ihm das Theater verdankt, steigt in der Schätzung, wenn man die Summe seines Lebens zieht. Auch der Vorzug, den er der Oper gewährt hat, wird durch die Nöthigung der Zeit entschuldigt.

In Dresden hatte sich noch keine Heimat für die deutsche Kunst eröffnet. Außer der großen italienischen Oper, welche in wenigen Carnevalsvorstellungen ungeheure Summen verschlang, spielten die italienischen Unternehmer Locatelli, Moretti und endlich Bondini ihre Buffo-Opern, abwechselnd mit der französischen Comödie, während deutsche Truppen unter Kalden, Döbbelin, Merschy (der mit Kindern umherzog) und Koberwein nur vorübergehenden Aufenthalt fanden.

München bot bis zum Beginn der siebziger Jahre den Kampfplatz für die seltsame Rivalität zwischen der vom Hofe mit großen Kosten erhaltenen italienischen Oper und den Jesuitenspielen dar, welche ebenfalls in großem Ansehen standen, und die alten volksthümlichen geistlichen Farcen und volksthümlichen improvisirten Possen unter ihren Schutz nahmen. Herumziehende Banden spielten auf der Bühne, die in einem Brauhause errichtet war, Bernardon-Kurz trieb ebenfalls sein Wesen mehrere Jahre lang in München. Das deutsche Theater war hier noch ganz auf mittelalterlichem Fuße, selbst als in Wien der norddeutsche Einfluß schon gesiegt hatte. Endlich machte die neugestiftete Akademie der Wissenschaften es zu ihrer Sache, dem regelmäßigen Schauspiele Bahn zu verschaffen. Auf ihre Veranlassung übernahmen die Freiherren von Obermayer, von Osterwald und von Lory, nach dem Muster der Wiener

Cavaliersimpresen, nur mit unvergleichlich knapperen Mitteln, das Theater des Haschebräuers in der Sendlinger Gasse. Der junge Notar Niesser, der eine Zeit lang bei Kurz Schauspieler gewesen, wurde, als Theilhaber an der Unternehmung, der eigentliche Director desselben, und seinen begeisterungsvollen Bemühungen gelang es, mit dem untergeordnetsten Personale, am 10. November 1771, das erste regelmäßige Stück, Stephanie's „Wirthschafterin," zu Stande zu bringen, dem sogar bald „die Matrone von Ephesus" von Weiße, „Adel des Herzens" von Zachariä und die drei Lessing'schen Dramen folgen konnten. Der alte Unternehmer Lorenzoni gab die anfangs versuchte Gemeinschaft mit dieser Neuerung auf, und wich mit den derben improvisirten Späßen des Waldhansel nach der Au, wo das Hanswurst- und Staatsactions-Wesen, besonders während der Dulten in der Kreuzercomödie fortspukte. Niesser's Bemühungen erregten den Antheil des Hofes, das alte Operntheater wurde dem deutschen Schauspiele eingeräumt, und die Akademie verlieh Niesser eine goldene Medaille für Nationalverdienst. So spät also München auch in das moderne Kunstleben einrückte, so geschah es doch in gutem Geiste und mit voller Anerkennung seiner ernsten Bedeutung.

Gänzlich hoffnungslos für die deutsche Kunst sah es dagegen noch zu dieser Zeit in Stuttgart aus und blieb es bis in die neunziger Jahre. Herzog Carl Eugen unterhielt nur italienische Oper, Ballett und französisches Schauspiel, und diese mit einer an's Fabelhafte gränzenden Verschwendung, so daß dadurch der Stadt und dem Lande eine heftige Erbitterung gegen das Theater, anstatt der Neigung dafür, eingeflößt wurde. Die berühmtesten ausländischen Talente wurden durch übermäßige Gehalte und reiche Geschenke nach Stuttgart gezogen. Jomelli war neunzehn Jahre lang Oberkapellmeister, Noverre leitete die Balletts, die berühmtesten und schönsten Tänzerinnen wurden mit Geschenken und Aufmerksamkeiten überschüttet. Die ersten Talente fuhren in herzoglichen Equipagen und hatten vertragsmäßig täglich sechs Couverts aus der herzoglichen Küche. Nach der Aufführung der Oper Semiramis wurden allein für 15,000 fl. Geschenke vertheilt. Die Pracht der Costüme und Dekorationen überstieg allen Glauben; die Zeichnungen, welche der berühmte Bocquet dafür machte, galten nachher in Paris für Muster. Das Ludwigsburger Theater war für Spektakelstücke besonders erbaut, die Hinterwand ließ sich in ganzer Breite öffnen, und auf dem dahinter liegenden Wiesenplan wurden Schlachten und Eroberungen mit Bataillonen und Schwadronen von Soldaten aufgeführt.

Die Regierung Herzogs Carl Eugen hat dem Schwabenlande nicht den geringsten Antheil an der Entwicklung der deutschen Schauspielkunst verstattet; erst als sie ihren Gipfel erreicht hatte, bekam sie in Stuttgart eine Heimat. Schiller mußte seinem Vaterlande entfliehen, um der vaterländischen Bühne sein Genie anbieten zu dürfen.

Auch in Kassel sah es traurig für die deutsche Kunst aus. Des Landgrafen Moritz Beispiel, der im sechzehnten Jahrhundert die Moralitäten, dann englische Comödianten eifrig beschützt hatte, pflanzte sie auf seinen Nachfolger nicht fort. Italienische und französische Schauspiele herrschten auch hier seit hundert Jahren, und selten nur wurden deutsche Wandertruppen in Winkelbuden geduldet.

Auch in den zahlreichen Residenzen der geistlichen und kleineren weltlichen Fürsten fand nur die welsche Muse, und größtentheils in prachtvollen Theatern Aufnahme, dagegen wenig Gunst bei der Bevölkerung. Die unentgeltliche Vertheilung der Eintrittskarten, die überall bei den italienischen Hofopern gebräuchlich war, füllte die Häuser nicht immer. Alle Beamte, Militärs und was irgend vom Hofe abhängig war, mußte förmlich zum Besuche der Oper commandirt werden. Den Fremden in den Gasthöfen wurden Billets zugesandt, ja in Stuttgart ließ der Herzog oft Soldaten in bürgerlicher Kleidung hineinführen, um die Ränge zu garniren. So stand es um die Popularität des Theaters in den kleineren Residenzen. Eine rühmliche Ausnahme von diesen Zuständen treffen wir in Mannheim an, wo der Churfürst Carl Theodor von der Pfalz, durch des Kaisers Beispiele lebhaft angeregt, neben italienischer Oper und französischem Schauspiele, die deutsche Kunst zu beleben suchte. Die Truppe des Prinzipals Marchand, deren Standort Mainz war, die aber Mannheim im Jahre 1775 besuchte, brachte den Churfürsten zum Entschluß, ein Nationaltheater nach Joseph's II. Vorbilde zu errichten. Das Arsenal wurde zu einem Theater umgebaut, die neu eingerichtete Bühne war nur zwölf Schritte breit, das erkannte man damals für den angemessenen Raum für das Schauspiel. Man unternahm es, aus der Ballettschule die nöthigen Schauspieler bilden zu wollen, berief Lessing, Eckhof zur Organisation und zur Belehrung, beide lehnten den Auftrag ab, keiner von ihnen mochte seine innehabende Stellung aufgeben. Da nun die Schule, unter einem ganz unfähigen Lehrer, Namens Lorenzo, und bei völlig rohen Zöglingen, mit denen er beim Buchstabiren anfangen mußte, keine Erfolge versprach, so zog der Churfürst — mit Nichtachtung einer inzwischen erlassenen Berufung der

Seyler'schen Gesellschaft — die Marchand'sche Truppe zu seiner Nationalbühne herbei.

Marchand war ein rechtschaffener und feiner Mann, der Aufresne mit Nutzen gesehen hatte, und trotz seiner Korpulenz mit vielem Anstande und anmuthigem Maße Vater- und Charakterrollen spielte, auch vortheilhaft auf seine Gesellschaft wirkte. Er hatte die leichten französischen Opern seinem Repertoir angeeignet, in denen Frau Brochard und Herr Huck glänzten.

Die größeren Städte, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Straßburg, die Stammsitze des mittelalterlichen Theaters, boten nur Stationsplätze für die Wandertruppen dar.

Von diesen setzten sich hier und dort einige in wichtigen Städten fest, so in Prag die Gesellschaft des Hanswurst Brunian, der, ein geborner Graf, bei dem Adel bedeutende Unterstützung fand. Man that ernstliche Schritte für Einführung der Regelmäßigkeit, sprach 1771 die Verbannung der Improvisation aus und ernannte den Schauspieler Bergopzomer zum Director.

Auch in Brünn und Grätz siedelten sich Truppen an und führten regelmäßiges Schauspiel ein.

Wie wenig übereinstimmend zeigten sich demnach die Fürsten und die Städte in ihrer Theilnahme für die vaterländische Bühne! Nächst dem Kaiserhause hatten nur die Höfe von Schwerin, Weimar, Gotha und Mannheim dauernden, die von Hannover und Schleswig vorübergehenden Antheil bewiesen. Unter allen Städten aber waren Leipzig und Hamburg die Hauptstätten ihrer Entwicklung geblieben. Der ganze Landesstrich, den sie von einer zur andern dieser großen Schulstätten zu durchwandern hatte, ganz Ober- und Niedersachsen mit all seinen Residenzen und wichtigen Städten ist der eigentlich heimische Bezirk, in welchem unsere Kunst erzogen und zu männlicher Selbstständigkeit erwachsen ist.

Und das hatte seinen Grund nicht etwa in dem größeren Reichthume dieses Landstriches. Wir müssen die Ursache in dem lebhafteren geistigen Interesse, in dem geweckteren Sinn für Kunst und Wissenschaft bei der Bevölkerung suchen.

Das intensive Wachsthum der Kunst hatte mancherlei Verbesserungen in der äußeren Erscheinung herbeigeführt. Gegen den übermäßigen Aufwand, welcher bei der Ausstattung der italienischen Hofopern eingeführt war, nahm sich das Schauspiel allerdings immer noch ärmlich aus; dennoch waren wichtige

Schritte, und für das Wesentliche, für das Charakteristische aller Requisiten geschehen.

Eine Verbesserung der Dekoration entstand schon durch die bedeutend angewachsene Zahl eingerichteter Schauspielhäuser, in denen die hospitirenden Truppen das Nothwendige vorfanden. So verminderte sich doch das Hin- und Hergeschleppe, wodurch die Dekorationen in kurzer Zeit auf's Kläglichste heruntergekommen waren. Die tonangebenden Prinzipale hatten ziemlich regelmäßige Stationsplätze, wußten daher, was sie da und dort vorfanden, und konnten also, was sie mit sich führen mußten, auf das beschränken, was zur Ergänzung nothwendig war. Sie kamen dabei um so leichter fort, als noch keine Ansprüche auf durchgehende Individualisirung der scenischen Situationen gemacht wurden.

Die einzige stehende Bühne, die Wiener, hatte längst eine größere Sorgfalt auf die Dekoration wenden können, war aber durch die vielen Zauberpossen sehr in's Seltsame, Grillige und Barocke ausgeartet.

Koch's Beispiel, bei Gelegenheit der Aufführung des Götz, regte in Norddeutschland Sorgfalt und Geschmack für die Dekorationen an. Das Zimmer des Götz insbesondere wurde weithin gepriesen, weil es der dargestellten Zeit und Sitte so ganz angemessen sei. Schröder, als Director der Ackermann'schen Truppe, folgte Koch's Beispiel zunächst, und bald war das Bemühen allgemein: Ort und Zeit der dramatischen Handlung durch die Dekoration so genau als möglich zu bezeichnen. Die immer mehr verbreitete Stabilität der Bühne war auch hiezu förderlich, denn die Directoren konnten jetzt, wo die Dekorationen geschont wurden, mit demselben Kostenaufwande doppelt so viele und bessere stellen.

Das Costüm war in denselben Wendepunkt getreten. Noch immer herrschten allerdings die alten conventionellen Trachten, und die Helden und Heldinnen sahen wie die Rococo-Porzellanpüppchen aus, welche man heut zu Tage auf Nippestischchen findet. Die Abbildungen, welche wir von Frau Seyler als Merope, von Frau Koch als Alceste und Zemire u. s. w. besitzen, zeigen uns immer noch die modische Eleganz mit hochgethürmter Puderfrisur, Reifrock, Schnürbrust und Hackenschuhe, auf lächerliche Weise antik zugestutzt. Seit die deutsche Kunst sich von den französischen Mustern losgesagt und mehr an die englischen gehalten, war der Fortschritt ignorirt worden, den die Clairon und Lecain schon um die Mitte des Jahrhunderts im Costüm gemacht. Sie war als Electra ohne Reifrock und ohne Puder und als Roxelane in wirklich türki-

scher Tracht erschienen, die letztere hatte Lecain als Orosman ebenfalls angelegt. Die deutschen Schauspieler sahen aber jetzt mehr auf Garrick und die Siddons, und beharrten mit ihnen im alten Regime. Denn Garrick erscheint, auf den Abbildungen aus jener Zeit, als Hamlet und Macbeth nach damaliger Mode gekleidet und frisirt, die Siddons als Lady Macbeth ebenfalls in schwarzer Robe und unermeßlichem Reifrocke. Als König Lear zeigt Garrick schon eine Annäherung zu charakterisirender Tracht, er trägt über den modischen Unterkleidern, der Schooßweste, dem Manschettenhemd und Kantenhalstuche einen kurzen, Hermelinbesetzten Ueberwurf; ein Gemisch, das doppelt seltsam aussieht und den alten König aus Englands Urzeit sehr wenig veranschaulicht. Erst gegen Ende seiner Laufbahn zeigt das Hogarth'sche Bild ihn als Richard III. in einer übereinstimmend mittelalterlich spanischen Tracht, etwa wie aus den Zeiten der Elisabeth. Diese Muster haben augenscheinlich auf die Umwandlung des deutschen Costüms gewirkt.

Der Schritt, den Koch mit dem Götz gethan, konnte natürlich nicht sogleich zu einer totalen Costümreform führen, auch hatte er ihn mit eigentlich strenger Naturtreue nicht gethan. Der Götz hatte nur die Nothwendigkeit herausgestellt, ein Costüm für mittelalterliche Stücke zu creiren. Dieß wurde wieder ein conventionelles, man nahm die spanisch-niederländische Tracht vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts als Norm, und that damit den Forderungen jener Zeit und ihrer mangelhaften Kenntniß allerdings vollkommen Genüge. Consequent durchgeführt wurde aber diese Neuerung auch nicht, die Unzulänglichkeit der Mittel, die Anhänglichkeit für das Hergebrachte erzeugte lange Zeit jenes Mischlingscostüm und jene Uebergangs-Vermittelungen, die man an der Abbildung von Garrick's Lear, von der Brandes als Ariadne, dem Chodoviecky'schen Kupferstiche von der Theaterscene des Hamlet mit Brockmann u. A. wahrnimmt. Den Reifrock abzulegen wurde den meisten Damen gar zu schwer; sie fühlten wohl, daß die preciösen Airs der Leipziger Schule nur darin zu Hause seien. Der Puder konnte erst völlig von der Bühne verschwinden, als ihn die Mode auch aus dem täglichen Leben verbannte, indessen erfand man zwanglosere Frisuren, und die Männer ließen das aufgelöste Haar in Locken niederfallen.

In jedem Falle war der Weg zu großen Veränderungen betreten, Koch, Schröder, Eckhof gingen voran, das Streben nach Wahrheit mußte auch die sichtbare Erscheinung der Kunst durchdringen.

Ueberblickt man den gewaltigen Umschwung, den die Kunst seit wenig über vierzig Jahren, seit den Reformen der Neuber erfahren hat, so drängt sich die Frage hinzu, was denn gleichzeitig mit dem Schauspielerstande vorgegangen sei? ob seine sittliche und bürgerliche Stellung sich wesentlich verändert habe?

Das Aeußerlichste, die Mittel zur bürgerlichen Existenz, zunächst betrachtet, so waren sie noch immer so beschränkt, daß die Lage des Schauspielers auch in der Gesellschaft eine sehr gedrückte bleiben mußte, und Mauvillon hatte in seiner Beurtheilung der deutschen Bühnen nicht Unrecht, den Muth und die Ausdauer bewundernswerth zu finden, womit so große Talente den Entbehrungen und der Geringschätzung dieses Standes trotzten, um der Begeisterung für ein National-Institut, dessen Bedeutung in Deutschland noch gar nicht erkannt sei, genug zu thun.

Die Gehalte hatten sich zwar seit der Neuber und Schönemann's Zeit etwas gehoben, boten aber im besten Falle nur ein mäßiges Auskommen und reichten für die kostspielige Unstätigkeit des Wanderlebens gar nicht aus. Außerdem ließ sich nicht mit Sicherheit darauf rechnen; in Vacanzzeiten oder wenn der Prinzipal schlechte Geschäfte machte, wurden sie auf die Hälfte reducirt, blieben auch wohl ganz aus, und die Gesellschaft litt geradezu Mangel. Darum sieht man auch alle Schauspieler dieser Zeit sich zu den wenigen stabilen Theatern hinzudrängen, bei denen sich, wenn auch ein knappes, doch regelmäßiges Auskommen erreichen ließ. Am Gothaer Hoftheater betrug der jährliche Gagenetat 542 Thaler. Eckhof erhielt 12 Thaler Wochengehalt und jährlich 9 Klafter Holz, Böck mit seiner Frau 18 Thaler und eben so viel Holz, Beil 6 Thaler und 3 Klafter — Iffland 5 Thaler und 4 Klafter — Beck 1½ Thaler und gar kein Holz. Außerdem standen ihnen noch verschiedene Vortheile aller herzoglichen Diener zu. Bei der Hamburger Entreprise bezog Ackermann mit seinen beiden Töchtern 16 Thaler wöchentlich, Schröder als Ballettmeister und Schauspieler eben so viel — Brandes Frau 12 Thaler. Des Gehaltes, welchen Schuch's Frau bei Nicolini in Braunschweig als Colombine erhalten hatte, findet man als eines besonders hohen erwähnt, er bestand wöchentlich in 14 Thalern. Von Koch's Verhältnissen in Berlin erzählt der Gothaische Almanach, daß die Gehalte ihm fast unerschwinglich geworden seien, durch das Spielhonorar, welches den Schauspielern für ihre Mitwirkung im Singspiele zugestanden war. Für eine Hauptrolle erhielten sie bei der ersten Vorstellung 1 Louisd'or, bei der zweiten 1 Dukaten und bei

allen folgenden 2 fl. — für eine Nebenrolle das erste Mal 1 Dukaten, das zweite Mal 1 Thaler und weiter 1 fl. — Es war auch einer der Uebelstände der Prinzipalschaft, daß die Schauspieler dem Director immer den Gewinn nachrechneten, den ihre Leistungen ihm brachten, und wenn die Geschäfte, wie mit der Oper, gut gingen, sich berechtigt glaubten, Antheil daran zu fordern. Und so schließt der Gothaer Almanach: „Um auch einmal eine Anmerkung über die bis zur Verschwendung gestiegene Gage der meisten Truppen zu machen, so erhielt allein die erste Sängerin in einer Woche — also keineswegs in allen — 17½ Thaler über ihren gewöhnlichen, 14 Thaler starken Gehalt.“ — Diese Bezahlung erschien verschwenderisch, und doch muß man geradehin annehmen, daß der Werth des Geldes damals doppelt so hoch als jetzt war, um sich dem Vergleiche mit den Verhältnissen unserer Tage nur zu nähern.

In Wien allein hatte die Liberalität des Kaisers die Gehalte auf einen durchgehends anständigen Fuß gesetzt, die Künstler in erster Reihe bezogen 1600 fl. Gehalt u. s. w.

Im Allgemeinen also befand sich der Schauspielerstand noch immer in der verhältnißmäßig armseligen Lage, die von jeher nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn in der bürgerlichen Gesellschaft geringgeschätzt zu machen, und alle die andern Ursachen zu verstärken, welche seine Absonderung fortdauernd erhielten.

Die geistlichen Angriffe, Sakraments-Verweigerungen u. s. w. hatten sich noch bis in die fünfziger Jahre fortgesetzt. In Königsberg war dem Schauspieler Kern ein ehrliches Begräbniß versagt, und nur durch einen Befehl der Regierung erzwungen worden. — 1753 wurde in Frankfurt a. M. dem, auch als Theaterdichter bekannten Uhlich, der schon seit Jahren das Theater verlassen hatte, und sich auf das Kümmerlichste durch Zeitungsarbeit ernährte, auf dem Sterbebette das Abendmahl verweigert, weil er früher ein Schauspieler gewesen. So weit war die geistliche Härte noch nicht getrieben worden, in allen andern Fällen war doch nur das Aufgeben des Standes zur Bedingung der Sakraments-Ertheilung gemacht worden. Uhlich raffte seine letzten Kräfte zusammen und führte noch einen förmlichen öffentlichen Streit mit der Frankfurter Geistlichkeit, besonders dem Senior Starke, verfaßte seine poetische „Beichte eines christlichen Comödianten,“ und starb darauf im Elend und Raserei. Dieß ist das letzte bekannt gewordene Beispiel einer Sakraments-Verweigerung. Solenne Begräbnisse der Schauspieler fanden noch immer nur ausnahmsweise

Stand, sie wurden meistens „in der Stille beerdigt," wie die Ketzer.

Einen entschiedeneren Schutz konnte die Schauspielkunst freilich gar nicht finden, als Friedrich II. ihr in seinem merkwürdigen Rescript gewährte, das er auf den Antrag der Halleschen Universität: die Comödiantentruppen aus der Stadt zu weisen, erließ. Er schrieb unterm 14. Februar 1745: „Da ist „das geistliche Muckerpack daran schuld. Sie sollen spielen, „und Herr Franke, oder wie der Schurke heißt, soll dabei „seyn, um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Reparation zu thun, und mir soll das „Attest vom Commandanten geschickt werden, daß er da gewesen ist."

Dem ehrwürdigen Franke wurde diese Buße auf Vermittlung der Regierungsbehörde erlassen, aber er mußte eine Geldstrafe an die Armenkasse zahlen.

Solch ein gewaltsamer Schutz konnte aber die feindselige Stimmung gegen das Theater nicht vermindern, und die Angriffe in Druckschriften ließen nicht nach. Kaum war der Göze-Schlosser'sche Streit, welcher die Hamburger Entreprise beunruhigt hatte, erloschen, als der unruhige Döbbelin, der überall Händel hatte — in Weimar mit dem Hofe, in Halle mit den Studenten, denen er das Rauchen im Theater wehren wollte, in Braunschweig 1772 mit den Kritikern — nun auch in Magdeburg mit dem Pfarrer Lüdeke über dessen Predigt: „Von den nöthigen Vorsichtigkeitsregeln bei Ergötzungen," in einen Flugschriftenstreit gerieth.

Neben diesen ärgerlichen Vorgängen, welche das Publikum in steter Aufregung erhielten, ohne die Streitpunkte nur im Mindesten aufzuklären, wurde die Debatte über die Sittlichkeit des Theaters auf eine geziemendere Weise in den wissenschaftlichen Regionen fortgeführt. D'Alembert und Rousseau hatten dazu in den fünfziger Jahren Veranlassung gegeben; Ersterer durch seine Vertheidigung, Rousseau durch seine Verdammung des Schauspiels. Unter seinen Vorwürfen sind eigentlich nur die alten Platonischen von Gewicht, die auch schon im siebzehnten Jahrhundert vorgebracht worden waren. Im Uebrigen läßt er sich in Uebertreibungen und Entstellungen aus, und seine Angriffe gelten eigentlich aller Kunst überhaupt, um ihres schönen Scheines willen, der die volle wirkliche Wahrheit der Dinge entstelle. Weil Racine und Voltaire ihm nicht die höchste Wahrheit und Sittlichkeit vertreten, bestreitet er, daß sie in der dramatischen Dichtkunst zulässig seien. Shakespeare hätte ihn überzeugen können, daß die ungeschminkte Wahrheit der

menschlichen Natur in hinreißender Gewalt und Schönheit darzustellen sei.

Am durchgreifendsten haben Sulzer und Lessing die Bühne gegen ihn in Schutz genommen, d'Alembert ist in den meisten seiner Widerlegungen zu seicht und weltlich. Sulzer protestirt gegen die Verdammung der Bühne, weil sie sich gewöhnlich — und auch bei Rousseau — auf die Unvollkommenheiten ihrer bisherigen Zustände stütze, und nicht die ganze Gattung, wie sie seyn könnte und sollte, in's Auge fasse, wo sich dann zeigen würde, daß sie eine der nützlichsten Erfindungen und achtungswürdigsten bürgerlichen Einrichtungen sei. Er stellte sowohl in einer akademischen Abhandlung, als in seiner Theorie der schönen Künste die moralische Wirksamkeit der Schaubühne ausführlich heraus. Dasselbe that Lessing vornehmlich in der Hamburgischen Dramaturgie, und rechtfertigte namentlich das Lustspiel gegen Rousseau's „Chicane," wie er es nannte, daß es Alles, auch die Tugend lächerlich mache.

Die Verdammniß, welche Rousseau über den Schauspielerstand aussprach, wurde allerdings auch bekämpft, aber die gegenwärtigen Zustände und die öffentliche Meinung schienen ihn dazu zu berechtigen. Er behauptete schlechthin, daß die Unsittlichkeit der Schauspieler und die Verachtung, in welcher sie ständen, nothwendig in ihrer Profession begründet sei.

Bis der Fortgang der Entwickelungen diese summarische Verwerfung niederschlägt, entkräftige sie eine einfache Hinweisung auf die bisherigen historischen Ergebnisse.

So wenig auch der Schauspielerstand im Allgemeinen bisher auf sittliche Achtung Anspruch zu machen hatte, so ist dennoch außer Zweifel, daß in demselben einzelne Persönlichkeiten von eben so achtbarem Wandel, als er in andern Ständen vorkommt, existirt hatten; ja daß alle diejenigen, welche bisher an der Spitze der Kunstentwicklung gestanden, geschätzte Menschen und rechtschaffene Bürger waren. Ihr Stand konnte also nicht ein nothwendig entsittlichender seyn. Und wenn die bisherige Geschichte nur den einzigen Eckhof anzuführen hätte, in dem die sittliche Würde so eng mit der Liebe für seinen Beruf verwachsen war, so wäre durch dieß einzige Beispiel schon erwiesen, daß — wie groß auch in diesem Stande die Versuchung zur Unsittlichkeit seyn mag — in ihm selbst auch wichtige Antriebe zur Versittlichung liegen müssen, daß also ein tugendhaftes Leben in ihm wohl schwer, aber nicht unmöglich sei.

Diese Ueberzeugung war auch bei allen Billigdenkenden in dieser Epoche schon völlig durchgedrungen, die Errichtung der Hamburger, Wiener und Mannheimer Nationaltheater sind ein Zeugniß, daß Fürsten und Bürger angefangen hatten, das Schauspiel für mehr als eine bloße Belustigung zu halten, daß sie es als einen Hebel der Bildung und Veredlung betrachteten.

Freilich war der Schauspielerstand im Ganzen noch weit entfernt, ein taugliches Werkzeug für diesen Zustand abgeben zu können. Noch immer bestand er in der Mehrzahl aus zusammengelaufenem Gesindel. Menschen von totaler Unwissenheit, Rohheit und Gemeinheit waren selbst bei den besten Truppen anzutreffen. Seitdem Tanz und Gesang eine selbstständige Wichtigkeit erlangt hatten, kamen Leute zu den Gesellschaften, die nichts als körperliche Dressur, geschickte Füße oder gute Stimme in der Kehle hatten, und dadurch allein, bei übrigens gänzlicher Unbildung, in die Reihe der ersten Mitglieder einrückten. Dieser Zuwachs konnte also die Kunstgenossen auch nicht sonderlich veredeln.

Der alte Zunftzwang unter den Comödianten, der doch einige Zucht mit sich brachte, war verfallen, neuere Regulative der Standesehre und Sitte hatten noch keine Geltung. Wir begegnen zwar noch herkömmlichen Formen; so mußte zu Anfang der sechziger Jahre bei der Ackermann'schen Gesellschaft, als sie gerade in Braunschweig war, ein junger Mensch, Namens Böheim, welcher bis dahin Schröder's Bedienter gewesen war und nun als Schauspieler eintreten wollte, erst mit allen Formalitäten der dienenden Klasse enthoben werden. Er wurde nach einer feierlichen Vorhaltung mit einem Degen umgürtet, zum Rundtrunk zugelassen, dann von jedem Anwesenden umarmt und mit Sie angeredet. Das war nur nöthig, weil er bis jetzt bei der Gesellschaft gedient hatte, denn außerdem rekrutirten sich die Truppen vornehmlich aus verlaufenen Bedienten, Friseuren, Kellnern, Schreibern u. s. w., die verdorbenen Studenten bildeten immer noch die Aristokratie des Standes. Wie er im Allgemeinen betrachtet wurde, ergibt sich leicht aus dem Factum, das man in allen Biographien findet, wie die jungen Taugenichtse, von einem Verhältnisse zum andern verschlagen, zuletzt vor den beiden einzigen Auswegen zweifelhaft gewesen seien, ob sie Comödianten oder Soldaten werden sollten. Was es aber zu jener Zeit hieß: Soldat werden, ist bekannt genug, und charakterisirt also auch den Entschluß: unter die Comödianten zu gehen. Welche Art von Leuten in dieser Weise zusammenkamen, kann man sich leicht vorstellen.

Aus Brandes, Schröders und Anderer Biographien erfahren wir, daß sie ihres Eigenthumes vor ihren Collegen durchaus nicht sicher waren. Betrunkenheit, selbst auf der Bühne, Prügeleien und andere Zuchtlosigkeiten waren so wenig seltene Erscheinungen, daß Eckhof es für nöthig hielt, in seiner Schauspieler-Akademie zum Beschluß zu bringen: „daß ein Mitglied, welches den Stand durch niederträchtige Handlungen, unanständige Gesellschaft, Besoffenheit und unordentliches, ausschweifendes Leben beschimpft, nach Mehrheit der Stimmen auf das Schärfste, nach Befinden mit Demission bestraft werden solle.» — Anstößige, nicht selten auf Gewinn zielende Liebschaften waren bei Frauen wie Männern häufig genug; bis zu schamloser Prostitution wurde das Theaterleben herabgewürdigt. Wie viele getrennte Eheleute waren durch alle Truppen zerstreut, welche klägliche Kinderzucht impfte das Verderben dem neuen Geschlechte ein und verkehrte alle natürliche Ordnung! Die Aeltern wurden im Alter zu Dienstboten der gefeierten Kinder, wenn sie sich nicht ganz in Stich gelassen sahen. Der alte Steinbrecher, der Vater der „als deutsche Favart» berühmten Sängerin, verkam zuletzt auf einem Dorfe, wo er den Bauern die Gänse hütete.

Das Wanderleben war es, was die wahre Bruthitze für dieß Gewimmel von Unheil erzeugte. Man braucht nur auf die eine Truppe zu sehen, welche bis daher den ambulanten Zustand mit großem Vortheil ausbeutete, die Schuch'sche nämlich, um der Erniedrigung, welche die Kunst wie die Sitte dabei erfuhr, inne zu werden.

Brandes schildert, wie bei den Reisen Alt und Jung, Mann und Weib in die mit Leinwand bedeckten Frachtwagen gepackt gewesen sei, bei der Durchfahrt durch die Städte die etwas zart Fühlenden abgestiegen seien, um unbemerkt zu Fuß zu gehen, dagegen die Damen ihre Kopfzeuge arrangirt, die Gesichter geschminkt hätten, und mit zurückgeschlagener Leinwanddecke durch die Stadt gefahren seien, kokettirend und grüßend die Bekanntschaft mit den Habitués des Theaters erneuernd.

Die Söhne Schuch's, ächte Resultate der Coulissen- und Landstraßen-Erziehung, wurden nach des Vaters Tode, durch den Gewinn, den ihnen das Privilegium für die Hauptstädte Preußens periodisch abwarf, so übermüthig, daß ihre Verschwendung und Großthuerei keine Gränzen kannte. Sie hielten in Zeiten des Glücks Equipagen mit Jäger und Lakeien, bei ihren schwelgerischen Frühstücken öffneten sie prahlerisch die Fenster und ließen Tusch blasen, wenn sie tranken, bezahlten sich

Nachtmusiken u. s. w. Ihr Uebermuth stieg, selbst dem Publikum gegenüber, so weit, daß der älteste Bruder, als das Publikum in Berlin seine Schwäzerin auspfiff, aus der Coulisse trat und mit einer Hetzpeitsche in's Parterre drehte. Er mußte sich mehrere Tage verstecken, nachher demüthige Abbitte leisten. Der zweite Bruder, der Hanswurstspieler, starb die Pfeife im Munde, die geleerte Branntweinflasche vor dem Bette.

Daß solchen Zuständen gegenüber die bürgerliche Gesellschaft eine Scheu, wie vor Pestkranken, vor den Comödianten behalten mußte, ist ganz begreiflich; mit großer Mühe errangen die Besseren eine ausnahmsweise Achtung. Daß Eckhof in den Häusern angesehener Hamburger Zutritt hatte, wird als etwas Merkwürdiges bezeichnet und Brandes legt auf nichts in seiner ganzen Lebensgeschichte so viel Werth, als auf die Herzählung der angesehenen Leute, mit denen er verkehrt habe.

Einigen Gesellschaften gelang es, durch ihr Wohlverhalten und das moralische Ansehen ihrer Directoren, eine gemeinsame Achtung zu erwerben. Das war mit den Gothaer Hofschauspielern der Fall, die in der Stadt wohl gelitten waren; woran freilich die sehr entschiedene Gunst des Herzogs großen Theil hatte. Der Aufnahme, welche Ackermann's Gesellschaft im Jahre 1765 in Bremen fand, der Seyler'schen unter Eckhof in Wetzlar u. s. w. muß hier ebenfalls gedacht werden. — Dennoch fehlte viel, daß diese einzelnen Beispiele als Beginn eines eigentlichen Umganglebens der Schauspieler mit den übrigen Ständen gelten könnten.

Die Wirthshäuser waren immer noch die Heimat der Comödianten, die einzige Schule der Sitten und des Umgangs, der Bildung und des Welttones für sie. Was Wunder, daß sie es darin nicht weit brachten! Die Unbildung aber war von jeher die vornehmste Ursache, warum sie von der Gesellschaft ausgeschlossen waren, und dieß Ausgeschlossenseyn erhielt sie wieder in der Unbildung. Aus dieser Zwickmühle hat der Stand sich nicht befreien können.

D'Alembert sagt davon: „Das barbarische Vorurtheil gegen den Schauspielerberuf, die Erniedrigung, in welche sich diese, für die Erhaltung und Fortbildung der Künste so nothwendigen Menschen versetzt sahen, ist gewiß eine der Haupt-Ursachen von der ihnen vorgeworfenen unordentlichen Lebensweise. Sie suchen sich durch sinnliche Genüsse für die ihrem Stande verweigerte Achtung schadlos zu halten. Gewiß ist ein Comödiant von guten Sitten unter den gegenwärtigen Umständen doppelt achtungswerth. Aber kaum erkennt man es an.“ —

Er verlangt ferner — und darin berührt er den Lösungspunkt der Frage — daß man die Schauspieler durch weise Verfügungen in Ordnung halten, daß die Gesellschaft den Stand zu der Achtung erheben sollte, deren er nur durch ihre Schuld sich nicht würdig zeige.

Die Idee von der Nothwendigkeit der Pflanzschule für die Bühne gab sich schon in dieser Zeit lebhaft kund. In Mannheim hatte man einen ersten, unvollkommenen Versuch gemacht, sie in's Werk zu setzen. Lessing, der wie ein weiser Herrscher das Auge auf jede Regung, jedes neue Bedürfniß der dramatischen Kunst hatte, und große Hoffnungen für sie auf den thätigen Schutz des Kaisers setzte, forderte den Schauspieler Müller auf, als dieser ihn 1776 in Wolfenbüttel besuchte, seinem Herrn Vorstellungen über die Errichtung einer Theater-Philantropie zu machen.

„Jede Kunst" — sagt er — „muß eine Schule haben, in der frühesten Jugend durch gute Grundsätze vorbereitet und geleitet werden. Nur dadurch, durch eifriges Studiren und mühsamen Schweiß erwirbt sich der darin gebildete Schauspieler das Recht auf die Achtung und Ehre seiner Zeitgenossen. — Durch Jahrtausende hat es die Erfahrung bewiesen, daß die erste Grundlage der Erziehung den Charakter des Menschen für die Zukunft bestimmt. Diese Eindrücke sind unvertilgbar und ihr Einfluß wirkt durch's ganze Leben. Alle Empfindungen, Leidenschaften, Neigungen und Fähigkeiten müssen in ihrem ersten Keime geleitet werden, wo das weiche, unbefangene Herz noch jeder Biegung gehorcht. So zweifellos dieser Satz in Ansehung der moralischen Bildung ist, eben so gewiß ist er es auch in Rücksicht auf die Bildung eines jeden Künstlers; und da durch eine zweckmäßig eingerichtete Theater-Pflanzschule beide Arten erzielt werden können, so ist der unschätzbare Nutzen eines solchen Institutes offenbar und einleuchtend bewiesen.

Wäre der Endzweck des Schauspieles auch bloß das Vergnügen des Volks, so ist es schon aus diesem Grunde wichtig, dem Volke seine Unterhaltung nicht durch Idioten und sittenlose Menschen vortragen zu lassen, für welche es außer den Stunden der Geisteserholung keine besondere Achtung haben kann. Allein die Schaubühne ist etwas mehr, kann und soll etwas mehr seyn, und ihr edler Zweck wird durch unedle, nicht nach Grundsätzen dazu erzogene Mitglieder eben so vereitelt, als die Wirkung der besten Kanzelrede durch die tadelhaften Sitten des Redners. Beide gleichen einer Uhr, die gut schlägt, aber unrichtig zeigt."

Was dem Schauspielerstande künstlerisch und sittlich helfen konnte, war hier klar und einfach ausgesprochen, die allgemein theatralische Bewegung dieser Epoche, die durch des Kaisers Beispiel erregte Theilnahme der Fürsten, alles ließ hoffen, daß man sich der Schauspielkunst gründlich annehmen, die Schmach der Unbildung und Depravation aus einem Stande tilgen werde, der, trotz dieser Hindernisse, binnen kaum fünfzig Jahren so enorme Fortschritte gemacht, die Anerkennung aller Stände erzwungen und die innige, thätige Liebe des größten Mannes seiner Zeit, Lessing's, sich erhalten hatte.

Den Schluß des Bandes bildet die Ueberschau von Schröder's Direction, der Ackermann'schen Gesellschaft und der Ueberblick der theatralischen Organisation während der Siebziger Jahre hinsichtlich der äußeren Einrichtung und Feststellung des Theaters.

Der dritte Theil, das Nationaltheater behandelnd, gibt eine genaue, aus dem besten Quellenstudium hervorgegangene Uebersicht der Ausbreitung und Entfaltung der nationalen Schauspielkunst in Deutschland vom Jahre 1780 bis in die neuere Zeit 1817.

Die umfassendsten Mittheilungen sind die über die Mannheimer Schule, über Fleck und das Berliner Nationaltheater, über die Weimarische Schule, über Schröder's und Iffland's Directionen. Alles ist genau detaillirt, überall finden wir die naturgetreuesten Porträte aller in dramatischer Kunst wirksam gewesenen Schauspieler und dramatischen Dichter jener Zeit, und dabei die Ergebnisse ihres Wirkens.

Ueberschaut man den Entwicklungsgang, den die Dramatik in der von Lessing eröffneten volksthümlichen Richtung bis zur Neige des Jahrhunderts vollendet hatte, so mag man zuerst fragen: wie weit war überhaupt die Erkenntniß von der Bedeutung und dem Werth der Schaubühne vorgerückt?

Daß man ihr den gewaltigen Eindruck auf die Geister und Gemüther willig zugestand, daß man das Element der Volksveredlung in ihr nicht mehr negirte, bewies thatsächlich die Errichtung so vieler Hof- und Nationaltheater. Die Ideen aber, welche seit Lessing's, Sulzer's und anderer bedeutender Stimmen Vertheidigung der Bühne, sich über diesen Gegenstand entwickelt hatten, findet man am vollständigsten in Schiller's Aufsatz ausgesprochen: „Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet.“ Er hatte sie 1784 zum Vortrag in der Mannheimer deutschen Gesellschaft geschrieben.

Man hat Schiller'n vielfach vorgeworfen, daß in diesem Aufsatze die Begeisterung für seinen Gegenstand ihn zu weit geführt habe. In der That will er, bei mancher Ueberspannung des unumstößlich Richtigen in seiner Darstellung, auch nicht nur — wie es Lessing schon gethan — der Bühne einen Einfluß auf Gesetzgebung, Regierungsansicht und Erziehung vindiciren, sondern selbst auf Industrie und Erfindungsgeist. Das ist freilich zu weit getrieben; auch hat er in seinen späteren philosophischen Schriften die Idee der Sittlichkeit der Kunst viel tiefer erfaßt, gewiß aber ist, daß er in diesem Aufsatze Alles, was in der populären Richtung dieser Epoche Begeisterndes lag, auf das Vollkommenste ausgesprochen hat, und daß eine Bühne, die wahrhaft volksthümlich seyn will, sich von dem Wesentlichen dieser Anschauungen niemals wird entfernen dürfen.

Erwähnenswerthe Angriffe erfuhr auch in diesen letzten Jahrzehnden des Jahrhunderts die Moralität der Bühne nicht, obschon der Zustand der Bildung wie der Moralität im Schauspielerstande sich noch wenig verändert hatte. Das Prinzip der Veredelung, zu welchem Iffland in seinen Fragmenten sich bekennt, konnte sich nicht rühmen, schon große Eroberungen gemacht zu haben.

Freilich waren auch immer noch keine Einrichtungen getroffen, um den Stand im Allgemeinen zu erheben. Die versuchten Pflanzschulen waren schnell wieder in Verfall gekommen, man ließ nicht ab, auf's Neue darnach zu rufen, die Nothwendigkeit von Bildungsanstalten wurde fort und fort dargethan, obschon damals der Einfluß der künstlerischen Directoren, die Geltung der herrschenden Schule sie zum Theil ersetzte, auch der Naturalismus der Schauspieler weniger auffallend hervortrat, weil die ganze Kunstrichtung eine naturalistische war. War hierdurch für die Fachbildung einigermaßen gesorgt, so mußte doch der eigentliche, tiefer greifende Zusammenhang des Standes mit der allgemeinen Kulturbewegung immer noch vermißt werden, so lange der Staat die Schauspielkunst mit so gänzlicher Gleichgültigkeit betrachtete und sie in allen ihren Wirkungen nach Willkür gewähren ließ, so lange er von den Schauspielern weder Bildung, noch von den Bühnen irgend eine bestimmte Richtung forderte, welche ihre Wirkungen mit dem Bildungsstreben der Gesellschaft in Uebereinstimmung bringen konnte.

Die Theater-Concessionen wurden fort und fort mit der größten Achtlosigkeit ertheilt, höchstens die Zahlungsfähigkeit eines Directors in Betracht gezogen, niemals seine künstlerische und Gesinnungstüchtigkeit. Eine polizeiliche Censur der aufzu-

führenden Stücke war das Höchste, womit die bürgerlichen Autoritäten sich bemühten, und diese wurde meistentheils nach den allerkleinlichsten und engsten Ansichten geübt. Selbst die Oberaufsicht der Hof- und Nationaltheater sprach das Prinzipielle in ihrer Thätigkeit nur in der Censur, also bloß negativ aus. Am auffallendsten äußerte sie sich in Wien, München und Dresden, und die Maxime, daß das Theater kein übles Beispiel geben solle, erzeugte nicht nur die kleinlichste Mäkelei, sondern führte sogar förmliche Absurditäten herbei. Es wurden, um jeder Hofrücksicht zu genügen, Veränderungen in Ausdrücken und Beziehungen der Stücke vorgenommen, wodurch Sinn und Bedeutung derselben total vernichtet oder verkehrt wurden. In Wien trieb man das Spürsystem nach Bedenklichkeiten so weit, daß im Jahre 1795 Herr von Braun eine Verordnung ergehen ließ, worin, „um das Theater, diese Schule der guten Sitten, der Tugend und des Patriotismus, von Allem zu reinigen, was auch nur von weitem unanständig, anstößig und den jetzigen Zeitläufen nicht angemessen," die sämmtlichen Schauspieler aufgefordert wurden: „bei diesem patriotischen und ehrenvollen Geschäfte mitzuwirken," und zwar dergestalt, daß jeder Einzelne „bei eigener Verantwortung solche Stellen in den Rollen, die seine eigene Klugheit für bedenklich erkenne, dem Inspizienten anzeigen und die Abänderung auf der Stelle mit ihm verabreden solle." — So war also Alles, Director, Inspicienten-Ausschuß und sämmtliche Schauspieler fortwährend auf der Jagd nach censurrechten Stellen, und es läßt sich denken, wie „harmlos" diese dreifach durchgesiebten Stücke endlich geworden seyn müssen.

Andern Orts wurde die Anständigkeit der Bühne in das Verbot alles Umarmens und Küssens der handelnden Personen gesetzt, während die laxeste Moral in den Stücken nicht anstößig erschien. Geistliche durften auf der Bühne nicht erscheinen, es durfte nicht gebetet, selbst das Wort beten nicht ausgesprochen werden, eben so wenig irgend ein heiliger Name. Anstatt „Gott" mußte „Himmel" gesagt werden u. s. w.; selbst Orgelmusik war dem Theater verboten. Entweihung schien demnach die Luft der Bühne zu bringen, die sonst für die Trägerin des Heiligen gegolten. In welchen moralischen Widerspruch man sich durch solche Censur mit dem täglichen Besuch des Theaters setzt, wurde nicht empfunden.

Der sittliche und Bildungszustand der Schauspieler hatte sich im Angemeinen seit den letzten zwanzig Jahren nicht verändert. Immer noch ergänzten sich die Kunstgenossenschaften aus den untern Schichten der Gesellschaft. Fast immer führte ein

fehlgeschlagener Lebensweg zum Theater, fast lauter Schiffbrüchige waren es, die sich auf die Bühne retteten, ja diese konnte als eine Art Botany-Bay angesehen werden für Alle, die sich in die Regelmäßigkeit des bürgerlichen Lebens nicht finden mochten.

Eigentlich erzogen für das Theater wurden nur die Schauspielerkinder, und diese Erziehung war nichts mehr als eine frühzeitige Abrichtung zu Kinderrollen und eine allerdings heilsame Dressur in dem Handwerksmäßigen der Kunst, durch Uebung im Tanzen, Singen, Sprechen. Auf Erweckung eines höheren Sinnes ging diese Coulissen-Erziehung nicht hinaus, und merkwürdig ist, daß sie auch im Allgemeinen nur bei weiblichen Talenten gut ausgeschlagen ist. Unter den beim Theater aufgewachsenen Schauspielern war Schröder der Einzige, der aus dem Geleise des gewohnheitsmäßig Angelernten die volle Frische selbstständiger Schöpfungskraft herausrettete, der sich in ungestörtem Rapporte mit der reinen Natur und ihrem immer neuen Zufluß von Kunstmotiven zu erhalten wußte, inmitten der Coulissen-Usancen und der herkömmlichen Routine, worin alle übrigen, selbst die talentvollsten Schauspielersöhne, befangen geblieben sind. Sämmtliche anderen, nebst Schröder, wirklich bedeutenden Künstler, gehörten in ihrer Jugend, der Zeit, welche über das Individuelle der Naturen entscheidet, dem Theater nicht an. Anders verhielt es sich mit den weiblichen Talenten, unter ihnen waren viele der schönsten beim Theater aufgewachsen.

Daß die Mehrzahl der Theatermitglieder ohne Bildung sei, ließ sich zu Ende des Jahrhunderts noch immer behaupten. Es gab namhafte Schauspielerinnen, welche ihre Rolle nicht selbst lesen konnten, von der Kunst des Schreibens unter ihnen geben zahlreiche Schauspielerbriefe, welche in Streitsachen zur Oeffentlichkeit gelangten, die allerbeschämendsten Zeugnisse. Noch immer erhielt die Leichtigkeit, sich durch bloße Naturgaben und angeeignete Fertigkeit beim Theater schon eine große Geltung und Einnahme zu verschaffen, den allgemeinen Widerwillen gegen alles Bildungsstreben, während die einzelnen künstlerischen Größen hingegen enorme Arbeit zu ihrer und ihrer Kunst Vervollkommnung aufwandten.

Auffallend ist es bei alle dem, daß in dieser ersten Hälfte der modernen Theatergeschichte unter den Schauspielern so viel mehr und so viel bedeutendere dramatische Schriftsteller aufgetreten sind, als dieß in der zweiten Geschichtshälfte der Fall ist. Haben sich also, trotz der im Allgemeinen größeren Unbildung

des Standes, dennoch mehr einzelne fähige und erfindungsreiche Köpfe darin befunden?

Das Verhältniß der Schauspieler zur bürgerlichen Gesellschaft hatte sich noch wenig geändert, die Ursachen davon blieben die alten. In die engeren Kreise des Umganglebens gelangten sie noch keineswegs, zu größeren, halböffentlichen Zirkeln dagegen, zu Ressourcen-Gesellschaften und dergleichen, wurden sie allmälig gezogen, um durch ihre Talente zur allgemeinen Unterhaltung beizutragen. Witzige Köpfe, wie Borchers, waren in Männergesellschaften gesucht, andere bildeten sich zu Anekdotenerzählern, oder trieben allerlei belustigende Künste, wußten Menschen und Thiere, oder das Geräusch von Hobel und Säge oder dergleichen nachzuahmen, machten Taschenspielerstückchen, verstanden Weingläser zu verschlucken, worin Ackermann excellirte, u. s. w.; kurz, der Stand fing an, sich durch Kunststücke, welche bei den ältesten Banden mit dem Comödienspielen verbunden waren, durch den letzten Rückstand des Gauklerwesens in die Gesellschaft einzustehlen. Glänzende und berühmte Talente wurden auch wohl zur Ausschmückung der vornehmen Cirkel herbeigezogen, aber auch da hatten sie ihren Zutritt durch Productionen zu bezahlen. Selbst Iffland, der feingebildete Kopf, dessen Unterhaltung und Benehmen ihn mit allen Sommitäten der Gesellschaft gleichstellte, fühlte doch sehr deutlich und sehr schmerzlich, daß er sich — und damit die Repräsentation seines Standes — in den höheren Kreisen nur halten konnte, indem er sich durch Anekdoten und komische Geschichtchen zu einem sogenannten angenehmen Gesellschafter machte.

In Hinsicht auf sein sittliches Verhalten hatte der Schauspielerstand im Ganzen noch wenig Anstrengungen gemacht, um die öffentliche Achtung zu gewinnen. Es ist eine unvertilgbare Eigenheit dieses Berufes, daß er durch die gewaltige Nervenaufregung, welche er erfordert, auch eine auf's Aeußerste gesteigerte Reizbarkeit der ganzen Natur hervorbringt. Richtet sich diese nicht in lebhafter Begeisterung auf edle Zwecke, so wird sie natürlich nur dazu wirken, alle Schwächen und Leidenschaften ungewöhnlich zu steigern, und in diesem Betracht wird man Rousseau Recht geben müssen, wenn er behauptet: „Die Schauspieler müssen tugendhafter seyn als andere Menschen, wenn sie nicht verderbter seyn sollen.»

Da bis jetzt nun, trotz aller Verbesserungen, welche das Theater erfahren hatte, die Stellung des Schauspielers noch keineswegs der Art war, um eine allgemeine Standesbegeisterung von ihm erwarten zu können, so blieb die edlere Richtung

auf seine höhere Bestimmung nur im Einzelnen erkennbar, während im Ganzen dieß wilde Völkchen seiner Aufgeregtheit die Zügel schießen ließ. Alle Schooßsünden jener sittenlosen Zeit pflegten sich daher auf das Ueppigste im Schauspielerstande, machten ihn auch hierin zum Spiegel des Lebens, und setzten ihn, bei der Oeffentlichkeit seiner Stellung, dem Einflusse, welchen die Persönlichkeit nothwendig auf seine Berufsthätigkeit ausüben muß, viel größerer Aufmerksamkeit und viel lebhafterer Verdammung aus, als jeden Andern.

Sieht man sich nun nach den Hülfsmitteln um, welche der Schauspielkunst noch übrig blieben, um sich aus diesem Zustande zu erheben, so verfällt man natürlich auch auf die Frage: was hatte denn die Kritik auf die intellectuelle, künstlerische und dadurch auch auf die sittliche Bildung der Schauspieler gewirkt? Seit 1755 hatte sie sich selbstständig aufgemacht, Anfangs in eigenen Broschüren, die sehr bald zu Streit-, Schmäh- und Schandschriften, sogenannten Scharteken, wurden, welche bei allen auffallenden Theatervorgängen eine große Rolle spielten. Mit Lessing's Dramaturgie war der Theaterkritik plötzlich das vollkommenste Muster und damit auch allgemeiner Respect erworben. Nun wurden Zeitschriften gestiftet, die zum größten Theil dem Theater gewidmet waren, und in denen erstaunlich viel zu finden ist, was der Schauspielkunst hätte ersprießlich seyn können, wenn es ihr in anderer Weise und auf dem Wege der künstlerischen Praxis hätte zugänglich gemacht werden können. Auch in abgesonderten Werken suchte die Gelehrtenwelt der Kunst zu Hülfe zu kommen, man zählt schon bis zu Ende des Jahrhunderts eine Menge von Büchern über Deklamation, körperliche Beredsamkeit u. s. w. Unter ihnen erwarben sich „Engel's Ideen zu einer Mimik» vorzügliche Geltung. Aber von allen diesen wohlgemeinten Bemühungen läßt sich eben so wenig ein unmittelbarer Einfluß auf die Schauspielkunst nachweisen, als die andern Künste, Malerei, Sculptur, Musik, ihn jemals von der Kritik direct erfahren haben.

Bei der Schilderung der Einflüsse Schröder's, Iffland's und Kotzebue's auf die Bühnenverhältnisse kommt Kotzebue am schlimmsten weg. Von ihm sagt der Verfasser — mitunter mit Unrecht — datirt sich der Krebs der Verflachung und der Demoralisation in der Schauspielkunst. Sein Beispiel, seine Erfolge haben auf die dramatische Literatur bis auf die neueste Zeit tief verderblich gewirkt. Durch ihn wurde die eigentliche Kunst, Menschen darzustellen, nur formell in Anspruch genommen, Charakteristik, Seelenmalerei, Individualität gingen in stehenden Coulissen-Usancen und Schablonenwesen auf.

Seine ganz schlaue Tactik: immer nur auf die schwache Seite des Publikums zu speculiren, auf seine Vergnügungssucht, seine Gedankenlosigkeit, auf die weichliche Rührung, die doch ohne alle sittliche Kraft ist, auf die „lüderlichen Thränen,“ wie Schlegel sagt, dann auf die Schadenfreude und Spottsucht, die Sittenlosigkeit und Frivolität jener Zeit, hat die Darsteller zu Mitschuldigen gemacht, sie damit angesteckt, so daß sie diese Gefallsucht, diese Jagd nach äußerlichem Effect auch auf die Behandlung besserer Dichter, zu deren Nachtheil und zum Verderben der Schauspielkunst überhaupt verwandten.

An all diesem Verderben sind Schröder und Iffland unschuldig, sie haben ihren Stand nicht verweichlicht, nicht entsittlicht, sie waren immer der Natur getreu, haben es immer ehrlich mit der Kunst gemeint. Sie haben allerdings nur das beschränkte Gebiet des bürgerlichen Lebens angebaut, aber dieß mit musterhafter Treue und Sorgfalt, wogegen Kotzebue alle Gattungen, von der Posse bis zur Verstragödie hinauf, verlüderlicht hat. Iffland hat seiner Kunst nicht den großartigen Griff in die ganze Fülle und Hoheit des menschlichen Seyns, er hat sie nur das Porträtiren gelernt, nur die Genremalerei ausgebildet, und ist dieß auch nicht die oberste Gattung der Kunst, so gehört sie doch nothwendig in ihr Bereich, und kann vom Kleinen zum Großen erziehen. Auf Kotzebue's Wege wird der Faden der intensiven Entwicklung geradezu abgeschnitten.

Dieser vergleichenden Betrachtung ist wenig hinzuzufügen, um den Zustand deutlich zu übersehen, in welchem die Schauspielkunst an der Wiege des Jahrhunderts stand.

Die Volsthümlichkeit war ihre Basis, aber die ausschweifende Unbändigkeit der Kraftgenies, die Derbheit der Ritterstücke hatten ihr wieder eine naturalistische Rohheit gegeben, die auch im bürgerlichen Drama zur gemeinen Alltäglichkeit herabkam, während die Rivalität mit der Oper wieder zu dem Schaugepränge des Spectakelstückes hindrängte, Kotzebue zu dem momentanen Effect des bloß Theatralischen verlockte, und so den Naturalismus seines einzigen großen Vorzuges, seiner vollsaftigen Lebenswärme, beraubte.

Der gute Kern des Repertoirs, auf Lessing und Shakespeare gegründet, die erstaunlich große Zahl guter und trefflicher Schauspieler konnten schon damals nicht die bereits erhobene Klage über den Verfall der deutschen Bühne niederhalten. Die mit dem Aufkommen der personenreichen historischen Stücke so enorm vergrößerte Zahl von Schauspielern, die natürlich nicht durch lauter wirklich Berufene anwuchs, das Umsichgreifen der Oper, die mit ihren vielen umständlichen Vorbereitun-

gen Zeit und Kräfte der Personals — das ja fast ein und dasselbe mit dem des Schauspiels war — vornehmlich in Anspruch nahm, dieß Alles hatte allmälig die Uebereinstimmung und Abrundung des Schauspiels gelockert. Selbst wo große Führer, wie Schröder und Iffland, die Schule aufrecht hielten, konnte der aus einander laufende Naturalismus nur mit Mühe zusammengehalten werden, und in allen personenreichen Stücken ging es bei den untergeordneten Subjecten dennoch fast niemals ohne Gelächter ab; die Arbeit des Einschulens wuchs den Meistern über den Kopf. Wo aber solche Führer fehlten, spielte eben Jeder auf seine eigene Faust.

Dieser Zustand war es, welcher als Verfall der Schauspielkunst bezeichnet wurde, obschon die Bühne in ihrer ganzen Verfassung, in allen Einrichtungen, in der Anzahl wie in der Entwicklung ihrer eigentlich tonangebenden Talente ganz unwidersprechliche Fortschritte gemacht hatte. Aber jener Vorwurf war gerecht, denn die Schauspielkunst vollendet sich nur in der Harmonie ihrer Totalwirkungen, und diese hatten seit den Siebziger Jahren — eben durch das Wachsthum der Bühnen — bedeutend gelitten. Auch bedurfte die Kunst, um wieder die volle Höhe der mächtig gewachsenen Zeitbildung zu erlangen, eines höheren Geistes, höherer Zwecke, und in ihrer Ausführung der Herrschaft eines übereinstimmenden Maßes, eines gemeinsamen Pulsschlages. Wie vor siebzig Jahren war es der Rhythmus, der sie durchdringen, der sie erheben mußte.

Iffland ist leider nie ganz richtig erkannt worden. Man schrieb ihm oft zu viel Verdienst um die Kunst zu, oft zu wenig. Er ist kein Historienmaler, aber der genaueste Porträtmaler seiner Zeit, und in dieser Hinsicht werden seine Werke nie ihren Werth verlieren.

Mit lebhafter Erwartung sehen wir der Erscheinung des vierten Bandes entgegen, welcher die theatralischen Verhältnisse der neuesten Zeit und der in ihr wirksam hervorgetretenen dramatischen Dichter und Schauspieler enthalten wird. Es werden darin wohl auch Deinhardstein's Verdienste um die Wiener Hofbühne besprochen werden, unter dessen zehnjähriger Leitung viele früher nicht zur Darstellung gekommene Werke Shakespeare's, Goethe's, Calderon's, Lopez de Vega's, Massinger's, und zuerst die von Gutzkow und Halm auf der Bühne erschienen. Von Schauspielern wurden durch ihn Mad. Hebbel und Dlle. Neumann, Carl Laroche der Bühne gewonnen; als Gäste debütirten damals die Schröder, Wolf, Hagen, Crelinger, Pauli, Seidelmann, Eßlair, Ludwig De-

vrient; Löwe und Wilhelmi wurden der Hofbühne wieder gewonnen. Eben so werden die Verdienste Gutzkow's um die Dresdner und Laube's um die Leipziger Bühne gewürdigt werden. Der Verfasser darf dabei, ohne ruhmredig zu werden, auch die Schilderung seiner Verdienste um die Bühnenleitung darstellen. Seine Geschichte der deutschen Schauspielkunst ist jedem wissenschaftlich Gebildeten interessant, dem, der sich für dramatische Kunst und ihre Geschichte interessirt, unentbehrlich.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXXV.

Schluß des im LIII. Bande der Jahrbücher abgebrochenen Verzeichnisses persischer, mit germanischen verwandter Wörter.

Eine Anzahl der in dem Verzeichnisse von 3300 persischer, mit germanischen verwandter Wörter nicht aufgeführten sind die folgenden, unmittelbar mit griechischen oder lateinischen verwandten, von deren mehreren bezweifelt werden dürfte, ob dieselben ursprünglich persisch, oder nicht vielmehr, wie so viele hier übergangene Pflanzennamen, aus dem Griechischen und Lateinischen erst später eingewandert sind, wiewohl von den meisten derselben das Gegentheil erweislich; diese sind:

3301. Ebe, ابه, obstetrix, die Hebe der Mythologie.

3302. Aresch, آرش, Name eines persischen Helden, der Ares der Griechen.

3303. Atlas, اطلس, der Name sowohl des Berges, als des Zeuges.

3304. Elmas, الماس, Diamant, adamas.

3305. Bahur, باهور, Dampf, vapor (Burhani kathii 119).

3306. Behmen, بهمن, der Name des Artaxerxes Longimanus; das Wort manus scheint von der zweiten Hälfte des Wortes hergeleitet werden zu müssen.

3307. Bundume, بندومه, Pech, bitumen (Ferh. Sch. I. 220 vorl. Z.).

3308. Bihesek oder Bihesedsch, بهيزك, Schaltjahr, annus bissextilis (Ferh. Sch. I. 104).

3309. Patet, پاتت, der Perser offene Schuld, das latein. patet (s. Sendavesta).

3310. Palis, پاليز, ein Garten, Pales.

3311. Pai, پاي, Fuß, pes und das griechische πούς.

3312. Peter, پتر. Metallblech, worauf Talismane gegraben werden, petra.

3313. Pelme, پلم، Studientafel, palma.

3314. Perise, پريزه, statt Ibris, Gold, obryzum.

3315. Pur, پور. Sohn, puer.

3316. Puran, پوران, Söhne, pueri.

3317. Purandocht, پوران دخت, Tochtersohn, das latein. puer und das griech. θυγατηρ.

3318. Techwar, تخوار, ein Königsname, bei den Byzantinern Τοχάρας (Ferh. Sch. I. 304).

3319. Terchan, ترخان, bei den Byzantinern Ταρχάνης.

3320. Tir, تير, Pfeil und Flußname Tyras.

3321. Tir, تير. der Planet Merkurius, bei den Etruskern Turm.

3322. Turus, ترس, ungepflügtes Feld, durus (Ferh. Sch. I. 305).

3323. Tintine, تنتنه, Schellengetöse, tintinnitus.

3324. Tunder, تندر, der Donner, tonitru.

3325. Tim, تيم, Marktplatz, δῆμος (Ferh. Sch. I. 301).

3326. Saaleb, ثعلب, der Salep, salepum.

3327. Dschulab, جلاب, der Julep, julapum.

3328. Dschemest, جمست, der Amethyst, Amethystus.

3329. Dschi, جي, welches qui, quae, quod.

3330. Chunak, خناك. Halsentzündung, angina (Burh. k. 337).

3331. Charafat, خرافات, Possen, das griech. χορατεύειν.

3332. Chim, خيم, Schlamm, Eiter, das griech. χύμος.

3333. Rabun, رابون, Darangeld, arrhabon (Ferh. Sch. I. 10).

3334. Reschine, رشنیه, Harz, resina.

3335. Su, زو, Name eines persischen Königs, Ζεῦς.

3336. Sewesch, زوش, der Name des Planeten Jupiter, Ζεῦς (Ferh. Sch. II. 133).

3337. Sühre, زهره, der Name des Morgen- und Abendsternes, Ζαρῆτις.

3338. Sabure, سابوره, Schiffsballast, saburra.

3339. Salus, سالوس, List, Betrug, salus (Ferh. Sch. II. 64).

3340. Sam, سام, der ägyptische Herkules, Σώμ.

3341. Sede, سده, das älteste Feuerfest Saturnus.

3342. Sireng, سیرنك, Sirene und zugleich das griech. Σαράγγης.

3343. Sünbüle, سنبله, die Aehre der Jungfrau, und daher Sibylla.

3344. Sikend, سكند, die Begattung, der unfläthige Tanz Σίκιννις.

3345. Schet, شت, die Majestät, die Heiligkeit, sanctus, das slav. Swiet.

3346. Scherbet, شربت, Sorbet, sorbetum, a sorbendo.

3347. Tarchan, طرخان, ein tatarischer Fürstenname, Ταρχάνης.

3348. Taghut, طاغوت, Götze, Dagon.

3349. Tufan, طوفان, Wettersturm, typhon.

3350. Anber, عنبر, Ambra, ambra.

3351. Nemsch, نمش, List, Betrug, und Volksname der Deutschen, Nemetes.

3352. Nulun, نولون, Schiffslohn, naulum.

3353. Nebse, نبسه, Enkel, nepos.

3354. Niwe, نیوه, Neffe, nepos.

3355. Wertadsch, ورتاج, eine Pflanze, deren Blätter sich nach der Sonne wenden, Vertumnus.

3356. Vesta, وستا, das heilige Feuer und Wort, welches auch in der Bibel mit dem Feuer verglichen wird: Mein Wort ist wie Feuer, spricht der Herr. Vesta.

3357. Hem, هم, auch, schon, jam.

3358. Hale, هاله, der Mondhof, halo.

3359. Hale, هاله, der Hof eines Hauses, aula, αὐλή.

3360. Hero, هرو, ein Held, heros (Burh. f. 833).

3361. Hüner, هنر. die Tugend, die Ehre, honor.

3362. Werna, ورنا, Jüngling, jung, vernus, g. parn, die Söhne (s. Schilter).

3363. Warugh, واروغ, Damm, argo.

3364. Wargh, وارغ, Damm, argo.

3365. Hile, هیله, schändlich, vilis.

3366. Jakut, یاقوت, eigentlich Saphir, Hyacinthus.

3367. Jascheb, یشب, Jaspis, Jaspis.

3368. Darogha, داروغا, Dorfvogt, das griechische Δαρήγας.

3369. Uskudar, اسکدار, Postpferde, das griech. Ἀςάνδαι.

3370. Kauk, قاوق, der untere Theil des Turbans, Καύσια.

3371. Kontosch, قنطش, ein Ueberkleid, Κανδύς.

3372. Dschorab, جوراب, Strümpfe, Unterkleid, Σάραπς.

3373. Chasine, خزینه, Schatz, Γάζα.

3374. Dihim, دیهیم, Diadem, Diadema.

3375. Ferseng, فرسنگ, Parasange, Parasanga.

3376. Firus, فیروز, der eigene Name eines persischen Königs, Pyrrhus.

3377. Kaba, قبا, eine Art Ueberrock, das byzantinische Καβάδιον.

3378. Kalatschuri, قلاچوري, eine Art von Säbel, calasyris (Siebenmeer).

3379. Kandil, قنديل, Kerze, candela.

3380. Kafur, كافور, Kampher, camphora.

3381. Kerbas, كرباس, grobe Leinwand, carbasus.

3382. Kenareng, كنرنك, Befehlshaber, Landesherr, bei den Byzantinern Χαναράγγης.

3383. Keneb, كنب, Hanf, cannabis.

3384. Kebitek, كبيتك, das Wetzeisen des Mühlsteins, Κόπις.

3385. Kosti, كستي, der Gürtel der Maghen, cestus.

3386. Gonia, گونيا, Senkblei, γόνος.

3387. Giw, گيو, der Name eines persischen Helden, von welchem die Perser Kiphenen heißen, nach Herodot Κηφῆνες.

3388. Kimia, كيميا, die Alchymie, deren Vaterland Aegypten, dessen Namen schon die Griechen von Χήμι ableiteten.

3389. Ladschiwer, لاجور, Lasur, lapis Lazuli.

3390. Merchari, مرخاري, der Name des Planeten Merkur im Desatir.

3391. Mendschenik, منجنيك, eine Wind- oder Wurfmaschine, Μάγγανον.

3392. Mendschuk, منجوق, die apfelförmige Rundung am Kopf oder Fuß der Lanzen, μῆλον.

3393. Misk, مسك, Moschus, Moschus.

3394. Mihr, مهر, die Sonne, Mithras.

3395. Nahid oder Anahid, ناهيد اناهيد, der Genius des Abendsterns, Ἀναίτις.

3396. Nardin, ناردين, die Spikenarde, nardus.

3397. Ner, نر, das Männliche, Ἀνήρ.

3398. Natrun, نطرون, der Salpeter, Nitrum.

3399. Nusch, نوش, der Name eines der sieben heiligen Feuer der Perser, Dio-nysos.

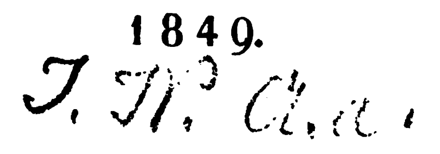
3400. Nusch, die Vernunft, Νοῦς, daher der Name des persischen Königs Nuschirewan, d. i. die wandelnde Vernunft.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Hundert sechs und zwanzigster Band.

1849.



April. Mai. Juni.

Wien.
Verlag bei Carl Gerold.

Druck von Carl Gerold und Sohn.

Inhalt des hundert sechs und zwanzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXXVI.

Jahrbücher der Literatur.

April, Mai, Juni 1849.

Art. I. Vorlesungen über die alte Geschichte, von Friedrich von Raumer, in zwei Bänden. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zweiter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847. gr. 8. 573 S.

(Schluß.)

Der würdige Schluß von Raumer's Vorlesungen umfaßt die zwei und zwanzigste bis zur fünf und dreißigsten, von dem Ende des peloponnesischen Krieges bis auf den Tod aller unmittelbaren Nachfolger Alexanders. Herr von Raumer bleibt der von ihm begonnenen Art getreu, mit der unmittelbaren und ungeschminkten Darstellung der Ereignisse seine Ansichten von ihrer Vorbereitung, ihrer Entwicklung und ihren Folgen zu verbinden. Er steht also erklärend neben der Geschichte, ohne, wie es so viele, selbst berühmte Geschichtschreiber gethan haben, ihre Vorgänge nach individueller Neigung und Ansicht zu modificiren. Darin liegt, unseres Dafürhaltens, der eigentliche Charakter dieses Schriftstellers.

Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Vorlesungen behandeln Folgendes:

22. Vorlesung: Von dem Ende des peloponnesischen Krieges bis auf den Frieden des Antalcidas.
23. Vorlesung: Vom Frieden des Antalcidas bis auf den Tod des Epaminondas.
24. Vorlesung: Vom Tode des Epaminondas bis zum Tode Philipps von Macedonien.
25. Vorlesung: Geschichte Siciliens, von der Niederlage der Athener bis auf den Tod des Timoleon.
26. Vorlesung: Die Finanzen und der Handel.
27. Vorlesung: Die Literatur.
28. Vorlesung: Die Religion und Kunst.
29. Vorlesung: Die Philosophen bis auf Aristoteles.
30. Vorlesung: Die Philosophie von Aristoteles bis zu den Neuplatonikern.
31. Vorlesung: Die Geschichte der Perser, von der Schlacht bei Kunara bis auf Darius Kodomanus.
32. Vorlesung: Geschichte Alexanders bis auf die Schlacht bei Arbela.
33. Vorlesung: Von der Schlacht bei Arbela bis auf den Tod Alexanders.

34. Vorlesung: Vom Tode Alexanders bis auf den Tod des Eumenes.

35. Vorlesung: Von dem Tode des Eumenes bis auf den Tod aller unmittelbaren Nachfolger Alexanders.

Von dem bedeutendsten Interesse, besonders für die gegenwärtige Zeit, ist die sechs und zwanzigste, die Finanzen und den Handel besprechende Vorlesung. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, in dem demokratischen Athen habe ein unbedingt freier Handel Statt gefunden: denn der Staat sorgte nicht etwa bloß für richtiges Maß und Gewicht, oder für die Anstellung hülfreicher Handelsbeamten, sondern nahm auch manche Handelszweige für sich in Beschlag, oder verlieh sie Einzelnen zu ausschließlicher Betreibung. Die Ausfuhr von Getreide, Bauholz, Theer, Tauwerk und von andern für die Flotte nöthigen Gegenständen war fast immer verboten, und außerdem finden sich Einfuhrverbote, um dem Handel Anderer zu schaden, und allgemeinere Handelssperren, um die Seeherrschaft zu erweitern. Athen wollte sich zum Stapelplatz aller Waaren erheben; weßhalb man, nach einem Schiffahrtsgesetze jener Zeit, Niemanden Geld auf ein Schiff oder dessen Ladung leihen durfte, was nach einem andern Hafen als dem Piräus segelte. Es ward über Forderungen dieser Art gar kein gerichtliches Verfahren gestattet. Am wenigsten sollte ein athenischer Kaufmann Getreide nach irgend einem andern Orte als nach Athen verfahren lassen; und dennoch war nicht allein der Aufkauf des Getreides daselbst außerordentlich beschränkt, sondern der Staat nahm sich wohl heraus, dem Getreidehändler einen Verkaufspreis und einen höchsten Satz des Gewinnes vorzuschreiben. Kein Fremder durfte mehr als ein Drittel von dem einmal im Piräus gelandeten Getreide weiter verführen. Mehl und Brot hatte gesetzlichen Preis und Gewicht. Es gab öffentliche Getreideniederlagen, aus welchen man zu wohlfeileren Preisen an die Armen verkaufte, und den Ausfall durch Zuschuß aus den Staatseinkünften oder durch freiwillige Beiträge deckte. Bewaffnete Schiffe begleiteten im Kriege die athenischen Handels-, insbesondere die Getreideflotten. — Mangelhaft sind allerdings mehrere von den angedeuteten Einrichtungen, allein theils standen die Handelssteuern mit den Bedürfnissen des Staats in genauer Verbindung, und es gab kein Mittel, sie anders woher zu decken, theils hängt kein Volk in Hinsicht der Handelsgesetzgebung ganz von sich allein ab, es muß die Grundsätze und Verhältnisse des Nachbarstaates jedesmal berücksichtigen.

Minder zu entschuldigen sind die Mängel, welche sich unheilbringender im Innern entwickelten, und das Verhältniß

der Vornehmen, der Handwerker, der Landbauer u. s. w. mißgestalteten. Die Gewerbefreiheit nämlich, welche Mancher rühmen möchte, entstand in Athen nicht sowohl aus allgemeinen anerkannten Gründen, sondern daraus, daß man die Handwerke nicht achtete, für unverträglich mit freiem, höheren Bürgersinn hielt, und die vom Grundbesitze ausgeschlossenen Einwohner gewissermaßen darauf angewiesen hatte. Freilich gaben sich auch Vornehme mit Gewerben ab, aber nicht als arbeitende Meister, sondern als Fabrikherren. Wenn nun bloß Sklaven in diesen Fabriken arbeiteten, so wurden ihnen die freien Handwerksbürger eigentlich gleich gestellt, obgleich diese in staatsrechtlicher Hinsicht Keinem nachstehen sollten. Während die Bewilligung des Richtersoldes den Unruhigen eine falsche Wichtigkeit und ungenügende Hülfe darbot, wurde die Mehrheit der Hausväter durch die großen Fabriken überflügelt und in abhängige Fabrikarbeiter verwandelt.

Ein Vertheidiger des sonst so verschrieenen Mittelalters könnte von seinem Standpunkte aus behaupten: daß dessen hierauf bezügliche Einrichtungen sowohl den ältesten als den neuesten voranzustehen schienen. Damals nämlich verachteten die kriegerischen, Land besitzenden Edelleute allerdings auch den städtischen Handwerker; aber sie waren weit entfernt, ihre Dienstleute in Fabrikmaschinen und sich in unwissende Fabrikherren zu verwandeln, und dadurch den städtischen Bürgern das Brot zu verkümmern. — Umgekehrt stellten sich die Bürger mit dem Adel zwar nicht auf dieselbe Stufe, verlangten nicht ganz dieselben Rechte; sie hatten und behielten nun aber die ihnen eigenthümlichen und natürlichen auch desto sicherer. Das treffliche Verhältniß des freien geehrten Meisters zu seinen freien lebenskräftigen Lehrlingen und Gesellen konnte sich in Athen gar nicht vollständig ausbilden, und verschwindet leider auch in unseren Tagen, wo es als eine Besserung angekündigt wird, daß die geistlosen und verkrüppelten Maschinen, welche man Kinder nennt, täglich nur eilf Stunden in englischen Fabriken arbeiten sollen!

Mit dem Reichthume stieg in Athen der Aufwand, und obgleich die gewöhnlichen Mahlzeiten lange einfach blieben, so wurden doch die großen Gelage desto theurer, bei welchen Salben, Flöten- und Cithernspieler, Tänzerinnen, Thasierwein und Leckerbissen aller Art nicht fehlen durften. Indessen reichte weder der athenische Reichthum noch die athenische Schwelgerei jemals an die römische. Die Kleidung war verschieden in Farbe, Stoff und Schnitt, nach Alter, Geschlecht, Jahreszeit, Stand, Vermögen, Liebhaberei und Zweck; doch

wirkte die Mode auch schon damals. Am häufigsten trug man wollene, Manche (vorzüglich Frauen) aber auch leinene Gewänder. Besonders viel verwandte man auf Schuhe, sehr mannigfacher und geschmückter Art. — Freilich konnten nur Wenige diesen und ähnlichen Aufwand bestreiten; aber desto schroffer trat hierdurch der Gegensatz des herrschenden und doch bettelhaften Bürgers heraus. Wenn dann die Führer nicht aus eigenem Vermögen spenden und die Menge gewinnen konnten, so brachten sie Vertheilungen aus öffentlichem Vermögen in Vorschlag; woran sich wiederum Bedrückungen der Bundesgenossen anreihten, bis nach deren Abfall bei fortdauernder Anmaßung und Genußliebe desto größere Hülflosigkeit eintrat. Wir haben oben gesehen, wie Solon zu großem Reichthume und zu großer Armuth dadurch entgegentrat, daß er den Begüterten größere Steuern und schwereren Kriegsdienst auferlegte; seitdem aber jenen die, den größeren Lasten gegenüber stehenden größeren Rechte unter Aristides genommen wurden, schwand das ächte Gleichgewicht und Wechselverhältniß: Alle griffen auf ungebührliche Weise um sich, jeder suchte ohne Rücksicht auf Gesetz so viel zu gewinnen und so wenig zu geben als möglich.

Sonst erscheint es als ein Vortheil der Demokratie, daß der Fordernde und Zahlende einer und eben derselbe ist, mithin keine Zwietracht zwischen dem befehlenden und zahlenden Volke entstehen kann. Auch steuert das Volk in einer Demokratie nur für Unternehmungen, welche, wenigstens scheinbar, seinem Vortheile gemäß und von der Mehrzahl gebilligt sind; und deßhalb ist hierdurch in Athen so wenig jemals eine Volksbewegung entstanden, als durch ein Aufgebot zum Kriege. Ferner sind Staatsbankerotte, wie wir sie leider in neueren Zeiten so häufig erlebt haben, im Alterthume nicht eingetreten; denn sie stehen mit den anmaßlichen überkünstelten Finanzsystemen und der erst dadurch in höherem Grade möglich gewordenen Verschwendung im genauesten Zusammenhange. Allein es wäre doch nicht ganz richtig, wenn wir dieß dem Alterthume als einen unbedingten Vorzug anrechneten: denn an die Stelle der neueren Staatsbankerotte traten damals oft die Bankerotte der Einzelnen. Diese führten zu öffentlichen Umwälzungen und bewiesen die Mangelhaftigkeit des Steuersystems, der Schuldgesetze und der Rechts-Anwendung. Aus den unnatürlichen und übertriebenen Schulden der Aermeren ging die Solon'sche Verfassung und so manche römische Umwälzung hervor, auch flossen die Vorschläge zu Ackertheilungen mit den Vorschlägen zu neuen Schuldtafeln fast aus derselben Quelle.

Die finanzielle Gesetzgebung war in Athen bei dem Volke,

die Verwaltung bei dem Rathe. Alle regelmäßigen Gefälle wurden verpachtet. Zehn Poleten (eine Behörde, wozu jeder Stamm einen gab) besorgten im Namen und unter dem Ansehen des Rathes jene Verpachtungen, oder den Verkauf von liegenden Gründen, eingezogenen Gütern, Bergwerken, den Verkauf der Schutzverwandten, welche das Schutzgeld nicht erlegten, der Fremden, welche sich in's Bürgerrecht eingedrängt hatten, u. s. w. Zehn Apodekten, ebenfalls aus jedem Stamme einer, nahmen die Staatsgelder in Empfang, wiesen sie den einzelnen Kassen zu und führten darüber Buch. Für die gehörigen Leistungen der gewöhnlichen Staatsverpflichtungen oder Liturgien (von denen sogleich weiter die Rede seyn wird) sorgten die einzelnen Stammvorsteher, und es blieb nur eine höhere Aufsicht nöthig; besondere Beamte wachten dagegen über die untadelige Leistung der Trierarchie, die Vertheilung und Hebung der außerordentlichen Vermögenssteuern, die Eintreibung der Abgaben von den Bundesgenossen u. s. w. — Alle Beamten ohne Ausnahme waren zu einer strengen Rechnungsablegung verbunden, und durften vor derselben nicht verreisen, oder Weihgeschenke geben, oder ein Testament machen. Sie hafteten mit ihrem ganzen Vermögen. Aber freilich halfen alle Prüfungsbehörden nicht, sobald es ihnen an Gewissenhaftigkeit fehlte und der allgemeine Geist ausartete.

Jeder bedeutende Tempel hatte, neben den unbestimmten Opfern und Geschenken, regelmäßige Einkünfte von eigenen Gütern und sonstige bestimmte Hebungen. Manche erhielten auch einen Theil der Geldstrafen. Sämmtliche Einnahmen verwaltete ein Tempelschatzmeister. — Die Schatzmeister des Tempels der Athener waren zugleich Bewahrer des bei ihnen niedergelegten öffentlichen Schatzes; man muß sie aber nicht mit dem vom Volke erwählten Vorsteher der öffentlichen Einkünfte oder dem Staatsschatzmeister verwechseln, welcher sein Amt vier Jahre lang bekleidete, und dann wieder gewählt werden konnte. Er war nicht bloßer Bewahrer von Geldern, auch nicht Rechnungsführer wie die empfangenden, jedoch mit keiner eigenen Kasse versehenen Apodekten, sondern wahrscheinlich der allgemeine Einnehmer, ein höherer Aufseher über alle Kassen und Hebungen, welcher allein zu einer Uebersicht der ganzen Staatseinkünfte gelangte und mit einem Finanzminister verglichen werden könnte. Zu den Theoriken und der Kriegskasse lieferte er aber nur die dazu bestimmten Gelder ab, und hatte auf deren weitere Verwendung keinen Einfluß. Auch zu andern einzelnen Zwecken, z. B. Mauer- und Straßenbau, Ausrichtung von Opfern und dergleichen, ernannte man einzelne Bevollmächtigte, welche das

bewilligte Geld aus den Hauptkassen entwenden und verschwenden. Der Kriegsschatz sollte hauptsächlich aus Ueberschüssen der Verwaltungsgelder gebildet werden; allein nach Abrechnung der Spenden an das Volk und der Schauspielgelder blieb wohl selten etwas übrig; auch war ja eine Zeitlang die Todesstrafe jedem angedroht, welcher vorschlage, Schauspielgelder in Kriegsgelder zu verwandeln. Als zweite Quelle werden die außerordentlichen Vermögenssteuern bezeichnet, welche man aber in der Regel ungern bewilligte und unordentlich bezahlte.

Unter dem Theorikon versteht man im Allgemeinen diejenigen Gelder, welche unter das Volk ausgetheilt wurden, theils zur Feier von Festen und Spielen, theils als Ersatz des Eintrittsgeldes zum Schauspiele, theils zu Bereitung besserer Mahlzeiten, theils zu Opfern, mit welchen öffentliche Speisungen verbunden waren. Der Geschäftskreis des Vorstehers vom Theorikon wurde allmälig erweitert, weil er die dem Volke angenehmste Würde bekleidete. Aus dieser Einrichtung ging in dem kleinen Freistaate allmälig die ärgste Verschwendung hervor, und oft fehlte es im Kriege an den nöthigsten Geldern, weil man sich jene Ausgaben und Genüsse nicht versagte.

Freilich war aber Manches, was in monarchischen Staaten als unsinnige Verschwendung erscheinen müßte, in dem demokratischen Athen keineswegs so außer aller Ordnung. Behält man das Verhältniß des souverainen Volkes zu seinen Kassen im Auge, läßt man sich die Grund- und Haupteinrichtung einer gänzlichen staatsrechtlichen Gleichstellung Aller gefallen, so folgt ganz natürlich, daß die Souveraine in ihrem Theater auch Freibillete haben wollten. Athen war reich genug, jährlich die wenigen Vorstellungen im Theater zu bestreiten, und hätte man die Armen, welche doch nicht zahlen konnten, ausgeschlossen, so gewann man immer nichts als Platz, woran es in den großen alten Schauspielhäusern nicht fehlte. Also ging das Uebel nicht aus dem unentgeltlichen Zulassen der Aermeren, sondern daraus hervor, daß diese außerhalb des Theaters in der Volksversammlung mit solchem Gewicht auftreten, und ihre Schauspiel- und Festlust auf Unkosten der Reichern und des ganzen Staats befriedigen konnten. In einer Aristokratie wäre aus dem ersten perikleischen Beschlusse nichts Erhebliches weiter gefolgt; eine unbeschränkte Demokratie mußte über das natürliche und billige Maß schnell hinausgehen.

Das ist der große Ruhm des Perikles, daß er für Alles, was zur Kriegführung gehörte, eifrigst sorgte, und gleichzeitig für alle edeln und herrlichen Zwecke, welche die Menschheit durch äußere Mittel zu erreichen fähig ist. Seine Vorgänger und

Nachfolger verstanden oder wollten in der Regel nur das Eine oder das Andere, und daher ward ihm statt einer allseitigen Würdigung fast immer nur einseitiges Lob oder einseitiger Tadel zu Theil. Sollten wir kritteln, so würden wir eher in ihm eine etwas beschränkte Aengstlichkeit erblicken, als unbesonnenes dämagogisches Treiben und blindes Verschwenden. Hätten seine Nachfolger, denen er nur der Zeit nach ein Vorgänger war, das Rechte gethan, so würden sie die Veranlassungen zu Mißbräuchen nicht in nothwendige Ursachen derselben verwandelt haben, und noch weniger diese als unabänderlich erschienen seyn. So wie es eine zum Untergang führende Vernachläßigung der Kriegsmittel gibt, so gibt es auch eine zum Untergang führende allzu kostspielige Ueberschätzung derselben. Athen hat vielleicht Sparta um jenes Fehlers willen nicht erobert, aber es hat auf der andern Seite zu dem großen Siege mitgewirkt, den es nicht bloß über Sparta, sondern über alle Länder und Völker davongetragen. Die Zeiten, wo nicht bloß der Krieg ein hitziges Fieber, sondern der Friede durch die steten, angeblich unentbehrlichen Kriegsvorbereitungen auch ein schleichendes, alle Kräfte erschöpfendes, alle andern Zwecke vereitelndes Fieber ist, mögen ihre Gesundheit und Herrlichkeit preisen; ob sie aber der Nachwelt ein Vermächtniß hinterlassen werden, so reich als das Perikleische Zeitalter, das kann erst diese Nachwelt richtig würdigen und entscheiden. Zum mindesten, so scheint es uns, würde Perikles, wenn er auferstände, selbst ohne olympische Beredsamkeit, über seine Vertheidigungsrede hinaus, auch eine strenge Anklagerede halten können.

Die Staatsausgaben Athens, auf welche wir jetzt kommen, lassen sich unter folgende Titel bringen:

1. Zur Befestigung und Verschönerung der Stadt.
2. Zur Erhaltung der Stadtwache, welche aus öffentlichen Sklaven gebildet war.
3. Zu Opfern, Festen und Spielen, in so weit diese nicht aus unmittelbaren Leistungen der Bürger bestritten wurden.
4. Zu öffentlichen Begräbnissen und heiligen Gesandtschaften.
5. Geldvertheilungen noch neben und außer den Schauspielen.
6. Bezahlung für's Richten durch die Kolakreten.
7. Bezahlung an die Volksversammlung für's Regieren.
8. Sold des Raths der Fünfhundert, der öffentlichen Redner, Gesandten, Aufseher in Jünglingsschulen, Aerzte, Sänger, Tonkünstler u. s. w.
9. Sold für das paratische und salaminische, auch in Friedenszeiten zu öffentlichem Gebrauche bestimmte Schiff.

10. Unterhaltung der Waisen, deren Väter im Kriege umgekommen; Belohnung der Kinder von ausgezeichneten Vätern; öffentliche Speisungen; Preise, auf die Entdeckung von Verbrechern gesetzt, u. s. w.
11. Anschaffung von Kriegsvorräthen, besonders für die Flotte.
12. Unterhaltung der Friedensreiterei, als Stamm für den Krieg und zur Verschönerung der Aufzüge.

An diese Uebersicht reiht der Verf. folgende Bemerkungen:

Erstens: Die religiösen und kirchlichen Einrichtungen waren größtentheils vom Staate unabhängig und auf sich selbst gegründet, welches gewiß besser ist, als wo das umgekehrte Verhältniß eintritt, und die Geistlichen und Priester in bloße Söldner des Staats verwandelt sind.

Zweitens: Bestand der Hauptfehler der Gerichte nicht darin, daß man die Richter bezahlte, sondern daß man die Theilnahme des Volks und die Zahl der Beisitzer auf eine ungebührliche Weise ausdehnte, das Rechtsprechen allmälig in die Hände der Armen und des Pöbels brachte, eigennützige Urtheile veranlaßte und Unzählige allmälig an Faulheit, anmaßliches Geschwätz und böse Kniffe gewöhnte. Ganz das Entgegengesetzte dieser demokratischen Volksgerichte ist unsere Einrichtung, wo bloß wissenschaftliche Rechtsgelehrte untersuchen und urteln; was allerdings eben für's wissenschaftliche Recht das Beste seyn mag, aber das Volk von aller bildenden Theilnahme entfernt, von allen Rechtsansichten entwöhnt, und die Gerichtsbehörden und Richter nicht als hülfreiche Beistände, sondern oft, mit Recht oder Unrecht, als habsüchtige Gegner der Menge erscheinen läßt. Gewiß stand die altdeutsche Einrichtung, welche wissenschaftliche Richter mit den, nicht aus den Hefen des Volks, sondern aus den rechtlichsten Männern genommenen Schöppen verbindet, in der glücklichsten und gesundesten Mitte.

Drittens: Die Bezahlung der in den Volksversammlungen Regierenden werden Freunde der Demokratie nicht anstößiger finden, als Freunde der Monarchie die sogenannten Civillisten; doch folgt daraus, wie aus manchem bereits erwähnten Umstande, daß die Demokratie keineswegs immer und durch ihre Form eine so wohlfeile Verfassung ist, als Einige glauben, und daß viel bewilligen und verschwenden auch dort leichter und gewöhnlicher war, als wenig erheben und gut wirthschaften.

Viertens: Die Kosten der Kriegsmacht waren im Frieden nicht bedeutend, ohne welchen außerordentlich wichtigen Vortheil das Geld zu so vielen andern lobens- oder tadelnswerthen Ausgaben noch schneller gefehlt haben würde. Und mit

diesem finanziellen Vortheile stand ein anderer, vielleicht noch größerer in nothwendiger Verbindung: daß nämlich die Gefahr eines falschen Uebergewichtes oder gar einer Herrschaft von bloßen Soldaten niemals eintreten konnte.

Das Landheer ward eigentlich nur aus Bürgern gebildet, wobei jeder, nach Maßgabe seiner Klasse, als Reiter, Schwerbewaffneter oder Leichtbewaffneter eintrat. Allmälig aber nahm man Schutzverwandte, wenn auch nicht unter die Reiter, doch unter die Schwerbewaffneten auf, und nach dem sicilischen Unglück und dem Erlöschen so vieler alten Geschlechter finden wir Fremde, Ueberläufer, selbst Verbrecher im Heere, mit dem natürlichen Gefolge von entbehrlichem Gepäck und schädlichen Nachzüglern. Auch die Bundesgenossen, ob sie sich gleich eigentlich vom Kriegsdienste losgekauft hatten, wurden dazu, so weit es die Verhältnisse erlaubten, wieder angezogen. Seit dem Perikles besoldete man die Krieger, und rechnete dabei auf einen Schwerbewaffneten, mit Einschluß der Verpflegung, täglich etwa vier Obolen, und auf einen Reiter das Dreifache. Sechs Obolen machten eine auf etwa sechs Groschen berechnete Drachme. Doch sanken und stiegen natürlich diese Kosten und der Schiffssold nach Maßgabe günstiger oder ungünstiger Verhältnisse, ja in späteren Zeiten war der Landsold nicht, wie man erwarten sollte, theurer, sondern wohlfeiler; weil man die Bürger zu Hause ließ, sich mit schlechter verpflegten Söldnern begnügte und an unbeschäftigten Leuten in Hellas kein Mangel war. — Auf der Flotte dienten wenig Bürger aus den obern, mehr aus den untern Klassen; der größte Theil der Bemannung bestand aus Schutzverwandten, und auch Sklaven wurden als Ruderer nicht verschmäht. In einem dreiruderigen Schiffe befanden sich etwa zweihundert Menschen, und unter ihnen im Durchschnitt hundert und vierzig nicht ganz unbewaffnete Ruderer. Die Uebrigen waren Schiffssoldaten, Beamte, Diener, Köche u. s. w. — Mit dem Frieden hörte die Besoldung der gemietheten Mannschaft auf. Zur Zeit seiner größten Macht hatte Athen an 400 Trieren und später auch Schiffe mit vier Ruderbänken. Diejenigen drei Trierarchen, deren Schiffe zuerst segelfertig waren, erhielten Kränze zur Belohnung. Aus jedem Stamme erloosete man jährlich einen rechnungspflichtigen Aufseher der Werfte. Die leitende Behörde für das Seewesen war der Rath der Fünfhundert.

Der Grundsatz, daß jeder Einwohner zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sei, stand also in Athen fest: aber man reichte damit (ungeachtet der sehr verständigen, anderwärts keineswegs immer beobachteten Abstufungen der Pflicht)

10. Unterhaltung der Waisen, deren Väter im Kriege umgekommen; Belohnung der Kinder von ausgezeichneten Vätern; öffentliche Speisungen; Preise, auf die Entdeckung von Verbrechern gesetzt, u. s. w.
11. Anschaffung von Kriegsvorräthen, besonders für die Flotte.
12. Unterhaltung der Friedensreiterei, als Stamm für den Krieg und zur Verschönerung der Aufzüge.

An diese Uebersicht reiht der Verf. folgende Bemerkungen:

Erstens: Die religiösen und kirchlichen Einrichtungen waren größtentheils vom Staate unabhängig und auf sich selbst gegründet, welches gewiß besser ist, als wo das umgekehrte Verhältniß eintritt, und die Geistlichen und Priester in bloße Söldner des Staats verwandelt sind.

Zweitens: Bestand der Hauptfehler der Gerichte nicht darin, daß man die Richter bezahlte, sondern daß man die Theilnahme des Volks und die Zahl der Beisitzer auf eine ungebührliche Weise ausdehnte, das Rechtsprechen allmälig in die Hände der Armen und des Pöbels brachte, eigennützige Urtheile veranlaßte und Unzählige allmälig an Faulheit, anmaßliches Geschwätz und böse Kniffe gewöhnte. Ganz das Entgegengesetzte dieser demokratischen Volksgerichte ist unsere Einrichtung, wo bloß wissenschaftliche Rechtsgelehrte untersuchen und urteln; was allerdings eben für's wissenschaftliche Recht das Beste seyn mag, aber das Volk von aller bildenden Theilnahme entfernt, von allen Rechtsansichten entwöhnt, und die Gerichtsbehörden und Richter nicht als hülfreiche Beistände, sondern oft, mit Recht oder Unrecht, als habsüchtige Gegner der Menge erscheinen läßt. Gewiß stand die altdeutsche Einrichtung, welche wissenschaftliche Richter mit den, nicht aus den Hefen des Volks, sondern aus den rechtlichsten Männern genommenen Schöppen verbindet, in der glücklichsten und gesundesten Mitte.

Drittens: Die Bezahlung der in den Volksversammlungen Regierenden werden Freunde der Demokratie nicht anstößiger finden, als Freunde der Monarchie die sogenannten Civillisten; doch folgt daraus, wie aus manchem bereits erwähnten Umstande, daß die Demokratie keineswegs immer und durch ihre Form eine so wohlfeile Verfassung ist, als Einige glauben, und daß viel bewilligen und verschwenden auch dort leichter und gewöhnlicher war, als wenig erheben und gut wirthschaften.

Viertens: Die Kosten der Kriegsmacht waren im Frieden nicht bedeutend, ohne welchen außerordentlich wichtigen Vortheil das Geld zu so vielen andern lobens- oder tadelnswerthen Ausgaben noch schneller gefehlt haben würde. Und mit

diesem finanziellen Vortheile stand ein anderer, vielleicht noch größerer in nothwendiger Verbindung: daß nämlich die Gefahr eines falschen Uebergewichtes oder gar einer Herrschaft von bloßen Soldaten niemals eintreten konnte.

Das Landheer ward eigentlich nur aus Bürgern gebildet, wobei jeder, nach Maßgabe seiner Klasse, als Reiter, Schwerbewaffneter oder Leichtbewaffneter eintrat. Allmälig aber nahm man Schutzverwandte, wenn auch nicht unter die Reiter, doch unter die Schwerbewaffneten auf, und nach dem sicilischen Unglück und dem Erlöschen so vieler alten Geschlechter finden wir Fremde, Ueberläufer, selbst Verbrecher im Heere, mit dem natürlichen Gefolge von entbehrlichem Gepäck und schädlichen Nachzüglern. Auch die Bundesgenossen, ob sie sich gleich eigentlich vom Kriegsdienste losgekauft hatten, wurden dazu, so weit es die Verhältnisse erlaubten, wieder angezogen. Seit dem Perikles besoldete man die Krieger, und rechnete dabei auf einen Schwerbewaffneten, mit Einschluß der Verpflegung, täglich etwa vier Obolen, und auf einen Reiter das Dreifache. Sechs Obolen machten eine auf etwa sechs Groschen berechnete Drachme. Doch sanken und stiegen natürlich diese Kosten und der Schiffssold nach Maßgabe günstiger oder ungünstiger Verhältnisse, ja in späteren Zeiten war der Landsold nicht, wie man erwarten sollte, theurer, sondern wohlfeiler; weil man die Bürger zu Hause ließ, sich mit schlechter verpflegten Söldnern begnügte und an unbeschäftigten Leuten in Hellas kein Mangel war. — Auf der Flotte dienten wenig Bürger aus den obern, mehr aus den untern Klassen; der größte Theil der Bemannung bestand aus Schutzverwandten, und auch Sklaven wurden als Ruderer nicht verschmäht. In einem dreiruderigen Schiffe befanden sich etwa zweihundert Menschen, und unter ihnen im Durchschnitt hundert und vierzig nicht ganz unbewaffnete Ruderer. Die Uebrigen waren Schiffssoldaten, Beamte, Diener, Köche u. s. w. — Mit dem Frieden hörte die Besoldung der gemietheten Mannschaft auf. Zur Zeit seiner größten Macht hatte Athen an 400 Trieren und später auch Schiffe mit vier Ruderbänken. Diejenigen drei Trierarchen, deren Schiffe zuerst segelfertig waren, erhielten Kränze zur Belohnung. Aus jedem Stamme erloosete man jährlich einen rechnungspflichtigen Aufseher der Werfte. Die leitende Behörde für das Seewesen war der Rath der Fünfhundert.

Der Grundsatz, daß jeder Einwohner zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sei, stand also in Athen fest: aber man reichte damit (ungeachtet der sehr verständigen, anderwärts keineswegs immer beobachteten Abstufungen der Pflicht)

nicht aus, sobald der Staat sich auf eine kriegerische Höhe hinaufgeschroben hatte, welche zur natürlichen Grundlage in keinem richtigen Verhältnisse stand. Auch hier entsprang das Uebel nicht aus dem Besolden der Krieger, vielmehr wäre der unbesoldete Kriegsdienst die härteste einseitigste Steuer gewesen; sondern das Uebel entstand aus der allmäligen Entwöhnung der Bürger von persönlichem Kriegsdienste, oder, in der letzten Wurzel, aus den fast ununterbrochenen heillosen Kriegen selbst. Höchstens ließe sich die Frage aufwerfen, ob man ohne die eingeführte Besoldung weniger gekriegt hätte, oder der Staat schneller untergegangen wäre?

In umfassender Würdigung wird die Literatur behandelt. Wir haben vielleicht keine für sich bestehende Literaturgeschichte alter Zeit, welche so anschaulich und so genau die literarischen Verhältnisse und Leistungen jener Periode darstellt, als es hier in vier Vorlesungen geschieht. Nichts ist gewisser, als daß die Geschichte des Staats und der öffentlichen Angelegenheiten ihre Eigenthümlichkeit und ihre Einheit verliert, wenn sie die Geschichte der Künste und Wissenschaften mit aller Umständlichkeit in sich aufnehmen will; aber nicht minder unläugbar ist es, daß sich die Verhältnisse des Staats nie ganz aufklären lassen, sobald man auf diese Dinge gar keine Rücksicht nimmt. Oder wer darf sich rühmen, er kenne Hellas, wenn ihm die griechische Literatur, Kunst und Wissenschaft fremd bleibt? — Weit entfernt von dem Anspruche, als könne das Nachfolgende über diese unerschöpflichen Dinge irgend gründlich belehren, wollen wir nur durch einzelne Bemerkungen den Vorwurf entfernen, daß sich in diesen Vorlesungen eine sehr wichtige Lücke befinde, welche wenigstens einigermaßen auszufüllen auch nicht einmal sei versucht worden.

Die Dichtkunst wirft hier, wie fast überall, das erste Licht in das Dunkel der uralten Zeiten; aber neben den natürlichen und leicht begreiflichen Ergüssen des einfachen Menschen über die nächsten Erscheinungen des Lebens, sollen uralte, vorhomerische Lieder vorhanden gewesen seyn, welche heilige Lehren in sinnvoller Sprache verkündeten, und mit asiatischer Priesterweisheit in Verbindung standen. Für das ehemalige Daseyn von solcherlei Dichtungen fehlt es aber jetzt mehr als je an genügenden Beweisen, seitdem die angeblichen Werke des Orpheus als unächt anerkannt sind, ja sein persönliches Daseyn höchst zweifelhaft geworden ist. Jedenfalls hätten Gedichte seiner Art nicht Gelegenheit und Anreizung zum weitern Ausbilden und Mehren gegeben, weßhalb in dem beweglichen und empfänglichen hellenischen Volke die epische Dichtung, zwar nicht plötzlich, aber

desto mächtiger und mannigfaltiger hervorwuchs, so daß man keineswegs in der homerischen Welt ein beschränkteres oder schwächeres Nachbild einer früheren, größeren und tiefsinnigeren Zeit sehen darf.

Bei den Epikern zog übrigens nicht bloß die Form an, sondern auch der Inhalt, welcher theils durch den Stamm und die Umgebung gegeben war, theils durch den Dichter erschaffen ward. Er vermittelte das Gegenständliche und ordnete nicht bloß das Einzelne und Besondere, sondern auch das größere Ganze; obwohl hiemit nicht gemeint ist, Alles sei im Voraus genau berechnet und angelegt worden.

Wenn schon die Argonautenfahrt nicht ohne allen geschichtlichen Grund ist, dann noch weniger der trojanische Krieg. Größer aber als dieser Krieg selbst erscheinen allerdings dessen Folgen, und zwar nicht allein zur Mehrung nützlicher Kenntnisse und zur Umgestaltung mancher geselligen Verhältnisse, sondern auch zum Begründen einer ächten Bildung. Ein Dichterwerk wie die Ilias und Odyssee ist einzig in seiner Art, und es hat einzig gewirkt auf Erziehung der Jugend, Begeisterung der Künstler, Befeuerung der Männer, auf Einigung und Gemeinsamkeit der Ansichten und Bestrebungen aller Stämme.

Freilich findet die homerische Einfachheit in unseren Tagen oft bei neumodisch Verwöhnten wenig Beifall und Anklang, und doch liegen in ihr und sind mit ihr verbunden alle dichterischen Bestandtheile von dem scheinbar Unbedeutendsten bis zum Erhabensten. Die Ilias und Odyssee bilden das Kräftigste wie das Mildeste, die höchste Mannigfaltigkeit bei der größten Uebereinstimmung, eine Klarheit der Darstellung (mithin auch des Sinnes und der Auffassung), wie sie nirgends gefunden wird. Auch das Sentimentale fehlt nicht, sofern darunter nicht das pikant Kränkliche, Uebergewürzte verstanden wird. Euryklеia und Argos, die ihren Herrn wieder erkennen, sind rührender, und die Treue Penelopes so wie der Abschied der Andromache ergreifender, als unzählige neuere verzwickte Liebesgeschichten und Romane.

Wem die Dinge, wem Erscheinungen, Personen, Thaten nichts sind, bevor sie erst bereflektirt werden, der muß freilich höheren Gehalt im Homer vermissen. Nach dieser Betrachtungsweise ist abgezogener Branntweingeist reicher und schöner als alle Blumen. — In derselben Richtung liegen thörichte Deutungen der Ilias und Odyssee aus alter und neuer Zeit; z. B. jene stelle den Kampf des Winters gegen die Erde vor, diese sei Geschichte des Sonnenjahrs und eine Art Kalender. — Den moralischen Bedenken, welche bisweilen in Beziehung auf Ilias

und Odyssee erhoben worden, muß man entgegnen, daß die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der homerischen Personen nicht in Grundsätzen und Betrachtungen, sondern in Thaten und Schicksalen offenbar wird.

Homer bietet mehr Stoff zu bildlichen Darstellungen, als irgend ein Dichter. Alles ist sichtbar und geistig zugleich, Alles zugleich anmuthig und schön, und nirgends Widriges und Entsetzen Erregendes, wie in hochgerühmten Gedichten und Gemälden aus der Zeit des mißverstandenen oder hierin mißbrauchten Christenthums.

Mit besonderer Vorliebe sind die dramatischen Klassiker Griechenlands gewürdigt.

In keiner Dichtungsart war jedoch Hellas reicher als in der dramatischen. Sie umfaßt alle frühern Dichtungsweisen und ist doch zugleich so eigenthümlich, daß viele Völker diese höchste Form nie gefunden haben. Ohne die oft einseitig getadelte Neigung der Athener zum Gespräch und Mittheilung wäre dieß niemals möglich gewesen; lakonische Wortkargheit erzeugt kein Drama, ja überhaupt keine Literatur. Nur in Athen war das Schauspiel ein allgemeines Volksfest, eine geheiligte Feier, ein Wettkampf der edelsten Talente, ja so zu sagen eine Staats-Angelegenheit.— Zu diesem Zwecke wußte man alle einzelnen Richtungen und Dialekte der Sprache zu benutzen und zu höherer Vollkommenheit auszubilden; man entwickelte verschiedene Formen, Abtheilungen, Behandlungsarten, ohne sich pedantisch an leblose, unbrauchbare, beschränkende Grundregeln und Vorgänge zu binden. Nur durch diese Freiheit konnte der erstaunliche Reichthum dramatischer Werke entstehen, deren Verlust wir nicht genug bedauern können. Ueberschlägt man doch die Zahl der Trauerspiele bis zu den Zeiten Alexanders auf 1200, und der geschmacklose Athenäus las noch 800 Lustspiele der sogenannten mittleren Schule, um daraus seine Verzeichnisse von Kleidungsstücken, Braten und Brühen zu vervollständigen.

Weder Religion noch Schulphilosophie, noch Moral hat die alte Tragödie unterjocht, ihr das dichterische Leben ausgeblasen, und die lebendigen Personen etwa in bloße Allegorien und Symbole verwandelt. Ueber die zehn Gebote hinaus offenbart sich in der attischen Tragödie die höhere Sittlichkeit einer vollkommenen Ausbildung des Persönlichen, ohne das Gemeinsame, Staat und Vaterland, zu vergessen. Umgekehrt erweiset eine unbefangene Betrachtung, daß die Zeiten, aus welchen die drei großen Tragiker die Gegenstände hernahmen, keineswegs sittlicher waren als ihre eigene Zeit, und der bloße Rückblick weder größere Tugend noch tiefere Religion zeigte.

Es ist hier nicht der Ort, die dürftigen Nachrichten über die Entstehung der dramatischen Kunst in Hellas zu erörtern. Mögen Thespis und Phrynichus in dieser Beziehung wesentliche Verdienste haben, für uns eröffnet Aeschylus den Reigen; bis auf den heutigen Tag zwar nicht in jeder Beziehung der vollkommenste, wohl aber der riesenhafteste, erhabenste Dichter. Seine herrliche Zeit bildete ihn und er wirkte mächtig auf sie zurück. Geboren 525, gestorben 456 vor Christus, aus dem Gau Eleusis, erlebte und nahm er Theil an den Schlachten von Marathon, Artemisium, Salamis, Platäa. — Schon im fünf und zwanzigsten Lebensjahre trat er mit Trauerspielen auf, schrieb deren an 70, ward öfter gekrönt, zuletzt aber auch von Sophokles und Simonides besiegt, zum Theil in Folge natürlicher Entwickelungen und Fortschritte, die kein Einzelner beherrschen kann und soll, zum Theil aber auch vielleicht deßwegen, weil Zuhörer und Richter in der Regel scharfsinnig und geschmackvoll, zuweilen aber auch nicht ohne Vorurtheile und Leidenschaften waren. Leider sind nur sieben Trauerspiele des Aeschylus auf uns gekommen; aber welch ein Schatz von erhabener Dichtkunst und ernster Weisheit.

Sein Prometheus ist von solcher Größe und so unerschöpflicher Bedeutung, daß er nie vollkommen zerlegt und erklärt werden kann, sondern Jedem, der ihn kennen lernt, neue, ungekannte Lichtstrahlen daraus hervorzugehen scheinen. Und wo möglich, ist das Dreigestirn: der Agamemnon, die Choephoren und die Eumeniden, noch erhabener. Schon in der ersten Rede des Wächters findet sich, neben der Freude über die Rückkunft Agamemnons, eine Hinweisung auf Unziemliches, und der reiche Erguß des Chors verdeckt nicht den großen Hintergrund früherer Weissagungen. Aber Klytemnästra's folgerechtes Verstellen täuscht fast über ihre Gesinnungen, und Agamemnon's erstes Erscheinen ist so groß und königlich, daß wir schon beruhigt an seine Rettung glauben, als er dem Weibe, obgleich gewarnt, nachgibt und den Stachel banger Erwartung in uns zurückläßt. Nie war ein Schweigen beredter, als das der Kassandra bei der Anrede Klytemnästra's, und nach deren Entfernung nie ein Lied mehr begeistert, als das über ihren eigenen Untergang und das Haus der Atreionen. Klytemnästra's frevelhafter Uebermuth, des Chors vergeblich Warnen, die Erinnerung an alle Frevel, die der Zweig des Thyestes erlitten, Iphigenia's Opfertod steigert bis zum Tode Agamemnon's, und in diesem ungeheuren Labyrinthe, in dieser Anhäufung alles Heillosen findet das Stück kein Ende, sondern die Hinweisung auf Orestes, auf die Choephoren ist die eigentliche Lösung.

Diese führen nur weiter, nicht bis zu Ende. Wie groß weissagt Orestes, vom Vatermorde sprechend; nicht minder wirkt indessen Klytemnästra's Flehen, ihre Erinnerung an den dem Apollon gethanen Schwur, ihr Hinweisen auf das unabwendbare Schicksal. Furchtbareres gibt es fast nichts, als nach der That des Orestes besonnenes Bewußtseyn von dem bald einbrechenden Wahnsinn und das Andrängen der Eumeniden, welche nur er, nicht der Chor sieht. Immer unergründlicher wird die Tiefe des Werks: die alten und neuen Götter, Freiheit und Nothwendigkeit, gerechte Strafe und ungerechte, Gefühle des Rechts und des Unrechts aller Theile; Erlösung und ewige Verdammniß stehen neben einander. Und dennoch bleiben die Menschen (und nicht symbolische und politische Beziehungen und Zwecke) die Hauptsache, und alle diese Wechsel, diese Bewegungen, diese Labyrinthe werden beruhigt; der errettende, erlösende Faden wird gefunden! Wie? das ist das Merkwürdigste! Nicht mit einem philosophischen Machtspruche, nicht durch erdrückende Gewalt von der einen oder der andern Seite, nicht durch Opferung des einen Gottes, nicht durch allmälig einbrechende Gleichgültigkeit, nicht auf eine der menschlichen Natur fremde und unbegreifliche Weise, sondern ächt und bloß menschlich, und nichts weiter.

Gleich fallen die Stimmen der Richter, dadurch andeutend, daß Schuld und Unschuld auf dieser Erde selten rein und ganz gesondert gegenüber stehe, daß beide anerkannt werden sollen; aber der Stein, welchen die Göttin lossprechend am Schlusse hinzufügt, entscheidet nicht allein, sondern versöhnt auch von höherer Stelle aus ohne Verletzung des Rechts, und hindert, daß Härte und Unmenschlichkeit nicht innerlich und äußerlich überwiegend werde. Dadurch sind selbst — wie schön beweiset dieß Athene — die Erynnien nicht gekränkt; auch sie lassen sich versöhnen und fügen, gleich der Göttin, die bedeutsamsten Ermahnungen und Wünsche hinzu. Spricht man doch so viel von patriotischen Stücken, hier ist eins im größten Sinne des Worts: Götter und Eumeniden erscheinen und bringen Segen über Athen, und jeder Zuschauer fühlte sich einem Richter gleich. Es mußte Kraft und Hoheit, Thatendurst und Thatkraft in den Gemüthern erzeugt werden.

In dieser Beziehung reihen sich die Perser hier an, eine Seltenheit als historisches Stück. Aber so ganz einfach hin wollte Aeschylos doch nicht bloß Geschichte geben, daher die Ahnungen des Chors, der bedeutende Traum der Atossa, endlich der Geist des Darius. Höher steigt aber auch das Stück unsers Erach-

tens nicht, und die folgenden langen Wehklagen des Xerxes und des Chors sind mehr lyrische Zugabe als dramatische Fortschritte; sie sprachen damals und mit musikalischer Begleitung wohl lebhafter an als jetzt. Merkwürdig bleibt es, daß selbst in dem Siegestaumel der Sieg nicht den Athenern, sondern den Göttern zugeschrieben wird; und eben weil er gegen diese gefrevelt hatte, unterlag der König mit den Seinen. Nicht minder tüchtig und für die monarchische Seite von großer Wirkung sind Atossa's Worte: daß der Perserkönig keinem verantwortlich, keinem Rechenschaft schuldig sei. So wahr als zart ist ihr Schweigen bei der Erzählung des Boten, und als sie endlich die Frage nach dem Geliebten wagt, nennt sie, bange, das Aergste zu vernehmen, ihren Sohn nicht; der Bote dagegen, richtig fühlend, ruft aus: „Xerxes lebt!" — Gleich lobenswerth erscheint es, daß die Nachricht von der schlechten zerrissenen Kleidung des Königs auf die Mutter, auf das Weib die größte Wirkung thut und die meiste Rührung erweckt. Man könnte fragen, warum der Dichter die Atossa nach der Ankunft des Xerxes nicht wieder erscheinen läßt? Allein sie hatte sich in die stillen Gemächer zurückgezogen, und der einsame König ist das größte Bild wechselnden Glückes. Die beruhigende Kraft dieser Tragödie liegt wohl eigentlich in Darius Abschiedsrede: „Auch im Unglück erhaltet euch Heiterkeit und Besonnenheit; genießt das, was der Tag euch bietet, denn den Todten nützet Wohlstand und Glück nicht." — Wenn dieß ein aus der Unterwelt heraufgestiegener Geist sagt, so hat es eine ganz andere Bedeutung, als wenn einer bei lebendigem Leibe ähnliche Betrachtungen anstellt.

Welche Einfachheit herrscht in den Sieben vor Theben, und wiederum welche siegreiche Geschicklichkeit in Bezeichnung der einzelnen Charaktere, welche ergreifende Kraft selbst in der Beschreibung von Schildern und Sinnbildern. Ein kriegslustiges, zum Kriege befeuerndes Stück, und dennoch nicht ohne Milde: indem Antigone, trotz des Befehls strenger Bürger, der unlöslichen Bande der Natur eingedenk, ihren erschlagenen Bruder beklagt und begräbt, und dadurch auch die Gemüther der über all das Unheil tief bewegten Zuhörer und Leser versöhnt und beruhigt.

Die Flehenden sind das mittelste Stück von dreien, oder doch das erste von zweien; denn daß zum mindesten noch eines folgen muß, zeigt nicht nur die Vergleichung mit dem Bau der drei zur Orestie gehörigen Trauerspiele, sondern vor Allem der letzte Chor. Auch gibt uns dieser die bestimmte Ver-

muthung, daß in den folgenden Stücken nicht alle Aegyptiden durch die Danaiden ermordet werden; indem der halbe Chor auf Nachgiebigkeit deutet und Hesione, wie Schlegel mit Recht bemerkt, gewiß nicht ganz einzeln im Gegensatze heraustrat. Der Gegenstand des Stücks ist fast antiker als irgend einer, macht aber, sobald man sich einmal in jene Ansichten versetzt hat, einen desto bestimmteren und eigenthümlicheren Eindruck, und die Worte des ägyptischen Herolds, der die Wirksamkeit der argivischen Götter auf sein Vaterland läugnet, erregen die Besorgnisse: „ob und wie die Götter sich wohl einmischen, hier retten oder verderben könnten?" — Ueberhaupt werden die alten Götter nur dadurch dramatisch, daß sie nicht unbedingte Macht haben, und ein einziger höchster Gott ist in der Tragödie so wenig zu gebrauchen, als ein vollkommener Christ. Die Vorsehung verschmilzt jetzt so mit der Gottheit selbst, daß keine Sonderung, Gegen- oder Mitwirkung dramatischer Art, wenigstens nicht so, wie zwischen den alten Göttern und dem Schicksal, eintret en kann.

Einstimmig erkennt man dem Sophokles (wahrscheinlich geboren 496 oder 495, gestorben 406 vor Christus) den Preis der höchsten Vollendung und der reinsten Schönheit zu. Seine Trauerspiele sind kunstreicher verwickelt als die des Aeschylus, und dennoch einfach menschlich. Die Kühnheit ist gezügelt durch Ebenmaß, und die Einführung mehrerer Personen neben der Einschränkung des Chors erweiset einen Fortschritt auf der ganz eigentlich dramatischen Bahn. Des Sophokles Werke sind so bekannt, und von Solger, Schlegel, Bernhardy u. A. so meisterhaft entwickelt und charakterisirt, daß es genügt darauf zu verweisen. Hier möge indeß eine bezeichnend schöne Inschrift von Simmias aus der Anthologie Platz finden:

Leis' umschleichet den Hügel des Sophokles, Ranken des Epheus,
Gießet das grüne Gelock über des Schlummernden Grab;
Rosen entfaltet den purpurnen Kelch, und mit Trauben belastet
Breite sich schlankes Geflecht blühender Reben umher;
Schönes Symbol klugsinniger Kunst, die im Chore der Musen,
Unter den Chariten einst emsig der Süße geübt.

Fast über keinen Schriftsteller finden sich so viele abweichende Urtheile, als über Euripides, der nicht selten allen Dramatikern vorangestellt, besonders in der neuern Zeit aber übermäßig herabgesetzt ward.

Euripides ward geboren 480 vor Christus am Tage der Schlacht von Salamis, und starb 406 vor Christus, nachdem er 70 bis 80 Tragödien geschrieben hatte, von denen 17 nebst

einem satyrischen Drama auf uns gekommen sind. In Bezug auf Erhabenheit der gesammten Auffassung und Richtung überragt ihn Aeschylus, in Bezug auf Maß, Haltung und Abrundung Sophokles; wogegen sich im Euripides eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit der Formen und des Inhalts, der Auffassung und der Behandlungsweise vorfindet. Mit Unrecht hat man bisweilen den großen Reichthum seiner Erfindungskraft verkannt, und darin bloß Leichtsinn und Oberflächlichkeit gesehen. Das griechische Trauerspiel konnte und sollte nicht unbeweglich in einer einmal aufgestellten äschyleischen oder sophokleischen Weise beharren: die eingetretenen Veränderungen sind als solche und an sich keineswegs tadelnswerth, und überhaupt die drei großen Tragiker nicht bloß als Personen zu betrachten, sondern zugleich als drei Gattungen oder Auffassungsweisen der Zeit mit eigenthümlichen Berechtigungen. So war Euripides gewiß im Stande, nach alter Weise Mythen und Götter zu begreifen und darzustellen; aber sie enthielten in der perikleischen Zeit nicht mehr das abgeschlossene, geglaubte Wesen der Religion. Es reichte im Gegentheil die Heiligkeit der religiösen Gefühle über den Buchstaben und den oft unsittlichen Inhalt der Mythen hinaus; weßhalb diese, in dem zu geistig unabhängigem Bewußtseyn gekommenen gedankenreichen Athen eine andere Behandlung erforderten.

Euripides betrachtete die Menschheit nicht bloß als hineingesetzt in äußere Verhältnisse und dadurch bestimmt, bei ihm nimmt der Gedanke und die innere Gemüthsart eine höhere, wirksamere Stelle ein, die geistige Richtung überwiegt den bloß sinnlichen Verkehr, und er zieht tiefsinnige Aufgaben, welche sich in der hellenischen Welt emporgearbeitet hatten, auch in seine dichterischen Kreise. Keineswegs verwandelt aber Euripides um deßwillen die Götter unpoetisch in bloße, etwa physische Begriffe; wohl aber füllt er die Mythen mit neuem Geiste, und sucht diesen mit ihnen zu verständigen. Von hier aus betrachtet erhalten auch seine oft getadelten Göttererscheinungen oder Entscheidungen (Dei ex machina) eine andere Bedeutung. Ihre Einführung beruht alsdann vorzugsweise auf dem richtigen Gefühle und der Einsicht, daß ohne Gottheit gewisse Räthsel des Daseyns gar nicht zu lösen sind, und daß die gewöhnlich abergläubischen Mythen dazu so wenig hinreichen, wie die bloße Spekulation. Ein blindes, willkürliches, ungerechtes Schicksal ist ihm zuwider; dem wahrhaften Schicksale sollen Gerechtigkeit und Weisheit nicht fehlen.

Euripides kannte die Athener besser, als sie sich selbst kannten, sah ihre Größe und ihre Fehler, und fühlte diese tief und

schmerzlich. Er verkündete ihnen Lehren der Weisheit, zeigte neu entdeckte, selbst von Aristophanes nicht begriffene Verhältnisse, und war (überall mit seinen Trauerspielen eingreifend) weniger zurückgezogen von Bürgerthum und Staat als Platon. Er läuterte (übereinstimmend mit den wahren Fortschritten der Philosophie) den alten Aberglauben, drang auf Sittlichkeit der Götter und der göttlichen Menschen, war der Ochlokratie nie unterthan, rügte streng die Mängel des eigenliebigen Reichthums und der anmaßlichen zügellosen Armuth. Er kannte den Werth einer geordneten Demokratie und eines tüchtigen Mittelstandes, verstand die Räthsel und Widersprüche des öffentlichen Lebens und der inneren Entwickelung in Rede und Gegenrede erschöpfend darzulegen; erschloß (zugleich Dichter und Philosoph) mehr als je zuvor die Geheimnisse der menschlichen Brust; sah oft (unverstanden) aus der überbeweglichen Gegenwart in eine unbekannte Zukunft und neue Welt. Er wußte, daß mythische Götter dem zu höherem Bewußtseyn gekommenen Menschen nicht genügen, und daß auch in menschlichen Schicksalen und Leidenschaften das Göttliche verborgen oder zu Tage liege, und jene bestätige oder bekämpfend reinige.

Keiner der alten, kaum irgend einer der neueren Dichter zeigt eine so edle Sentimentalität, eine solche Kraft der Leidenschaften, einen solchen Reichthum insbesondere weiblicher Charaktere. Die Strenge der sittlichen Grundsätze eines Dramatikers ergibt sich aber nicht aus einzelnen Charakteren, oder gar einzelnen Aussprüchen, sondern aus der Gesammtheit der Auffassung und Richtung, und da erscheint Euripides eben so patriotisch und weise, und überdieß sittlicher als seine Gegner. Er war nicht bloß der beliebteste Dichter seiner Zeit, er war auch ein Dichter der Zukunft, und hat sehr viele spätere Richtungen und Ansichten bereits vorgebildet, oder doch angedeutet. Deßhalb sagt Bernhardy mit Recht: den Euripides nach irgend einem antiken Maßstabe abzuschätzen, wäre so unmöglich, als unbillig und verkehrt; seine Vielseitigkeit und Anomalie fordert vielmehr eine Norm, die auf ihn allein zurückgeht. Denn er steht auf dem Uebergange von der alterthümlichen Nationalität zur modernen Humanität, und hat in einem welthistorischen Zeitpunkt, wo Altes mit Neuem rang, und allmälig der Bruch unheilbar wurde, die Partei der geistigen Bewegung als ihr kühnster Wortführer vertreten.

Das Lustspiel, zu welchem der Verfasser nun übergeht, begann in roher Weise an mehreren Orten (so im Peloponnesos und Sicilien), ward aber schon durch Kratinus und Eupolis auf eine höhere Stufe gehoben. Die höchste Vollendung erreichte

aber diese sogenannte alte Komödie durch Aristophanes. Weil aber in dieser das Oertlichste und Persönlichste der damaligen Gegenwart berührt wird, hält es so schwer, sich ganz hineinzufinden, und diejenigen, welche den Aristophanes am Meisten studieren und preisen, fühlen am Bestimmtesten, wie viel Witz und Scherz selbst für sie und wie viel mehr für gewöhnliche Leser in seinen Stücken verloren geht. Wer sich indessen von der heutigen Gegenwart, ihren Ansichten und Formen lösen kann, wird bei diesem Dichter einen durchaus eigenthümlichen Genuß finden. Seine Lyrik nähert sich dem Ausgezeichnetsten, was in dieser Art gedichtet worden; seine Sprache und Metrik gilt mit Recht für vortrefflich; sein Scherz ergreift auch die Verdrießlichsten; seine Ansicht von der Dichtkunst zeigt den wahren Dichter: — und wäre dieß auch nicht, so würden wir in seiner Darstellung des Unglücks von Athen den fühlenden Menschen, in seinen politischen Vorschlägen den vorsichtigen Staatsmann, in seinem Zorn gegen einen heillosen Krieg, gegen verderbliche Prozeßlust, schlechte Demagogen und anarchischen Unsinn den heldenmüthigen Vaterlandsfreund erkennen müssen.

Andererseits läßt sich aber ohne blinde Vorliebe nicht läugnen, daß die meisten seiner Stücke, ohne recht eigentliche organische Gliederung, ohne ein geschlossenes Ganze zu bilden, fort- und zu Ende laufen; daß man gänzliche Ungebundenheit niemals für ein nothwendiges erstes Gesetz, und die Karrikatur und Parodie nicht für die beste Grundlage zur höchsten Kunstvollendung ausgeben darf. Ueberhaupt ist so wenig der frühere, allzuharte Tadel, als das neuere unbedingte Lobpreisen des Aristophanes zu billigen. So finden sich (um zunächst die Geschlechtsverhältnisse zu erwähnen) bei ihm neben witzigen, auch platte und pöbelhafte Zoten; ja über alle einzelnen Unanständigkeiten hinaus, bemerken wir eine Nichtachtung vieler Familienverhältnisse, und der sittenrichtende Dichter bedarf nicht selten selbst eines strengen Richters. Seine Angriffe richten sich, ohne sittliche und einsichtige Sonderung, gleichmäßig wider Perikles und Kleon, die Sophisten und Sokrates und Euripides. In ausgelassenem Uebermuthe verhöhnt und zerstört Aristophanes den Glauben an Staat, Philosophie und Götter; erkennt innerhalb seiner Zeit kaum irgend etwas als würdig an, und weiset bloß verneinend auf ein Vergangenes zurück, was nicht über Tadel erhaben und gewiß nicht herzustellen war. Sein allgemeiner Vernichtungsprozeß ergreift selbst das, was er erhalten möchte, und wird durch den frivolen Gegensatz zugleich erhaben, furchtbar und verdammlich. Des Sokrates und selbst

des Euripides getadelte Bestrebungen eröffnen eine neue Welt des Seyns, Anschauens und Denkens; nicht so die des Aristophanes, und die strenge Censur, welche die Komiker rücksichtslos übten, hatte neben ihren Lichtseiten auch ihre sehr dunkeln Schattenseiten.

Die alte Form konnte sich, nach Aenderung der Verhältnisse, nicht erhalten; politische Beziehungen, persönliche Bezeichnungen und Angriffe fielen in der neuern meist dahin, welche dagegen attisches Maß zeigt, Zierlichkeit, eine größere Gewandtheit des Gesprächs, eine höhere Vollendung der Form, eine künstlichere und regelmäßigere Verwickelung und Auflösung. Allein troß aller Bewunderung mancher zarten, geist- und sinnreichen Bruchstücke, die uns aus dem unglaublichen Reichthume jener Zeit als kümmerlicher Ersatz geblieben sind, troß der Gewißheit, daß Terenz den Menander vergröbert und verschlechtert hat, zeigen sich doch bedeutende Mängel, die aus Hellas selbst herstammen. — Man könnte sich nach dem Aristophanes zurücksehnen: denn der dichterische Schwung war bei ihm ohne Vergleich größer, und neben Ungebührlichkeiten stand das Vaterland mit seinen Angelegenheiten, und die begeisterte, die tiefbewegte Brust des Dichters schien das Gemeinste nur darum nicht zu verschmähen, weil es für die großen Zwecke mitwirken, die Gemüther stimmen und gewinnen könne. Hier hat sich dagegen die zahm gewordene Poesie in den Kreis des Privatlebens zurückgezogen, und welches Privatlebens! — Wir sehen nicht ab, warum unsere Commerzienräthe und dergleichen an sich (und abgesehen von der größeren oder kleineren Geschicklichkeit des Dichters) geringhaltigere Personen seyn sollen, als Davus und Chremes? — Der Weiber und Mädchen nicht einmal zu gedenken! — Verschnittene nichtsnutzige Sklaven, Kupplerinnen und Huren scheinen in dieser, angeblich sittlicheren Komödie, gar nicht fehlen zu dürfen. Die Hecyra dreht sich um Nothzucht, im Eunuchen wird diese förmlich und umständlich beschrieben, und zuletzt ein schändlicher Vertrag als lustiger Beschluß hingestellt. Das Aussetzen der Kinder ist an der Tagesordnung, und im Heautontimorumenos beruht die Verwickelung auf einem kalt verabredeten und genehmigten Kindermorde. — Lag das Alles, wie man wohl sagt, in der Ansicht und in der Zeit, so war beides eben verwerflich; und wenn es auch in unsern Tagen am Unsittlichen nicht fehlt, so halten doch die ächten Meister ihre Werke davon rein. Die christliche Liebe weiset bestimmt zum Rechten hin, obwohl das christliche Rom mehr Ausschweifungen zeigte, als das heidnische Athen, und die englische Schaubühne zur Zeit Karl's II. mehr Unge-

bührliches, als die athenische zur Zeit des Aristophanes und Menander.

Nicht minder Anstoß als obige Behauptung dürfte eine zweite geben. Dem Gefühle des Verfassers nach sind nämlich die neueren Lustspieldichter nicht bloß sittlicher, sondern auch witziger als die alten: so möchte allein schon der Witz Shakespeare's an Reichthum und Tiefe Alles überwiegen, was irgend aus dem Alterthum an großen Massen und kleinen Bruchstücken auf uns gekommen ist.

Dem Dreigestirn der großen Tragiker ähnlich, leuchtet uns das Dreigestirn der großen Geschichtschreiber entgegen: Herodot, Thucydides, Xenophon. — Schon im homerischen Epos finden wir eine geschichtliche Grundlage, und noch mehr schlossen sich die sogenannten cyklischen Dichter an die Zeitordnung und die Thatsachen an; hierauf wurden diese ganz von der Dichtung gesondert, Prosa trat an die Stelle des Sylbenmaßes, und so erhob man sich (wie es in Indien nie geschah) aus der Dichtung zu getreuen Zeitbüchern, und endlich zur ächten Geschichte und zu der historischen Kunst, welche die lebendige Charakteristik des Einzelnen mit der Darstellung der großen gesellschaftlichen Verhältnisse zu verbinden weiß. Aber welche Verschiedenheit ist bereits zwischen Herodot und Thucydides! Jener entzückt durch unnachahmliche Einfachheit der Darstellung bei der größten Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Sein Epos trägt uns in wildem Fluge über alle Länder und Völker der Erde dahin, und zeichnet den bunten Wechsel der Natur, der Sitten, der Bestrebungen. Von langlebenden Aethiopiern führt es zu den in sich geschlossenen Aegyptern, zeigt wilde Stämme zur Seite, läßt geheimnißvolle Blicke in das undurchdringliche Afrika thun, deutet über Syrien, Babylon, Susa, über wachsende und fallende Reiche hinwegeilend, Indiens Wunder an, steigt jetzt bis zu dem ewig beeisten Norden zu fabelhaften Völkern hinauf, und stellt endlich in die Mitte dieses Weltkreises, als das Herrlichste, das hellenische Leben und die Kämpfe der Freiheit hin. Dagegen richtet des Thucydides Werk alle Kräfte des Gemüths auf einen festen Punkt, die Geheimnisse unserer Brust werden uns offenbar; es wird offenbar was ein großer Wille, was Anstrengung, Ausdauer vermöge, was lose Willkür und Uebermuth bereite. Wenn im Herodot alles Werk höherer Leitung, himmlische Fügung, wenn Alles nur zu geschehen scheint; so erhebt Thucydides den Glauben, daß der Mensch sein Schicksal in seiner Hand halte und die Götter mit oder gegen ihn sind, nach seinem Thun. Die größten Verhält-

nisse der Menschen zu Menschen, die größten und kleinsten Triebfedern des lebendigsten aller Wesen, des Staats, treten mit Sonnenklarheit hervor, und die bewundernswerthe Kraft der Rede reißt uns hin zu Gefühlen und Entschlüssen, die des unbewegten Gemüthes Kraft weit zu übersteigen scheinen.

Xenophon ist merkwürdig als Schriftsteller und als Feldherr, am anziehendsten vielleicht als Mensch. Wir sehen in ihm einen schönen Beweis, daß zusammenstimmende Bildung, richtiges Verhältniß und Ineinandergreifen der Anlagen, so wie ein anhaltendes Gleichgewicht des Gemüths die schönsten Früchte trägt; was bei innerer Uneinigkeit, bei einseitigem Ueberwachsen einzelner Theile selbst größeren Naturgaben nicht möglich ist. Wer verkennt den milden Atticismus, die Lieblichkeit der einfachen Grazie: aber dieß soll uns nicht zu dem Mißgriffe führen, ihn in Hinsicht der Darstellung und historischen Kunst über Herodot und Thucydides zu setzen; nicht verkennen lassen, daß eine beschränkte, von einem einseitigen Standpunkte aufgefaßte Ansicht der Geschichte ihn behinderte, manche herrliche Erscheinung zu begreifen, ja bisweilen bis zum bewußten Zurücksetzen, oder wenigstens bis zum Verschweigen der Wahrheit parteiisch machte. Wie ragt hier Thucydides über ihn hervor, der in seiner Unparteilichkeit Athen und Sparta, ja seine persönlichen Feinde durchaus richtig würdigt.

Den Schluß des Bandes nimmt die Geschichte Alexanders ein, die Zeit seines Wirkens bis zu der seiner Nachfolger auf dieselbe getreue, anschauliche und geistreiche Weise behandelnd. Der Verfasser schließt sein großartiges Werk mit den bedeutungsvollen Worten: „Fast zweitausend Jahre sind nunmehr vor unsern Augen vorübergezogen: Aegyptens Wunder, Indiens Geheimnisse, der asiatischen Reiche gewaltiger Wechsel, Phöniziens reger Verkehr, Indiens hochmerkwürdige abgeschlossene Eigenthümlichkeit, Persiens erst wohlgeordnete, dann ausgeartete Monarchie, endlich Hellas in seinem unerreichten, mit keinem einzelnen Worte zu bezeichnenden Reichthume. Neue Welten thun sich auf, nie herrschet unbedingt der Tod; aber die Erhabenheit und Wehmuth der Erinnerung hemmt unsere Rede!»

Dem Werke sind zwei Beilagen zugegeben, die erste Randglosse zum Euripides, die zweite Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts bei den alten Völkern enthaltend.

So wie über den Werth und die Rangordnung der drei großen griechischen Geschichtschreiber die verschiedensten Urtheile sind gefällt worden, so auch über die drei großen Tragiker. Manche haben dort einen regelmäßigen Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen nachzuweisen versucht, während

Andere das Aelteste als das Vollendetste bezeichneten, und im Ablaufe der Zeit eine wachsende Ausartung zu bemerken glaubten. Noch Andere reden von einem Steigen, Gipfeln, Sinken, und sprechen dem in der Mitte stehenden Schriftsteller den Preis zu. Herodots dichterische Natürlichkeit, des Thucydides kraftvolle Staatsweisheit, des Xenophon harmonische Einfachheit haben Stimme und Urtheil des Einen oder des Andern gewonnen; während es nicht an Männern fehlte, welche beim Herodot anordnende Kunst vermißten, oder die zu große Absichtlichkeit des Thucydides tadelten, oder den Xenophon der Trockenheit und Parteilichkeit bezichtigten.

Dasselbe finden wir hinsichtlich der Tragiker. Die Erhabenheit des Aeschylus, die zusammenstimmende Vollendung des Sophokles, die spruchreiche Gemüthlichkeit des Euripides ist geltend gemacht worden, um jeden von ihnen an die Spitze zu stellen, und die beiden andern als den zweiten und dritten unterzuordnen. Eine so große Verschiedenheit der Beurtheilung und Entscheidung treibt zuvörderst den Zweifel hervor, ob bei diesen drei und drei großen Persönlichkeiten von rechtswegen ein gemeinsames gleichartiges, allgemeines Maß anzulegen sei? Ob solch ein abstraktes, ich möchte sagen bloß quantitatives Verfahren nicht das Lebendigste, Eigenthümlichste unberücksichtigt lasse? Ob verschiedene Eigenschaften, Qualitäten als solche wirklich unter einander meßbar, kommensurabel sind? Ob neben dem, was sich gleichartig messen und zusammenstellen läßt, das Ungleichartige nicht der genauesten Prüfung bedürfe, und eben den wesentlichen Charakter eines bestimmten, gegebenen Geschichtschreibers oder Tragikers ausmache?

So wie bei manchen Körpern oder Gegenständen, trotz alles Messens, Wägens und Zerlegens, unzerstörbare, geheimnißvolle Elemente übrig bleiben; so in der Geisterwelt jener Kern und jene Wesenheit großer Persönlichkeiten: von einem Standpunkte aus das unerklärlichste Geheimniß, von dem andern die lichtverbreitende Offenbarung selbst.

Der Verfasser führt nun die Tragödien des Euripides nicht in der Reihenfolge der Ausgabe, sondern in einer andern vorüber, welche den innern Zusammenhang oder die äußere Behandlungsart rechtfertigen.

Die Ergebnisse seiner Untersuchungen sind ungefähr folgende: Jedes größere dramatische Kunstwerk bedarf gewisse Abschnitte, Ruhepunkte, Abtheilungen, Akte, Scenen. Es fragt sich, welche waren den Alten eigenthümlich, und welche finden sich in ähnlicher Weise bei den Griechen und bei den Neuern? Dort wird die Regel aufgestellt, daß mehrere Stücke als Trilo-

gien oder Tetralogien mit einander verbunden waren, während solch Verhältniß in unsern Tagen nur als sehr seltene Ausnahme hervortritt. Jene griechische Einrichtung oder Eintheilung beruhte indessen gewiß auf verschiedenen Gründen. Entweder war die Fabel oder Handlung in einem Stücke nicht vollständig zu Ende, sondern nur zu einer Art von Trugschluß gebracht; sie ward deßhalb im zweiten Stücke wieder aufgenommen, fortgeführt, und erst im dritten (vierten) Stücke völlig beendet und abgeschlossen. Oder, wo der Umfang einer Fabel dieß nicht verlangte, wurden wohl mehrere Fabeln verwandten und sich erklärenden Inhalts in den einzelnen Stücken neben einander gestellt. Nicht minder haben die bei den Wettkämpfen aufgestellten Forderungen auf diese Behandlungsweise hingedrängt; wogegen es zweifelhaft bleibt, ob, ich möchte sagen Reflexionen a priori, wohl die Behandlung eines Gedankens, eines Grundsatzes, einer Leidenschaft in mehreren Tragödien neben einander veranlaßt haben.

Gewiß ist es etwas Anderes, ob Stücke nur deßhalb zu Trilogien oder Tetralogien gerechnet wurden, weil man sie mit einander aufführte, oder weil ihr innerer Zusammenhang Gründe darbot, sie als Trilogien oder Tetralogien neben einander zu stellen. Ich kann mich nicht überzeugen, daß jene Drei- oder Viertheilung ein nothwendiges, unbedingtes, überall befolgtes Gesetz gewesen wäre.

Manche Trauerspiele des Euripides (z. B. die beiden Iphigenien und Orest) stehen in einem inneren Zusammenhange, werden aber nicht derselben Trilogie beigezählt. Die meisten seiner Tragödien erscheinen dagegen so abgeschlossen, daß man kein vor oder nach, kein früheres oder späteres Stück vermißt. Fände man die zum Prometheus oder den Flehenden gehörigen Tragödien auf, sie würden den Zusammenhang und das innere Wesen der Aeschyleischen Tragödie mehr aufklären, als wenn die Tetralogien des Euripides wären erhalten worden. Ja, diese Tetralogien scheinen keinen nahe liegenden wesentlichen Zusammenhang nachzuweisen oder zu bezwecken; es läßt sich vielmehr vermuthen, Euripides habe auch hier einen neuen Weg eingeschlagen, nach Mannigfaltigkeit gestrebt und Entgegengesetztes neben einander gestellt. Nur einzelne seiner Stücke mögen auf eine Fortsetzung (so die Phönissen auf eine Antigone) hinweisen.

Ob und wo in den griechischen Trauerspielen Abschnitte anzunehmen seien, beruht theils auf der Art der hellenischen Darstellung, theils auf dem innern Bau der Fabel selbst. Wollen wir den Schluß eines Aktes dahin setzen, wo die Bühne

leer, oder die ausnahmsweise auf ihr bleibende Person doch ganz unthätig war, so findet sich, wie scharfsinnig nachgewiesen wird, der Ruhepunkt oder die Sonderung allemal bei und nach einer, nicht sowohl in die Handlung eingreifenden, als vielmehr nach einem allgemein gehaltenen großen Chore. Obgleich bisweilen schwer zu entscheiden ist, welcher von beiden Klassen ein Chor angehört, erhält jede Regel doch eine neue Bestätigung, wenn wir von der Art und Weise der Aufführung ganz absehen, und nur den Gang der Fabel und die Abschnitte ihrer Entwickelung im Auge behalten. Gewiß hatten die Trauerspiele bei den Griechen (nach unserer Redeweise) nicht gleich viel Akte, und deren Länge war sehr verschieden; gewiß sind die von manchen Herausgebern des Euripides gemachten Abtheilungen sehr willkürlich, und der Schluß eines sogenannten Aktes nicht selten dahin gelegt worden, wo höchstens das zu Ende war, was man jetzt eine Scene zu nennen pflegt. Doch sind dieß allerdings Begriffe, welche einer näheren, nicht hieher gehörigen wissenschaftlichen Begründung bedürfen.

Ueber die Entstehung und Bedeutung des Chors in der alten Tragödie ist so viel geforscht und gesagt worden, daß ich einige Bemerkungen nur mit Scheu auszusprechen wage. Wäre jede Tragödie eine Oper, und der antike Chor einem vorzugsweise und wesentlich musikalischen Chore gleich zu setzen, so erklärte es sich von selbst, oder bedürfte vielmehr keiner Erklärung; er wäre für die damalige und für jede andere Zeit bis auf den heutigen Tag vollkommen gerechtfertigt. So wie er war, erscheint er aber in der Kunstgeschichte nur bei den Griechen; er ward abgeschafft und nie wieder hergestellt; ja die in unsern Tagen gemachten Versuche einer Erneuerung und Wiederherstellung sind als völlig mißglückt zu betrachten. Hieraus folgt, daß sein Daseyn und seine Natur nicht sowohl auf allgemeinen und nothwendigen Kunstgesetzen, als auf geschichtlichen, volksthümlichen und örtlichen Verhältnissen beruhe. Mag die demokratische Verfassung Athens, mag der Wunsch mitgewirkt haben, beruhigende allgemeinere Betrachtungen auszusprechen; schwerlich wäre hieraus der Chor entstanden, wenn er nicht in den festlichen Spielen und lyrischen Ergießungen ursprünglich die Hauptsache gewesen wäre, zu denen sich das Dramatische erst hinzu fand, und allmälig immer breiter machte.

Fast in keiner griechischen Tragödie führt der Chor durch thätiges Eingreifen die Entscheidung herbei; ja er sagt schon in den Choephoren des Aeschylus:

Laßt uns hinweggehn, denn das Werk wird nun vollbracht,
Auf daß wir schuldlos scheinen mögen dieser That.

Die Eumeniden können hier kaum als Ausnahme angeführt werden, da sie eigentlich die Hauptpersonen, und keineswegs beruhigende Allgemeinheiten sind, oder freundliches Wohlwollen zeigen. Schon Aristoteles sagt nämlich in den Problemen (XIX. 48); „Der Chor ist ein unthätiger Pfleger oder Sorger (κηδευτὴς ἄπρακτος). Er zeigt bloß Wohlwollen für die Gegenwärtigen." — Diese Aufgabe ist aber in der That kaum eine dramatische zu nennen. Auch rechtfertigen sich die Chöre weniger auf diesem Wege, als durch ihren unabhängigen, großen, dichterischen Werth. Doch blieb die Forderung nicht unnatürlich: sie sollten wenigstens mit den Vorgängen in Zusammenhang stehen. Von dieser Regel weicht Euripides allerdings etliche Male, aber keineswegs immer ab; greifen doch seine Troerinnen in der Hekuba, seine Bacchantinnen mehr in die Handlung ein, als irgend ein Chor seiner Dichtergenossen. Könnte er (oder einer seiner Freunde) aber nicht zur Rechtfertigung seiner Abweichung sagen: Glaubt ihr denn, daß ich absichtslos, daß ich aus bloßer Bequemlichkeit oder aus Unverstand so gehandelt habe? Eher dürftet ihr mir den Vorwurf machen: ich sei nicht kühn und weit genug vorgegangen, sondern auf halbem Wege stehen geblieben. — In einzelnen Fällen (wie in den Bacchantinnen, den Eumeniden, den Flehenden) ist ein Chor natürlich und nothwendig; in vielen anderen ist er dem Euripides für seine Aufgaben und Zwecke unbequem und nur der traditionelle Ueberrest einer einst herrschenden, durch den Fortschritt der dramatischen Kunst aber veralteten Form; weßhalb ein Kenner mit Recht sagt: Der Chor war zu Euripides Zeit verbraucht, und durch die innere Vollendung der Dramaturgie völlig entbehrlich geworden.

Was soll der Chor? An die Bacchusfeste erinnern? Das wäre eine sehr unzeitige Pietät. — Die Demokratie vorstellen oder geltend machen? Diese Aufgabe wird nirgends wirklich gestellt und gelöset; auch erklärt die spätere Demokratie den Chor wenigstens geschichtlich nicht für Zeiten, wo es noch keine Demokratie gab. — Den Zuhörern vorsagen, wie sie denken und fühlen sollen? Es fehlt ihnen ja eben nicht an eigenem Verstande und Gefühle; auch ergibt sich die rechte Stimmung und das rechte Urtheil am Besten aus dem dramatischen Handeln selbst. — Den Zuhörer idealisirt in die Tragödie selbst versetzen? Dieß gäbe aber doch gewiß ein hors d'oeuvre und Flickwerke. — Das höhere substantielle Bewußtseyn darstellen? Steht denn aber die didaktische Reflexion höher, als das Handeln der Helden? Oder stellen etwa die Eumeniden, Bacchantinnen, Trojanerinnen dieses substantielle Bewußtseyn dar? Will man umge-

kehrt lyrische und dithyrambische Ergießungen um ihres eigenen Werthes, um der Mannigfaltigkeit und Pracht, um des Herkommens willen beibehalten; so behauptet Euripides durch seine Praxis: man dürfe sie in freier Unabhängigkeit glänzend dazwischen treten lassen, aber nicht sich oder Andern aufreden, bloß erkünstelte Verbindungen seien natürlich und nothwendig. Doch genug der von scharfsinnigen Kritikern als oberflächlich bezeichneten Meinungen und Betrachtungen.

Dennoch liegt es in dem unausweichlichen Fortschritte der dramatischen Kunst, daß einzelne Personen, individuelle Charaktere immer mehr in den Vordergrund treten, denken, sprechen, fühlen und handeln. Alle Mehrzahl, alles Gemeinsame, Allgemeine muß dagegen zurücktreten, oder wenn es sich geltend machen soll und nicht von musikalischen Chören die Rede ist, durch einzelne Personen geltend machen und in ihnen sich abspiegeln. So könnte man vielleicht Polonius, Rosenkranz, Güldenstern in gewissen Beziehungen als Repräsentanten einer Mehrheit, eines Chors betrachten.

Wenn Aristoteles den Aeschylus lobt, daß er den Chor zurückgedrängt habe, so weiset dieß schon auf die Bahn hin, wo selbst das Lyrische dem Einzelnen in den Mund gelegt wird. Und dasselbe ist hinsichtlich des Reflektirenden möglich.

Daß der zahlreiche Chor überall dabei ist, alles hört, zu Jeglichem sein Wort gibt, liegt keineswegs in der Natur der Dinge; vielmehr muß man sich erst an dieß Ungewöhnliche gewöhnen. Wird ihm doch mehrere Male von den Hauptpersonen dringend empfohlen, nichts auszuplaudern (z. B. in der Iphigenie in Aulis und im Hippolyt); wogegen er seinerseits jenen räth (so in den Choephoren des Aeschylus) nicht zu laut und vorlaut zu seyn.

Wenn die Franzosen den Chor auf die Vertrauten zurückbrachten, so läßt sich nicht sowohl das Verwandeln der Vielheit in eine Einheit tadeln, als daß diese Einzelnen keine lebendige, thätige Personen, sondern oft nur ein Nothbehelf waren, um nicht Monologe gegen die stummen Wände herzusagen. Lehrt doch schon Horaz: Actoris partes chorus officiumque virile defendat.

Zwei oft gleichzeitig aufgestellte Forderungen: der Chor solle thätig seyn, er solle weise Betrachtungen anstellen, widersprechen sich unter einander. Denn die alten Männer und Weiber sind selten thätig, und die jungen selten weise. Auch läßt sich keineswegs durch alle Tragödien hindurch beweisen, der Chor sei der Ruhigere und Weisere. Die Wehmuth des Chors in den Trojanerinnen, seine Wuth in den Bacchantinnen hat

mit Ruhe und Weisheit gar nichts gemein. Warum soll auch der Chor überall denselben Charakter zeigen? Erhebt er sich nicht zur Individualität und wahrem Handeln, so wird er undramatisch, und gründet seine Rechte und Verdienste im Wesentlichen nur auf die hineintönende musikalische Lyrik.

Von hier bietet sich der Uebergang zu einigen Betrachtungen über das Verhältniß der Musik zur Dichtkunst, insbesondere zu dem Trauerspiele der Griechen. A. W. Schlegel, Solger und Droysen erklären sich wider jede Vergleichung der alten Tragödie mit der neuen Oper, und im Ganzen und Großen muß man ihnen unbedenklich Recht geben, obgleich deßhalb noch nicht alle Vergleichungspunkte zu leugnen oder alle Zweifel gehoben sind. Zuvörderst ist zwischen Oper und Oper (zwischen Gluck und Donizetti) ein wo möglich noch größerer Unterschied, als zwischen einer Aeschyleischen und einer Kotzebue'schen Tragödie; wenn also die Analogie ungenügend und die Vergleichung lahm erscheint, so kann doch die Annäherung oder Verschiedenheit nicht überall gleich groß seyn. Ferner gingen diejenigen Männer, welche zuerst in Italien den Worten musikalische Begleitung beifügten, ganz eigentlich darauf aus, die griechische Tragödie herzustellen, oder doch eine glänzende Vereinigung mehrerer Künste als höchste Stufe der Entwickelung wieder geltend zu machen.

Man mag nun Einfluß, Beschaffenheit und Werth der Musik in den alten Trauerspielen so hoch oder so niedrig anschlagen als man irgend will, immer bleibt es unleugbar, daß Musik und Tanz mit der Dichtkunst in einer Verbindung standen, welche die neue Tragödie gar nicht kennt, ja verschmäht. So bleibt also, trotz aller Verschiedenheit, wenigstens ein Punkt, wo die Zusammenstellung der Oper und der alten Tragödie nicht kurzweg zu verwerfen ist. Vielmehr bietet sich von hieraus Veranlassung zu weiteren Untersuchungen.

Kein Theil des griechischen Trauerspiels (dieß nimmt man gewöhnlich an) blieb ohne alle musikalische Zuthat; nirgends war Sprechen und Singen so verschieden und entgegengesetzt, wie in unseren sogenannten Operetten. Gewiß aber konnten Quantität und Qualität des Musikalischen beim Dialoge und den Chören nicht gleich groß, sie mußten dort wohl geringer als hier seyn. Nimmt man nun an, das dem Dialoge hinzugethane Musikalische sei ohne Harmonie und selbst in der Melodie ohne Entwickelung und Selbstständigkeit gewesen, so tritt zunächst die Meinung hervor: man habe durch Flöten oder andere Blasinstrumente den Schauspieler in einem bestimmten Ton erhalten, oder in einen andern hinüberhelfen wollen. Ein so

höchst einförmiges, völlig kunstloses Mittel konnte aber nur stören und die Deutlichkeit der Rede nicht erhöhen, sondern vermindern; es konnte eben so wenig in anderer Weise einen tiefen Eindruck hervorbringen. Daher warnt auch Aristoteles (Problem. XIX. 9), nicht durch viele Begleitung die Stimme ganz zu verdecken. Welcher Schauspieler, welcher Vorleser würde eine Hülfe darin finden, wenn ein Instrument neben seiner Rede ununterbrochen oder in Zwischenräumen c oder g aushielte? Das Erhöhen oder Sinken der Stimme beim bloßen Sprechen unterliegt ganz anderen Regeln der Intervallen, als denen der diatonischen oder chromatischen scharf gehaltenen Tonleiter. Bleibt der Redende fest in dem einen ausgehaltenen Tone, so wird dieß eine unerträgliche Heulerei; geht er rechts und links nebenbei, so erhöht sich Mißklang und Verwirrung.

Sucht man diesen Uebelständen durch die Annahme zu entgehen: die musikalische Hülfe sei nicht einförmig gewesen, sondern habe öfter abgewechselt — dann muß sich die Stimme des Schauspielers im Einklange mit den Flöten bewegt haben, was auf die Dauer nicht minder langweilig und unangenehm klingt. Thut man aber deßhalb noch einen Schritt vorwärts, und erlaubt dem Schauspieler, von den geblasenen Tönen in mannigfacher Art abzuweichen, wie will man alsdann dem entgehen, was man eben leugnete und als opernartig verwarf, dem Recitativ, der Melodie, ja sogar der Harmonie?

Es ist, wenn wir Inhalt und Würde des tragischen Dialogs betrachten, keineswegs anzunehmen, daß er in der leichtsinnigen Weise des Parlando in neuen italienischen Opern hergeplappert worden sei. Er war, wie Schlegel mit Recht bemerkt, gewiß viel abgemessener und doch auch entfernt von den gelehrten Modulationen unserer Zeit. Bei dieser Gewißheit, was bleibt dann aber von der zugestandenen Verbindung des Wortes und des Tons? Wie soll man sich die dichterisch-musikalische Vermählung denken, da alle bisherigen Versuche auf Unschönes, Störendes, Unmögliches hinauslaufen? Ich bin keineswegs im Stande, alle sich hier aufdrängenden Fragen und Schwierigkeiten zu lösen: ich will nur darauf aufmerksam machen, daß sie noch nicht gelöset sind. Und wie wäre dieß auch möglich, da ja eine getrennte Betrachtung der alten Musik, ohne alle Beziehung auf Dichtkunst, noch nicht einmal zu sichern Ergebnissen geführt hat.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit am Nächsten, wenn wir nicht Alles auf eine einzige Regel und eine durchaus gleichartige Behandlung zurückbringen wollen, sondern zunächst gewisse Stufen oder ein Mehr oder Weniger der musikalischen

Zuthat selbst beim Dialog annehmen. Manche Theile wurden wohl bloß gesprochen, an andern Stellen mag die Begleitung, wo nicht in einem Tone, doch in einer Tonart festgehalten haben, oder sie bezeichnete und verstärkte die rhythmische Zeiteintheilung, oder sie trat unabhängiger als Zwischenspiel hervor.

Der Verfasser versucht es nicht, das Dunkel dieses Heiligthumes aufzuhellen, er bescheidet sich damit, den Eingeweihten einige Zweifel vorzutragen. Die Griechen kannten die unwandelbare mathematische Grundlage der Musik; sie wußten, in welcher Reihenfolge die Töne entstehen, und in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen. Das heißt, in den Verhältnissen von 1, 2, 3, 4 erklang die Oktave, Quinte und Quarte; die Differenz zwischen Quinte und Quarte gab einen ganzen Ton, die weitere Zahlenreihe hingegen die große und kleine Terz, und durch Verkehrung die große und kleine Sexte. Das Abtheilen der Saiten nach höhern Ziffern führt endlich in Dissonanzen und aus der diatonischen Tonleiter zu chromatischen und enharmonischen Intervallen. Zwei Tetrachorde bilden die Oktave; der reine Quintenzirkel gibt aber zuletzt unreine Oktaven; deßhalb muß (gleichschwebend oder ungleichschwebend) temporirt werden. Diese mathematischen Wahrheiten liegen der alten wie der neuen Musik zum Grunde. Was soll nun aber jene auf dieser Grundlage erbaut haben? Hier beginnen Zweifel, Unwissenheit und Unglaube.

Wo der Chor in gewöhnlichen Trimetern am Gespräche Theil nahm, unterschied sich die musikalische Hülfe oder Begleitung wohl nicht von der des Dialogs überhaupt. Doch muß man annehmen, daß alsdann nur Einer aus dem Chore oder mehrere nach einander abwechselnd sprachen. Umgekehrt ist es wahrscheinlich, ja gewiß, daß die großen lyrischen und dithyrambischen Chöre nicht (nach unserer Weise zu reden) lauter Solos gewesen sind; Behandlung und Wirkung stand vielmehr mit der Zahl des Chors in Verbindung, und bloß schweigende Figuranten traten nicht an die Stelle thätiger Choristen. Diese Gewißheit dürfte übrigens die Schwierigkeiten und Zweifel eher vermehren als vermindern; zunächst weil sich ein Solo eben eher begreift und erklärt als ein Chor.

Es läßt sich einerseits nicht leugnen, daß die Lyrik der Chorgesänge eine größere Zuthat, eine größere Quantität von Musik erlauben, ja zu fordern scheint; andererseits aber verlangen die verwickelten Konstruktionen und kühnen Uebergänge eine außerordentliche Deutlichkeit, damit nichts überhört, damit jedes Wort verstanden werde. In unsern Opern hilft man sich mit dem Textbuche, oder es kommt (wie nur zu oft) gar

wenig auf die schlechten Worte an; hingegen haben die Griechen gewiß den Triumph ihrer Dichtkunst niemals so verwischt oder übertäubt. Von fugirtem In- und Uebereinandergreifen, von Nachahmungen in derselben Melodie, oder von Verbindung mehrerer Melodien konnte nicht die Rede seyn; denn diese Formen und Kunstmittel waren theils völlig unbekannt, theils hätten sie eben die poetische Wirkung ganz unterdrückt, ja zerstört. Weil man indessen diesen Ueberreichthum nicht kannte oder nicht brauchen konnte, folgt noch nicht, daß die musikalische Zuthat fast nur ein Hervorheben des Metrums, ein schärferes und mehr punktirtes Skandiren gewesen sei. Das Metrum kennt nur lange und kurze Sylben, im Verhältniß von eins zu zwei, oder (wie wir sagen können) von Vierteln zu Achteln. Gewiß ging man bei der musikalischen Deklamation über dieß Verhältniß hinaus, verlängerte Gewichtiges zu halben und ganzen Taktnoten, und stürmte an andern Orten wie in Sechzehnteln oder Zweiunddreißigtheilen vorwärts.

Wie hoch und wie tief die Instrumente gingen, ist zweifelhaft; der Umfang der Menschenstimme und das Verhältniß der männlichen zu der weiblichen hat sich dagegen nicht geändert, und begränzte den Umfang gewisser Kunstmittel. Fügen wir zu diesen Thatsachen einerseits den Mangel rechtmäßigen Taktes und andererseits den Reichthum an Rhythmen hinzu, so verdeutlichen sich unsere Vermuthungen und Ahnungen über die Musik in der Tragödie, obwohl wir sie nicht bis zur Klarheit erheben können. Insbesondere nicht über die Vielstimmigkeit des Chors. An mehrere eigenthümlich durchgeführte obligate Stimmen ist nicht zu denken: dann bleibt aber nur die Einstimmigkeit (unisono) oder die Bewegung in Oktaven (all' ottava) übrig, was theils ärmlich erscheint, theils (bei dem Mangel regelnden Taktes) in freien oder recitativischen Rhythmen für die Personen außerordentlich schwer einzulernen ist. Ja nach einigen Andeutungen in den Problemen des Aristoteles (XIX. 6, 15, 48) sollte man glauben, die Musik oder der Gesang der Chöre sei eben deßhalb viel einfacher und gleichartiger gewesen als der des Einzelnen, wodurch man jedoch über das Verhältniß des Chors zum Dialog und der lyrischen Theile des Drama zu den übrigen in neue Zweifel und Verlegenheiten geräth. Am wahrscheinlichsten ist es, daß ein großer Theil des Dialogs fast ohne alle musikalische Zuthat war, die Trochäen und noch mehr die Anapästen anders behandelt wurden, daß man so zu dem aufstieg, was wir Solo oder Arioso nennen würden, und endlich der Chor reicher und zugleich einfacher ertönte.

Ein anderer schwieriger Punkt ist die Lehre vom Schicksale.

Geht dasselbe aus Chaos und Nacht hervor, so ist es eine gedankenlose finstere Macht, höchstens ein Ungefähr. Wo beginnt aber denn (als Gegensatz) die Welt der Freiheit? Sind beide uranfänglich, untergeordnet, gleichgeordnet? Soll das Schicksal nicht bloß mächtiger, sondern auch sittlicher seyn, als Götter und Menschen? Erstreckt es sich allein auf Haupt- oder Staatsaktionen, Ermordung von Königen, Untergang von Staaten, oder auch auf Elektra's Verheiratung mit einem Bauer?

Das Fatum (sagt Jacobi) vertilgt den Gott; — daß es Götter erlaubt, zeigt die griechische Tragödie: aber das Wie und das wechselseitige Verhältniß ist und bleibt unklar. Das Schicksal darf nicht bloß Zufall seyn, sonst konnten die Dinge anders kommen; es darf nicht unbedingte Nothwendigkeit seyn, sonst erscheint ein Kampf unmöglich; es kann nicht ohne Kausalverbindung, ohne wirkende Ursache seyn, sonst ist es unvernünftig. Wohin will man nun die unbedingte Vernunft oder Unvernunft legen? In das Allgemeine oder das Individuelle? Fatalismus und Willkür ist gleich unpoetisch. Bei den griechischen Tragikern herrscht weder die Bestimmung von innen, noch die von außen allein vor, und dieß ist das dichterisch Richtige, was sich auch von andern Standpunkten dawider mag einwenden lassen. Erscheint das Schicksal nicht selbst als Wirkung, als Thun einer höhern, nur nicht überall und in allen Theilen begreiflichen Freiheit und Persönlichkeit, ist es nicht in höchster Stelle dem lebendigen Gotte gleich; so hat die griechische Tragödie zwar eine ästhetische, aber keine ethische und religiöse Lösung. Vor dem Glanze des inhaltreichen, verklärten Begriffes der Vorsehung verschwinden alle diese Schattenrisse von Schicksal, Nothwendigkeit und Freiheit. Soll nun die Vorsehung verworfen werden, um die Tragödie zu retten, oder soll man diese preisgeben um der Vorsehung willen? Keines von beiden. Auch läßt sich erweisen, daß die christliche Lehre von der Vorsehung keineswegs der tragischen Dichtkunst ein Ende mache oder machen müsse.

Zur Aufklärung der Art und Weise, wie sich die drei Tragiker Gottheit und Schicksal dachten, führt der Verfasser einige Stellen aus ihren Werken neben einander an.

Es hat wohl große Schwierigkeiten, aus den Worten, welche dramatische Dichter ihren Personen in den Mund legen, auf ihre eigenen Ueberzeugungen zurückzuschließen; doch darf man (bei Betrachtung einzelner Stellen und der Werke überhaupt) wohl mit Recht annehmen, es gehe bis auf einen gewissen Punkt durch alle drei Dichter eine gleichartige Ansicht

und Weltbetrachtung hindurch; zugleich aber sondern und gestalten sich dieselben nach ihrer Persönlichkeit. Des Aeschylos Stimme ertönt über das Verhältniß der Menschen zu Schicksal und Göttern auf eine erhabene, aber meist herbe und schmerzliche Weise; im Sophokles hingegen sind die Dissonanzen zwischen menschlicher Freiheit, göttlichem Willen und Schicksalsführung schön, oder doch so weit gelöset, als es vor Christi Geburt dichterisch möglich war. Auch wird bei ihm vorzugsweise Alles auf die Götter bezogen, und es zeigt sich mehr eine höhere Leitung denn ein unerklärliches Schicksal. Doch konnte auch Sophokles keine Tragödie ohne herben Dissonanzen auferbauen, sie liegen aber mehr in den Thatsachen und Ereignissen, als daß Bewußtseyn, Zweifel, Lehre erklärend oder verhüllend hinzuträte.

Unbegnügt mit der Volksmythologie, unbegnügt mit bloß dichterischer Wahrheit und Ineinanderfügung ist das Gemüth des Euripides von den tiefsinnigen Forschungen der weiterschreitenden Philosophie ergriffen. Neben oder über den hellenischen vermenschlichten Göttern fühlt oder zeigt sich die Unentbehrlichkeit einer weisen, oder der Druck einer willkürlich allmächtigen Leitung. Sind diese höheren Räthsel einmal zum Bewußtseyn gekommen, so lassen sie sich nicht mehr übersehen oder von der Hand weisen; es muß (sofern jene oft unlösbar erscheinen) der Boden, es müssen die Grundsätze des menschlichen Handelns mit desto größerer Sorgfalt erforscht und desto unwandelbarer festgestellt werden: — eine Aufgabe, welcher Euripides bei den Verwickelungen seiner Tragödien weder entgehen kann noch will, ja zu deren Lösung er einige Male mehr Raum verwendet, als dichterisch zu rechtfertigen ist.

Wenn wir bei ihm keineswegs immer die volle Harmonie eines abgerundeten Kunstwerkes (wie im Sophokles) antreffen, so kann man dieß doch im eigentlichen Sinne nicht mit F. Schlegel Mangel an Sittlichkeit nennen; es ist vielmehr unästhetisch als unethisch. Denn es gibt Werke ohne Kunstwerth bei trefflicher sittlicher Gesinnung, und Werke von großem Kunstwerthe, welche mit Recht und Sittlichkeit in scharfem Widerspruche stehen. Beides gehört freilich in höchster Stelle zu einander, aber es fällt doch nicht ganz zusammen. Eher kann man dem Euripides vorwerfen, er gehe nicht selten zu gerade auf das Sittliche los, lehre und predige es an passender und unpassender Stelle, weil ihm das Herz davon voll ist, weil die theoretische Verklärung des Ethischen ihm imponirt, und er fühlt, daß sich die damalige Praxis nach der entgegengesetzten Seite hin bewegt. Auch kann man nicht wenige Sentenzen oder allgemeine Betrach-

tungen als eine Art von Parabase, als eine Anrede an die Zuschauer betrachten, welche Euripides neben dem Chor auch einzelnen Personen in den Mund legt, und welche der Lustspieldichter in eigenem Namen selbst ausspricht.

Leicht findet jeder die Fehler des Euripides, wo er z. B. sich zu breit ergeht, von Dingen spricht, die nicht ganz zur Sache gehören, und Bemerkungen anbringt, die der Redende in dem Augenblicke wohl nicht ausgesprochen hätte, oder die nur von der Oberfläche des Lebens abgeschöpft sind. Andere Male dagegen stehen diese Bemerkungen in merkwürdigem Zusammenhange mit den damaligen Zeitverhältnissen, oder sie sind für sich angemessen, verständig, tiefsinnig, ja weissagend und in eine andere Welt hineinführend. So in Calderons Leben ein Traum, wenn Euripides sagt:

τίς δ' αἶδεν εἰ τὸ ζῆν μὲν ἔστι κατθανεῖν,
τὸ κατθανεῖν δὲ ζῆν?

Ueberhaupt vergißt man kleinere Ausstellungen obiger Art über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Fabeln, und seine außerordentliche Kraft, das Gemüth in den tiefsten Tiefen zu ergreifen und bis in's Mark zu erschüttern. Wenn Aristophanes den Leidenschaften bloßer Sinnlichkeit so viel Raum einräumt, mag man es dem Euripides um so mehr verstatten, die Leidenschaften des Gemüthes im vollen Umfange zu entwickeln, da diese ohne Zweifel ein Hauptbestandtheil der tragischen Charaktere sind, und Aristoteles den Euripides eben in dieser Beziehung den tragischsten aller Dichter nennt.

Daß übrigens die Alten den Sophokles und Euripides nicht in einen solchen Gegensatz stellten, als wenn der Letzte aller Einheit und Haltung entbehrte, und nur im Einzelnen glänzte, geht aus mehreren Stellen im Platon hervor. So macht Sokrates im Gorgias der Tragödie ganz allgemein den Vorwurf, daß sie hauptsächlich darauf ausgehe, Lust zu erregen und den Zuschauern gefällig zu seyn. Er spricht keineswegs den Aeschylos und Sophokles frei, um den Euripides einer doppelt zweideutigen und unsittlichen Richtung anzuklagen. Ferner nennt er die beiden Letzten im Phädros neben einander und sagt: Wie, wenn Jemand zum Sophokles oder Euripides käme, sagend, er verstehe über etwas Geringes ganz lange Reden zu sprechen, und auch über etwas Wichtiges ganz kurze, klägliche, wenn er wollte, und im Gegentheil wieder furchtbare und drohende, und was mehr dergleichen, und sich nun einbildete, indem er dieß lehrte, die tragische Dichtkunst zu lehren? Phädros: Auch diese, o Sokrates, würden jeden, glaube ich,

auslachen, welcher glaubte, die Tragödie wäre etwas Anderes, als eine solche Zusammenstellung dieser einzelnen Stücke, wie sie einander und dem Ganzen angemessen sind.

Diese Stelle gibt dem Verf. Veranlassung zu einer, jedoch nicht ganz fremdartigen Abschweifung. Nachdem Sokrates gezeigt hatte, daß die Kenntniß einiger Arzneimittel keineswegs hinreicht, um ein ächter, wissenschaftlicher Arzt zu seyn, folgt jene Berufung an Sophokles und Euripides als zweites Beispiel, offenbar um in ähnlicher Art das Ungenügende solcher Kenntnisse und Uebungen zu erweisen. Statt dessen sagt Phädros in Wahrheit: das lang oder kurz Reden u. s. w. reiche hin, den wahren Dichter zu machen. Ist denn aber diese Beschreibung der Tragödie und des Dichters genügend? Sollte man nicht den Text vervollständigen, oder irgendwie eine Verneinung einschieben, um folgende Erklärung zu erhalten: Sophokles und Euripides würden jeden auslachen, welcher glaubte, die Tragödien wären n i c h t etwas anderes, als eine solche Zusammenstellung dieser einzelnen Stücke? Ist ohne diese oder eine ähnliche, den Sinn verdeutlichende Veränderung das Folgende verständlich? Sokrates fährt nämlich fort: Sophokles oder Euripides würden jene Erklärer oder Berichterstatter herunterreißen u. s. w. Wo war denn aber hiezu Veranlassung und Gelegenheit, wenn beide Dichter jene Ansicht genügend gefunden und gebilligt hätten, statt ihr zu widersprechen und darüber zu lachen?

Gegen diese Ansicht ist bemerkt worden: „Alle Kunst soll ponere totum. — Daher ist ein Arzt, nicht wer einzelne Heilmittel, sondern wer deren Verhalten zum ganzen Organismus kennt. Eben so ist Tragiker nicht, wem einzelne Reden gelingen, sondern wer sie zu einem proportionirten Ganzen zusammenstellt. Musiker nicht, wer einzelne Töne hervorbringt, sondern wer Harmonien. Redner nicht, wer in einzelnen Wendungen und Vortragsweisen geschickt ist, sondern wer alle zu einer eindringlichen Rede zusammenwirkt. Glaubt einer das Gegentheil, so ist er im Irrthum, ohne doch die Grobheit zu verdienen, zu der Phädros geneigt scheint.» — — „Die platonische Stelle (spricht ein anderer Meister) sagt so viel als: Sophokles und Euripides würden lachen, wenn Jemand die Tragödie für eine bloße Sammlung von allerhand langen und kurzen Reden hielt, ohne zu bedenken, daß dieselben auch zu einander gehörig passen und ein Ganzes geben müssen.»

Diese Erklärungen suchen zu zeigen, daß sich aus der bisherigen Wortstellung bereits der richtige Sinn ergebe, sie legen einen besonderen Nachdruck auf die Schlußworte des Phädrus

von einer Zusammensetzung der Stücke, wie sie einander und dem Ganzen angemessen sind. — Hiemit ist allerdings das Wesen und die Bedingung jedes Kunstwerkes im Allgemeinen ausgesprochen; jedoch der eigentliche besondere Inhalt und das Lebensprinzip der Tragödie nicht genau angegeben, und es ließe sich eher ein platonischer Dialog, als ein Trauerspiel nach diesem Rezept zusammenkünsteln. Ferner kann man nochmals daran erinnern, daß in allen übrigen von Platon angeführten Beispielen das Dargebotene immer das Ungenügende ist, bei der Tragödie aber das Genügende wäre. Auch wird der Zweifel verstärkt durch das von Platon in folgenden Worten ausgesprochene letzte Ergebniß: „So auch würde Sophokles jeden, der sich gegen ihn rühmte, sagen, er habe die Vorkenntnisse zur tragischen Kunst, nicht die Kunst selbst; und Akumenos der Arzt würde sagen: jener habe die Vorkenntnisse der Heilkunde, nicht die Heilkunde selbst.»

Wenn Aristoteles in seiner Poetik (Kap. 6) behauptet: aus bloßem Hin- und Herreden, Sittensprüchen, Grundsätzen, Gesinnungen erwachse noch keine Tragödie, sondern die Hauptsache sei Fabel und Handlung; so hat er allerdings Wesen und Inhalt dieser Dichtungsart genauer bezeichnet, als Platon in obiger Stelle, und vielleicht an eine Berichtigung derselben gedacht. Doch hatte Platon gar nicht die Absicht, die Sache hier genau und erschöpfend zu behandeln, und anstatt an seinen Worten zu kritteln, ist es besser, sie nach dem Vorgange der Meister günstig, utiliter auszulegen.

Man hat glänzende Schilderungen der Zeiten des Aeschylos und Sophokles entworfen, die Zeit des Euripides aber als eine unsittliche, grundverderbte dargestellt. Nun starben aber Sophokles und Euripides in demselben Jahre und sind im Wesentlichen Zeitgenossen, so daß ihre Verschiedenheit nicht auf verschiedenen äußeren Verhältnissen beruht, und eben so wenig die Vollkommenheit oder Ausartung dieser Verhältnisse hauptsächlich von ihnen abzuleiten ist. Ihr Leben fiel gleichmäßig in die Zeit der höchsten Ausbildung und der stark hervortretenden Ausartung von Athen. Daß jene beiden Dichtern sehr vortheilhaft gewesen ist, hat keiner bestritten; daß diese auch den Sophokles ergriffen, niemand behauptet. Desto heftiger ist Euripides angeklagt worden, als ein Mitangesteckter, ja als ein Hauptbeförderer der Ausartung und Unsittlichkeit. Der Verfasser widerspricht dieser Ansicht aus mehreren Gründen. Zuvörderst war keineswegs Alles und Jedes seit den Perserkriegen oder seit Solon rückwärts gegangen und ausgeartet.

Aus der Zeit, wo man fast bewußtlos, durch Antrieb der Natur, das Rechte und Würdige ergriff, war man allerdings hinübergegangen in die Zeit der Gegensätze, des gespaltenen Bewußtseyns und einer Trennung des Glaubens, Wissens und Handelns. Diese Gegensätze sind jedoch schon im Aeschylos deutlich ausgesprochen; er bekämpfte oder ertrug sie, oder ward ihrer Herr mit erhabener Seele. Spätere Zeiten forderten und förderten ganz natürlich eine andere Lösung, die mit dem Sinne und den Sitten der Ausartenden und Hinabsinkenden freilich im Widerspruche stand, aber keineswegs immer die schlechtere, sondern auch nicht selten die höhere und tiefsinnigere war.

Gewiß ist es irrig, den Euripides als bloßen Sophisten und Esprit fort zu bezeichnen. In der allmäligen Veränderung und Umgestaltung der ethischen Ansichten (von Anaxagoras bis Platon und Aristoteles) lag auch ein Fortschritt, und die ächte Sittlichkeit fast allein in der Zeit des Agamemnon, des Oedipus und ihrer Familien zu suchen und zu finden, wäre nicht viel anders, als sie in die Zeiten der Merovinger, der Brunhilde und Fredegunde verlegen.

Die Gottheit (sagte Solon, der Weiseste seiner Zeit, zu Krösus) ist neidisch und Verwirrung erregend, oder wie man ταραχῶδες übersetzen will. Sokrates sagt hingegen: Kein Gott ist jemals Menschen mißgünstig. Er ist niemals auf keine Weise ungerecht, sondern im höchsten Sinne vollkommen gerecht, und nichts ist ihm ähnlicher, als wer unter uns ebenfalls der Gerechteste ist. — Ließe sich nun nicht aus der Zusammenstellung und Betrachtung dieser früheren und späteren Aussprüche folgern: die jüngere Tragödie müsse viel großartiger oder doch frommer und sittlicher seyn, als die ältere? Ließe sich dieß nicht um so mehr folgern, da Euripides keineswegs ein Verehrer der Sophisten, sondern des Sokrates war, und von ihm und Platon geehrt ward? Wie aber auch sein Verhältniß zur eigentlichen wissenschaftlichen Philosophie sei, gewiß bekämpft er an sehr vielen Stellen die verderblichen Richtungen seiner Zeit, anstatt ihnen zu schmeicheln. Er klagt z. B.:

Keine göttliche Grenze trennt
Edle jetzt von Entarteten;
Wüst umkreisend vermehrt das Leben
Bloß nichtige Schätze.

Nur darf man nicht, verkehrter Weise, einzelne, dem Charakter der redenden Personen angemessene Sprüche ihm zur Last schreiben. Muß sich doch selbst der Chor (welcher angeblich das Allgemeine und allgemein Gültige ausspricht) nach Maßgabe seiner Natur und Stellung verschieden äußern. In obigem

Sinne sagt Valckenaer von Euripides: Gravissima religionis capita frequenter attigit. Osor formidolosae superstitionis, quae cives etiam atticos agitabat; de uno Deo universi conditore, de provida divinae mentis circa res humanas cura, de virtutis amore, de anima post funera superstite, de certo scelerum vindice, de praemiis piorum, de rebus divinis in universum sic sensit, ut solus ille poetarum sapuisse dignusqne Socratis consortio fuerit visus christianorum veterum eruditissimo Clementi Alexandrino.

Dem Allen widerspricht A. W. Schlegel, indem er schreibt: Aristophanes hat mit unergründlichem Verstande Alles erschöpft, was sich über die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Euripides, so wie über den Verfall der Kunst durch ihn sagen läßt. — Wenn man jedoch darüber einig ist, daß der komische Dichter in seinen Wolken nur ein karrikirtes Bild des Sokrates gezeichnet hat, warum soll dieß hinsichtlich des Euripides nicht auch der Fall seyn? Vielmehr tritt die Karrikatur hier noch deutlicher und schroffer heraus als dort. Ueberall bewegt sich indessen Aristophanes auf dem Boden dichterischer Heiterkeit und glänzenden Uebermuths; er weiß die einzelnen, aus dem Zusammenhange gerissenen Beispiele zu einem ergötzlichen, hellen Spiele zu vereinen. Manche der neuesten Erklärer drehen und pressen dagegen so lange an diesen kühnen Scherzen, bis ihnen nur ein caput mortuum allgemeiner Reflexion und sogenannter Wahrheit übrig bleibt. Ja, es verflog der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. — Und das Alles geschieht zu derselben Zeit, wo man lächerlicher Weise den Aristophanes als einen Propheten der höchsten, reinsten Sittenlehre anpreiset. Wollte man statt dessen jene einseitige, abgünstige Weise heraus und hinein zu erklären, auf den Aristophanes anwenden, so bestände sein Wesen in bloßem, platten Skandale, und ein Tertianer könnte die tiefe Verderbniß und innere Jämmerlichkeit des Calderon erweisen. Dessen Prologe vor und in den Stücken, willkürliche Plane und Lösungen, Dei ex machina, lange Reden, künstlerische Debatten, entbehrliche Abschweifungen, einseitige Grundsätze, abergläubige Lehren, lächerliche Spitzfindigkeiten, Alles weit über das am Euripides Getadelte hinausgehend; — was bliebe an dem hochgepriesenen Spanier übrig, wenn man jenes kritische Maß, und nur dasselbe bei ihm anlegte?

Nach den Aeußerungen mancher Beurtheiler sollte man glauben, Euripides sei Kotzebue der Erste, ja noch viel weniger als dieser. Wäre Kotzebue im Stande gewesen, auch nur eine Scene von solcher dichterischen Kraft und Lebendigkeit zu schreiben, wie der Tod des Pentheus in den Bacchantinnen, der

Polyxena in der Hekuba, oder das Heldenlied der Kassandra in den Trojanerinnen; alle seine Widersacher müßten den Hut vor ihm abziehen und das Gewehr strecken. Wenn Euripides ein so verderbter, jämmerlicher Dichter ist, woher kommt es denn, daß andere gerühmte Dichter noch nach zweitausend Jahren seine Tragödien bearbeiteten und umarbeiteten, sie aber fast ohne Ausnahme verschlechterten und nicht verbesserten? Oder glaubt man, die Trauerspiele Agathais und anderer verlorener Dichter hätten denen des Sophokles näher gestanden, als die des Euripides? Vielmehr dürfte dieser in Achtung steigen und obsiegen, wenn man ihn mit jenen vergleichen könnte.

Euripides hat seine Wahl in Hinsicht der tragischen Stoffe auf nichts Geringeres gerichtet, als Aeschylos und Sophokles, und wenn er einzelne Charaktere (z. B. den Menelaos) minder großartig und mehr der neueren, zum Theil sehr wohlbegründeten Ansicht gemäß darstellt, oder sich einen Anklang humoristischen Scherzes (z. B. beim Herkules in der Alceste) erlaubt, so entging er wenigstens dem Da capo einer angekünstelten Erhabenheit. Die Tragödie konnte (so erforderten es Zeiten und Personen) nicht auf derselben Stelle verharren; will man aber den Euripides ob seines Verfahrens kurzweg verdammen und den Fortschritt läugnen, welchen es in anderer Beziehung in sich schließt, so müßte diese Verurtheilung noch mehr den Menander treffen, welcher von der überkühnen alten Komödie fast nichts übrig ließ, sondern dieselbe bei ehrlichen Bürgersleuten unterbrachte, damit sie zahm werde und sich bessere.

Nur ein einziges Mal hat Euripides, in der Elektra, einen bloßen Landmann auftreten lassen, und ist wegen dieses Herabsteigens vom hohen Kothurn übertrieben verspottet worden. Was aber von einer Seite als ein Herabsinken der Poesie erscheint, schließt dießmal auf der andern eine dichterische Kühnheit in sich. Ein Prinz mehr oder weniger auf der tragischen Bühne hätte uns wenig Neues und Merkwürdiges sagen und lehren können, jener edel gehaltene Landmann läßt uns dagegen einen Blick in eine andere, bisher ganz vernachläßigte Welt thun, zeigt eine in der Natur begründete Ebenbürtigkeit und zugleich, mit großem Gewichte, das Trennende der Geburt und der bürgerlichen Einrichtungen. So wie Servius Tullius und Solon durch ihre Klasseneintheilungen Hohes und Niederes in eine neue vermittelnde Bewegung setzten, so hat Euripides hier auf künstlerischem Boden eine neue Vermittelung mehr als angedeutet.

An sich sind die Personen in den Trauerspielen der drei großen Dichter nicht höher oder niedriger, vornehmer oder

geringer; die Verschiedenheit entsteht also aus der Behandlungsweise. Daß Euripides überall die Wendung in das Gemeine, Ordinäre vorziehe, ist kurzweg nicht wahr; man darf beispielsweise nur an Hyppolit's edlen Sinn, an den großartigen Entschluß der Iphigenia, Makaria und Polyxena, an die Würde des Theseus, an die Weissagungen der Kassandra erinnern, welche an Erhabenheit und Tiefe selbst den Aeschyleischen auf keine Weise nachstehen. Sogar Lyssa zeigt sich im rasenden Herkules edel gesinnt, bevor sie den unabweisbaren Befehl vollzieht.

Allerdings läßt Euripides bisweilen seinem großen rhetorischen Talente (mit Rücksicht auf die Liebhaberei der Athener) zu freien, jedoch minder freien Lauf als Calderon, Alfieri, viele Franzosen und einige Deutsche; nicht selten mag indessen der, schon von Aristoteles angegebene Grund (Poetik c. 9) mitgewirkt haben: daß die Schauspieler (von denen größtentheils der Erfolg abhing) lange Prachtreden und Scenen vom Dichter forderten. Auch findet ja nicht ein bloß unnützes Hin- und Herreden Statt, sondern es zeigt sich die große, ächt dramatische Fähigkeit des Euripides, die Dinge von allen Seiten zu betrachten und mit allen Gründen zu erwägen.

Dem verweichlichten Geschmacke, welcher keinen tragischen ergreifenden Ausgang wollte (wie man in unsern Tagen wohl Hamlet und Lear umänderte), trat Euripides, was Aristoteles lobend erwähnt (Poetik c. 13), mit Nachdruck entgegen. Des Philosophen Tadel, daß er Manches nicht so gut ordne, bezog sich auf dichterische Anordnung, Harmonie und gleiche Haltung, nicht aber auf geringe Gesinnung und anbrüchige Sittlichkeit.

Sophokles ist ein Dichter von abgeschlossener, unbedingter Vortrefflichkeit, der Dichter seiner herrlichen Zeit. Euripides hingegen verschmäht oft die bisher anerkannten Regeln und eine gleichartige Abrundung, denn er vertraut, man werde gern ihm in neue Bahnen in ungekannte Gegenden folgen, und um dieser Entdeckungen in der dichterischen Gemüthswelt willen es mit einzelnen Irrthümern und Mängeln nicht so genau nehmen. Er ist nicht bloß ein Dichter seiner Zeit, sondern auch der Zukunft. Daher blieb die hohe Vollendung des Sophokles allen spätern Dichtern ein noli me tangere, während so viele sich dem Euripides anschlossen, ohne ihn je zu erreichen. Ein Glück, daß dieser seine Natur nicht verläugnete, seinen Nebenbuhlern nicht nachtreten, sie nicht überbieten wollte; ein Original seiner Art ist besser, als irgend eine Kopie des Aeschylos oder Sophokles.

Jeder von diesen Meistern hat seine eigene Natur, sein eigenes Maß, seinen eigenen Werth, und Vorliebe für den Einen oder den Andern nach Verschiedenheit des Standpunktes und der Persönlichkeit ist sehr natürlich. Sie soll aber nicht zur Unbilligkeit und Mißdeutung verleiten, und ob der unleugbaren, leicht anerkannten Fehler des Euripides willen, seine außerordentlichen Verdienste verkennen lassen. Mit Recht sagt Quintilian (X. 1. 26): Modeste et circumspecto judicio de tantis viris pronunciandum est, ne, quod plerisque accidit, damnent quae non intelligunt. Ac si necesse est in alteram errare partem, omnia eorum legentibus placere, quam multa displicere, maluerim. Während einige Hyperkritiker aus einzelnen Mängeln, oder gar aus einzelnen, bei Aristophanes aufbewahrten Versen, die allgemeine Stümperei, Plattheit und Dummheit des Euripides herauskonstruiren, sagt Goethe in Bezug auf die Bruchstücke des Phaeton: „Ich glaube hier eine der herrlichsten Produktionen des großen Tragikers vor mir zu sehen, wir müssen ehrfurchtsvoll an so köstliche Reliquien herantreten.» — Er schreibt nach wiederholtem Lesen des Dichters: „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie sonst, meine Bewunderung; doch was mir dießmal hauptsächlich hervortrat, war: das so gränzenlose als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den Lokalitäten und auf deren uralten, mythologischen Legendenmasse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen, um seine Gegenstände und Personen in den einfachsten Verlauf vorzuführen, oder die verwickeltsten Beschränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unserer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulösen oder zu zerhauen.»

Den Schluß des Aufsatzes bildet folgender merkwürdiger Brief von Ludwig Tieck an den Verfasser:

„Ja, mein Freund, es ist wahr, daß es zu meinen Vorsätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszusprechen. In früher Zeit, als ich noch keinen Sinn für Aeschylus und Sophokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern sich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals schon ketzerischen Aufsatz über den großen Dichter in Ihren Vorlesungen über die alte Geschichte. Nur schienen Sie mir noch zu wenig zu sagen, und so möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darstellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

„Warum denn nur nach Sophokles den jüngeren Dichter messen? Dieser vollendete Künstler zeigt uns nur eine Form, in dieser ist er groß und unnachahmlich. Ob er sie in allen Werken beibehalten? Die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauspiele des Aeschylus sind in der Form mannigfaltig, ein jedes ist anders komponirt und aufgefaßt. So auch Euripides; die fast dreimal größere Anzahl seiner Tragödien belehrt uns über sein Wesen, seine Absicht und Kunst vollständiger. Indem er neue Formen sucht, die Tragödie dem Zuschauenden menschlich näher rückt, ein neues Element erstrebt und es so findet, anticipirt er gleichsam die Zukunft, und nähert sich mehr wie einmal jener schwärmenden, farbigen Poesie der Neueren, die wir dem Sophokles, Aeschylus und den Römern gegenüber die romantische genannt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dichtkunst Begabte sich ohne Vorurtheil oder Pedanterie unbefangen den großen Erscheinungen hingibt, so steht Euripides unserer Gefühlsweise näher und ist uns verständlicher, als seine beiden großen Kampfgenossen. Wenn ich seine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahnungsvollen Romantik übergossen nennen möchte, so denke ich vornehmlich an die wundersame Helena, die erhabenen Bacchen, die tief rührende und fast humoristische Alceste, den groß poetischen Hippolyt, dessen Schluß mit dem Hauch der Göttlichkeit himmlisch umweht ist, den azurblauen, hellen Anfang des Jon — welche Tragödie die Trojanerinnen, Hekuba, der rasende Herkules! — Wie seltsam von Waldgefühl und Einsamkeit erfrischt Iphigenia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell, erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phönissen! —

„War ich so glücklich, mich schon als Jüngling an diesen mächtigen und tiefsinnigen Werken begeistern zu können, so ist bei zunehmendem Alter meine Bewunderung des großen Meisters immer nur gestiegen. Versetze ich mich in seine Zeit und Umgebung, so fällt auch fast jeder Tadel weg, den Philologen und Aesthetiker gegen ihn haben aussprechen wollen. Unsere Kritik, die an neueren großen Dichtern Reflexion und Rhetorik so oft über die Gebühr bewundert, sollte den großen Alten nicht darüber hofmeistern, wenn er diesem Gelüste oft folgt.

„Ist freilich der Rhesus für meinen Liebling zu gut und zu poetisch, und muß ihn die höhere Kritik deßwegen dem Sophokles zuschreiben, so ist Alles, was ich gesagt, Geschwätz, und Alles, was ich im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in diesem jetzt so oft gepriesenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium späterer Zeit sehen können.

„Kann unser Dichter nun, neben seiner Größe, tragischen Kraft und klassischen Vollendung, noch auf Humor, romantische Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetischen Schönheiten Anspruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren, und doch sogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden; so ist eine Charakteristik dieses mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceste, wo sich die Tragödie fast mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern, aber schwer ist es, von dieser Erscheinung das Richtige auszusagen; denn was der Dichter hier gewagt, ist vielleicht noch mehr, als Shakespeare unternahm, der niemals seine ächte Tragödie auf diese Weise mit dem Humor vereinigte.

„Andeutungen, wie Sie sehen, lieber Freund, die sich in einem Briefe nicht ausführen lassen. Vielleicht wird mir der Tag von den Musen gegönnt, diese Phantasien der Kritik niederzuschreiben. Goethe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieser als Greis, ihre Bewunderung des Dichters nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die seit fünfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können.»

Die zweite Beilage ist von so allgemeinem Interesse, daß sie selbst das größere Lesepublikum im hohen Grade befriedigen wird.

Basel. Dr. M—n.

Art II. Ansichten der Natur, von Alexander von Humboldt. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1849. Zwei Theile. kl. 8. 362, 407 S.

(Schluß der Aufsätze über Alexander von Humboldt's Werke.)

Noch nie sind in einem so kleinen Umfange, wie der des vorliegenden Werkes, so großartige Anschauungen und Erkenntnisse mitgetheilt worden. Mit unermüdetem Forscherblicke steht Humboldt vor bisher unergründeten Geheimnissen der Natur, ihre innere organische und nothwendige Zusammensetzung durchschauend. Es sind nicht einzelne Betrachtungen und Erkenntnisse, welche er uns mittheilt. Er prüft und erkennt in besonderen Theilen die Beschaffenheit und Verbindung des Ganzen, und dadurch erhalten diese scheinbar theilweisen Mittheilungen ihre volle Bedeutung. Der tiefe Forschungsgeist des Verfassers, auf welchen in der früheren in diesen Blättern erschienenen Anzeige seines Kosmos hingewiesen worden ist, tritt auch in diesem Werke glänzend hervor.

Der erste Band enthält die Aufsätze über die Steppen und Wüsten, über die Wasserfälle des Orinoco bei Atures und Maypures, und über das nächtliche Thierleben im Urwalde; der zweite theilt mit Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, eine Abhandlung über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in den verschiedenen Erdstrichen, die Lebenskraft oder der rhodische Genius, eine Erzählung, und Betrachtungen des Hochlandes von Caramerka, der alten Residenzstadt des Inka Atchuallpa, und der erste Anblick der Südsee von den Rücken der Andeskette. Jedem Abschnitte des ersten und zweiten Bandes sind wissenschaftliche Erläuterungen und Zusätze beigegeben.

Bei der Vorzüglichkeit aller Theile ist es schwer, Einzelnes als besonders hervorzuheben; dennoch möchten wir im ersten Theile den Aufsatz über die Steppen und Wüsten — im zweiten Idee zu einer Physiognomik der Gewächse in den Vordergrund stellen. Beide Mittheilungen sind durch innere Bedeutung und ihren inneren Zusammenhang mit der Wirksamkeit der organischen bildenden Natur, wie durch Klarheit der Anschauung und der Darstellung gleich bedeutend. Wem wäre unmittelbare Anschauung, Verständniß derselben und Kraft der genauen eindrucksvollen Darstellung so gleich verliehen, wie unserm Verfasser. Die das Geschehene darzustellen vermögend wären, haben meist nicht die Gelegenheit zur Betrachtung; dem, welchen diese vergönnt ward, mangelt meist die Gabe der Schilderung. Die meisten gefallen sich in Excentricitäten, oder ihre Werke sind durch Einseitigkeit nur für sogenannte Fachmänner brauchbar. Humboldt nimmt in der Betrachtung nur das Interessanteste in's Auge, und schildert es anschaulich und genau auf jeden Gebildeten gleich wirksam, den Gelehrten wie den Laien gleich befriedigend. Darin liegt unserer Ueberzeugung nach der eigentliche Charakter dieses großen Schriftstellers.

Die vorgedachten Aufsätze umfassen Folgendes: Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruche der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisang-Stämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacao-Gebüsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne, den Horizont begränzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der

Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochene Flözschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angränzenden Theile. Bänke nennen die Eingebornen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren.

Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser, erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühle der Unendlichkeit, und durch dieß Gefühl, wie den sinnlichen Eindrücken des Raumes sich entwindend, mit geistigen Anregungen höherer Ordnung. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in welchem die leicht bewegliche, sanft aufschäumende Welle sich kräuselt; todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten.

In allen Zonen bildet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter, eine Physiognomie, welche durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres bestimmt wird.

Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, welche, von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten: aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglichter Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missouri und Kupferflusse vergleicht, in denen der zottige Bison und der kleine Moschusstier umherschwärmen.

Einen größeren und ernsteren Anblick gewähren die Ebenen im Inneren von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Oceans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen versucht; sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harudsch, wo in der dattelreichen Oasis von Siwah die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen.

Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens; denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk.

Wo die Wüste sich dem atlantischen Ocean nähert, wie zwischen Wadi Nun und dem weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Gambia steuert, ahnet er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt, die Nähe des weitverbreiteten, wärmestrahlenden Sandes.

Heerden von Gazellen und schnellfüßige Strauße durchirren den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im Sandmeere neu entdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuaryks schwärmen, so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angränzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Tombuktu, oder von Murzuk bis Bornu: kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kameels beruht, des Schiffs der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen.

Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe, und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Kontinents dasselbe geognostische Phänomen mehr der gemäßigten Zone eigenthümlich.

Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Goldberge oder Altai und dem Kuen-lim von der chinesischen Mauer an bis jenseits des Himmelsgebirges und gegen den Araep See hin, in einer Länge von mehreren tausend Meilen, breiten sich, wenn auch nicht die höchsten, doch die größten Steppen der Welt aus. Einen Theil derselben, die Kalmücken- und Kirghisen-Steppen zwischen dem Don, der Wolga, dem kaspischen Meere und dem chinesischen Dsaisang-See, also in einer Erstreckung von fast 700 geographischen Meilen, hat der Verfasser selbst zu sehen Gelegenheit gehabt, volle dreißig Jahre nach seiner südamerikanischen Reise. Die Vegetation der asiatischen, bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochenen Steppen ist gruppenweise viel mannigfaltiger, als die der Llanos

und Pampas von Caracas und Buenos Ayres. Der schönere Theil der Ebenen, von asiatischen Hirtenvölkern bewohnt, ist mit niedrigen Sträuchern üppig weißblühender Rosaceen, mit Kaiserkronen (Fritillarien), Tulpen und Cipripedien geschmückt. Wie die heiße Zone sich im Ganzen dadurch auszeichnet, daß alles Vegetative baumartig zu werden strebt, so charakterisirt einige Steppen der asiatischen gemäßigten Zone die wundersame Höhe, zu der sich blühende Kräuter erheben: Saussüreen und andere Synanthereen; Schotengewächse, besonders ein Heer von Astragalus-Arten. Wenn man in den niedrigen tatarischen Fuhrwerken sich durch weglose Theile dieser Krautsteppen bewegt, kann man nur aufrecht stehend sich orientiren, und sieht die waldartig dichtgedrängten Pflanzen sich vor den Rädern niederbeugen. Einige dieser asiatischen Steppen sind Grasebenen; andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kali-Pflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den lettigen Boden verhüllt.

Diese mongolischen und tatarischen Steppen, durch mannigfaltige Gebirgszüge unterbrochen, scheiden die uralte, lang gebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen, nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Daseyn von mannigfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechts gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt: mehr als der Himalaya, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka den Verkehr der Nationen gestört, und im Norden Asiens unwandelbare Gränzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinns.

Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Inner-Asien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe: die Mongolen, Geten, Alanen und Usün, haben die Welt erschüttert. Wenn in dem Laufe der Jahrhunderte frühe Geisteskultur gleich dem erquickenden Sonnenlicht von Osten nach Westen gewandert ist, so haben späterhin, in derselben Richtung, Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm (tukiuischer, d. i. türkischer Abkunft), die Hiongeu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Der chinesischen Macht lange furchtbar, ward ein Theil des Stammes südlich nach Inner-Asien zurückgedrängt. Dieser Stoß der Völker pflanzte sich unaufhaltsam bis in das alte Finnenland am Ural fort. Von dort aus brachen Hunnen, Avaren, Chasaren und mannigfaltige Gemische asiatischer Menschenrassen hervor. Hun-

nische Kriegsheere erschienen erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Marne und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo seit Antenors Zeiten die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf cisalpinischem Boden die zarte, lang gepflegte Blüthe der Kunst erstickte.

Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrika's kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe mit rohen Zügen zu entwerfen.

Das Interesse, welches ein solches Gemälde dem Beobachter gewähren kann, ist aber ein reines Naturinteresse. Keine Oase erinnert hier an frühe Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschheit fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Von der Küstenkette von Caracas erstreckt sich die Steppe bis zu den Wäldern der Guyana; von den Schneebergen von Merida, an deren Abhange der Natrum-See Orao ein Gegenstand des religiösen Aberglaubens der Eingebornen ist, bis zu dem großen Delta, welches der Orinoco an seiner Mündung bildet. Südwestlich zieht sie sich gleich einem Meeresarme jenseits der Ufer des Meta und des Vichada bis zu den unbesuchten Quellen des Guaviare, und bis zu dem einsamen Gebirgsstock hin, welchen spanische Kriegsvölker, im Spiel ihrer regsamen Phantasie, den Paramo de la Suma Paz, gleichsam den schönen Sitz des ewigen Friedens nannten.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 16000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft in gleicher Breite als ununterbrochen bis an die magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der waldigen Ebene des Amazonenflusses, welche gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Apure und des La Plata-Stromes begränzt wird. Die Andeskette von Cochabamba und die brasilianische Berggruppe senden zwischen der Provinz Chiquitos und der Landenge von Villabella einzelne Bergjoche sich entgegen. Eine schmale Ebene vereinigt die Hyläa des Amazonenflusses mit den Pampas von Buenos Ayres. Letztere übertreffen die Llanos von Venezuela dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt und auf der südlichen fast mit ewigem Eise

bedeckt sind. Der casuar ähnliche Tupu (Struthio Rhea) ist diesen Pampos eigenthümlich: wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen, aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften.

Gleich dem größten Theile der Wüste Zahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das lybische Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittelasien.

Es ist ein belohnendes, wenn gleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Naturbeschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen, und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannigfaltige, zum Theil noch wenig entwickelte Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheils.

Schmalheit der vielfach eingeschnittenen Feste in der nördlichen Tropengegend, wo eine flüssige Grundfläche der Atmosphäre einen minder warmen aufsteigenden Luftstrom darbietet; weite Ausdehnung gegen beide beeiste Pole hin; ein freier Ocean, über den die tropischen kühleren Seewinde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten; Ströme kalten Meerwassers aus der antarctischen Region, welche, anfänglich von Südwest nach Nordost gerichtet, unter dem Paralellkreis von 35 Grad südlicher Breite an die Küste von Chili anschlagen und an den Küsten von Peru bis zum Kap Parinna nördlich vordringen, sich dann plötzlich gegen Westen wendend, die Quellen zahlreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben, und an ihrem Abhange herabsteigende Luftströmungen veranlassen; die Fülle der Flüsse von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenstrahlen schützend oder durch ihre Blattflächen wärmestrahlend, die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbsterzeugten Wassers aushauchen: — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar kontrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche der eigenthümliche Charakter des neuen Kontinents ist.

Wird daher eine Seite unsers Planeten luftfeuchter als die andere genannt, so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Naturerscheinungen nicht in das Gewand zoologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper in der östlichen und westlichen Hemisphäre der verderbliche Streit der Elemente ungleichzeitig geschlichtet, oder als sei aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Krokodilen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Südamerika, nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten, eine auffallende Aehnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Kontinents. Aber innere Struktur des Bodens und relative Lage zu den angränzenden Ländermassen bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermeßlichen Räumen der Entwicklung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünftheile von Südamerika liegen jenseits des Aequators, also in einer Hemisphäre, welche wegen der größeren Wassermenge und wegen mannigfaltiger anderer Ursachen kühler und feuchter als unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letzteren gehört dagegen der beträchtlichere Theil von Afrika zu.

Die südamerikanische Steppe, die Llanos haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnung als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind, diese, unter Einem breiten Zirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestrahlende Kontinente hinwehen. Auch hat bereits der ehrwürdige, langverkannte Vater der Geschichte, Herodot, im ächten Sinne einer großen Naturansicht, alle Wüsten in Nordafrika, in Yemen, Kerman und Mekran (der Gedrosia der Griechen), ja bis Multan in Vorder-Indien hin, als ein einziges zusammenhängendes Sandmeer geschildert.

Zu der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, an Wasserdampf aushauchenden, kälteerregenden Wäldern und hohen Gebirgen. Mit ewigem Eise ist bloß der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzeln stehende luftige Himmelsstütze erschien. Oestlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul hin, wo, jetzt in Schutt versunken, das meergebietende Karthago lag. Als langgedehnte Küstenkette, als gätulische Vormauer

hält er die kühlen Nordwinde und mit ihnen die aus dem Mittelmeere aufsteigenden Dämpfe zurück.

Ueber die untere Schneegränze erhaben dachte man sich einst das Mondgebirge, Djebel al-Komr, von welchem man fabelte, daß es einen Bergparalell zwischen dem afrikanischen Quito, der hohen Ebene von Habesch und den Quellen des Senegal bilde. Selbst die Cordillere von Lupata, die sich an der östlichen Küste von Mozambique und Monomotapa, wie die Andeskette an der westlichen Küste von Peru hinzieht, ist mit dem goldreichen Machinga und Mocanga mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheuren Wüste, welche sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlich fließenden Niger erstreckt.

Vielleicht wären alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme nicht hinlänglich, so beträchtliche Theile der afrikanischen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ocean, einst diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Dammerde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, welcher die wärmeren mexikanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an den alten Kontinent treibt, und durch welchen westindische Kokosnüsse und andere Tropenfrüchte nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig, von den Azoren an, gegen Südosten gerichtet, und schlägt, dem Schiffer Unheil bringend, an das westliche Dünenufer von Afrika. Auch zeigen alle Meeresküsten, wie Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende vergehen, bevor in heißen regenlosen Erdstrichen, wo weder Lecideen noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand den Kräuterwurzeln einen sichern Standort zu gewähren vermag.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußern Ähnlichkeit der Länderform, Afrika und Süd-Amerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse, den verschiedensten Vegetations-Charakter darbieten. Ist aber auch die südamerikanische Steppe mit einer dünnen Rinde fruchtbarer Erde bedeckt, wird sie auch periodisch durch Regengüsse getränkt und dann mit üppig aufschießendem Grase geschmückt, so hat sie doch die angränzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caracas, das Meeresufer und die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward die Steppe, bei

der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler, fast menschenleer gefunden.

Allerdings sind die Llanos zur Viehzucht geeignet, aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Kontinents fast unbekannt. Kaum wußte einer der amerikanischen Völkerstämme die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht ihnen dargeboten hatte. Die amerikanische Menschenrasse (eine und dieselbe vom 65° nördlicher bis 58° südlicher Breite, die Eskimos etwa abgerechnet) ging vom Jagdleben nicht durch die Stufe des Hirtenlebens zum Ackerbau über. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von West-Canada, in Quivira, wie um die kolossalen Trümmer der Aztekenburg, welche (ein amerikanisches Palmyra) sich verlassen in der Einöde am Gilaflusse erhebt. Ein langhörniges Mouflon, ähnlich dem sogenannten Stammvater des Schafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Kalifornien umher. Der südlichen Halbinsel sind die Vicuenas, Hurnacos, Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber von diesen nutzbaren Thieren haben nur die ersten zwei Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils.

Sind daher von diesen einige Stämme durch das nördliche Asien auf die Westküste von Amerika übergegangen, und haben sie, kälteliebend, den hohen Andesrücken gegen Süden verfolgt, so muß diese Wanderung auf Wegen geschehen seyn, auf welchen weder Heerden noch Cerealien den neuen Ankömmling begleiten konnten. Sollte vielleicht, als das lang erschütterte Reich der Hiongeu zerfiel, das Fortwälzen dieses mächtigen Stammes auch im Nordosten von China und Korea Völkerzüge veranlaßt haben, bei denen gebildete Asiaten in den neuen Kontinent übergingen? Wären diese Ankömmlinge Bewohner von Steppen gewesen, in denen Ackerbau nicht betrieben wird, so würde diese gewagte, durch Sprachvergleichung bisher wenig begünstigte Hypothese wenigstens den auffallenden Mangel der eigentlichen Cerealien in Amerika erklären. Vielleicht landete an den Küsten von Neu-Kalifornien, durch Stürme verschlagen, eine von jenen asiatischen Priesterkolonien, welche mystische Träumereien zu fernen Seefahrten veranlaßten, und von denen die Bevölkerungsgeschichte von Japan zur Zeit der Thsinschihuang-ti ein denkwürdiges Beispiel liefert.

Blieb demnach das Hirtenleben, diese wohlthätige Mittelstufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden

fesselt und gleichsam zum Ackerbau vorbereitet, den Urvölkern Amerika's unbekannt, so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der südamerikanischen Steppen. Um so freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannigfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo der Hymenäe und dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse droht. Agutis, kleine, buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den Hasen in seiner unterirdischen Höhle aufschrecken; Heerden von trägen Chiguiren; schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; buntgefleckte Jaguars (meist Tiger genannt), die den jungen selbsterlegten Stier auf einen Hügel zu schleppen vermögen — diese und viele andere Thiergestalten durchirren die baumlose Ebene.

Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohnedieß (nach asiatisch-indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hier und da die Fächerpalme, **Mauritia**, zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco, nördlich von der Sierra de Imataca, die unbezwungene Nation der Guaraunen. Als sie zahlreicher und zusammengedrängt waren, erhoben sie nicht bloß ihre Hütten auf abgehauenen Palmenpfosten, die ein horizontales Tafelwerk als Fußboden trugen; sie spannten auch (so geht die Sage) Hängematten, aus den Blattstielen der **Mauritia** gewebt, künstlich von Stamm zu Stamm, um in der Regenzeit, wenn das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten wurden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schürten die Weiber zu häuslichem Bedürfniß Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüberfuhr, sah die Flammen reihenweise auflodern, hoch in der Luft, von dem Boden getrennt. Die Guaraunen verdanken noch jetzt die Erhaltung ihrer physischen und vielleicht selbst ihrer moralischen Unabhängigkeit dem lockeren, halbflüssigen Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen: einer hohen Freistatt, zu der religiöse Begeisterung wohl nie einen amerikanischen Styliten führen wird.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannigfache Speise gewährt die **Mauritia**. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, und nur in dieser Periode der Pflanzenmetamorphose, enthält das Mark des Stammes ein sago-

artiges Mehl, welches, wie das Mehl der Jatropha-Wurzel, in dünnen, brotähnlichen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrene Saft des Baumes ist der süße, berauschende Palmwein der Guaraunen. Die engschuppigen Früchte, welche röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte der Tropenwelt, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes, oder früher, im mehlreichen Zustande, genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekte, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines ganzen Völkerstammes an fast einen einzigen Baum gefesselt.

Seit der Entdeckung des neuen Kontinents sind die Ebenen (Llanos) dem Menschen bewohnbar geworden. Um den Verkehr zwischen der Küste und der Guyana (dem Orinoco-Lande) zu erleichtern, sind hier und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Ueberall hat Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne, mit Rindsfellen gedeckte, aus Schilf und Riemen geflochtene Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel (man schätzte sie zur friedlichen Zeit der Reise des Verf.'s noch auf anderthalb Millionen Köpfe) schwärmen in der Steppe umher. Die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannigfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben.

Wenn unter dem senkrechten Strahle der niebewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die luftdürre, elektrisch geladene Mitte des Wirbels empor, gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, fast strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße staubige Erde, welche im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmälig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert

hier unbeweglich das Krokodil und die Boa-Schlange, tief vergraben im trockenen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und doch überall verfolgt den Dürstenden, im Spiegel des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. Ein schmaler Luftstreifen trennt das ferne Palmengebüsch vom Boden. Es schwebt durch Kiemung gehoben bei der Berührung ungleich erwärmter und also ungleich dichter Luftschichten. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Bedächtiger und verschlagener sucht das Maulthier auf andere Weise seinen Durst zu lindern. Eine kugelförmige und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Kaktus, verschließt unter seiner stachligen Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; oft sieht man Thiere, welche von Kaktus-Stacheln am Hufe gelähmt sind.

Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampyrartig das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welche Mosquitos, Hippoboscen und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Glut der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Stern im Raumbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmälig die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit Kyllinginen, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Das hochaufschießende Gras birgt den schöngefleckten Jaguar. Im sichern Versteck auflauernd und die Weite des einigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorübergehenden Thiere, katzenartig wie der asiatische Tiger.

Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmälig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen: der Arauca, der Apura und der Payara, so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnenwasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höhern Bänke zurück, welche inselförmig über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere Stunden lang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert und verschlungen. Nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, welche, dem Rachen dieser blutgierigen, riesenhaften Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen.

Ein solcher Anblick erinnert unwillkürlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, so sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt: vom Ganges bis an den Plata-Strom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welcher höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier schützt die nordische Birke, dort die

Dattelpalme den ermüdeten Stier vor dem Strahle der Mittagssonne. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Krokodile bedroht.

Aber nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach; auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. Die Steppenstraße von Urituen mußte einst verändert werden, weil sich die Gymnoten in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furth ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht hier elektrisches Feuer aus dem Schooße der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, welchen die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf den Wellen schwimmen und sich, verschlagen, unter den Bauch der Pferde drängen. Von diesen unterliegen viele der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück.

Allmälig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Fische. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um sich zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmälig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden.

Dieß ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist;

was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt; was die weite Himmelsdecke donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: Alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls fließt aus Einer Quelle; Alles schmilzt in eine ewige, allverbreitete Kraft zusammen.

Bevor der Verfasser den Versuch des Naturgemäldes der Steppe schließt, wirft er noch einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche sie begränzen.

Afrika's nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheil angehören, und deren unausgeglichener Zwist so alt als die Mythe von Osiris und Typhon scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlicht- und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und kaukasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal, gegen Sudan hin, Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittelasien ist, durch die mongolische Steppe, sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung auf der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begränzen das Gebiet europäischer Halbkultur. Nördlich zwischen der Gebirgskette von Venezuela und dem antillischen Meere liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darinnen erwacht.

Gegen Süden umgibt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrome. Mächtige, bleifarbe Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berge und Wälder hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrülle des tigerartigen Jaguar, von dem dumpfen, regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenen Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbrettfleckige Boa-Schlange. Schnell entrollt und vorgestreckt, ergreift sie in der Furth den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen, wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere angesiedelt, von selbsterzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Macos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Kultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie es auch die ungleich entwickelten, biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten und unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte, ewige Bahn vollenden.

Die Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse bieten im Wesentlichen Folgendes dar. Wenn der Mensch mit regsamen Sinne die Natur durchforscht, oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig, als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst nahe an den beeisten Polen, ertönt die

Luft von dem Gesange der Vögel wie von dem Summen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen, ätherisch reinen sind belebt. Denn so oft man den Rücken der peruanischen Cordilleren oder, südlich vom Leman-See, den Gipfel des weißen Berges bestieg, hat man selbst in diesen Einöden noch Thiere entdeckt. Am Chimborazo, fast achttausend Fuß höher als der Aetna, sahen wir Schmetterlinge und andere geflügelte Insekten. Wenn auch, von senkrechten Luftströmen getrieben, sie sich dahin als Fremdlinge verirrten, wohin unruhige Forschbegier des Menschen sorgsame Schritte leitet, so beweist ihr Daseyn doch, daß die biegsamere animalische Schöpfung ausdauert, wo die vegetabilische längst ihre Gränze erreicht hat. Höher als der Kegelberg von Teneriffa, auf den schneebedeckten Rücken der Pyrenäen gethürmt, höher als alle Gipfel der Andeskette, schwebte oft über uns der Condor, der Riese unter den Geiern. Raubsucht und Nachstellung der zartwolligen Vicunna's, welche gemsenartig und heerdenweise in den beschneiten Grasebenen schwärmen, locken den mächtigen Vogel in diese Region.

Zeigt nun schon das unbewaffnete Auge den ganzen Luftkreis belebt, so enthüllt noch größere Wunder das bewaffnete Auge. Räderthiere, Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und in Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen, wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, welchen alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht. Die atlantischen gelblichen Staubmeteore (Staubnebel), welche von dem capverdischen Inselmeere von Zeit zu Zeit weit gegen Osten in Nord-Afrika, in Italien und Mittel-Europa eindringen, sind nach Ehrenbergs glänzender Entdeckung Anhäufungen von kieselschaligen mikroskopischen Organismen. Viele schweben vielleicht lange Jahre in den obersten Luftschichten, und kommen bisweilen durch die obern Passate oder durch senkrechte Luftströme lebensfähig und in organischer Selbsttheilung begriffen herab.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekten-Eier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, welchen, bei getrennten Geschlechtern, die männlichen Blüthen ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer

und Land den einsamen weiblichen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben, oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind, und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur nothwendigsten Nahrung, so bedürfen dieselben dabei doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zweifacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größeren Theil bildet das Wasser, — vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengeronnen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefäßen der Thiere und Pflanzen zersetzt. Organische Gebilde steigen tief in das Innere der Erde hinab; überall, wo die meteorischen Tagewasser in natürliche Höhlen oder Grubenarbeiten dringen können. Das Gebiet der kryptogamischen unterirdischen Flora ist frühe ein Gegenstand der wissenschaftlichen Arbeiten des Verfassers gewesen. Heiße Quellen nähren kleine Hydroporen, Konferven und Oscillatorien bei den höchsten Temperaturen. Dem Polarkreise nahe, an dem Bären-See im neuen Kontinent, sah Richardson den Boden, der in zwanzig Zoll Tiefe im Sommer gefroren bleibt, mit blühenden Kräutern geschmückt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei: ob auf dem Kontinent oder in dem unergründeten Meere. Durch Ehrenbergs treffliche Arbeit „über das Verhalten des kleinsten Lebens" im tropischen Weltmeere, wie in dem schwimmenden und festen Eise des Südpols, hat sich vor unsern Augen die organische Lebenssphäre, gleichsam der Horizont des Lebens, erweitert. Kieselschalige Polygastren, ja Coscinodisken, mit ihren grünen Ovarien, sind, 12 Grad vom Pole, lebend, in Eisschollen gehüllt, aufgefunden worden; eben so bewohnen der kleine schwarze Gletscherfloh (Desoria glacialis) und die Podurellen enge Eisröhren der von Agassiz erforschten schweizerischen Gletscher. — Ehrenberg hat gezeigt, daß auf mehreren mikroskopischen Infusionsthieren (Synedra, Cocconeis) wieder andere läuseartig leben; daß von den Gallionellen, bei ihrer ungeheuren Theilungskraft und Massenentwicklung, ein unsichtbares Thierchen in vier Tagen zwei Kubikfuß von dem Biliner Polirschiefer bilden kann. In dem Ocean erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuch-

tende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Fläche des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um.

Ungleich ist der Teppich gewebt, welchen die blüthenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet: dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt; lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Fluth, und schiebt plötzlich (wie einst zwischen den griechischen Inseln) einen schlackigen Fels empor; oder erheben (um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern) auf einem unterseeischen Gebirgsrücken die einträchtigen Lythophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden, über den Wasserspiegel herausragend, absterben, und ein flaches Korallen-Eiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel oder Winde, oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst die Luft berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammetartiger Fasern, welche dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begränzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich ihre lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun und das bläuliche Grau der Lepratien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Gränzen der alternden Decke fließen in einander, und auf dem dunklen Grunde bilden sich neue zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Kultur durchlaufen muß, so ist die allmälige Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaca, Gomphrenen und andere fette niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmälige Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte der wandernden Thierwelt.

Ist aber auch die Fülle des Lebens überall verbreitet, ist der Organismus auch unablässig bemüht, die durch den Tod entfesselten Elemente zu neuen Gestalten zu verbinden, so ist diese Lebensfülle und ihre Erneuerung doch nach Verschiedenheit der Himmelsstriche verschieden. Periodisch erstarrt die Natur in der kalten Zone, denn Flüssigkeit ist Bedingniß zum Leben. Thiere und Pflanzen (Laubmoose und andere Kryptogamen abgerechnet) liegen hier viele Monate hindurch im Winterschlaf vergraben. In einem großen Theile der Erde haben daher nur solche organische Wesen sich entwickeln können, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen, und ohne Blatt-Organe einer langen Unterbrechung der Lebensfunktionen fähig sind. Je näher dagegen den Tropen, desto mehr nimmt Mannigfaltigkeit der Gestaltung, Anmuth der Form und des Farbengemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu.

Wenn auch der Charakter verschiedener Weltgegenden von allen äußeren Erscheinungen zugleich abhängt, wenn Umriß der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelsbläue, Wolkengestalt und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken, so ist doch nicht zu läugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Dem thierischen Organismus fehlt es an Masse; die Beweglichkeit der Individuen und oft ihre Kleinheit entziehen sie unsern Blicken. Die Pflanzenschöpfung dagegen wirkt durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft. Ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein sind Alter und Ausdruck stets sich erneuernder Kraft mit einander gepaart.

Umfaßt man mit einem Blick die verschiedenen phanerogamischen Pflanzenarten, welche bereits den Herbarien einverleibt sind, und deren Zahl jetzt auf weit mehr denn 80,000 geschätzt wird, so erkennt man in dieser wundervollen Menge gewisse Hauptformen, auf welche sich viele andere zurückführen lassen. Zur Bestimmung dieser Typen, von deren individueller Schönheit Vertheilung und Gruppirung die Physiognomie der Vegetation eines Landes abhängt, muß man nicht (wie in den botanischen Systemen aus andern Beweggründen geschieht) auf die kleinsten Fortpflanzungsorgane, Blüthenhüllen und Früchte, sondern nur auf das Rücksicht nehmen, was durch Masse den Totaleindruck einer Gegend individualisirt. Unter den Hauptformen der Vegetation gibt es allerdings ganze Familien der sogenannten natürlichen Systeme. Bananengewächse und Palmen, Casuarineen und Coniferen werden auch in diesen einzeln aufgeführt. Aber der botanische Systematiker trennt eine Menge

von Pflanzengruppen, welche der Physiognomiker sich gezwungen sieht, mit einander zu verbinden. Wo die Gewächse sich als Massen darstellen, fließen Umrisse und Vertheilung der Blätter, Gestalt der Stämme und Zweige in einander. Der Maler (und gerade dem feinen Naturgefühle des Künstlers kommt hier der Ausspruch zu!) unterscheidet in dem Hintergrunde einer Landschaft Pinien- oder Palmengebüsche von Buchen-, nicht aber diese von andern Laubholzwäldern.

Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur.

Der Verfasser zählt nun diejenigen auf, welche er auf seinen Reisen durch die beiden Kontinente und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen den 60 Graden nördlicher und dem zwölften Grade südlicher Breite beobachtet hat. Gewiß wird die Zahl dieser Formen ansehnlich vermehrt werden, wenn man einst in das Innere der Kontinente tiefer eindringt und neue Pflanzengattungen entdeckt. Im südlichen Asien, im Innern von Afrika und Neu-Holland, in Südamerika vom Amazonenstrome bis zu der Provinz Chiquitos hin ist die Vegetation uns noch völlig unbekannt. Wie, wenn man einmal ein Land entdeckte, in dem holzige Schwämme, Cenomyce rangiferina, oder Moose hohe Bäume bildeten? Neckera dendroides, ein deutsches Laubmoos, ist in der That baumartig, und die Bambusaceen (baumartige Gräser) wie die tropischen Farnkräuter, oft höher als unsere Linden und Erlen, sind für den Europäer noch jetzt ein eben so überraschender Anblick, als dem ersten Entdecker ein Wald hoher Laubmoose seyn würde! Die absolute Größe und der Grad der Entwickelung, welche die Organismen (Pflanzen- und Thierarten) erreichen, die zu einer Familie gehören, werden durch noch unerkannte Gesetze bedingt. In jeder der großen Abtheilungen des Thierreiches, den Insekten, Crustaceen, Reptilien, Vögeln, Fischen oder Säugethieren, oscillirt die Dimension des Körperbaues zwischen gewissen äußersten Gränzen. Das durch die bisherigen Beobachtungen festgesetzte Maß der Größenschwankung kann durch neue Entdeckungen, durch Auffindung bisher unbekannter Thierarten berichtigt werden.

Bei den Landthieren scheinen vorzüglich Temperaturverhältnisse, von den Breitengraden abhängig, die organische Entwickelung genetisch begünstigt zu haben. Die kleine und schlanke Form unserer Eidechse dehnt sich im Süden zu dem kolossalen, schwerfälligen, gepanzerten Körper furchtbarer Krokodile aus. In den ungeheuren Katzen von Afrika und Amerika, im Tiger,

im Löwen und Jaguar ist die Gestalt eines unserer kleinsten Hausthiere nach einem größeren Maßstabe wiederholt. Dringen wir gar in das Innere der Erde, durchwühlen wir die Grabstätten der Pflanzen und Thiere, so verkündigen uns die Versteinerungen nicht bloß eine Vertheilung der Formen, die mit den jetzigen Klimaten in Widerspruch steht: sie zeigen uns auch kolossale Gestalten, welche mit denen, die uns gegenwärtig umgeben, nicht minder kontrastiren, als die erhabenen, einfachen Heldennaturen der Hellenen mit dem, was unsere Zeit mit dem Worte Charaktergröße bezeichnet. Hat die Temperatur des Erdkörpers beträchtliche, vielleicht periodisch wiederkehrende Veränderungen erlitten; ist das Verhältniß zwischen Meer und Land, ja selbst die Höhe des Luftoceans und sein Druck nicht immer derselbe gewesen: so muß die Physiognomie der Natur, so müssen Größe und Gestalt des Organismus ebenfalls schon vielfachem Wechsel unterworfen gewesen seyn. Mächtige Pachydermen (Dickhäuter), elephantenartige Mastodonten, Owen's Mylodon robustus, und die Kolossochelys, eine Landschildkröte von sechs Fuß Höhe, bevölkerten vormals die Waldung, welche aus riesenartigen Lepidodendren, kaktusähnlichen Stigmarien und zahlreichen Geschlechtern der Cycadeen bestand.

In Darstellung der Charaktere, welche jeder Pflanzenart vorzüglich zukommen, beginnt der Verfasser mit der Palme, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten; denn ihr haben stets die Völker (und die früheste Menschenbildung war in der asiatischen Palmenwelt, wie in dem Erdstriche, welcher zunächst an die Palmenwelt gränzt) den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachlige Schäfte endigen mit anstrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht, vom Verfasser sorgfältig gemessen, 180 Fuß Höhe. Die Palmenform nimmt an Pracht und Größe ab vom Aequator gegen die gemäßigte Zone hin. Europa hat unter seinen einheimischen Gewächsen nur Einen Repräsentanten dieser Form: die zwergartige Küstenpalme, den Chamärops, der in Spanien und Italien sich nördlich bis zum 44. Breitegrade erstreckt. Das eigentliche Palmenklima der Erde hat zwischen 20½° und 22° Réaumur mittlerer jährlicher Wärme. Aber die aus Afrika zu uns gebrachte Dattelpalme, welche weit minder schön als andere Arten dieser Gruppe ist, vegetirt noch im südlichen Europa in Gegenden, deren mittlere Temperatur 12° bis 13½° beträgt. Palmstämme und Elephantengerippe liegen im nördlichen Europa im Innern der Erde vergraben; ihre Lage macht es wahrscheinlich, daß sie nicht von den Tropen her gegen

Norden geschwemmt wurden, sondern daß in den großen Revolutionen unsers Planeten die Klimate, wie die durch sie bestimmte Physiognomie der Natur, vielfach verändert worden sind.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananen-Form: die Scitamineen und Musaceen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia; ein niedriger, aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und locker gewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisang-Gebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung fast aller Bewohner des heißen Erdgürtels. Wie die mehlreichen Cerealien oder Getreidearten des Nordens, so begleiten Pisang-Stämme den Menschen seit der frühesten Kindheit seiner Kultur. Semitische Sagen setzen die ursprüngliche Heimat dieser nährenden Pflanze an den Euphrat, andere mit mehr Wahrscheinlichkeit an den Fuß des Himalaya-Gebirges in Indien. Nach griechischen Sagen waren die Gefilde von Enna das glückliche Vaterland der Cerealien. Wenn die siculischen Früchte der Ceres, durch die Kultur über die nördliche Erde verbreitet, einförmige, weitgedehnte Grasfluren bildend, wenig den Anblick der Natur verschönern, so vervielfacht dagegen der sich ansiedelnde Tropenbewohner durch Pisang-Pflanzungen eine der herrlichsten und edelsten Gestalten.

Die Form der Malvaceen und Bombaceen ist dargestellt durch Ceiba, Cavanillesia und den mexikanischen Händebaum, Cheirostemon: kolossalisch dicke Stämme, mit zartwolligen, großen, herzförmigen oder eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrotbaum, Adansonia digitata, welcher bei mäßiger Höhe bisweilen 30 Fuß Durchmesser hat, und wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserm Planeten ist. In Italien fängt die Malvenform bereits an, der Vegetation einen eigenthümlichen, südlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Kontinent leider ganz die zartgefiederten Blätter, die Form der Mimosen; sie herrscht durch Acacia, Desmanthus, Gleditschia, Porleria, Tamarindus. Den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannigfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den italienischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklimas, durch die zart-

gefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus malerischem Effekte.

Eine meist afrikanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören, dem physiognomischen Charakter oder allgemeinen Anblick nach, auch die Epacrideen und Diosmeen, viele Proteaceen und die australischen Akacien mit bloßen Blattstielblättern (Phyllodien): eine Gruppe, welche mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deßhalb oft mit dieser, durch die Fülle glockenförmiger Blüthen, desto reizender kontrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere afrikanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeeres. Sie schmücken Wälschland und die Cistus-Gebüsche des südlichen Spaniens. Am üppigsten wachsend fand sie der Verfasser auf Teneriffa am Abhange des Pics von Teyde. In den baltischen Ländern und weiter nach Norden hin ist diese Pflanzenform gefürchtet, Dürre und Unfruchtbarkeit verkündigend. Unsere Heidekräuter Erica (Calluna) vulgaris, E. tetralix, E. carnea und E. cinerea, sind gesellschaftlich lebende Gewächse, gegen deren fortschreitenden Zug die ackerbauenden Völker seit Jahrhunderten mit wenigem Glücke ankämpfen. Sonderbar, daß der Hauptrepräsentant der Familie bloß Einer Seite unseres Planeten eigen ist! Von den 300 jetzt bekannten Arten von Erica findet sich nur eine einzige im neuen Kontinent von Pennsylvanien und Labrador bis gegen Nutka und Alaschka hin.

Dagegen ist bloß dem neuen Kontinent eigenthümlich die Kaktusform, bald kugelförmig, bald gegliedert; bald in hohen, viereckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den auffallendsten Kontrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen. Sie gehört zu den Pflanzen, welche Bernardin de St. Pierre sehr glücklich vegetabilische Quellen der Wüste nennt. In den wasserleeren Ebenen von Südamerika suchen die von Durst beängstigten Thiere den Melonenkaktus, eine kugelförmige, halb im dürren Sande verborgene Pflanze, deren saftreiches Inneres unter furchtbaren Stacheln versteckt ist. Die säulenförmigen Kaktusstämme erreichen bis 30 Fuß Höhe, und kandelaberartig getheilt, oft mit Lichenen bedeckt, erinnern sie, durch Aehnlichkeit der Physiognomie, an einige afrikanische Euphorbien.

Wie diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den vom Licht verkohlten Stamm der Tropenbäume und die ödesten Felsenritzen. Die Vanillenform zeichnet sich aus durch hellgrüne, saftvolle Blätter, wie durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Bau. Die Orchideenblüthen gleichen bald geflügelten Insekten, bald den

Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt. Das Leben eines Malers wäre nicht hinlänglich, um, auch nur einen beschränkten Raum durchmusternd, die prachtvollen Orchideen abzubilden, welche die tief ausgefurchten Gebirgsthäler der peruanischen Andeskette zieren.

Blattlos, wie fast alle Kaktusarten, ist die Form der Casuarinen, einer Pflanzengestalt, bloß der Südsee und Ost-Indien eigen; Bäume mit schachtelhalm ähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in andern Erdstrichen Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus. Plümiers Equisetum altissimum, Forskal's Ephedra aphylla aus Nord-Afrika, die peruanischen Colletien und das sibirische Calligonum Pallasia sind der Casuarinenform nahe verwandt.

So wie in den Pisang-Gewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Casuarinen und in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine nordische Form, welche in den Tropen seltener ist, und in einigen Coniferen (Dammara, Salisburia) ein breitblätteriges Nadellaub zeigt. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft. Es verkündet gleichsam den Polarvölkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheische Feuer, nie auf unserm Planeten erlischt.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt außer den Orchideen auch die Pothos-Gewächse den alternden Stamm der Waldbäume; saftige, krautartige Stengel erheben große, bald pfeilförmige, bald gefingerte, bald längliche, aber stets dickadrige Blätter. Die Blüthen der Aroideen, ihre Lebenswärme erhöhend, sind in Scheiden eingehüllt; stammlos treiben sie Luftwurzeln. Verwandte Formen sind: Pothos, Dracontium, Caladium, Arum; das letzte bis zu den Küsten des Mittelmeeres fortschreitend, in Spanien und Italien mit saftvollem Huflattich mit hohen Distelstauden und Acanthus die Ueppigkeit des südlichen Pflanzenwuchses bezeichnend.

Zu dieser Arum-Form gesellt sich die Form der tropischen Lianen, in den heißen Erdstrichen von Südamerika in vorzüglichster Kraft der Vegetation. Paullinia, Banisteria, Bignonien und Passifloren. Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Am Orinoco haben die blattlosen Zweige der Bauhinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Swietenien herab, theils sind sie schräg wie Mastaue ausgespannt,

und die Tigerkatze hat eine bewunderswürdige Geschicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegsamen, sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün kontrastirt die selbstständige Form der bläulichen Aloe-Gewächse: Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, eng geringelt und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, lang zugespitzte Blätter strahlenartig zusammengehäuft. Die hochstämmigen Aloe-Gewächse bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen, sie stehen einzeln in dürren Ebenen, und geben dadurch der Tropengegend oft einen eigenen melancholischen (man möchte sagen afrikanischen) Charakter. Zu dieser Aloeform gehören wegen physiognomischer Aehnlichkeit im Eindruck der Landschaft: aus den Bromeliaceen die Pitcairnien, welche in der Andeskette aus Felsritzen aufsteigen, die große Pournelia pyramidata (Atschupalla der Hochebenen von Neu-Granada), die amerikanische Aloe (Agave) Bromelia Ananas und B. Caratas; aus den Euphorbiaceen die seltenen Arten mit dicken, kurzen, kandelaberartig getheilten Stämmen; aus der Familie der Asphodeleen die afrikanische Aloe und der Drachenbaum, Dracaena Draco; endlich unter den Liliaceen die hochblühende Yucca.

Wie die Aloeform sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die Grasform, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser, durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambusgebüsche bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinschwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen. Schon in Italien fängt im Arundo Donax diese Form an, sich vom Boden zu erheben, und durch Höhe und Masse den Naturcharakter des Landes zu bestimmen.

Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der Farren in den heißen Erdstrichen veredelt. Baumartige, bis 40 Fuß hohe Farren haben ein palmenartiges Ansehen; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppig rauher als der der Palmen. Das Laub ist zarter, locker gewebt, durchscheinend und an den Rändern sauber ausgezackt. Diese kolossalen Farrenkräuter sind fast ausschließlich den Tropen eigen, aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor. Da nun die Milderung der Hitze bloß eine Folge der Höhe ist, so darf man Gebirge, welche zwei- bis dreitausend Fuß über dem Meere erhaben sind, als den Hauptsitz dieser Form nennen. Hochstämmige Farrenkräuter begleiten in Südamerika den wohlthätigen

Baum, der die heilende Fieberrinde darbietet. Beide bezeichnen die glückliche Region der Erde, in welcher ewige Milde des Frühlings herrscht.

Noch nennt der Verfasser die Form der Liliengewächse (Amaryllis, Ixia, Gladiolus, Pancratium) mit schilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen; eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Afrika ist; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimisch, und in den Hochebenen von Quito, nicht durch die Gestalt der Blätter, sondern durch die der Verzweigung, in Schinus Molle wiederholt; Myrthen-Gewächse (Metrosideros, Eucalyptus, Escallonia myrtilloides) Melastonen- und Lorbeerform.

Die allgemeine Ueberschau zeigt uns: Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothos-Blätter und der Dracontien kontrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es oft dem Naturforscher schwer, zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerem Grün, mit größeren und glänzenderen Blättern geziert, als in den nördlichen Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch als unsere Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll wie unsere Lilien sind. An den schattigen Ufern des Magdalenenflusses in Südamerika wächst eine rankende Aristolochia, deren Blume von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen. Im südindischen Archipel hat die Blüthe der Rafflesia fast drei Fuß Durchmesser und wiegt über vierzehn Pfund.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht bloß einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisang-Gebüschen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen. Cypressen, Tannen und Eichen, Berberis-Sträucher und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexiko, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimat zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen: wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen, hochstämmige Farren und Pisang-Gewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen) bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropen-Vegetation. Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich wie dieser, ist.

Der Aufsatz: Die Lebenskraft, oder der rhodische Genius, wurde zuerst in Schillers Horen, Jahrgang 1795, abgedruckt. Schillers Verhältniß mit Humboldt ist bekannt. Wie hätten sich auch ihrer ganzen Beschaffenheit nach so innig verwandte Geister nicht zu einem unvergänglichen Bunde vereinigen sollen!

Was das Verhältniß der vorliegenden Ausgabe des Werkes zu den zwei früheren betrifft, so wurde in derselben sie eigentlich erst vollendet und nach den Bedürfnissen der Zeit ganz umgeschmolzen. Fast alle wissenschaftlichen Entdeckungen sind ergänzt, oder durch eine inhaltreichere ersetzt worden. Um die numerische Gleichförmigkeit mit den zwei vorigen Ausgaben der Ansichten der Natur zu bewahren, sind die Temperatur-Angaben in diesem Werke, wenn nicht das Gegentheil bestimmt ausgesprochen ist, in Graden des achtzigtheiligen Réaumur'schen Thermometers ausgedrückt. Das Fußmaß ist

das altfranzösische, in welchem die Toise 6 Pariser Fuß zählt. Die Meilen sind geographische, deren 15 auf einen Aequatorial-Grad gehen. Die Längen sind vom ersten Meridian der Pariser Sternwarte gerechnet.

Es ist uns erfreulich, den Schlußstein der Jahrbücher, welche eine so geraume Zeit hindurch, unerschüttert von allen beirrenden Verhältnissen, die Anerkennung und Verbreitung des Erhabenen, Großen und Schönen zu fördern strebten, mit der Anzeige des Werkes des größten jetzt lebenden Gelehrten setzen zu können.

An die Leser und Mitarbeiter der Jahrbücher der Literatur.

Nach zwanzigjähriger, nach Kopitar mir übertragener Leitung dieses großartigen Institutes ist es bei der, durch die Zeitverhältnisse herbeigeführten Beendigung desselben meine erste Pflicht, den Mitarbeitern, welche sich mit mir zu dem erhabenen Zwecke energischer Förderung der Wissenschaft und Kunst durch eine so lange Reihe von Jahren verbunden haben, den tiefgefühltesten Dank auszusprechen. Ich entledige mich dieser Pflicht um so freudiger, da es mir vergönnt ist, mich Schriftstellern ersten Ranges zu nähern; denn nur diese haben unter meiner Leitung ihre Urtheile und Erkenntnisse in den Jahrbüchern ausgesprochen. Viele davon leben nicht mehr, aber die Verpflichtung des Dankes reicht über's Grab hinaus. Ich nenne unter ihnen Goethe und seine Freunde Meier, Staatskanzler Müller und Riemer, Wilhelm von Humboldt, A. W. Schlegel, Gentz, Zschokke, Immermann, Böttiger, Gottfried Hermann, Endlicher, Wenrich, Hormayr, Littrow, Feuchtersleben, Enk, La Motte-Fouqué, Rochlitz.

Unter den Lebenden wende ich mich dankend an Alexis in Berlin, Benfey in Heidelberg, Carus in Dresden, Creuzer in Heidelberg, Flügel in Dresden, Fürst in Kopenhagen, Geier in Halle, Graffen in Hamburg, Grimm in Göttingen, Guhrauer in Breslau, Hase in Dresden, Kayser in Heidelberg, Klöden in Berlin, Maßmann in München, Menzel in Stuttgart, Minkwitz in Dresden, Müller in Göttingen, Nadesdin in Petersburg, Neumann in München, Olshausen in Kiel, Prokesch-Osten in Berlin, Ritter in Bonn, Roß in Athen, Rückert in Berlin, Schaffarik in Prag, Tischendorf in Leipzig, Weber in Bremen, Zimmermann in Hamburg; Arneth, Bergmann, Chmel, Exner, Frankl, Hammer-Purgstall, Hebbel, Kaltenbaeck, Melly, Miklosich, Pflügl; Seidl, Tschischka, Tschudi, Wenzel, Wolf in Wien.

Hat zu irgend einer Zeit ein edlerer Verein wissenschaftlicher und künstlerischer Kräfte bestanden?

Und jene Männer haben nicht etwa bloß zeitweise kleinere Mittheilungen geliefert, zur Zierde des wissenschaftlichen Institutes mit ihren Namen versehen — sie haben unermüdet mit der regsten Thätigkeit in den umfangreichsten Mittheilungen dem Zwecke des Institutes, die wissenschaftlichen Interessen der Ge-

genwart zu fördern und die literarischen Verbindungen des Inlandes mit dem fernsten Auslande zu begründen und festzuhalten, nachgestrebt. Die einfachste Betrachtung der Resultate liefert den Beweis.

Hammer-Purgstall besprach alle merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der arabischen, persischen, türkischen, indischen, chinesischen, Sanskrit-Literatur; von ihm wurden alle mongolischen, asiatischen, ägyptischen, syrischen Reisen neuester Zeit, alle nach Indostan, Kaschmir und Afghanistan gewürdigt.

Littrow besprach die bedeutendsten Werke im Gebiete der Naturwissenschaften, der Astronomie, Mathematik, Geographie.

Hormayr lieferte geschichtliche Forschungen.

Gottfried Hermann theilte seine großartigen Erkenntnisse über die Behandlung der griechischen Dichter bei den Engländern über Aristophanes, Aeschylos, Hesiod und Sophokles mit.

Creuzer besprach die Werke römischer Klassiker, die alte Geographie und Archäologie.

Chmel lieferte Mittheilungen über geschichtliche, Arneth und Bergmann über numismatische Werke — Wenzel über ungarische Geschichte und Sprache — Wolf über die spanische Literatur. Die bedeutendsten Erscheinungen der schönwissenschaftlichen Literatur neuester Zeit wurden von Alexis, Schlegel, Immermann, Hebbel, La Motte-Fouqué, Rochlitz, Müller, Enk, Seidl und dem Unterzeichneten gewürdigt; von letzterem die Werke von Freiligrath, Anastasius Grün, Hebbel, Herwegh, Lenau, Oehlenschläger, Tieck, Zedlitz.

Von welch seltenem Interesse sind die Aufsätze von Goethe über die schönsten Monumente und merkwürdigsten Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä! Prokesch-Osten über die Werke von Clarac und Raoul-Rochette; Rückert über Schlegels Ausgabe von Rameidos Valmiceiae lib. VII, die langerwartete Grundlage des Sanskrit-Studiums in Europa; Halling über Schaffariks Abkunft der Slaven; Feuchtersleben über Carus Cranioscopie und Littrows Schriften; Endlicher über die Fragmenta theotisca; Exner über Jägers empirische Psychologie; Grimm über Ulfilas und St. Pauli Epistolae; Neumann über China, die Dichtkunst der Chinesen und über Japan; Klöden über Humboldts Kosmos; Ritter über die Notitia dignitatum, über Drumanns Geschichte Roms, über die der griechischen Literatur; Kayser über die Gymnastik und Agonistik der Hellenen, über Hesiod, Pindar und Euripides; Nadesdin über die Mundarten der russischen Sprache; Geier über Pseudo Callisthenes; Olshausen über Palästina und die angränzenden Länder; Miklosich über Sanskrit und Slavisch; Graffen

über Oesterreichs Handelsverkehr; Müller über nordische und deutsche Mythologie; Zimmermann über Klopstocks Epigramme. — Drei der bedeutendsten Gelehrten der Neuzeit: Gottfried Hermann, Littrow und der leider der Wissenschaft zu früh entrissene Wenrich theilten ihre letzten Arbeiten über Euripides, über Pontecoulant Précis d'Astronomie und über die hebräische Sprache im XCII. — CXVIII. und CXX. Bande der Jahrbücher mit. Der Aufsatz Littrows ist nicht vollendet.

Eine reiche Fundgrube der bedeutendsten Mittheilungen lieferte das Anzeige-Blatt der Jahrbücher. Wir machen zum Beweise nur auf folgende aufmerksam. Schaffarik: Uebersicht der vorzüglichsten schriftlichen Denkmäler älterer Zeiten bei den Serben und andern Südslaven. — Wolf: Ueber einige noch unedirte Gedichte des Mittelalters von Alexander dem Großen. — Maßmann: Ueber Hans Holbeins Todtentanz. — Prokesch: Mittheilungen aus Kleinasien. Constantinopel im Winter 1824 — 1825. Smyrna. — Pflügl: Ueber Marokko's militärische Verhältnisse, aus dem Tagebuche seiner Reise nach Marokko. Tagebuch der Gesandtschaftsreise in das Hoflager des Sultans von Marokko im J. 1830. — Bergmann: Lateinische Grammatik, moralische und diätetische Verse, zum Unterricht des Erzherzogs, nachmaligen Kaiser Maximilian I. geschrieben. Van dem Mayer Helmprechte, poetische Erzählung, zum ersten Male aus dem Heldenbuche der Ambraser Sammlung. Ulrich von Lichtensteins Frauenbuch vom Jahre 1257, aus der einzigen Handschrift in der Ambraser Sammlung mitgetheilt. Untersuchungen über die freien Walliser in Graubündten und Vorarlberg. Das Ambraser Liederbuch, ein Unicum. Ueber das ursprüngliche Doppelelement der Bevölkerung zu Galtür in Tirol. Historische Untersuchungen über die Cimbern. Früheste Kunde vom Bregenzer Wald. Von dem übeln Wibe, zum ersten Mal aus dem Heldenbuch der Ambraser Sammlung, von ungenanntem Dichter aus dem XIII. Jahrh. Des steiermärkischen Sängers Herant von Wildon, vier poetische Erzählungen aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, zum ersten Mal aus dem Heldenbuch. Untersuchungen über das älteste Münzrecht. — Gaye: Köhlers Biographie. — Flügel: Ueber die von der königl. Bibliothek zu Paris an arabischen, persischen und türkischen Handschriften in der neuesten Zeit gemachten Erwerbungen. Sojuti's Leben und Schriften. — Chmel: Beitrag zur Geschichte Wallensteins. — Filz: Untersuchung der Hansizischen Zeitrechnung hinsichtlich des heil. Rupert, ersten Bischofs zu Salzburg. — Dr. Ludwig Roß: Anonymi Viennensis, Descriptio urbis Athenarum, nebst dem Briefe des Zygomalas und Kabasilas. — Meier: Kritische

Anzeige neuer und neuester Kupferstiche, mit historischer Einleitung. — Seidl: Epigraphische Excurse. — Melly: Beiträge zur vaterländischen Geschichte von Italien. — Tischendorf: Rechenschaft über seine handschriftlichen Studien auf einer wissenschaftlichen Reise im Jahre 1840 bis 1844. — Carus: Von der Eigenthümlichkeit Englands. Ueber Auffindung eines reichen goldenen Schmuckes in einer lybischen Pyramide. Blätter aus seinem Reisetagebuche. — Guhrauer in Breslau: Antonius Zara, ein österreichischer Philosoph im Zeitalter Bacons. — Kaltenbaeck: Andeutungen über vaterländische Rechtsbücher des Mittelalters. — Menzel: Ueber das neu-entdeckte heidnisch-allemannische Todtenfeld bei Oberflacht in Schwaben. — Ungedruckte Briefe Kepplers, mitgetheilt von Diemer.

Ich scheide von allen Theilnehmern der Jahrbücher mit dem Bewußtseyn, die mir anvertraute schwere Aufgabe erfolgreich erfüllt, und von Anfeindungen aller Art unbeirrt, das Institut von der Erbsünde aller Journalistik, der Anpreisung des Mittelmäßigen und der Verunglimpfung des Bedeutenden, rein gehalten zu haben. Die bedeutendsten literarischen Notabilitäten haben diese Bestrebungen anerkannt; auch blieben die Jahrbücher bis auf den heutigen Tag in beständiger Verbindung mit den bedeutendsten wissenschaftlichen Instituten Deutschlands, Englands, Frankreichs, Rußlands, Dänemarks, Belgiens, des Orients und Nordamerika's.

Durch den Schutz, welchen Seine Durchlaucht, der Herr Minister-Präsident Fürst von Schwarzenberg, der Kunst und Wissenschaft zuwenden, darf der in diesem Jahrgange erfolgende Schluß der Jahrbücher der Literatur, welcher die Beendigungen der in den früheren Bänden begonnenen Aufsätze und ein General-Register enthalten wird, ein des Institutes würdiger seyn.

Da von dem Gesammtwerke noch ungefähr 60 vollständige Exemplare vorhanden sind, ist beschlossen worden, dieselben durch die Gerold'sche Verlagsbuchhandlung, an welche sich die Käufer wenden wollen, um den ermäßigten Preis von 100 fl. C. M. abzugeben.

Wien, am 15. Dezember 1849.

Regierungsrath **Deinhardstein.**

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. CXXVI.

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844.

Von Professor Dr. Tischendorf zu Leipzig.

Arbeiten über die alte lateinische Uebersetzung des neuen Testaments.

II. Die Bobbienser Evangelienfragmente zu Turin.
(Schluß.)

Fol XXXVIII. verso

v. 33. Subsannabant eum· et cum fac
ta esset· hora· sexta factae sunt te
nebrae in totam terram[1]) usque in hora̅
v. 34. nonam et exclamàvit voce mag
na heli heli anm·[2]) et zaphani· $\overline{di}$ me
us di[3]) meus· ad quid me dereliquisti[4])
v. 35. ‚ ‚ et quidam eorum· qui daerant[5])
cum audissent· ajebat helion vo
v. 36. cat· et ‚ ‚ ‚ ‚ ‚ cucurrit unus· et in
plevit spoliam·[6]) acceto et superpo
nens· harundini potavit eum·
dicens· sine vidicamus·[7]) si venit
v. 37. helias· deponere eum· $\overline{hs}$ autem
emisit voce magna et[8]) expiravit

* * *

---

1) in terram steht auf einer Rasur.

2) n hat einen Punkt über sich; ist also getilgt.

3) An beiden Stellen steht $\overline{di}$; der 2. Corrector hat $\overline{ds}$ hergestellt.

4) dereliquisti ist von ***. Die ursprüngliche Lesart mit den zwei ersten Buchstaben der folgenden Zeile ist verschwunden. Vor dereliquisti übersieht Fleck me.

5) So, nicht (wie Fl.) aderant. d hat einen Punkt über sich. Zwei Zeilen später sind fünf Buchstaben gänzlich ausradirt.

6) Aus spoliam corrigirt ** spōgiam. Im Nächstfolgenden ist to e von **.

7) So hat das Mſ., nicht (wie Fl.) videamus.

8) Falsch Fleck: vocem magnam ohne et. Doch ist et ausradirt. emisit (für emissa) blieb unverbessert.

1

v. 33. convitiabantur ei. Et facta hora sexta, tenebrae factae sunt per totam
v. 34. terram usque in horam nonam. Et hora nona exclamavit Jesus voce magna, dicens: Eloi, eloi, lamma sabacthani? quod est interpretatum:
v. 35. Deus meus, Deus meus, ut quid dereliquisti me? Et quidam de circumstan
v. 36. tibus audientes dicebant. Ecce Eliam vocat. Currens autem unus et implens spongiam aceto, circumponensque calamo, potum dabat ei, dicens: Sinite, videamus, si veniat Elias ad deponendum eum.
v. 37. Jesus autem emissa voce magna expiravit.

Fol. XXXIX. recto

v. 38. et continuo velum templi cons
scissum et in duas partes a eutu [1])
v. 39. usque deorsu· cum vidisset
autem centurio qui stabat con
tra quia sic exclamavit dixit
v. 40. vere hic homo di filius fuit fu
erunt et mulieres ds longinquo
spectantes in quibus fuit maria
magdalene et maria jacobi mi
noris et josetis mater et salome
v. 41. que sequebantur cum esse [2]) in
galilaea et ministrabant ei
et aliae multae que simul cum
eo ascenderunt hierosolyma

* * *

v. 38 Et velum templi scissum est in duo, a summo usque deorsum.
v. 39. Videns autem Centurio, qui ex adverso stabat, quia sic clamans
v. 40. expirasset; ait: Vere hic homo Filius Dei erat. Erant autem et mulieres de longe aspicientes: inter quas erat Maria Magdalene,
v. 41. et Maria Jacobi minoris, et Joseph mater, et Salome: Et cum esset in Galilaea, sequebantur eum. et ministrabant ei, et aliae multae, quae simul cum eo ascenderant Jerosolymam.

Fol XXXIX. verso

v. 42 serum autem cum factum esset
v. 43. cene pure sabbati venit joses
ab arimathia dives decurio qui
fuit et ipse sperans [3]) regnum di
ausus est et introivit ad pila
v. 44. tum et petit cadaver hs^u pilatus
autem mirabatur si jam mor
tus esset et advocato centu
rione interrogavit si jam mor

---

1) ** corrigirt susu für eutu.
2) Corrigirt ist esset. von ** oder *.
3) Fleck las: ipse esperans.

v. 45. tuus esset et cum cognovis
v. 46. set donavit corpus josef joses
autem empta palla deposuit
eum et involvit in palla et po
suit eum in monimento quot

* * *

v. 42. Et cum jam sero esset factum, quia erat parasceve, quod est
v. 43. ante sabbatum, Venit Joseph ab Arimathea nobilis decurio,
qui et ipse erat expectans regnum Dei, et audacter introivit
v. 44. ad Pilatum, et petiit corpus Jesu. Pilatus autem mirabatur
si jam obiisset. Et accersito Centurione, interrogavit eum si
v. 45. jam mortuus esset. Et cum cognovisset a Centurione, donavit
v. 46. corpus Joseph. Joseph autem mercatus sindonem, et deponens
eum involvit sindone, et posuit eum in monumento, quod

Fol. XL. recto

fuit fossum in petra et voluta
vit lapidem ad osteum moni
v. 47. menti maria autem mag
dalene et maria josetis vide
XVI, 1. runt ubi positus est et sabba
to exacto abierunt et adtule
runt aromata ut eum ungue
v. 2. rent et venerunt prima sab
v. 3. bati mane dicentes quis nobis
v. 4. revolvet lapidem ab osteo su
bito [1]) autem ad horam tertiam
tenebrae diei factae sunt per
totum orbem terrae et des
cenderunt de caelis angeli

* * *

erat excisum de petra, et advolvit lapidem ad ostium
v. 47. monumenti. Maria autem Magdalene et Maria Joseph
XVI, 1. aspiciebant ubi poneretur. Et cum transisset sabbatum, Maria
Magdalene, et Maria Jacobi, et Salome emerunt
v. 2. aromata, ut venientes ungerent Jesum. Et valde mane una
sabbatorum, veniunt ad monumentum,
v. 3. orto jam sole. Et dicebant ad invicem: Quis revolvet
v. 4. nobis lapidem ab ostio monumenti? Et respicientes

Fol. XL. verso

et surgent in claritate vivi d̄i [2])
simul ascenderunt cum eo
et continuo lux facta est

---

[1]) Von subito an, acht Zeilen hindurch, bietet der Text der Vulgata keine Parallele. Auch unter den Dokumenten der itala stimmt hier keins mit dem Bobbienser Codex.

[2]) So steht im Mſ. vivi d̄i (d. i. dei). Dafür referirt Fleck: vivida, mit der Angabe, daß die letzten zwei oder drei Buchstaben ausradirt seien.

Tunc illae accesserunt ad mo
nimentum et vident revo
lutum lapidem fuit enim
v. 5 magnus nimis et cum intro
introissent viderunt juve
nem in dextra sedentem in
dutum stolam albam et hebe
v. 6. tes factae sunt ille autem di
dit [1]) ad illas quit stupetis ih̄ˢ illu⁻ [2])
crucifixum , , , , nazorae
um quaeritis surrexit , , , , , , [3])

* * *

viderunt revolutum lapidem. Erat quippe magnus valde.
v. 5. Et introeuntes in monumentum viderunt juvenem sedentem
v. 6. in dextris, coopertum stola candida, et obstupuerunt. Qui
dicit illis: Nolite expavescere: Jesum quaeritis
Nazarenum, crucifixum: surrexit,

Fol. XLI. recto

ecce locus illius ubi fuit positus·
v. 7. Sed ite et dicite discipulis et petro
praecedo vos in galileam illic me
v. 8 videbitis· sicut vobis dixi illae [4]) au
tem cum cum [5]) exirent a monume⁻
to fugerunt tenebat enim illas
tremor· et pavor propter timore⁻
v. 9. Omnia [6]) autem quaecumque prae
cepta erant et qui cum puero erant
breviter exposuerunt posthaec
et ipse h̄s adparuit· et [7]) ab oriente
usque· usque in orientem· misit·
per illos sanctam et incorruptam ha· [8])
salutis aeternae· amen·

praedicationis

* * *

---

[1]) Für didit liegt keine Correctur vor. Fleck gibt an: dixit.

[2]) illum ist ausradirt. Die drei oder vier Buchstaben nach crucifixum sind durch die Rasur gänzlich verschwunden.

[3]) Ich vermuthe, daß hier et ecce gestanden; Fleck vermuthet: et ejus

[4]) Ueber ae, was jedoch nicht getilgt ist, steht i von 2. Hand.

[5]) Das eine cum hat Punkte über sich, wohl von ••.

[6]) Von hier an bis zu Ende des Evangeliums geht der Codex ganz seinen eigenen Weg, ohne Parallele mit der Vulgata. Mit diesem Schlusse ist unter den griechischen Codd. besonders codex evangeliorum L, d. i. Parisiens. Nro. 62, zu vergleichen. Siehe meine Monumenta sacra inedita pag. 207.

[7]) et hat Fleck übersehen. Von den beiden usque ist keins getilgt.

[8]) Diese Note ha. verweiset auf das unten nachgetragene Wort praedicationis. In letzterem steht dicationis auf einer Rasur; vorher scheint das Wort mit n geschlossen zu haben.

v. 7. non est hic, ecce locus ubi posuerunt eum. Sed ite, dicite
discipulis ejus et Petro, quia praecedit vos in Galilaeam: ibi
v. 8. eum videbitis, sicut dixit vobis. At illae exeuntes fugerunt de
monumento: invaserat enim eas tremor et pavor: et nemini
v. 9. quidquam dixerunt: timebant enim. Surgens autem mane etc. etc.
a. v. 9. usque v. 20

Fol. XLI. verso

e vangelium cata

marcum· exp·

incip· cata mattheum

feliciter [1])

Fol. XLII. recto

Matth. I, 1. Liber generalis fili david· fili abrahae·
v. 2. abraham. genuit· isac isac·
genuit· jacob· jacob· genuit· juda
v. 3. et fratres ejus· et judas· genuit
fares· et fares genuit· efron
v. 4. et efron genuit· aram aram
genuit· aminnadab· et aminnadab· [2])
genuit· nabassom· et nabassom
v 5. genuit· sarmon· et sarmon
genuit· boes·
ex pacham·
et boes genuit· ob·tha· ex ru·th· [3])
et boethe· genuit jesse et jesse
genuit· david· regem·

* * *

Matth. I, 1. 2. Liber generationis Jesu Christi filii David, filii Abraham
Abraham genuit Isaac. Isaac autem genuit Jacob. Jacob autem
genuit Judam

---

1) Die zweite und dritte Zeile dieser Seite ist roth geschrieben. Auch die Arabesken sind halb roth. Das letzte Wort ist fehlerhaft geschrieben, so wie ich's angegeben habe. Uebrigens beweist die Anordnung dieser Seite, daß in dem Evangelienbuche, zu dem unsere Fragmente ehedem gehörten, schon ursprünglich das Evangelium Marci vor dem Evangelium Matthäi seine Stelle hatte.

2) aminnadab hat beide Mal das Ms., nicht aminadab wie Fleck.

3) ob.tha. und ru.th. hat das Ms., mit der Interpunktion mitten im Worte.

v. 3. et fratres ejus. Judas autem genuit Phares et Zaram de Thamar
Phares autem
v. 4. genuit Esron. Esron autem genuit Aram. Aram autem genuit
Aminadab. Aminadab autem genuit Naasson. Naasson autem genuit
v. 5. Salmon. Salmon autem genuit Booz de Rahab. Booz autem
genuit Obed ex Ruth. Obed autem genuit Jesse. Jesse autem genuit
David regem.

Fol XLII. verso

V. 6. et david genuit salomonem ex
ea quae fuit· orsae [1])
v. 7. et salamon· [2]) genuit· roboam
et roboam genuit· abiu
v. 8. et abiu· genuit· asaf et asaf
genuit· josafat· et josafat·
genuit joram· et joram· genuit
v. 9. oziasm· [3]) et ozias genuit· jothan·
et jothas· genuit· achaos. [4])
et achas· gennit· ezecian· et
v 10. ezecias genuit· manassem·
et manassem· [5]) genuit· amos·
et amos· genuit· jbossiam· [6])
v. 11. et jossias· genuit· jechoniam· [7])

* * *

v. 6. David autem rex genuit Salomonem ex ea quae fuit Uriae.
v. 7. Salomon autem genuit Roboam. Roboam autem genuit Abiam.
Abias
v. 8. autem genuit Asa. As autem genuit Josaphat. Josaphat autem
v. 9 genuit Joram. Joram autem genuit Oziam, Ozias autem genuit
Joatham.
v. 10. Joatham autem genuit Achaz. Achaz autem genuit Ezechiam.
Ezechias autem genuit Manassen Manasses autem genuit Amon
Amon
v. 11. autem genuit Josiam. Josias autem genuit Jechoniam

Fol. XLIII. recto

et fratres ejus· usque in transiati [8])
onem babillonis·
v. 12. jechonias autem genuit selathiel
et selatiel· genuit· zorobabel·
v. 13. et· zorobabel· genuit· abiu·

---

1) Für orsae gibt Fl. an Orsad.
2) Hier steht salamon, nicht wie Fl hat salomon.
3) Das s ist durchstrichen, vielleicht schon von erster Hand.
4) Anstatt achaus referirt Fleck Achaas.
5) manassem heißt es. Fleck: »Manassia (?)«.
6) Das b ist durchstrichen, vielleicht von der ersten Hand selber.
7) Für jechoniam hat Fleck Jeconiam.
8) Das mittlere i hat einen Punkt über sich, doch ohne weiteren Zusatz.

et abius· autem genuit· ellacim [1])
v. 14. et elacim genuit asor· et zor
genuit· sadet· et sadet· genuit
achim· et achim· genuit eliuobth· [2])
v. 15. et eliuth· genuit elezarum·
et· elezar genuit· mattham· [3])
et matthas genuit· jacob·
v. 16. et· jacob· genuit· josef· cui de
sponsata· virgo.

* * *

v. 12. et fratres ejus usque in transmigratione Babylonis. Et post
transmigrationem Babylonis Jechonias genuit Salathiel. Sala-
v. 13. thiel autem genuit Zorobabel. Zorobabel autem genuit Abiud.
Abiud
v. 14. autem genuit Eliacim. Eliacim autem genuit Azor. Azor autem
genuit Sadoc. Sadoc autem genuit Achim. Achim autem
v. 15. genuit Eliud. Eliud autem genuit Eleazar. Eleazar autem genuit
Mathan. Mathan autem genuit Jacob. Jacob autem genuit Joseph
virum Mariae,

Fol. XLIII. verso

maria genuit· hs̄[n] xp̄ [4])
v. 17. omnes itaque generationes· ab
abraham· neque ad davit·
genuiterationes· [5]) XIIII
et a davi·dicis· [6]) quae in transla [7])
tionem· babylonis generatio
nes· XIIII· et a translationem [8])
babylonis usque· in adventum
hs xp [9]) generationis XIIII·
v. 18. Xp [10]) autem generatio sic fuit· cum
mater ejus· maria desponsata
esset [11]) josef· priusquam co̅
venirent inventa est in utero
v. 19 habens de spiritu sancto· josef

* * *

---

1) ellacim hat das Mſ., nicht eliacim.

2) So, mit Punkten über ob. Fleck gibt an; Eliubth.

3) Für mattham steht bei Fleck: Mathan.

4) 9) 10) An allen diesen drei Stellen steht die Abbreviatur, ein X mi darüber gesetztem P, ohne Bezeichnung des Casus.

5) Ueber uit stehen Punkte; wornach generationis übrig bleibt.

6) davi.dicis. mit dieser Interpunktion.

7) 8) An beiden Stellen las ich (gegen Vers 11) translationem, Fleck hingegen transiationem. Freilich sehen sich die Uncialbuchstaben i und l in unserm Codex bisweilen sehr ähnlich.

11) Hier ist nicht eine Rasur, wie Fleck meint, sondern es ist leerer Raum gelassen. Das nächste Wort heißt bei Fleck: Josesf.

v. 17. de qua natus est Jesus, qui vocatur Christus. Omnes itaque
generationes ab Abraham usque ad David generationes quatuor-
decim: et a David usque ad transmigrationem Babylonis genera-
tiones quatuordecim: et a transmi-
v. 18. gratione Babylonis usque ad Christum generationes quatuordecim.
Christi autem generatio sic erat: Cum esset desponsata mater
ejus Maria Joseph,
v. 19. antequam convenirent, inventa est in utero habens de spiritu
sancto. Joseph

Fol. XLIV. recto

autem vir ejus cum esset justus
et nollet eam divulgare voluit
v. 20. eam latenter dimittere et cum
haec cogitaret ecce angelus dom
apparet ei in somnis [1]) dicens
josef. fili david. ne metueris
maxriam [2]) uxorem tuam quod
enim in illa natum fuerit de
v. 21. spiritu est sancto pariet aute
filium et vocabis nomen ejus
hs hic enim salvavit populum
v. 22. suum a pe⸗⸗⸗tis [3]) eorum hoc au
tem totum factum est ut inple
retur quod dictum est a dom°.

* * *

autem vir ejus cum esset justus, et nollet eam traducere, voluit
v. 20. occulte dimittere eam. Haec autem eo cogitante, ecce angelus
Domini apparuit in somnis ei dicens: Joseph fili David, noli timere
accipere Mariam conjugem tuam: quod enim in ea natum
v. 21. est, de Spiritu Sancto est. Pariet autem filium, et vocabis no-
men ejus Jesum: ipse enim salvum faciet populum suum a
v. 22. peccatis eorum. Hoc autem totum factum est ut adimpleretur
quod dictum est a Domino

Fol. XLIV. verso

v. 23. per profetam dicentem ecce
virgo pregnas [4]) erit et pariet fili
um et vocabunt nomen ejus em
manuet [5]) quod est interpraeta
v. 24. tum nobiscum di [6]) et cum exsur

---

[1]) s und m stehen auf einer Rasur und sind von zweiter Hand geschrieben.

[2]) Das x hat nicht nur den Punkt über sich, sondern ist auch quer durchstrichen. Das Eine geschah wahrscheinlich schon von *, das Andere von **.

[3]) cca mitten im Worte ist ausgerissen.

[4]) pregnas heisst es, eine Form, die bekanntlich auch anderwärts vorkömmt. Fleck: pregnans.

[5]) Für Emmanuel, was Fleck angibt, liest der Codex emmanuet.

[6]) Diese Abbreviatur läßt sich, streng genommen, nicht durch deus auflösen.

rexisset josef a somno fecit sic
ut ei jusserat angelus dom· et ad
v. 25. sumpsit uxorem· et perit filium
et vocavit nomen ejus hs[1]· [1])
II, 1. Et cum hs natus esset· in bethlem
judaeae. in diebus herodis· regis·
ecce magii [2]) ab oriente vene
v. 2. runt hierosolima dicentes·
ubi est qui natus est rex judaeor.

* * *

v. 23. per Prophetam dicentem: Ecce virgo in utero habebit et pariet
filium, et vocabunt nomen ejus Emmanuel, quod est interpretatum
Nobiscum
v. 24. Deus. Exsurgens autem Joseph a somno, fecit sicut praecepit ei
v. 25. Angelus Domini, et accepit conjugem suam. Et non cognoscebat
eam, donec peperit filium suum primogenitum, et vocavit nomen
II, 1. ejus Jesum. Cum ergo natus esset Jesus in Bethlehem Juda in
diebus Herodis regis, ecce Magi ab Oriente venerunt Jerosoly-
v. 2. mam, Dicentes: Ubi est qui natus est rex Judaeorum?

Fol. XLV. recto

vidimus enim stellam ejus in oriente ha [3])
v. 3. set autem rex· herodes turbatus
est· et tota hierosolima cum eo
v. 4. et convocatis omnibus· sacerdo
tibus· et scribit [4]) plebis· quaesit ab
v. 5. eis ubi· xps nascitur· illi autem·
dixerunt ei in bethleem judaeae [5])
sic enim scriptum est per profe
v. 6. tam· et tu bethleem· judaeae no
minima es in ducibus· judaeae·
ex te enim prodibit· ducator qui
recturus es· populum meum is
v. 7. trael· [6]) tunc herodes latenter
vocavit magos et exquisivit ab eis·

et venimus adorare eum cum audis: hv [3])

* * *

---

[1]) Hier steht ausdrücklich noch die Casusendung im Ms.; Fleck hingegen referirt: Jhesus.

[2]) Das zweite i ist ausradirt.

[3]) ejus in orientem (so ist oriete aufzulösen) hat die zweite Hand über Ausradirtes gesetzt; dazu hat sie außerhalb der Zeile ha. bemerkt, und damit auf den von ihr unterm Text angebrachten Nachtrag: et venimus etc. verwiesen. Unbegreiflicher Weise steht bei Fleck: »orientem ha. (sic),« und dann im 7. Verse: »et venimus adorare eum audis (audisset?)« unmittelbar zwischen ab eis und Herodes.

[4]) scribit hat das Ms., nicht scribis.

[5]) eae in judaeae ist wohl von zweiter Hand. Wahrscheinlich liegt die Lesart juda. darunter. Theils ist der Punkt noch erkennbar, theils tritt eae über die Linie heraus.

[6]) Für istrael gibt Fleck an: isirael.

vidimus enim stellam ejus in Oriente, et venimus adorare eum.
v. 3. Audiens autem Herodes rex, turbatus est, et omnis Jerosolyma
cum illo;
v. 4. Et congregans omnes principes sacerdotum et scribas populi,
sciscita-
v. 5. batur ab eis ubi Christus nasceretur. At illi dixerunt ei: In Beth-
v. 6. lehem Judae: Sic enim scriptum est per Prophetam: Et tu
Bethlehem terra Juda, nequaquam minima es in principibus Juda:
ex te enim exiet dux, qui regat populum meum Israel.
v. 7. Tunc Herodes clam vocatis Magis diligenter didicit ab eis

Fol. XLV. verso

tempus stellae quae apparuerat·
v. 8. et cum mitteret illos bethlem·
dixit ite et quaerite [1]) diligenter
de puero· et cum inveneritis
autem· renuntiatae mihi ut
et ego ipse veniens adirem [2]) il
v. 9. lum· illi autem ubi audierunt
regem abierunt· et ecce stella
quam viderunt in oriente prae
ibat eos denique [3]) venit et ste
v. 10. tit super puerum cum vidis
sent autem stellam gavisi sunt
v. 11. gaudium magnum nimis et cum
introissent domum viderent [4])

* * *

v. 8. tempus stellae, quae apparuit eis: Et mittens illos in Bethlehem,
dixit: Ite, et interrogate diligenter de puero: et cum inveneritis,
v. 9. renuntiate mihi, ut et ego veniens adorem eum. Qui cum audissent
regem, abierunt, et ecce stella, quam viderant in Oriente, antece-
v. 10. debat eos, usquedum veniens staret supra, ubi erat puer. Vi-
dentes autem stellam, gavisi sunt gaudio magno valde.
v. 11. Et intrantes domum, invenerunt

Fol. XLVI. recto

infantem cum mariam matre
ejus et prostrati adoraverunt
illum· et aperunt [5]) thensauros
suos· et optulerunt et [6]) dona·
v. 12. aurum et thus et murram· et
responso moniti in somnis
non reverti ad heroden per

---

1) ** schreibt dafür inquirite.
2) *** corrigirt adorem.
3) denique ist verschrieben für donique.
4) *** corrigirt viderunt.
5) ** corrigirt aperuerunt.
6) et (wofür wohl ei stehen sollte) ist ausradirt.

aliam quam [1]) reversi sunt in
v. 13 regionem suam et cum illi dis·
cessissent· ecce angelus dom
apparuit in [2]) somnis josef dicens·
ei sure et gadiume [3]) puerum et
matrem ejus et fugit in aegip
tum et esto illic [4]) quodadusque·

* * *

puerum cum Maria matre ejus, et procidentes adoraverunt eum:
et apertis thesauris suis obtulerunt ei munera, aurum, thus et
v. 12. myrrham. Et responso accepto in somnis ne redirent ad
Herodem, per aliam viam reversi sunt in regionem suam.
v. 13. Qui cum recessissent, ecce Angelus Domini apparuit in somnis
Joseph, dicens: Surge, et accipe puerum et matrem ejus, et fuge
in Aegyptum, et esto ibi usquedum

Fol. XLVI. verso
tibi dicam quaesiturus est eni~
erodes [5]) puerum ut eum perdat
v. 14. ille autem exsurrexit et ad
sumpsit puerum et matrem
ejus· nocte et secessit in aegyp
v. 15. tum· et fuit illic donec morere
tur herodes [6]) quod dictum est
a domino [7]. profetam dicentem
ab aegypto vocavit filium me
v. 16. um· tunc herodes· cum vidis
set quoniam inlusus est [8]) magis
indignatus est nimis et misit in
terfecit omnes pueros qui fuer~
bethlem· et in omnibus finibus

* * *

dicam tibi. Futurum est enim ut Herodes quaerat puerum ad
v. 14. perdendum eum. Qui consurgens accepit puerum et matrem
v. 15. ejus nocte, et secessit in Aegyptum. Et erat ibi usque ad obi-
tum Herodis: ut adimpleretur quod dictum est a Domino per Pro-
phetam dicentem: Ex Aegypto vocavi
v. 16. filium meum Tunc Herodes videns quoniam illusus esset a

---

1) Von ** ist aus quam gemacht viam.

2) in hat die zweite Hand hergestellt; die erste Hand hatte sich verschrieben.

3) Aus sure ist von ** surge corrigirt, eben so adsume aus gadiume. Die zweite Correctur hat zum Ueberflusse auch die dritte Hand bestätigt.

4) sto illic ist rescribirt von **; vorher waren weniger Buchstaben.

5) erodes hat das Mf., nicht Herodes.

6) Hier steht wieder das Zeichen ha. und dazu gehörig unterm Texte; ut adimpleretur hs. (anderwärts steht für hs. öfter hv.) Fleck hat im Texte: Herodes (h d), ohne jedoch die Note unterm Texte zu bemerken!

7) Hier fügt die zweite Hand das fehlende per noch ein.

8) *** corrigirt a magis.

Magis, iratus est valde, et mittens occidit omnes pueros, qui erant in Bethlehem et in omnibus finibus

Fol. XLVII. recto

ejus a bimatum et infra secundu͞[1]
tempus quot exquisierat a magis·
v. 17. *tunc adimpletum est quod dictu͞*
est per hieremiam[2] *profetam·*
v. 18. *dicentem vox in rama audita*
est ploratio et fletus· rachel pro
rantis[3] *filios suos· et noluit con*
v. 19. *solari quia non sunt cum au*
tem mortuus esset herodes ec
ce angelus dom͞ apparuit in som
v. 20. *nis josef· dicens ei· exsurge et*
adsume puerum· et matrem ejus·
et abi in terram isdrael· mortui
sunt enim· qui querebant anima͞

* * *

ejus, a bimatu et infra, secundum tempus, quod exquisierat
v. 17. a Magis. Tunc adimpletum est quod dictum est per Jeremiam
v. 18. prophetam dicentem: Vox in Rama audita est, ploratus et
ululatus multus: Rachel plorans filios suos, et noluit
v. 19. consolari, quia non sunt. Defuncto autem Herode,
ecce Angelus Domini apparuit in somnis Joseph in
v. 20. Aegypto, Dicens: Surge, et accipe puerum et matrem ejus, et
vade in terram Israel: defuncti sunt enim qui quaerebant animam

Fol. XLVII. verso

v. 21. *pueri illis autem ubi exsurrexit*
adsumpsit puerum et abiit in
v. 22. *terram isdrael· cum audisset*
autem quia arcelaus regnat
in judea pro herode patre suo
timuit illo ire monitus aute͞
per somnum[4] *secessit in*[5] *partes ga*
v. 23. *lilaeae· et cum venisset habi*
tavit in civitatem quae dicitur
nazarein ut inpleretur quod
dictum est per profeta quia na
III, 1. *zaraeus vocabitur· in illis dieb·*
advenit johannes baptiziator
praedicans in desertis judaeae

* * *

---

1) secundum (für secundam) blieb unverbessert.

2) So hat der Codex; Fleck: Jeremiam.

3) °° corrigirt plorantis. Fleck: plorantes.

4) Für somnum hat Fleck gelesen dominum.

5) i ist in Recht über der Zeile, vielleicht noch von erster Hand eingefügt.

v. 21. pueri. Qui consurgens, accepit puerum et matrem ejus,
v. 22. et venit in terram Israel. Audiens autem quod Archelaus regna-
ret in Judaea pro Herode patre suo, timuit illo ire: et admonitus
in somnis, secessit in partes Galilaeae:
v. 23. Et veniens habitavit in civitate, quae vocatur Nazareth: ut
adimpleretur quod dictum est per prophetas: Quoniam
III, 1. Nazaraeus vocabitur. In diebus autem illis venit Joannes Baptista
praedicans in deserto Judaeae,

Fol. XLVIII. recto

v. 2. et dicens penitemini atpropin
quavit enim regnum caelorū
v. 3. his est enim qui dictus est per
esaiam profetam dicentem vox
clamantis in eremos [1]) parata vi
v. 4. am dom· ipse autem johannes
habuit· vestitum de pilis camel
li et zonam loream circa spinā
suam cibus autem illis· fuit lucus
tae et mel silvestre· [2])
v. 5. Tunc conveniebant ad illum to
ta hierosolima· et tota judaea· et
v. 6. omnis regio jordanis· et baptizi
abantur in jordane et eo confi·

* * *

v. 2. Et dicens: Poenitentiam agite: appropinquavit enim regnum
v. 3. coelorum. Hic est enim, qui dictus est per Isaiam prophetam
dicentem: Vox clamantis in deserto: Parate viam Domini,
v. 4. rectas facite semitas ejus. Ipse autem Joannes habebat vesti-
mentum de pilis camelorum, et zonam pelliceam circa lumbos
suos: esca autem ejus erat locustae et mel
v. 5. silvestre. Tunc exibat ad eum Jerosolyma, et omnis
v. 6. Judaea et omnis regio circa Jordanem; Et baptizabantur ab eo
in Jordane, confi

Fol. XLVIII. verso

v. 7. tentes peccata sua cum videret
autem multos ex farisaeis et sad
duceis venientes· at baptismū
suum dixit illis progeniens [3]) vipe
rarum quis ostendit viperarum
v. 8. vobis. fugere a futura ira facite
itaq· fructum dignum· [4]) paeniten
v. 9. tiae et non· putaveritis intra [5]) vos

---

[1]) s in eremos ist ausradirt.

[2]) fuit luc so wie das ganze Wort silvestre ist von ** rescribirt.

[3]) Für progenies (Fleck) hat die Handschrift progeniens

[4]) dignum hat Fleck übersehen.

[5]) in steht von ** auf einer Rasur.

dicere patrem habemus abraham
dico autem vobis quia potens est di [1])
de lapidibus istis· excitare filios·
v. 10. abrahae· jam autem saecuris ad ra
dicem· malorum posita est· om
nis igitur· arbor· non faciens fruc·

* * *

v. 7. tentes peccata sua. Videns autem multos Pharisaeorum et Sad-
ducaeorum, venientes et baptismum suum, dixit eis: Progenies
viperarum, quis demonstravit vobis fugere a ven-
v. 8. tura ira? Facite ergo fructum dignum poenitentiae.
v. 9. Et ne velitis dicere intra vos: Patrem habemus Abraham: dico
enim vobis, quoniam potens est Deus de lapi-
v. 10. dibus istis suscitare filios Abrahae. Jam enim securis ad radicem
arborum posita est. Omnis ergo arbor, quae non facit fruc

Fol. XLIX. recto

IV, 2. abolo [2]) et cum jejunasset· qua
draginta diebus et quadragin
v. 3. ta noctibus· postea esuriit· et
accessit ad illum ille qui temptat
et dixit si filius di es ut lapides is
v. 4. ti panes fiant ille autem res·
pondens· dixit· scriptum est no̅
v. 5. in pane solo vivit homo tunc
adsumpsit illum diabolus in ci
vitatem sanctam et statuit il
v. 6. lum super· fastigium templi et
dicit illis [3]) filius di es· mitte te de·
orsum scriptum est enim quia
angelis suis mandavid de te ut su·

b * *

IV, 2. abolo. Et cum jejunasset quadraginta diebus et quadraginta
v. 3. noctibus, postea esuriit: Et accedens tentator dixit ei: Si fili-
v. 4. us Dei es, dic ut lapides isti panes fiant. Qui respondens dixit:
Scriptum est: Non in solo pane vivit homo, sed in omni verbo,
v. 5. quod procedit de ore Dei. Tunc assumpsit eum diabolus in
sanctam civitatem, et statuit eum super pinnaculum
v. 6. templi, Et dixit ei: Si filius Dei es, mitte te deorsum. Scrip-
tum est enim: Quia Angelis suis mandavit de te, et in

Fol. XLIX. verso

per manus te tollant ne forte of
v. 7. fendat ad lapidem tuum dixit

---

[1]) Hier steht wieder di̅ (dei) für ds̅ (deus).

[2]) Hier fehlt im Codex ein Blatt, von III 10. — IV, 2.

[3]) s in illis ist ausradirt.

illi hs iterum scriptum est non
v. 8. temptabis dom dm tuum· iter.
adsumpsit illum diabolus· in mo
tem altum nimis et ostendit illi·
omnia regna hujus mundi et cla
v. 9. ritatem illorum et dixit illi haec
omnia tibi dabo si prostratus a
doraveris me·
v. 10. Tunc dicit illis *) hs vade satanas· scrip
tum est dom· dm· tuum adorabis·
v. 11. et illi soli servies· tunc disces
sit diabolus· et ecce angeli ac

* * *

manibus tollent te, ne forte offendas ad lapidem pedem tuum.
v. 7. Ait illi Jesus: Rursum scriptum est: Non tentabis Dominum
v. 8. Deum tuum. Iterum assumpsit eum diabolus in montem excelsum valde: et ostendit ei omnia regna mundi et gloriam eorum.
v. 9. Et dixit ei: Haec omnia tibi dabo, si cadens adoraveris me.
v. 10. Tunc dicit ei Jesus: Vade Satana; scriptum est enim: Dominum Deum tuum adorabis, et illi soli servies.
v. 11. Tunc reliquit eum diabolus, et ecce Angeli ac

Fol. L. recto

cesserunt· et ministrabant ei·
v. 12. cum audisset autem quia tra
ditus est johannes·. secessit
v. 13. in galilaeam et relicta naza
ra venit et habitavit capharna
um maritimam in finibus· za
v. 14. bylon et nepthalim ut inplere
tur quod dictum est per eseiam
v. 15. profetam dicentem paterra za
bulon et terra nepthalim via m
aris trans jordanen· galilaea
v. 16. gentium pleps sedens in tene
bris vidit lumen magnum qui se
debant in umbra mortis lumen·

* * *

v. 12. cesserunt, et ministrabant ei. Cum autem audisset Jesus quod
v. 13. Joannes traditus esset, secessit in Galilaeam: Et, relicta civitate Nazareth, venit et habitavit in Capharnaum mari-
v. 14. tima. in finibus Zabulon et Nephthalim: Ut adimpleretur
v. 15. quod dictum est per Isaiam prophetam: Terra Zabulon, et terra Nephthalim, via maris trans Jordanem, Galilaea
v. 16. gentium, Populus qui sedebat in tenebris, vidit lucem magnam:
et sedentibus in regione umbrae mortis, lux

*) s in illis scheint getilgt zu seyn.

Fol. L. verso

v. 17. hortum est eis· exipde enim
coepit ihs praedicare et diceream
quia adpropinquavit regnum
v. 18. caelorum· cum praeteriret
autem justa mare galilaeae vi
dit duos fratres simonem qui
dicitur petrus et andreanm [1])
fratrem ejus mittentem [2]) reti
am· in mare fuerunt enim pis
v. 19. catores [3]) et dicit illis venite
post me et· faciam vos ut sitis pis
v. 20. catores hominum et conti
nuo relictis retibus secuti sunt
v. 21. eum· et progressus inde·

* * *

v. 17. orta est eis. Exinde coepit Jesus praedicare et dicere: Poeniten-
tiam agite, appropinquavit enim regnum coelorum
v. 18. Ambulans autem Jesus juxta mare Galilaeae, vidit duos fratres,
Simonem, qui vocatur Petrus, et Andream fratrem ejus, mittentes
rete in mare, (erant enim piscatores)
v. 19. Et ait illis: Venite post me, et faciam vos fieri piscatores
v. 20. hominum. At illi continuo. relictis retibus, secuti sunt eum.
v. 21. Et procedens inde,

Fol. LI. recto

vidat alios duos fratres. jacobu
Zebdei [4]) et johannem fratrem ei
jus in navi cum zebdeo patre suo
componentes retia sua· et voca
v. 22. vit illos illi autem remiserunt
navem et patrem et secuti sunt
v. 23. eum et circuibat totam [5]) galilae
dicens docens in sinagogis eo
rum et praedicans evangeliu̅
regni et curans omnem vale
tudinem et omnem inbecillita
v. 24. tem· in populo· et abit opinio ejus·
in totam syriam et optulerunt
illi omnes· male habentes variis.

* * *

---

1) n vor m ist ausgestrichen, von * oder **.

2) Die zweite Hand corrigirt mittentes, indem sie s über m setzt, ohne jedoch das letztere zu tilgen.

3) Für piscatores gibt hier Fl. an pescatores.

4) Hier steht zebdei und im Folgenden zebdeo. Fleck hat Zebedei und Zebedeo.

5) totam hat Fleck übersehen. galilae blieb ohne Ergänzung.

vidit alios duos fratres, Jacobum Zebedaei, et Joannem fratrem
ejus, in navi cum Zebedaeo patre eorum, reficientes retia sua:
v. 22. et vocavit eos. Illi autem statim, relictis retibus et patre,
v. 23. secuti sunt eum. Et circuibat Jesus totam Galilaeam, docens
in synagogis eorum, et praedicans evangelium regni: et sanans
v. 24. omnem languorem et omnem infirmitatem in populo. Et abiit
opinio ejus in totam Syriam, et obtulerunt ei omnes male habentes, variis

Fol. LI. verso

languoribus· et cruciatibus et de
v. 25. moniacos et paralyticos et secuti
sunt eum populu [1]) multi a galilaea
et decapioli et hierosolimis· et ju
daea· et trans jordaneäen· [2])
V, 1. cum vidisset autem populum as
cendit in montem et cum con
sedisset accesserunt ad eum·
v. 2. discentes ejus· et aperuit os suu‾
et docebat illos dicens·
v. 3. Baeati [3]) pauperes spiritu quoni
am ipsorum est regnum caelo
v. 4. rum baeti mites qui [4]) ipsi heredi
v. 5. tabunt terram· beati plange‾ [5])

* * *

languoribus, et tormentis comprehensos, et qui daemonia habebant,
v. 25. et lunaticos, et paralyticos, et curavit eos: Et secutae sunt
eum turbae multae de Galilaea, et Decapoli, et de Jerosolymis,
et de Judaea,
V, 1. et de trans Jordanem. Videns autem Jesus turbas ascendit in
v. 2. montem, et cum sedisset, accesserunt ad eum discipuli ejus.
Et aperi-
v. 3. ens os suum docebat eos dicens: Beati pauperes spiritu: quoniam
v. 4. ipsorum est regnum coelorum. Beati mites: quoniam ipsi possi-
v. 5. debunt terram. Beati qui lugent:

Fol. LII. recto

v. 6. tes quia ipsi consolabuntur· bae [6])
ati sitientes et esurientes justiti
v. 7. am quia ipsi saturabuntur· baea
ti misericordes· quia ipsi miseri

---

1) Corrigirt ist populi, von 2. oder 1. Hand.

2) So ist ae improbirt, wodurch jordanen übrig bleibt.

3) Die zweite Hand stellt Beati her. Das nächste baeti im 4. Verse ist nicht corrigirt.

4) Corrigirt ist quia von 2 oder 1. Hand.

5) Für plangentes hat Fl gelesen sunt angentes.

6) Hier, wie auch Vers 7, 9, 10, steht Baeati, falsch Fleck: Beati. V. 8 blieb Baeti ohne Correctur; hingegen ist V. 11 zwischen Be über der Linie ein a, wohl von der 1. Hand selber, angebracht, wornach Baeati zu lesen

cordiam· misequitur·
v. 8. Baeti mundi corde quoniam ipsi
dom· videbunt·
v. 9. Baeati patifici quoniam ipsi fili di
vocabuntur
v. 10. Baeati qui persecutione passi sunt
causa justiciae quoniam ipsoru
est regnum caelorum·
v. 11. Beati eritis cum persecuti vos fue
rint et maledixerint et dixerint·

* * *

v. 6. quoniam ipsi consolabuntur. Beati qui esuriunt et sitiunt justi-
v. 7. tiam: quoniam ipsi saturabuntur. Beati misericordes: quoniam
v. 8. ipsi misericordiam consequentur. Beati mundo corde: quoniam
v. 9. ipsi Deum videbunt. Beati pacifici: quoniam filii Dei vocabuntur.
v. 10. Beati qui persecutionem patiuntur propter justitiam: quo-
v. 11. niam ipsorum est regnum coelorum. Beati estis cum maledixe-
rint vobis, et persecuti vos fuerint, et dixerint

Fol. LII. verso

adversus vos omne nequam
v. 12. propter justitiam. gaudete et
exultate quoniam merces ves
tra multa est in caelo sic enim
persecuti sunt profetas qui an
te vos fuerunt· fratres eorum·
v. 13. Vos estis sal terrae si autem sal
infatuatum fuerit in quo falli
etur terra ad nihil valet nisi pro
ici foras et concülcari ab homi
v. 14. nibus vos estis lumen mun
di non potest civitas abscondi
v. 15. super montem constituta ne
quae accendunt lucernam· et

* * *

v. 12. omne malum adversum vos, mentientes, propter me. Gaudete
et exultate, quoniam merces vestra copiosa est in coelis: sic
enim
v. 13. persecuti sunt prophetas, qui fuerunt ante vos. Vos estis sal
terrae. Quod si sal evanuerit, in quo salietur? ad nihilum valet
ultra, nisi ut mittatur foras, et conculcetur ab hominibus.
v. 14. Vos estis lux mundi. Non potest civitas abscondi supra mon-
v. 15. tem posita. Neque accendunt lucernam, et

Fol. LIII recto

ponunt eam sub modio set super
candelabrum et lucet omnibus
v. 16. eis· qui in domo sunt· sic luceat lu
men vestrum coram hominib·
ut videant bona opera vestra·

et clarificent patrem vestrem [1])
v. 17. vestrum qui in caelis est· noli
te putare quoniam veni solve
re legem· aut profetas· non veni
v. 18. dissolvere set inplere amen
enim dico vobis· quoadusque
transeat caelum et terra· ioca
unum· aut unus apex· non trans
sibit a lege quoadusque omnia fiant·

* * *

ponunt eam sub modio, sed super candelabrum, ut luceat omnibus
v. 16. qui in domo sunt. Sic luceat lux vestra coram hominibus, ut
videant opera vestra bona, et glorificent Patrem vestrum, qui in
coelis est
v. 17. Nolite putare quoniam veni solvere legem aut prophetas: non
v. 18. veni solvere, sed adimplere. Amen quippe dico vobis, donec
transeat coelum et terra, iota unum, aut unus apex non praeteribit
a lege, donec omnia fiant.

Fol. LIII. verso

v. 19. qui ergo solverit unum· ex man
datis istis minimis et sic docue
rit homines minimus vocabitur
in regno caelorum qui autem
fecerit et sic docuerit magnus·
magnus vocatur in regno cae
v. 20. lorum· dixi [2]) enim vobis quoni
am si non abundaverit justitia
nequae [3]) plus quam scribarum
et farisaeorum non introibitis
v. 21. in regnum caelorum audistis
quoniam dictum est antiquis n̄ [4])
occides· qui autem occiderit –
v. 22. reus erit in judicio· ego aute

* * *

v. 19. Qui ergo solverit unum de mandatis istis minimis, et docuerit
sic homines, minimus vocabitur in regno coelorum: qui autem
fecerit et docuerit, hic magnus vocabitur in regno coelorum.
v. 20. Dico enim vobis, quia nisi abundaverit justitia vestra plusquam
scribarum et Pharisaeorum, non intrabitis
v. 21. in regnum coelorum. Audistis quia dictum est antiquis: Non
occides, qui autem occiderit, reus erit judicio.
v. 22. Ego autem

---

1) ** corrigirt vestrum, läßt aber das nächste vestrum ungetilgt.

2) dixi hat das Ms.; Fl. gibt an dico.

3) Für nequae hat *** vestra corrigirt. Seltsam referirt Fleck: »negiae n(v)esiae (sic).«

4) Diese Abbreviatur ist non aufzulösen, nicht, wie Fleck angibt, ne.

Fol. LIV. recto

dico vobis· quia omnis qui pasci [1])
tur fratri suo sine causa reus eri=
in judicio qui autem dixerit fra
tri suo raca [2]) reus erit consilio·
qui autem dixerit fatoe reus
v. 23. erit in gehenna ignis· si ergo
optuleris munus tuum ad altare
et illic commemoratus fueris·
quia frater tuus· habet aliquit
v. 24. adversus te relinque illic mu
nus tuum ante altare et va
de prius· reconciliare fratri tu=
et tunc veni offer [3]) munus tuum·
v. 25. esto benivolus adversario tuo

* * *

dico vobis: quia omnis qui irascitur fratri suo, reus erit judicio
Qui autem dixerit fratri suo, raca: reus erit consilio. Qui autem
v. 23. dixerit, fatue; reus erit gehennae ignis. Si ergo offers munus
tuum ad altare, et ibi recordatus fueris quia frater tuus
v. 24. habet aliquid adversum te: Relinque ibi munus tuum ante altare,
et vade prius reconciliare fratri tuo: et tunc
v. 25. veniens offeres munus tuum. Esto consentiens adversario tuo

Fol. LIV. verso

cito dum es in via cum eo ne for
te te tradat adversarius judici·
et judex ministro et in carcare
v. 26. mittaris· amen dico tibi non
exibit inde donique reddas no
v. 27. bissimum quadrantem· aui [4])
distis quoniam dictum est· non
v. 28. moechaberis· ego autem dico
vobis· quia omnis qui videt muli
erem· ad concupiscendum eam [5])
jam moechatus est· eam in cor
v. 29. de tuo· [6]) si autem oculos tuos
dexter scandaliziat te· exime
illum· et abrode apste exredist [7])

* * *

---

1) Dafür corrigirt *** irasci. Fleck liest iasci.

2) r in raca ist von *** rescribirt.

3) ffer steht auf einer Rasur. *** setzt vor offer noch et hinzu.

4) i ist ausradirt.

5) m in eam und j in jam sind von 2. Hand.

6) Die 3. Hand corrigirt suo.

7) s vor t ist von 2. Hand getilgt, aber r für p blieb unverbessert.

cito dum es in via cum eo: ne forte tradat te adversarius judici,
v. 26. et judex tradat te ministro: et in carcerem mittaris. Amen dico
tibi, non exies inde, donec reddas novissimum quadrantem.
v. 27. 28. Audistis quia dictum est antiquis: non moechaberis. Ego
autem dico vobis: quia omnis qui viderit mulierem ad concupiscendum eam, jam moechatus est eam in corde suo.
v. 29. Quod si oculus tuus dexter scandalizat te, erue eum, et projice
abs te: expedit enim

Fol. LV. recto

tibi ut sicreat unum· membris tu
is et non tutum [1]) corpus tuum in
v. 30. gehenna· et si dextera tua sca¯
daliziat te abscide illam et abi
ce alique expedit tibi ut pereat
vinum [2]) ex membris tuis et no
totum corpus tuum in gehen
v. 31. na. [3]) dictum est autem quicu¯
que dimiserit uxorem suam
v. 32. det illi repudium· ego putem [4])
dico vobis quicumque dimise
rit uxorem suam· praeter cau
sam fornicationis facit uxo
v. 33. rem c̈äpi [5]) mechari iterum audis ∴

* * *

tibi ut pereat unum membrorum tuorum, quam totum corpus
v. 30. tuum mittatur in gehennam. Et si dextra manus tua scandalizat
te, abscide eam et projice abs te: expedit enim tibi ut pereat
unum membrorum tuorum, quam to-
v. 31. tum corpus tuum eat in gehennam. Dictum est autem: Quicumque
v. 32. dimiserit uxorem suam, det ei libellum repudii. Ego autem dico
vobis: quia omnis, qui dimiserit uxorem suàm, excepta fornicationis causa, facit eam moechari: et qui dimissam
v. 33. duxerit, adulterat. Iterum audistis

Fol. LV. verso

quoniam hictum [6]) est non per
jurabis reddis [7]) autem dom°· jus
v. 34. jurandum tum ego autem dico

---

1) ** stellt totum her. Das sinnlose sicreat vorher (für pereat) blieb ohne Correctur.

2) ** durchstreicht das i, so daß unum stehen bleibt. Im nächstfolgenden totum ist tot von ** auf eine Rasur geschrieben.

3) Den ganzen 30. Vers hat Fleck übersehen.

4) *** verbessert autem.

5) Diese Punkte über capi von **, wenn nicht von * selber.

6) hictum, nicht dictum (Fleck), steht im Ms.

7) *** corrigirt reddes. In der nächsten Zeile steht tum, nicht tuum.

vobis non jurare in totum ne
que in caelum quoniam thro
v. 35. nus di est neque in terram quo
niam subpedaneum est pedum
ejus [1]) neque in hierosolima quo
v. 36. niam civitast magni regis· [2]) neq·
in capite [3]) juraveris· quoniam non po
tes facere capillum unum albu¯
v. 37. aut nigrum· sit autem sermo·
vester· est· est· non· non· quod
autem amplius hoc a malo· est·

* * *

quia dictum est antiquis: Non perjurabis: reddes autem
v. 34. Domino juramenta tua. Ego autem dico vobis, non jurare
v. 35. omnino, neque per coelum, qui thronus Dei est: Neque per
terram, quia scabellum est pedum ejus: neque per Jero-
v. 36. solymam, quia civitas est magni regis: Neque per caput tuum
juraveris, quia non potes unum capillum album
v. 37. facere aut nigrum. Sit autem sermo vester, est, est: non, non:
quod autem his abundantius est, a malo est.

Fol. LVI. recto

v. 38. audistis quia dictum est oculus·
pro oculo dentem pro dentem·
v. 39. ego autem dico vobis· non resiste
re adversus nequam· nequam set
qui te expalmaverit in maxillam
tuam· converte illi et aterram· [4])
v. 40. et ei qui vult te tuum judicium ex
periri et tunicam tuam auferre
v. 41. dimitte illi et vestimentum· et qui
angariaverit te mille passus·
v. 42. vade cum eo athuc· alia duo· om
ni poscenti te da· et ab eo [5]) qui volu
erit mutuari ne aversatus fueris·
v. 43. Audistis quia dictum est diliges proximu

* * *

v. 38. Audistis quia dictum est: Oculum pro oculo, et dentem pro dente.
v. 39. Ego autem dico vobis, non resistere malo; sed si quis te percusserit
v. 40. in dexteram maxillam tuam, praebe illi et alteram. Et ei, qui

---

[1]) jus schrieb auf Rasur die 2. Hand. Für in, was gleich folgt, schrieb die dritte Hand per.

[2]) Hier fügt *** est ein. Vorher steht civitast (F l. civitas).

[3]) Hier ist tuo beigefügt (F l. setzt es in den Text) von **, wenn nicht schon von *.

[4]) Corrigirt ist von 2. Hand alteram.

[5]) ab eo hat F l. gänzlich übersehen.

vult tecum judicio contendere, et tunicam tuam tollere, dimitte
ei et
v. 41. pallium. Et quicumque te angariaverit mille passus, vade
cum illo
v. 42. et alia duo. Qui petit a te, da ei: et volenti mutuari a te, ne
aver-
v. 43. taris. Audistis quia dictum est: Diliges proximum

Fol. LVI. verso

v. 44. ubi [1]) et odibis inimicum tibi· ego
autem dico vobis· diligite inimicos
vestros· et orate pro eis qui vos per
v. 45. secuntur· ut sitis fili patris vestri·
qui in caelis [2]) quoniam solem suū
orin facit super malos et boq̈unos· [3])
v. 46. et fuit super iuseos· [4]) et injustos si
enim dilexeritis eos qui vos diligunt
quam mercedem habebitis· non
v. 48. ne et publicani sic faciunt· eritis
itaq· vos· perfecti quomodo pater
vester qui in caelis perfectus est
VI, 1. observate non facere elemosinā
vestram coram hominibus ut vi

* * *

v. 44. tuum, et odio habebis inimicum tuum. Ego autem dico vobis:
Diligite inimicos vestros, benefacite his, qui oderunt vos: et
v. 45. orate pro persequentibus et calumniantibus vos. Ut sitis filii
Patris vestri, qui in coelis est: qui solem suum oriri facit super
bonos et malos, et pluit super justos et injustos.
v. 46. Si enim diligitis eos, qui vos diligunt, quam mercedem
v. 47. habebitis? nonne et publicani hoc faciunt? Et si salutaveritis
fratres vestros tantum, quid amplius facitis?
v. 48. nonne et Ethnici hoc faciunt? Estote ergo vos perfecti,
VI, 1. sicut et Pater vester coelestis perfectus est. Attendite ne justi-
tiam vestram faciatis coram hominibus, ut vi

Fol. LVII. recto

deamini ab eis si quo minus mer
cedem non habetis [5]) aput patrem
v. 2. vestrum· qui in caelis· [6]) cum factis
igitur· elemosinam noli bucina
re ante te quomodo [7]) hypocritae

---

[1]) Aus ubi hat *** tibi gemacht.
[2]) *** fügt hier noch est ein.
[3]) qu hat Punkte über sich und ist auch durchstrichen.
[4]) Für fuit gibt Fl. an: pluit. superiuseos ist nicht corrigirt.
[5]) Aus habetis corrigirt ** habebitis.
[6]) *** fügt hier ein est.
[7]) Für quomodo hat Fl. gelesen: quando.

faciunt in vicis et in synagogis.
ut clarificentur ab hominibus·
amen dico vobis· consecuti· -
v. 3. sunt mercedem suam te ante
facientem elemosinam nesciat
v. 4. sinistra tua· [1]) ut sic elemosina tua
in abscondito et pater tuus qui vi
v. 5. det in abscondito reddet tibi et
cum adoras· [2]) non erit sicut hypocritae·

* * *

deamini ab eis: alioquin mercedem non habebitis apud Patrem
v. 2. vestrum, qui in coelis est. Cum ergo facis eleemosynam, noli
tuba canere ante te. sicut hypocritae faciunt in synagogis et in
vicis, ut honorificentur ab hominibus: Amen dico vobis,
v. 3. receperunt mercedem suam. Te autem faciente eleemosynam,
v. 4. nesciat sinistra tua quid faciat dextera tua: Ut sit eleemosyna
tua in abscondito, et Pater tuus, qui videt
v. 5. in abscondito, reddet tibi. Et cum oratis, non eritis sicut
hypocritae,

Fol. LVII. verso
quoniam amant stare in sinago
gis et angulis plathearum et stan
tes adorant ut videantur homi
nibus· amen dico vobis consecu
v. 6. ti sunt mercedem suam vos autē
cum adoraveritis [3]) introite cubicu
lum vestrum· et cludentes oste
um adorate patrem vestrum in
absconsodito [4]) et pater vester
qui videt in abscondito reddet
v. 7. vobis· cum adoratis autem
nolite multiloqui esse sicut ethi [5])
nici arbitrantur enim quia in mul
v. 8. tiloquio suo exaudientur· no

* * *

qui amant in synagogis et in angulis platearum stantes orare, ut
videantur ab hominibus: amen dico vobis, receperunt merce-
v. 6. dem suam. Tu autem cum oraveris, intra in cubiculum tuum,
et clauso ostio, ora Patrem tuum in abscondito; et Pater tuus,

---

[1]) Hier steht wieder das Zeichen ha. und unterm Text das dazu Gehörige: quid faciat dextra tua. hv. von 2. Hand.

[2]) ad ist ausradirt; es bleibt oras stehen, worin o von *** wie es scheint über n geschrieben ist.

[3]) ad ist ausradirt; es bleibt: oraveritis.

[4]) so vor dito ist vielleicht schon von * durchstrichen. Wahrscheinlich stand in der Handschrift, aus der die unsrige geflossen, absconso, und darüber am Ende dito. Der Abschreiber schrieb nun dito als Correctur nach absconso.

[5]) So: ethinici. Unrichtig ist Fleck's Referat.

v. 7. qui videt in abscondito, reddet tibi. Orantes autem nolite mul-
tum loqui, sicut Ethnici: putant enim quod in
v. 8. multiloquio suo exaudiantur. No

Fol. LVIII. recto

lite ergo simulare illis scit enim
pater vester vester· quit vobis ne
cessarium sit priusquam poscatis
v. 9. illum· sic itaq· vos adorate· [1]
Pater noster qui ::: in caelis [2] sanc
v. 10. tificetur nomen tuum· veniad
regnum tuum· fiat voluntas tua·
v. 11· in coelo et in terra· panem nos
trum cottidianum da nobis· ho
v. 12. die et remitte nobis· debita nos
v. 13. tra· sicut et nos remittimus· de
bitoribus nostris· et ne passus
fueris induci nos in temptatione¯
set libera nos a malo quoniam est

* * *

Ille ergo assimilari eis: scit enim Pater vester quid opus
v. 9. sit vobis, antequam petatis eum. Sic ergo vos orabitis: Pater
noster, qui es in coelis: sanctificetur nomen tuum,
v. 10. Adveniat regnum tuum. Fiat voluntas tua, sicut in coelo,
v. 11. et in terra. Panem nostrum supersubstantialem da nobis
v. 12. hodie. Et dimitte nobis debita nostra, sicut et nos
v. 13. dimittimus debitoribus nostris. Et ne nos inducas in tentatio-
nem. Sed libera nos a malo.

Fol. LVIII. verso

tibi virtus in saecula [3] saeculoru¯
v. 14. Si enim remiseritis hominibus· de
licta ipsorum remittet vobis et
v. 15. pater vester qui in caelis [4] si au
tem non remiseritis· hominibus
neque pater vester· remittet
v. 16. vobis· vestra delicta· cum au
tem jejunaveritis· nolite esse
sicut· ut hypocrite [5] tristes· exter
minant enim faciem suam ut
appareant hominibus· jejuna¯
tes· amen dico vobis ccnse

---

[1]) ad in adorate ist ausradirt.

[2]) Was nach qui ausradirt ist, läßt sich nicht sicher erkennen; ich vermuthe nach den gebliebenen Spuren hic. (Fleck gibt ohne Weiteres an: es, was jedenfalls unrichtig ist). Nach caelis hat die 3. Hand est hinzugeschrieben.

[3]) Für das a am Ende hatte die 1. Hand ein g fast fertig niedergeschrieben; sie hat's aber selber noch getilgt.

[4]) Hier setzt ••• noch est hinzu.

[5]) Für p in hypocrite stand anfangs r.

cuti consecuti sunt mercedem
v. 17. suam· vos autem jejunantes·

* * *

v. 14. Amen. Si enim dimiseritis hominibus peccata eorum: dimittet
et vobis Pater vester coelestis delicta vestra.
v. 15. Si autem non dimiseritis hominibus: nec Pater vester di-
v. 16. mittet vobis peccata vestra. Cum autem jejunatis, nolite fieri
sicut hypocritae tristes: exterminant enim facies suas, ut appareant
hominibus jejunantes. Amen dico
v. 17. vobis, quia receperunt mercedem suam. Tu autem, cum jejunas

Fol. LIX. recto

unguitae capita vestra et faciem
v. 18. lavate ut non videamini ejuna¯[1])
tes hominibus· set patri vestro
qui in abicondito [2] est et pater ves
ter qui videt in abscondito red
v. 19. det vobis palam· nolite vobis co-
dere thensauros· super terra¯
ubi tinia et comestura extermi
nant· et ubi fures effodiunt et
v. 20. furantur thensaurizate au
tem vobis· thensauros in caelo
ubi neque tinia neque comestu
ra exterminat et ubi fures non
v. 21. effodiunt ubi non fuerit. ubi [3]) the-

* * *

v. 18. unge caput tuum, et faciem tuam lava, Ne videaris hominibus
jejunans, sed Patri tuo, qui est in abscondito: et Pa-
v. 19. ter tuus, qui videt in abscondito, reddet tibi. Nolite thesauri-
zare vobis thesauros in terra, ubi aerugo et tinea demolitur, et
ubi fures effodiunt et furantur.
v. 20. Thesaurizate autem vobis thesauros in coelo, ubi neque aerugo
neque tinea demolitur, et ubi fures non effodiunt
v. 21. nec furantur. Ubi enim est the

Fol. LIX. verso

Saurus tuus· illic erit et cor tuu¯
v. 22. lucerna corrupta est oculus tuus·
si ergo oculus tuus simplex fuerit
totum corpus tuum lucidum erit
v. 23. si vero oculus tuus nequam fue
rit titum corruptum [4]) tenebrosu¯
erit si ergo lumen quod in te est te

---

[1]) So steht unvollkommen im Mſ., nicht jejunantes.

[2]) Die 2. Hand corrigirt s für i.

[3]) non ist ausradirt, so wie auch ubi nach fuerit.

[4]) Die 2. Hand corrigirt totum corpus tum (tum blieb stehen für tuum).

nebrosum· fuerit tenebrae qua͞
v. 24. tae· ne [1] potest duobus dominis
servire aut enim unum· odiit [2]
et alterum diliget aut alterum
sust [3] sustinebit· et alterum con
tempnet· non potestis dom͞·
V. 25. servire et mamonae· propte

* * *

v. 22. saurus tuus, ibi est et cor tuum. Lucerna corporis tui est
oculus tuus. Si oculus tuus fuerit simplex, totum corpus tuum
v. 23. lucidum erit. Si autem oculus tuus fuerit nequam, totum cor-
pus tuum tenebrosum erit· Si ergo lumen, quod in te est,
v. 24. tenebrae sunt: ipsae tenebrae quantae erunt? Nemo potest duo-
bus dominis servire: aut enim unum odio habebit, et alterum dili-
get: aut unum sustinebit, et alterum contemnet.
v. 25. Non potestis Deo servire et mammonae. Ideo

Fol. LX. recto

rea dico vobis ne solliciti sitis in [4]
anima vestra· quid edatis aut cor
pori quit induatis· [5] nonne a
nima plus est quam esca· et corpus
v. 26. indumento intuemini vola
tilia caeli quoniam non seminant [6]
;; neque metuunt neq· colligunt
in horrea· et pater vester cae
lestis alit [7] illa· non ergo vos plu
v. 27. rimum discatis ab eis· quis aute͞
vestrum potest adicere ad aeta
v. 28. tem suam cubitum unum de ves
titu solliciti estis intuemini lilia
agri quomodo crescunt non la [8]

* * *

dico vobis, ne solliciti sitis animae vestrae quid manducetis, neque
corpori vestro quid induamini. Nonne anima plus est quam esca?
et corpus plus quam
v. 26. vestimentum? Respicite volatilia coeli, quoniam non serunt,

---

1) ** stellt nemo her.

2) ** macht daraus odiet.

3) sust ist ausradirt.

4) in ist ausradirt. Irrig gibt F l. an; pro anima vestra.

5) Ursprünglich stand indnatis; ** hat u aus n gemacht.

6) Die Buchstaben emin von ** stehen auf einer Rasur. Zu Anfang der folgenden Zeile scheint et ausradirt zu seyn.

7) lit in alit hat die 2. Hand über Ausradirtes gesetzt.

8) Für la von ** stand ursprünglich ha. Auch das erste o in quomodo schrieb ** füre.

neque metunt, neque congregant in horrea: et Pater vester coelestis pascit
v. 27. illa. Nonne vos magis pluris estis illis? Quis autem vestrum cogi
v. 28. tans potest adjicere ad staturam suam cubitum unum? Et de
vestimento quid solliciti estis? Considerate lilia agri quomodo
crescunt: non la

Fol. LX. verso

v. 29. borant neque veniunt· dico au
tem vobis quiante salomon in
omni claritate sua ita amictus
v. 30. est quomo [1]) unum ex his· si er
go fenum agri quod est hodie et
crastino [2]) clibanum mittitur di
sic circumtegit quantu [3]) magis·
v. 31. nos modice fides· nolite itaq·
cogitare dicentes quid sedemus· [4])
aut quit bibemus aut quit ves
v. 32. tiemur· haec enim nationes
quaerunt scit enim pater vester
vester [5]) quoniam horum omni
v. 33. um indigetis· quaerite primo·

* * *

v. 29. borant, neque nent. Dico autem vobis, quoniam nec Salomon
v. 30. in omni gloria sua coopertus est sicut unum ex istis. Si autem
foenum agri, quod hodie est et cras in clibanum mittitur,
v. 31. Deus sic vestit: quanto magis vos modicae fidei? Nolite ergo
solliciti esse dicentes: Quid manducabimus, aut quid
v. 32. bibemus, aut quo operiemur? Haec enim omnia gentes inquirunt. Scit enim Pater vester, quia his omnibus indigetis.
v. 33. Quaerite ergo primum

Fol. LXI. recto

regnum et justitiam di et omnia
v. 34. haec apponuntur vobis· nolite
igtaq· [6]) cogitare in crastinum cras
tinus enim ipse cogitabit sibi suf
VII, 1. ficit dic [7]) malitia sua nolite judi
v. 3. care ne judicemini· quicumque [8])
enim judicio judicaveritis judi

---

1) ** corrigirt quomodo, während vorher nte für nec ohne Verbesserung blieb.
2) t u. o sind getilgt, worauf cras in übrig bleibt. Am Ende steht wieder di für ds.
3) ** verbessert quanto.
4) Das s zu Anfang ist getilgt; also steht noch edemus.
5) Das zweite vester ist ausradirt.
6) g ist getilgt.
7) Für dic hat ** dici hergestellt. Unrichtig ist Fleck's Angabe.
8) ** corrigirt quocumque.

camini· et in qua mensura men
v. 3. ti fueritis· metietur vobis· quid
autem vides stipulam in ocu
los fratris tui travem [1] autem
v. 4. in oculo tuo non intelleges· quo
modo dicis fratri tuo sine aufe
ram stipulam de oculo tuo et

* * *

regnum Dei et justitiam ejus: et haec omnia adjicientur vobis.
v. 34. Nolite ergo solliciti esse in crastinum. Crastinus enim dies sollicitus
VII, 1. erit sibi ipsi, sufficit diei malitia sua. Nolite judicare, ut non
v. 2. judicemini. In quo enim judicio judicaveritis judicabimini: et in
v. 3. qua mensura mensi fueritis, remetietur vobis. Quid autem
vides festucam in oculo fratris tui. et trabem in oculo tuo
v. 4. non vides? Aut quomodo dicis fratri tuo: Sine ejiciam festucam
de oculo tuo, et

Fol. LXI. verso

v. 5. ecce trabes in oculo tuo [2] est· hy
pocrita expellere primo trabē
de oculo tuo et tunc videbis eice [3]
re stipulam de oculo fratris tui
v. 6. Ne dederitis· sanctum canibus·
neque neque [4] miseritis marga
ritas vestras· ante porcos· ne for
te inculcent [5] eas pedibus· suis et
conversi elidant vos·
v. 7. Petite et dabitur vobis· quaerite et
invenietis· pulsate et aperietur
v. 8. vobis· omnis enim qui petit acci
pit [6] et qui quaerit invenit et pul
v. 9. santi aperietur aut quis est ex

* * *

v. 5. ecce trabs est in oculo tuo? Hypocrita, ejice primum trabem
de oculo tuo, et tunc videbis ejicere festucam de oculo fratris tui.
v. 6. Nolite dare sanctum canibus: neque mittatis margaritas vestras
ante porcos: ne forte conculcent eas pedibus suis, et conversi di-
v. 7. rumpant vos. Petite, et dabitur vobis: quaerite, et invenietis:
v. 8. pulsate, et aperietur vobis. Omnis enim qui petit, accipit: et
v. 9. qui quaerit, invenit: et pulsanti aperietur. Aut quis est ex

---

[1] Das s in oculos ist ausradirt. travem heißt es, nicht (wie Fl.) trabem.

[2] tuo hat Fleck übersehen.

[3] cicere, nicht (wie Fleck) ejicere, hat das Ms.

[4] Das eine neque scheint ausradirt zu sein.

[5] in in inculcent ist ausradirt.

[6] accipit ist's, nicht (wie Fleck) accipiet.

Fol. LXII. recto
vobis· homo quem si petierit fi
lius ejus panem lapidem porrigat
v. 10. illi aut si piscem posttulaverit· [1])
v. 11. serpentem illi porrigat· si ergo
vos cum sitis nequam scitis bona
data· dare filis vestris. dabit bo
na poscentibus eum omnia·
v. 12. omnia ergo quaecumque volu
eritis ut fiant vobis homines
bona ita et vos facite illis· haec
v. 13. est enim lex et profetas· introi
te per angustam portam·
O· [2]) quia data et spatiosa via est· quae
ducit ad interitum et multi sunt·

* * *

vobis homo, quem si petierit filius suus panem, numquid lapidem
v. 11. porriget ei? Aut si piscem petierit, numquid serpentem por-
riget ei? Si ergo vos, cum sitis mali, nostis bona data dare
filiis vestris: quanto magis Pater vester, qui in coelis est. dabit
v. 12. bona petentibus se? Omnia ergo quaecumque vultis ut faciant
vobis homines, et vos facite illis. Haec est enim lex et prophetae.
v. 13. Intrate per angustam portam: quia lata porta, et spatiosa via
est, quae ducit ad perditionem, et multi sunt qui

Fol. LXII. verso
v. 14. qui ineant [3]) per eam quae angus
ta et arta via est quae ducit ad
vitam· et pauci sunt qui eam in
v. 15. veniunt caute [4]) ab seculo
profetis· qui veniunt ad vos·
vestitum tum [5]) intrisecus aute
v. 16. sunt lupi rapaces· ex fructibus
eorum cognoscitis eos· numquit
colligunt de spinis suis aut de tri
v. 17. bus [6]) ficus sic arbor omnis bonas
bonis fructis facet· [7]) mala autē
v. 18. arbor· malos fructus facit nō
potest arbor bona malos [8]) fructus face
re neque arbor mala bonaos [9]) fruc

* * *

---

[1]) So, mit wiederholtem t nach post. Fleck hat es übersehen.

[2]) O ist ausradirt; Fl. hat es ganz übersehen. Für data corrigirt *** lata.

[3]) ** setzt dafür introeant.

[4]) ** corrigirt cavete, so wie für ab seculo, obschon nicht genau, a bseudo.

[5]) Für tum stellt ** her ovium.

[6]) tribus (nicht tribulis) heißt es; doch ist dafür von ** corrigirt, wie es scheint, triblis.

[7]) Die 2. Hand corrigirt faciet. Irrig und willkürlich Fl. bonis fructus faciet.

[8]) bona malos schrieb **; vorher fehlte bona.

[9]) a ist zweimal durchstrichen. Vorher steht ne von ** in neque auf einer Rasur.

v. 14. intrant per eam. Quam angusta porta, et arcta via est, quae
ducit ad
v. 15. vitam: et pauci sunt, qui inveniunt eam. Attendite a falsis
prophetis, qui veniunt ad vos in vestimentis ovium, intrinsecus
autem
v. 16. sunt lupi rapaces: A fructibus eorum cognoscetis eos. Numquid
v. 17. colligunt de spinis uvas, aut de tribulis ficus? Sic omnis arbor
bona fructus bonos facit: mala autem arbor malos fructus facit.
v. 18. Non potest arbor bona malos fructus facere: neque arbor mala
bonos fruc

Fol. LXIII. recto

v. 19. tus facere omnis arbor non facit [1])
ne fructum bonum excedetur·
v. 20. et in igne mittitur· [2]) ergo de fructi
v. 21. bus eorum adgnoscitis eos· no¯
omnis qui mihi dicit· $\overline{\text{dom}}^{e}$ $\overline{\text{dom}}^{e}$
introivit in regnum caelorum
set· jj· [3]) qui facit voluntatem
patris mei quo [4]) in caelis ipse intro
v. 22. vit in regnum caelorum $\overline{\text{mul}}$
tu mihi dicent in illa die $\overline{\text{dom}}^{e}$ $\overline{\text{dom}}^{e}$
nonne tuo nomine profeta
vimus et nomine tuo demonia
exclusimus et tuo nomine vir
v. 23. tutis [5]) magnas fecimus· et tunc

* * *

v. 19. tus facere. Omnis arbor, quae non facit fructum bonum, ex-
cidetur,
v. 20. et in ignem mittetur Igitur ex fructibus eorum cognoscetis eos.
v. 21. Non omnis qui dicit mihi, Domine, Domine, intrabit in regnum
coelorum: sed qui facit voluntatem Patris mei, qui in coelis est,
v. 22. ipse intrabit in regnum coelorum. Multi dicent mihi in illa die:
Domine, Domine, nonne in nomine tuo prophetavimus, et in no-
mine tuo daemonia ejecimus, et in nomine tuo virtutes multas
fecimus?
v. 23. Et tunc

Fol. LXIII. verso

dicam illis· numquam vos cogno
vi recidite a me quis [6]) peramini inin
quitatem·

---

1) Aus facit macht die 2. Hand faciens und tilgt das folgende ne.

2) in igne mittitur heißt's. F l. edirt das fehlende m.

3) Ganz so wird gelesen. Es sieht mehr nach II aus als nach ii. Diese ungeschickte Verwechslung ist wohl aus is entstanden.

4) ** stellt qui her.

5) ** verbessert virtutes.

6) s ist getilgt, doch hab' ich kein o dafür gesehen. Am Ende der Zeile steht ein überflüssiges n. F l. dagegen edirt: qui operamini iniquitatem.

v. 24. Omnis qui audit verba mea· et fe
cit ea simulabo illum viro sapien
ti qui aedificavit domum suam·
v. 25. super petram descendit pluvia ad
venerunt flumina· venerunt
venit [1]) et inpegerunt in domum
illam et non cecidit fundata enim
v. 26. fuit super petram· et omnis qui au
dit verba mea et non facit ea simu
labo illi [2]) viro stulto qui aedificavit
domum suam super harenam·

* * *

confitebor illis: Quia numquam novi vos: discedite a me qui
v. 24. operamini iniquitatem. Omnis ergo, qui audit verba mea haec
et facit ea, assimilabitur viro sapienti, qui aedificavit
v. 25. domum suam supra petram; Et descendit pluvia, et venerunt
flumina, et flaverunt venti et irruerunt in domum illam, et non
cecidit: fundata enim erat super petram.
v. 26. Et omnis, qui audit verba mea haec et non facit ea, similis
erit viro stulto, qui aedificavit domum suam super arenam:

Fol. LXIV. recto

v. 27. descendit pluvia advenerunt
flumina· venerunt venti et in
pegerunt in domum illam· et cor
ruit et facta est ruina ejus mag
v. 28. na· et factum est cum· con
summasset hs sermones istos
admirabantur populi doctrina
v. 29. ejus fuit enim· dicens [3]) illos qua
si potestatem habens non qua
VIII, 1. si farisaei et scribae eorum· et
descendentem de montem [4]) sae
v. 2. cuti sunt eum populi multi [4]) et ec
ce lebrosus introivit adorans
eum et dicens dom^e si volueris·

* * *

v. 27. Et descendit pluvia, et venerunt flumina, et flaverunt venti et
irruerunt in domum illam, et cecidit, et fuit ruina illius magna.
v. 28. Et factum est, cum consummasset Jesus verba haec, admira-
bantur
v. 29. turbae super doctrina ejus. Erat enim docens eos sicut potesta-
tem habens, et non sicut scribae eorum et Pharisaei.

---

1) So ist für venti geschrieben; ohne Correctur.
2) " corrigirt illum.
3) " corrigirt docens für dicens.
4) Fl. übersieht de montem, so wie in der folgenden Zeile eum populi multi.



VIII, 1. Cum autem descendisset de monte, secutae sunt eum turbae
v. 2. multae: Et ecce leprosus veniens adorabat eum, dicens: Domine, si vis,

Fol. LXIV. verso

v. 3. potes me emundare [1] et extendit
manum et tetigit eum dicens·
emundare· et continuo emu̅
v. 4. data esunt [2] lebra ejus et dixit illi
h̅s̅ vide ne cui dixeris set vade et
demonstra tae sacerdoti· et of
fer donum quod jussit moses in
v. 5. testimonium eis· posthaec au
tem accessit ad eum quidam ce̅
v. 6. turio obsecrans eum ei [3] dicens
puer meus· jacet domu mea pa
ralyticus graviter poenas dans·
v. 7. dicit illi ego veniam et turabo [4]
v. 8. illum· respondit illi centurio

* * *

v. 3. potes me mundare. Et extendens Jesus manum tetigit eum,
dicens:
v. 4. Volo. Mundare. Et confestim mandata est lepra ejus. Et ait illi
Jesus: Vide, nemini dixeris: sed vade, ostende te sacerdoti, et
offer munus, quod praecepit Moyses, in testimonium illis.
v. 5. Cum autem introisset Capharnaum, accessit ad eum Centurio,
v. 6. rogans eum. Et dicens: Domine, puer meus jacet in domo pa-
v. 7. ralyticus, et male torquetur. Et ait illi Jesus: Ego veniam,
v. 8. et curabo eum. Et respondens Centurio,

Fol. LXV. recto

et dixit dom̅e non sum idoneus
ut tectum meum introeas set [5]
tantum dic verbi [6] et curabitur·
v. 9. nam et ego homo sum sub potes
tate constitutus habens sub·
me milites et dico huic vade et
vadit et ali veni· et venit et ser
v. 10. vo meo fac hoc et facit· cum au
tem [7] disset autem h̅s̅ admiratus

---

1) Für emundare gibt Fleck an mundare.
2) Durch die Punkte über un ist est corrigirt.
3) Für ei gibt Fleck an et.
4) turabo blieb unverbessert. Dafür bei Fleck: curabo.
5) Für set referirt Fleck et.
6) Corrigirt ist verbo, wohl von 2. Hand.
7) tem ist ausradirt.

est et dixit eis qui se sequeban
tur in nullo tantam fidem- in
v. 11. veni in isdrahel· dicit autem
vobis quoniam multi ali ab ori
ente et occidente venient et re-

* * *

ait: Domine, non sum dignus ut intres sub tectum meum: sed
v. 9. tantum dic verbo, et sanabitur puer meus Nam et ego homo
sum sub potestate constitutus, habens sub me milites, et dico
huic: Vade, et vadit: et alii, Veni, et venit: et servo meo,
v. 10. Fac hoc, et facit. Audiens autem Jesus miratus est, et sequentibus se dixit: Amen dico vobis, non inveni tantam
v. 11. fidem in Israel. Dico autem vobis, quod multi ab Oriente et
Occidente venient, et re

Fol. LXV. verso
cumbent cum abraham et isac
v. 12. et jacob- in regno caelorum fili
autem regni exient in tenebras
exteriores illic erit oratio [1]) et
v. 13. stridor dentium· et dixit hs ad
centurionem vade sicut cre
didisti fiat tibi· et curatus est pu
v. 14. er in illa hora· et cum venisset
hs in domum petri vidit socrum
ejus jacentem febricitantem
v. 15. et tetigit manum ejus· et dimi
sit eam febris· et surrexit et mi
nistravit illi·
v. 16. Cum serum autem factum esset

* * *

cumbent cum Abraham et Isaac et Jacob in regno coelorum:
v. 12. Filii autem regni ejicientur in tenebras exteriores: ibi
v. 13. erit fletus, et stridor dentium. Et dixit Jesus Centurioni: Vade
et sicut credidisti, fiat tibi. Et sanatus est puer
v. 14. in illa hora. Et cum venisset Jesus in domum Petri, vidit
v. 15. socrum ejus jacentem et febricitantem: Et tetigit manum ejus,
et dimisit eam febris, et surrexit, et mi-
v. 16. nistrabat eis. Vespere autem facto,

Fol. LXVI. recto
Optulerunt illi daemoniacos·
multos et expellebat illa verbo·
et omnes qui malae [2]) habebant cu

[1]) Die 2. Hand hat ploratio hergestellt. Dieselbe hat auch in der folgenden Zeile or in stridor geschrieben.

[2]) Durch den Punkt über a ist male hergestellt.

v. 17. rabat ut inpleretur· quod dictu
est per eseiam profetam dicen
tem ipse infirmitates nostras
accipit et languores portavit
v. 18. Cum vidis-et autem hs quia turbae
multae circa eum sunt· uiss⸗ [1]) ire
v. 19. transmare et accessit unus
ex turbae et dixit illi magister
sequar te quocumque ieris·
v. 20. Dicit illi· hs volpes cubicula hab· [2])
bent· et volatilia caeaeli [3]) devorsoria·

* * *

obtulerunt ei multos daemonia habentes, et ejiciebat spiritus
v. 17. verbo: et omnes male habentes curavit: Ut adimpleretur quod
dictum est per Isaiam prophetam, dicentem: Ipse infirmitates
nostras accepit: et aegrotationes nostras portavit.
v. 18. Videns autem Jesus turbas multas circum se, jussit ire
v. 19. trans fretum. Et accedens unus scriba ait illi: Magister,
v. 20. sequar te quocumque ieris. Et dicit ei Jesus: Vulpes foveas
habent, et volucres coeli nidos:

Fol. LXVI. verso

filius autem hominis· non ha
v. 21. bet ubi caput inclinet alius
autem ex isgentibus [4]) ejus· di
xit [5]) dom: permitte mihi primu
ire et sepelire patrem meum·
v. 22. dicit illi· sequere me et remit
te mortuos· sepelire mortu
v. 23. os suos· et cum ascendisset
navem secuti sunt eum disci
v. 24. puli ejus et ecce motus magnus
factus est in mari· ita ut na
vis tegeretur· fluctibus· ipse
v. 25. autem dormiebat et acceserunt [6])
runt et excitaverunt eum di

* * *

v. 21. filius autem hominis non habet ubi caput reclinet. Alius autem
de discipulis ejus ait illi: Domine, permitte me primum ire,
v. 22. et sepelire patrem meum. Jesus autem ait illi: Sequere me,

---

[1]) Hier ist v ausradirt; die Correctur jussit ist nicht vollzogen.
[2]) h ist punktirt, also getilgt.
[3]) Das zweite ae ist ausgestrichen und somit caeli corrigirt.
[4]) Die 2. Hand hat discentibus corrigirt.
[5]) dixit heißt's, nicht, wie Tl. angibt, dicit.
[6]) accese (nicht accesse heißt's) ist von 2. Hand; runt ist ausradirt; das zweite runt ist ganz von 1 Hand.

v. 23. et dimitte mortuos sepelire mortuos suos. Et ascendente
v. 24. eo in naviculam, secuti sunt eum discipuli ejus: Et ecce motus
magnus factus est in mari, ita ut navicula operi-
v. 25 retur fluctibus, ipse vero dormiebat. Et accesserunt ad eum
discipuli ejus, et suscitaverunt eum, di

Fol. LXVII. recto

centes· dom̄e salva nos· peri
v. 26. mus· et dixit illis· quam timidi·
estis· pusille fid** [1]) tunc expor
rexit et corripuit et mare et
v. 27. facta est malacia magna· homi
nes autem admirati sunt di
centes quantus hic est quod
et mare et venti obaudientes·
v. 28. et cum venisset trans mare
in regionem gerasinorum·
occurrerunt illi duo demo
nia [2]) et de monumentis exeu
tes· seve nimus ita ut non pos
set quisquam transsire per illā

* * *

v. 26. centes: Domine, salva nos, perimus. Et dicit eis Jesus: Quid
timidi estis modicae fidei? Tunc surgens imperavit ventis et mari,
v. 27. et facta est tranquillitas magna. Porro homines mirati sunt,
dicentes: Qualis est hic, quia venti et mare obediunt ei?
v. 28. Et cum venisset trans fretum in regionem Gerasenorum, occur-
rerunt ei duo habentes daemonia, de monumentis exeuntes, saevi
nimis, ita ut nemo posset transire per viam

Fol. LXVII. verso

v. 29. viam· et ecce clamaverunt di
centes quit nobis et tibi fili dī n [3])
quit huc venisti ante tempus
v. 30. punire nos fuit autem longe
ab eis grex porcorum multorū
v. 31. pascentium daemones autem
obsecrabant eum dicentes· si ex
pellis nos mitte nos in gregem por
v. 32. corum ille [4]) autem dixit illis· ite
illi autem· cum exissent abierunt
in porcos et ecce impetum fecit

---

1) Für is, wie es scheint, corrigirte ** ei. Dazu notirte sie hs. über der Linie und schrieb unterm Texte, mit nachgesetztem hs., Folgendes: tunc exporrexit, während im Texte selber tunc expor fast gänzlich ausradirt ist. Also hatte sich wahrscheinlich der Corrector versehen.

2) ** corrigirt demoniaci. In der folgenden Zeile blieb seve nimus unverbessert.

3) Das n am Ende sollte wohl num (numquit) werden. Fl. setzt it für n.

4) e ist von 2. Hand. Von 1. Hand war i.

totus grex per praeceps· in mare
v. 33. et mortui sunt in aquis illi au
tem qui pascebant fugarunt et

* * *

v. 29. illam. Et ecce clamaverunt, dicentes: Quid nobis et tibi, Jesu
v. 30. fili Dei? Venisti huc aute tempus torquere nos? Erat autem
v. 31 non longe ab illis grex multorum porcorum pascens. Daemones
autem rogabant eum, dicentes: Si ejicis nos hinc, mitte nos
v. 32. in gregem porcorum. Et ait illis: Ite. At illi exeuntes abierunt in
porcos, et ecce impetu abiit totus grex per
v. 33. praeceps in mare: et mortui sunt in aquis. Pastores autem fu-
gerunt: et

Fol. LXVIII. recto

abierunt in civitatem et nun
tiaverunt omnia et de his qui
v. 34. daemonizati erant et ecce to
ta civitas exivit in obviam illi·
et cum vidissent eum obsecra
verunt ut se transferret a fini
IX, 1. bus eorum· et cum ascendis
set navem transfetavit et ve
v. 2. nit in civitatem suam et ecce op
tulerunt illi paralyticum super
lectum jacentem et cum vidisset
hs fidem illorum dixit paralytico·
bono animo esto filiole remittun
v. 3. tur tibi peccata· et ecce quidam ex·

* * *

venientes in civitatem nunciaverunt omnia, et de eis qui dae-
v. 34. monia habuerant. Et ecce tota civitas exiit obviam Jesu: et
viso eo rogabant. ut transiret a finibus eorum.
IX, 1 Et ascendens in naviculam, transfretavit, et venit in
v. 2. civitatem suam. Et ecce offerebant ei paralyticum jacentem in
lecto. Et videns Jesus fidem illorum, dixit paralytico: Confide fili,
remittuntur tibi peccata tua.
v. 3. Et ecce quidam de

Fol. LXVIII. verso

scribis aput se ipsi dixerunt hic
v. 4. blasmat et cum vidisset hs co
gitationes eorum, dixit quare
cogitatis nequam in cordibus
v. 5. vestris· quid est enim facili
us dicere· remittuntur peccata
tua· aut dicere surge et ambula
v. 6. ut videatis autem quoniam po
testatem habet· filius hominis
in terra dimitto peccata· tunc

dicit paralytico surge et tolle·
lectum tuum· et vade in domum
v. 7. tuam· et surrexit et abit in domu
v. 8. suam et cum vidissent turbe ti

* * *

v. 4. scribis dixerunt intra se: Hic blasphemat. Et cum vidisset Jesus
cogitationes eorum, dixit: Ut quid
v. 5. cogitatis mala in cordibus vestris? Quid est facilius, dicere:
Dimittuntur tibi peccata tua; an dicere:
v. 6. Surge et ambula? Ut autem sciatis, quia filius hominis habet
potestatem in terra dimittendi peccata, tunc ait paralytico: Surge,
tolle lectum
v. 7. tuum, et vade in domum tuam. Et surrexit et abiit
v. 8. in domum suam. Videntes autem turbae ti

Fol. LXIX. recto

muerunt· et clarificaverunt dm
qui tantam potestatem dedit ho
v. 9. minibus· et cum transisset
inde ihs vidit hominem seden
tem in teloneo qui mattheus [1]
vocabatur· et dicit illi sequere
me et surrexit et secutus est eu
v. 10. et factum est cum recumbe [2])
ret in domum et ecce multi pu
blicani et peccatores advenie
tes recumbebant cum hs et dis
v. 11. cipulis ejus· quod cum vidissent
farisaei [3]) dixerunt discipuli ejus·
quare cum publicanis et peccatorib·

* * *

muerunt, et glorificaverunt Deum, qui dedit potestatem talem
v. 9. hominibus Et cum transiret inde Jesus, vidit hominem seden-
tem in telonio, Matthaeum nomine. Et ait illi: Sequere me.
v. 10. Et surgens secutus est eum. Et factum est discumbente eo in
domo, ecce multi publicani et peccatores venientes, dis-
v. 11. cumbebant cum Jesu et discipulis ejus. Et videntes Pharisaei,
dicebant discipulis ejus: Quare cum publicanis et peccatoribus.

Fol. LXIX. verso

v 12. sedes· [4]) hs autem cum audisset di
xit non est· opus sanis medicus·

---

1) Für mattheus steht bei Fleck Matheus.

2) Die 2. Hand schreibt: ipse recu‾ und zu Anfang der folgenden Zeile beret; sie tilgte deßhalb beret, ließ aber aus Versehen das vorhergehende recum unberührt. Fleck gibt an: »recum ipse recumberet (sic).«

3) farisaei, nicht (wie Fleck) Pharisaei.

4) Unrichtig ist Fleck's Angabe: »sedes — — (sic).«

v. 13. set male habentibus· ite autem
et [1]) dicite quit sit misericordiam
volo et non sacrificium· non
enim [2]) justos vocari et pecca
v. 14. tores· tunc accedunt ad eum
disciPuli johannis dicentes qua
re nos et farisaei jejunamus· mul
tum· discipuli autem tui non je
junant·
v. 15. Et dixit illi hs numquit possunt
possunt [3]) fili sponsi lugere quam
diu eum eis est sponsus· venient·

* * *

v. 12. manducat Magister vester? At Jesus audiens ait: Non est opus va-
v. 13. lentibus medicus, sed male habentibus. Euntes autem discite
quid est: Misericordiam volo, et non sacrificium. Non enim
v. 14. veni vocare justos, sed peccatores. Tunc accesserunt ad eum
disciputi Joannis, dicentes: Quare nos et Pharisaei jejuna-
v. 15. mus frequenter: discipuli autem tui non jejunant? Et ait illis
Jesus: Num quid possunt filii sponsi lugere quamdiu cum illis est
sponsus? Venient

Fol. LXX. recto

autem ;;;;;; [4]) dies quando au
feretur· ab eis sponsus· et tunc
v. 16. jejunabunt nemo autem inicit [5])
commissuram panni rudis in
vestimentum vetus· tollit enī
plenitudinem ejus a vestimen
to et pejor· scissura efficitur·
v. 17. neque mittunt vinum noum [6])
in utres veteres· si quo minus
rumpit vinum utres· et vinum
perit et utres mittunt autē
vinum novum in utres novos
v. 18. et utraque servantur· haec
cum loqueretur· ad eos ecce·

* * *

v. 16. autem dies, cum aaferetur ab eis sponsus, et tunc jejunabunt.
Nemo autem immittit commissuram panni rudis in vestimentum

---

1) et ist ausradirt; dicite ist nicht verbessert.

2) ** fügt hier ein: veni und corrigirt vocare. Falsch Fleck: enim ut justos vocare.

3) Das zweite possunt ist ausradirt.

4) Hier ist, wie es scheint, venient ausradirt.

5) inicit heißt's, nicht (wie bei Fleck) injicit.

6) noum (Fleck: novum) ist ohne Berichtigung geblieben.

vetus: tollit enim plenitudinem ejus a vestimento, et pejor scissura fit.

v. 17. Neque mittunt vinum novum in utres veteres, alioquin rumpuntur utres, et vinum effunditur. et utres pereunt. Sed vinum novum

v. 18. in utres novos mittunt, et ambo conservantur. Haec illo loquente ad eos, ecce

Fol. LXX. verso

quidam princeps venitens· [1]) ado
rabant illum dicens filiam me
a modo mortua est· set veni
et inpone manum suam [2]) super
v. 19. eam et vivet· et surrexit et se
cutus est eum hs̄ et discipuli ejus·
v. 20. et eçce mulier sanguinis fluxu̅
habens annos· [3]) XII· accessit re
tro et tetigit vestimentum ejus
v. 21. dicebat enim ad se ipsam· et teti
gero tantum· vestimentum ejus·
v. 22. salvabor· ille autem univer [4])
sus cum vidisset eam dixit· fide fi
lia· fidest [5]) tua te salvavit· et sana

* * *

princeps unus accessit, et adorabat eum, dicens: Domine, filia mea modo defuncta est; sed veni, impone manum tuam super eam,
v. 19. et vivet. Et surgens Jesus sequebatur eum, et discipuli ejus.
v. 20. Et ecce mulier, quae sanguinis fluxum patiebatur duodecim annis, accessit retro, et tetigit fimbriam
v. 21. vestimenti ejus. Dicebat enim intra se: Si tetigero
v. 22. tantum vestimentum ejus, salva ero. At Jesus conversus, et videns eam, dixit: Confide filia, fides tua te salvam fecit. Et salva fac

Fol. LXXI. recto

ta est mulier ab illa hora·
v. 23. Et cum venisset hs̄ in domum prin
cipis et vidisset symphoniachos·
et turbas tumultuantes· dixit
v. 24. discedite non enim mortua est
puella set dormit et inride
v. 25. bant eum et cum expulsa es
set turba venit et tenuit manu̅

---

1) Ueber t steht ein Punkt; also bleibt veniens übrig.

2) ** verbessert tuam. Von derselben Hand ist ivet in vivet geschrieben.

3) ** schreibt dafür annis.

4) or in salvabor ist von **. Dieselbe Hand corrigirte conversus. Bei F 1. steht im Texte: tuam, annis, conversus. Lauter Verbesserungen der 2. Hand.

5) fidest (so) schrieb **; vorher waren weniger Buchstaben.

v. 26. ejus· et surrexit [1]· puella et exivit
fama ista in totam terram illam·
v. 27. Et cum praeteriret inde hs secuti
sunt duo caeci eam [2], clamantes·
v. 28. miserere nostri fili david· et ve
nit in domum et accesserunt ad

* * *

v. 23. ta est mulier ex illa hora. Et cum venisset Jesus in domum
principis, et vidisset tibicines et turbam tumultuantem, dicebat:
v. 24. Recedite: non est enim mortua puella, sed dormit. Et deri-
v. 25. debant eum. Et cum ejecta esset turba, intravit: et tenuit
v. 26. manum ejus. Et surrexit puella. Et exiit fama haec in
v. 27. universam terram illam. Et transeunte inde Jesu, secuti sunt
eum duo caeci, clamantes et dicentes: Miserere nostri,
v. 28. fili David. Cum autem venisset domum, accesserunt ad

Fol. LXXI. verso

illum caeci et dixit illis hs· creditis
quia possim [3]) hoc facere dicunt
v. 29. illi· ita dom̄e· tunc· tetigit oculos
eorum dicens secundum fidem
v. 30. vestram· fiat vobis· et aperti sunt
oculi eorum· et comminatus est
eis hs dicens· videte nemo sciat·
v. 31. illi autem exierunt· et diffama
verunt illum in tota terra illa·
v. 32. Cum exissent autem illi ecce optu
lerunt ei hominem [4]) mutum dae
v. 33. moniacum· et cum exclusum es
set daemonium locutus est mo
ses et admiratae sunt turbae di

* * *

eum caeci. Et dicit eis Jesus: Creditis quia hoc possum facere
vobis?
v. 29. Dicunt ei: Utique, Domine. Tunc tetigit oculos eorum, dicens:
v. 30. Secundum fidem vestram fiat vobis. Et aperti sunt oculi eorum:
et comminatus est illis Jesus, dicens: Videte ne quis sciat.
v. 31. Illi autem exeuntes diffamaverunt eum in tota terra illa.
v. 32. Egressis autem illis, ecce obtulerunt ei hominem mutum,
v. 33. daemonium habentem. Et ejecto daemonio, locutus est mutus;
et miratae sunt turbae, di

---

[1]) su ist von °° rescribirt; vorher stand, wie es scheint, po.

[2]) eam ist durch die Punkte darüber getilgt.

[3]) Für possim gibt Fleck an possum.

[4]) ho und m am Ende sind von 2. Hand.

Fol. LXXII. recto

v. 34. centes· numquamne sic appa
v. 35. ruit in isdrael· et circuibat
hs civitates omnes se [1]) castella·
docens in sinagogis eorum et
praedicans evangelium reg
ni et curans omnem valetudi
nem· et omnem inbecillitate
v. 36. cum vidisset autem turbas·
commotus est propter eas· quo
niam fuierunt [2]) vexati et abjecti
ei quaestiones [3]) non habentes pas
torem·
v. 37. Tunc dixit discipulis suis· messis·
quidem· multa operam [4]) autem pauci·

* * *

v. 34. centes: Numquam apparuit sic in Israel. Pharisaei autem dicebant:
v. 35. In principe daemoniorum ejicit daemones. Et circuibat Jesus
omnes civitates et castella, docens in synagogis eorum, et praedi-
cans evangelium regni, et curans omnem languorem et omnem infir-
v. 36. mitatem. Videns autem turbas, misertus est eis: quia erant
vexati, et jacentes sicut oves non habentes pastorem.
v. 37. Tunc dicit discipulis suis: Messis quidem multa, operarii au-
tem pauci.

Fol. LXXII. verso

v. 38. rogate itaque dominum mes
sis ut mittat operarios in messe
X, 1. suam· et convocatis XII dis
cipulis suis dedit illis· potestate
expellendi spiritus immundus·
et curandi omnem valetudine
v. 2. et omnem infirmitatem· XII·
autem aposttolorum· [5]) nomina
sunt· haec primus sim qui di
citur petrus· et andreas· fra
v. 3. ter ejus· jacobus· zebdaei· [6]) et jo
hannes frater ejus· filippus· et
barthodomaeus· thomas· et mat
thaeus· publicanus· jacobus aleaei·

* * *

1) Der 1. Corrector schrieb omnes über einer Rasur, durchstrich das folgende s und setzte t zu e.

2) It ist getilgt; es bleibt fuerunt übrig.

3) eti in abjecti ist von der 2. Hand; dieselbe tilgte ei und corrigirte quasi oves für quaestiones.

4) Für operam hat Fleck operari.

5) Das t nach st hat Fleck übersehen.

6) So hat das Mf., nicht (wie Fl. angibt) Zebedaei.

v. 38. Rogate ergo Dominum messis, ut mittat operarios in messem
X. 1. suam. Et convocatis duodecim discipulis suis, dedit illis po-
testatem spirituum immundorum, ut ejicerent eos, et curarent
v. 2. omnem languorem et omnem infirmitatem. Duodecim autem
apostolorum nomina sunt haec: Primus Simon, qui dicitur
v. 3. Petrus, et Andreas frater ejus. Jacobus Zebedaei, et Joannes
frater ejus, Philippus, et Bartholomaeus, Thomas, et Matthaeus
publicanus, Jacobus Alphaei,

Fol LXXIII. recto

v. 4. et jebdaeus· simon chananaeus [1])
et judas scariotes qui eum tra
v. 5. didit ista· XII· misit· hs praecipiens
eius [2]) et diciens· in viam natio
num nec ieritis· ~~~~~~~~~~~~~ [3])
v. 7. nes perditas· domus isdrahel eu-
tes autem praedicatae dicentes
quoniam· adpropinquavit reg
v 8. num caelorum infirmos cura
te mortuos excitate lebrosos e
mundate et daemonia expellite
v. 9. gratis accepistis gratis date ne
possederitis aurum aut argentu-
v. 10. neque es in zonis· vestris necpe

v. 6 et in civitatem samaritanorum ne in
troieritis· ite magis; at oves perditas· hv.

* * *

v. 4. et Thaddaeus, Simon Chananaeus, et Judas Iscariotes, qui et
tradidit
v. 5. eum. Hos duodecim misit Jesus, praecipiens eis, dicens: In
viam gentium ne abieritis, et in civitates Samaritanorum ne in-
traveritis:
v. 6 7. Sed potius ite ad oves quae perierunt domus Israel. Eun-
tes autem praedicate, dicentes: Quia appropinquavit regnum
coelorum.
v. 8. Infirmos curate, mortuos suscitate, leprosos mundate, daemones
v 9. ejicite: gratis accepistis, gratis date Nolite possidere aurum,
neque
v. 10. argentum, neque pecuniam in zonis vestris: Non pe

Fol. LXXIII. verso
ram in via· neque duas tunicas·
neque calciamenta· neque vir

---

[1]) Für jebdaeus (d steht auf einer Rasur über b) hat Fleck Iebdaeus. Für chananaeus schrieb ** cananaeus (nicht, wie Fl. hat, Chananaeus).

[2]) u ist durchstrichen; es bleibt eis übrig.

[3]) Hier stand wahrscheinlich: ite magis actio. Diese Worte so wie das folgende nes hat der 1. Corrector getilgt, und dafür unterm Texte, worauf oben das Zeichen hs. verweis't, den angegebenen Nachtrag mit nachgesetztem hv. angebracht.

gas· dignus est autem operarius
v. 11. esca sua in quamcumque autem
civitatem introieritis interro
gate quis illic digtus [1]) est et illic ma
nete quoadusque proficiscami
v 12. ni· cum introieritis autem in
v 13. domum salutate domum et si fu
erit domus digna pax vestra ve
niat super eam· si autem non
fuerit digna pax vestra ad vos re
v. 14. vertatur· et quicumque vos· non
receperint· neque audierit ser

* * *

ram in via, neque duas tunicas, neque calceamenta, neque
v. 11. virgam: dignus enim est operarius cibo suo. In quamcumque
autem civitatem aut castellum intraveritis, interrogate quis
v. 12. in ea dignus sit: et ibi manete donec exeatis Intrantes autem
in domum, salutate eam dicentes: Pax huic domui.
v. 13. Et si quidem fuerit domus illa digna, veniet pax vestra super
eam: si autem non fuerit digna, pax vestra rever-
v. 14. tetur ad vos. Et quicumque non receperit vos, neque audierit ser

Fol. LXXIV. recto

mones vestros· cum coeperitis [2])
proficisci extra domum aut civi
tatem excutite pulverem a pe
dibus· vestris·
v. 15. Amen dico vobis tolerabilius erit
terrae sodome et gomore in die
v. 16. judicii quam civitati illi ecce ego
mitto vos sicut oves in medium·
luporum estote prudentes sicut
serpentes· et simplices ut [3]) colum
v. 17. bae· cavete· ab hominibus· tradent
enim· vos in consilia et in sinago
v. 18. gis suis· flagellabunt vos· et ante
reges et magistratus· stabitin mea

* * *

mones vestros, exeuntes foras de domo vel civitate, excutite
v. 15. pulverem de pedibus vestris. Amen dico vobis: Tolerabilius
erit terrae Sodomorum et Gomorrhaeorum in die judicii, quam illi
v. 16. civitati· Ecce ego mitto vos sicut oves in medio luporum.
Estote ergo prudentes sicut serpentes, et simplices sicut columbae.
v. 17. Cavete autem ab hominibus. Tradent enim vos in conciliis, et
in syna-
v. 18. gogis suis flagellabunt vos. Et ad praesides, et ad reges duce-
mini propter me.

---

1) ** corrigirt dignus.

2) Dafür hat Fleck: coepestatis. V. 15 ist me in Sodome von 2. Hand.

3) Für ut hat Fleck sicut.

Fol. LXXIV. verso

causa· in testimonium. illis et
v 19. nationibus cum autem vos
tradiderunt nolite cogitare quit
v. 20. loquamini non enim vos estis
qui loquimini· set spiritus patris
v. 21. vestri qui loquitur in vobis· tra
det autem frater eratrem [1]) ad mor
tem et pater filium· et insurgent
sibi super parentes· et negabunt
v. 22. eos· et eritis· odebiles omnibus [2])
propter nomen meum· qui autem
sustinuerit usq· ad finem hic sal
v. 23. babitur cum autem vos persequẽ
tur· in ista· civitatem fugite in al·

* * *

v. 19. in testimonium illis et gentibus. Cum autem tradent vos, nos
lite cogitare quomodo aut quid loquamini: dabitur enim vobi-
in illa
v. 20 hora quid loquamini. Non enim vos estis qui loquimini, sed
spiri-
v. 21. tus Patris vestri, qui loquitur in vobis. Tradet autem frater
fratrem in mortem, et pater filium: et insurgent filii in
v 22 parentes, et morte eos afficient: Et eritis odio omnibus prop-
ter nomen meum: qui autem perseveraverit usque in
v. 23. finem, hic salvus erit. Cum autem persequentur vos in civitate
ista, fugite in ali

Fol. LXXV. recto

teram si autem et in alteram per
secuti vos fuerit fugite in alte
ram amen enim dico vobis·
non consummabitis civitatem
si isdrael deniq· [3]) veniat filius ho
v. 24. minis· non est discipulus super
v. 25 magistrum· sufficiat discipulo ut
sit quomodo magister· [4]) et·
servo quimodo [5]) dom° ejus· si
patrem familias dixerunt belze
bul quanto magis domesticos
v. 26. ejus· nolite ergo metuere
eos· nihil est enim tectum [6]) quod
non retegetur· nec apsconditũ

* * *

1) eratrem hat das Mſ. für fratrem (ſo F l.).

2) om ſchrieb °°; vorher ſtand wohl ma.

3) °° corrigirt doniq.

4) Fleck gibt an: magister ejus.

5) Von 2. Hand iſt quomodo hergeſtellt. Die folgende Abbreviatur iſt, ſtreng genommen, durch domino aufzulöſen.

6) tect iſt von 2. Hand. Vorher hieß es, wie es ſcheint: et eum.

iam. Amen dico vobis, non consummabitis civitates Israel, donec
v. 24. veniat Filius hominis. Non est discipulus super magistrum, nec
v. 25. servus super dominum suum. Sufficit discipulo, ut sit sicut
magister ejus: et servo, sicut dominus ejus. Si patrem familias
v. 26. Beelzebub vocaverunt, quanto magis domesticos ejus? Ne ergo
timueritis eos: Nihil enim est opertum, quod non revelabitur: et
occultum,

Fol. LXXV. verso

v. 27. quod non cognoscetur quod di
co vobis in tenebris dicite in lumi
ne et quod in aure auditis· praedi
v. 28. cate in tectis· et ne timueritis eos
qui occidunt corpus· animam au
tem non possunt occidere ma
gis autem metuit [1]) eum qui potest
et animam· et corpus occidere in
v. 29. gehenna· nonne duo passares
asse [2]) veniunt et unus ex illis
non cadet· in terram sine patre
v. 30. vestro· set et capilli capitis ves
tri nomne omnes numerati sunt
v. 31. nolite ergo metuere multis passa [3])

* * *

v. 27. quod non scietur. Quod dico vobis in tenebris, dicite in lumine:
v. 28. et quod in aure auditis, praedicate super tecta. Et nolite timere
eos, qui occidunt corpus, animam autem non possunt occidere:
sed potius timete eum, qui potest et animam et
v. 29. corpus perdere in gehennam· Nonne duo passeres asse vaeneunt:
et unus ex illis non cadet super terram sine
v. 30. patre vestro? Vestri autem capilli capitis omnes nume·
v. 31. rati sunt. Nolite ergo timere: multis passe

Fol. LXXVI. recto

v. 32. ribus pluris estis vos· omnis igitur
quicumque confessus fuerit in
me coram hominibus et ego con
fitebor in ipso coram patre meo
v. 33. qui in caelis qui autem me nega
verit coram hominibus et ego ne
gabo eum coram patre meo qui in
v. 34. caelis· ne putaveritis quoniam
pacem veni mittere in terram·
non veni pacem mittere set gla
v. 35. dium· veni enim dividere ho
minem adversus patrem suum
et filiam adversus matrem sua
et sponsam adversus socrum sua

* * *

---

[1]) metuit heißt es, nicht metuite, wie Fleck angibt.

[2]) Für asse gibt Fleck an: assi.

[3]) Hier steht wiederum wie vorher passaribus. Fleck: passeribus.

v. 32. ribus meliores estis vos. Omnis ergo qui confitebitur me coram
hominibus, confitebor et ego eum coram Patre meo, qui in
v. 33. coelis est: Qui autem negaverit me coram hominibus, negabo
v. 34 et ego eum coram Patre meo, qui in coelis est. Nolite arbitrari
quia pacem venerim mittere in terram: non veni pacem mittere
v. 35. sed gladium. Veni enim separare hominem adversus patrem
suum, et filiam adversus matrem suam, et nurum adversus socrum
suam:

Fol. LXXVI. verso

v. 36. et inimici hominis domestici ejus·
v. 37. qui amat matrem aut patrem·
super me non est me dignus· et
qui amat filium aut filiam. super
v. 38. me non est me dignus et qui no̅
accipit crucem suam et sequi [1])
tur· me non est meus discipulus
v. 39. qui invenerit animam suam·
perdit illam· et qui perdiderit ani
mam suam propter me inveniet
v. 40. illam· qui receperit vos me reci
pit et qui me recepit recipit eum
v. 41. qui me misit qui recipit profe
tam in nomine profetae merce

* * *

v. 36. 37. Et inimici hominis domestici ejus. Qui amat patrem aut
matrem plus quam me, non est me dignus: et qui amat filium
v. 38. aut filiam super me, non est me dignus. Et qui non accipit
v. 39. crucem suam, et sequitur me, non est me dignus. Qui invenit
animam suam, perdet illam: et qui perdiderit animam suam,
v. 40. propter me, inveniet eam. Qui recipit vos, me recipit: et qui
v. 41. me recipit, recipit eum qui me misit. Qui recipit prophetam in
nomine prophetae, merce

Fol. LXXVII. recto

dem profete accipiet· et qui re
ceperit justum in nomine justi [2])
v. 42. mercedem justi accipiet et qui
potaverit unum ex minimis is
tis· calicem frigidae dummodo
in nomine discipuli amen di
co vobis· non peribit merces ejus·
XI, 1. et factum est cum perfecisset hs̅
XII. discipulis suis· transtulit se
ut praedicaret et doceret in ci
v. 2. vitatibus eorum johannes aute̅
cum· audisset in [3]) carcere opera

[1]) se ist von 2. Hand auf einer Rasur geschrieben.
[2]) u in justi steht über der Linie; doch kann es von 1. Hand selber nachgetragen seyn.
[3]) in schrieb die 2. Hand. Vorher stand wahrscheinlich se.

v. 3. xp̄ · misit ad eum discipulos suos di
cens· tu es qui venis· aul alium spe

* * *

dem prophetae accipiet: et qui recipit justum in nomine justi,
v. 42. mercedem justi accipiet. Et quicumque potum dederit uni ex
minimis istis calicem aquae frigidae tantum in nomine discipuli:
XI, 1. amen dico vobis, non perdet mercedem suam. Et factum est,
cum consummasset Jesus, praecipiens duodecim discipulis suis,
transiit inde ut doceret, et praedicaret in civitatibus eorum.
v. 2. Joannes autem cum audisset in vinculis opera Christi; mittens
v. 3. duos de discipulis suis, Ait illi: Tu es, qui venturus es, an
alium ex

Fol. LXXVII. verso

v. 4. peramus· et respondit. hs̄ et dixit
illis· euntes renuntiate joha¯
v. 5. nae· a·[1]) quae auditis· et videtis cae
ci vident et clodi ambulant et
lebrosi emundantur· et surdi
audiunt et mortui resurgunt
v. 6. et felix erit qui non fuerit scan
v. 7. dializiatus [2]) in me· his autem
abeuntibus· coepit· hs̄· dicere ad
turbas· de johane· quid ixistis in e
remum· [3]) videre harundinem·
v. 8. vento agitari· set quid existis vi
dere hominem mellib· [4]) vestitum·
ecce qui mollia portant in domib·

* * *

v. 4. pectamus? Et respondens Jesus ait illis: Euntes renun-
v. 5. tiate Joanni quae audistis et vidistis. Caeci vident, claudi am-
bulant, leprosi mundantur, surdi audiunt, mortui resur-
v. 6. gunt, pauperes evangelizantur: Et beatus est, qui non fuerit
v. 7. scandalizatus in me. Illis autem abeuntibus, coepit Jesus dicere
ad turbas de Joanne: Quid existis in desertum videre?
v. 8. arundinem vento agitatam? Sed quid existis videre? hominem
mollibus vestitum? Ecce qui mollibus vestiuntur, in domibus

Fol. LXXVIII. recto

v. 9. regum sunt sed quid existis vide
re profetam ita dico vobis· et plus
v. 10. profeta hic [5]) de quo scriptum est ec

---

[1]) So ist ea durch den Punkt zerrissen. Ueber das vorhergehende a hat ** ein i gesetzt, also johanni corrigirt.

[2]) Dafür hat Fleck scandaliciatus.

[3]) Für eremum schreibt Fleck esertum.

[4]) ** corrigirt mollib.

[5]) hic ist von ** rescribirt, Das ursprüngliche Wort hatte denselben Raum

ce ego mitto angelum ante fa
ciem meam et [1]) praeparabit via
meam ante me·
v. 11. Amen dico vobis· non exsurrexit
in natis· mulierum· major joha
ne baptidiatore qui autem mi
nor est· in regno caelorum major
v. 12. ille est a diebus autem johannis
baptiziatoris usque modo regnu
caelorum vim patitur· et qui vim
v. 13. faciunt diripiunt illut omnes

* * *

v. 9· regum sunt. Sed quid existis videre? prophetam? Etiam dico
vobis,
v. 10. et plus quam prophetam. Hic est enim, de quo scriptum est:
Ecce ego mitto angelum meum ante faciem tuam, qui praeparabit
viam
v. 11. tuam ante te. Amen dico vobis, non surrexit inter natos mu-
lierum major Joanne Baptista: qui autem minor est in regno
coelorum,
v. 12. major est illo. A diebus autem Joannis Baptistae usque nunc,
regnum coelorum vim patitur, et violenti rapiunt illud.
v. 13. Omnes

Fol. LXXVIII. verso

enim profetae et lex usq· ad jo
v. 14. hannen [2]) profetaverunt et si vul
tis· percipere ipse est helias quo
v. 15. venturus est qui habet aures
v. 16. audiat cui autem simulabo nati
onem istam· simili est pueris se
dentibus· in foro qui atclamant
v. 17. aliis dicentes· cantavimus tibi
a [3]) vobis et non saltastis· planxi
mus et lamentati non estis·
v. 18. venit enim johannis· neq· man
ducans· neque bibens dicunt
v. 19. daemonium habeṅt [4]) venit fi
lius hominis· manducans et bi

* * *

enim prophetae et lex usque ad Joannem prophetaverunt:
v. 14. Et si vultis recipere, ipse est Elias, qui venturus est.
v. 15. 16. Qui habet aures audiendi, audiat. Cui autem similem
aestimabo generationem istam? Similis est pueris sedentibus in
foro, qui

---

[1]) et heißt es; Fleck hat dafür hic.
[2]) Für johannen steht bei Fleck Johannem.
[3]) Für tibia vobis schreibt Fleck: »tibi a vobis (sic).«
[4]) n hat en Punkt über sich; also ist habet corrigirt.

v. 17. clamantes coaequalibus Dicunt: Cecinimus vobis, et non sal
v. 18. tastis: lamentavimus, et non planxistis. Venit enim Joannes
neque manducans, neque bibens, et dicunt:
v. 19. Daemonium habet: Venit filius hominis manducans et bi

Fol. LXXIX. recto

bens· dicunt ecce homo verax·
et vinaria publicanorum ami
cus et peccatorum et justificata
est sapientia ab omnibus filis
suis·
v. 20. Tunc coepit maledicere civitates
in quibus factae fuerant pluri
mae virtutes ejus quia longe [1]) e
v. 21. gerunt· penitentiam· vae tibi
chorazan [2]) et bessaida [3]) quonia
sy [4]) tyro et sidonae facte essent
virtus et [5]) quae factae sunt in
vobis olim forsam [6]) in sacco et ci
v. 22. nere peniterent verum dico·

* * *

bens, et dicunt: Ecce homo vorax, et potator vini, publicanorum
et peccatorum amicus. Et justificata est sapientia a filiis suis.
v. 20. Tunc coepit exprobrare civitatibus, in quibus factae sunt plu-
rimae virtutes ejus, quia non egissent poenitentiam.
v. 21. Vae tibi Corozain, vae tibi Bethsaida: quia si in Tyro et Sidone
factae essent virtutes, quae factae sunt in vobis, olim in cilicio
et cinere poenitentiam egissent.
v. 22. Verumtamen dico

Fol. LXXIX. verso

vobis [7]) tyro et sidoni tolerabili
us erit in die judicii· quam vobis
v. 23. et tu cafarnaum ne quomodo in [8])
caelum elata es usq· ad inferos
descendas· quia si sodomis fac
tae essent virtutes· quae factae
sunt in te manerent usque in
v. 24. hodiernum· verum tamen
dico quoniam tolerabilius erit·
sodomae in die judicii· quam vo

---

1) lo und ge sind durchstrichen, über ge stehen auch noch Punkte; dagegen ist über n ein Strich gezogen: n̄. So ist non aus longe von ** corrigirt.

2) chorazan liest der Codex. Fleck: Cororan.

3) Es scheint fast bessalda, nicht bessaida in der Handschrift zu stehen.

4) sy heißt es. Fleck: si.

5) Für virtus et hat ** virtutes hergestellt.

6) forsan, von 2. Hand, steht auf einer Rasur.

7) vobis hat Fleck übersehen.

8) quomodo in ist von **; vorher waren 5 oder 6 Buchstaben.

v. 25. bis· in illo tempore respondit·
hs· et dixit confiteor tibi pater do
mine caeli et terrae qui abscon
dis iusta [1]) a sapientibus et prudentib·

* * *

vobis: Tyro et Sidoni remissius erit in die judicii, quam vobis.
v. 23. Et tu Capharnaum, numquid usque in coelum exaltaberis?
usque in infernum descendes? quia si in Sodomis factae fuissent
virtutes, quae factae sunt in te, forte mansissent
v. 24. usque in hanc diem. Verumtamen dico vobis, quia terrae Sodomorum remissius erit in die judicii, quam tibi.
v. 25. In illo tempore respondens Jesus dixit: Confiteor tibi, Pater,
domine coeli et terrae, quia abscondisti haec a sapientibus et
prudentibus,

Fol. LXXX. recto

v. 26. et revelasti ea parvolis· ita pa
ter mihi quoniam sic placitum
v. 27. factum est coram te mihi om
nia tradita sunt· a patre meo·
et nemo agnoscit filium nisi pater· [2]) ha·
cui voluerit· filius revelare·
v. 28. venite ad me omnes· qui labo
ratis et onerati estis et ego vos
v. 29. requiescere tollite jugum me
um super vos et discite a me quia
mitis sum et humilis corde et
invenietis· requiem· animab·
v. 30. vestris· jugum enim meum
bonum est et sarcinas [3]) levis est.

neq· patrem quis agnoscit nisi filius·
et· hv·

* * *

v. 26. et revelasti ea parvulis. Ita Pater: quoniam sic fuit placitum
v. 27. ante te. Omnia mihi tradita sunt a Patre meo. Et nemo novit
Filium, nisi Pater: neque Patrem quis novit, nisi Filius, et cui
v. 28. voluerit Filius revelare. Venite ad me omnes, qui laboratis et
v. 29. onerati estis, et ego reficiam vos. Tollite jugum meum super
vos, et discite a me, qui mitis sum et humilis corde: et in-
v. 30. venietis requiem animabus vestris. Jugum enim meum suave
est, et onus meum leve.

---

[1]) u in iusta ist ausgestrichen; es bleibt also ista übrig; absondis blieb unverbessert; Fl. gibt an: absondisti ista.

[2]) filium nisi pater ist von 2. Hand. Dieselbe notirt auch am Rande ha. und schrieb unterm Texte mit nachgesetztem hv (mehrmals also heißt es hv., mehrmals hs.) die angegebenen Worte: neq. bis et, die vor cui voluerit in den Text gehören. Bei Fleck ist diese Stelle ganz verworren.

[3]) s am Ende ist getilgt; also steht noch sarcina.

Fol. LXXX. verso

XII, 1. in illo tempore abiit· h̄s sabbatis
per segetem· discipuli autem
ejus esurierunt· [1]) vellere spi
v. 2. cas· et manducare· farisaei
autem cum vidissent dixer·
illı· ecce discipuli tui faciunt
v. 3. quod non licet facere· ille au
tem dixit illis non legistis quid
fecerit david cum esurisset et
v. 4. qui cum eo· quomodo introivit
in domum d̄i et panems [2]) propo
sitionis manducavit quod no¯
licuit illi manducare neq· eis qui
cum et nisi tantum facere [3]) sacer·

* * *

XII, 1. In illo tempore abiit Jesus per sata sabbato: discipuli autem
ejus esurientes coeperunt vellere spicas et manducare.
v. 2. Pharisaei autem videntes, dixerunt ei: Ecce discipuli tui
v. 3. faciunt quod non licet facere sabbatis. At ille dixit eis: Non
legistis quid fecerit David, quando esuriit, et qui
v. 4. cum eo erant: Quomodo intravit in domum Dei, et panes pro-
positionis comedit, quos non licebat ei edere, neque his qui cum
eo erant, nisi solis sacer

Fol. LXXXI. recto

v. 5. dotibus aut numquit non le
gistis in legem quoniam sabba
tis· sacerdotes in templo· sabba
tum profanant· et rei non sunt
v. 6. dico enim vobis quoniam ma
v. 7. jor templo est· hic si autem intel
lexissetis· quit sit misericordi
am volo quam sacrificium no¯
condemnassetis· innocentes·
v. 8. dom̄ˢ. enim est· sabbati filius hominis·
v. 9. Et transgressus inde venit in sy
v. 10. nagogam eorum. et ecce illic ho
mo manum habens aridam· et
interrogaverunt· eum dicentes·

* * *

v. 5. dotibus? Aut non legistis in lege, quia sabbatis sacerdotes in
v. 6. templo sabbatum violant, et sine crimine sunt? Dico autem

---

[1]) Hier fügt die 2. Hand ein et ceperunt. Fl. setzt in den Text; et coeperunt.
[2]) m hat einen Punkt über sich; vielleicht schon von ·.
[3]) facere ist ausradirt.

v. 7. vobis, quia templo major est hic. Si autem sciretis, quid est:
Misericordiam volo, et non sacrificium: numquam condemnas-
v. 8. setis innocentes: Dominus enim est filius hominis etiam
v. 9. sabbati. Et cum inde transisset, venit in synagogam eorum.
v. 10. Et ecce homo manum habens aridam, et interrogabant eum
dicentes:

Fol. LXXXI. verso

Se licet sabbatis curare nt [1]) eum ac
v. 11. cusarent· ille autem dixit illis·
quis in vobis homo est· qui habet
vem et si ceciderit· sabbatis in
veam non teneat eam et exci
v. 12. ex· quanto ergo differt homo
jove [2]) igitur licet sabbatis· bene
v. 13. facere annon· tunc dicit illi ho
mini extende manum tuam et
extendit et facta est fana [3]) sicut
v. 14. altera· et exiebunt farisaei
et [4]) consilium acceperunt adver
sus illum ut eum perderent·
v. 15. hs autem cum cognovisset seces [5])

* * *

v. 11. Si licet sabbatis curare? ut accusarent eum. Ipse autem dixit
illis: Quis erit ex vobis homo, qui habet ovem unam, et si ceci
derit haec sabbatis in foveam, nonne tenebit, et
v. 12. levabit eam? Quanto magis melior est homo ove?
v. 13. Itaque licet sabbatis benefacere, Tunc ait homini: Extende ma-
num tuam. Et extendit, et restituta est sanita
v. 14. ti sicut altera. Exeuntes autem Pharisaei, consilium faciebant
adversus eum, quomodo perderent eum.
v. 15. Jesus autem sciens reces

Fol. LXXXII. recto

Sit inde et secuti sunt eum mul
v. 16. ti et curabat eos· omnes autem
quos curavit corripiebat ut eū
v. 17. non provulgarent ul inplere
tur quot dictum est per eseiam
v. 18. profetam dicentem· ecce fili
us meus quem elegi dilectissi·
mus· meus in que bene sensit a
nima mea· ponam spiritum [6]) me

---

1) Hier ist nt für ut, so wie vorher Se für Si geschrieben; beides ohne Correctur.
2) j ist getilgt, also bleibt ove.
3) •• hat sana für fana corrigirt.
4) et ist ausradirt.
5) Für secessit steht bei Fleck ecessit.
6) spiritum steht im Ms. Fleck gibt an »sp.«

um super eum et judicium· gen
v. 19. tibus nuntiabit non contē
det neque clamavit neq· audi
et quis in plateis vocem ejus ha
rundinem quassatam non con·

* * *

sit inde: et secuti sunt eum multi, et curavit eos omnes.
v. 16. 17. Et praecepit eis, ne manifestum eum facerent. Ut adimple-
v. 18 retur quod dictum est per Isaiam Prophetam, dicentem: Ecce
puer meus, quem elegi, dilectus meus, in quo bene complacuit
animae meae. Ponam spiritum meum super eum, et judicium gentibus
v. 19. nunciabit. Non contendet, neque clamabit, neque audiet ali-
v. 20. quis in plateis vocem ejus: Arundinem quassatam non con

Fol. LXXXII. verso

fringet et lignum fumigans·
non collocavit deniq· exspec
tabat in contentione judiciū
v. 21. et in nomine ejus. gentes cre
v. 22. dent tunc oblatus est illi dae
moniacus caecus et surdus· et
curavit eum· vt surdus loque
v. 23. retur· et videret admiraban
tur· omnes turbae et dicebant
numquit hic est filius david·
v. 24. farisaei autem· cum audissent
dixerunt hic non excludit dae
monia· nisi in belzebul· princi
v. 25. pem daemoniorum cum vi

* * *

fringet, et linum fumigans non extinguet, donec ejiciat ad
v. 21. 22. victoriam judicium. Et in nomine ejus gentes sperabunt.
Tunc oblatus est ei daemonium habens, caecus et mutus: et cura-
v. 23. vit eum, ita ut loqueretur et videret. Et stupebant omnes turbae,
v. 24. et dicebant: Numquid hic est filius David? Pharisaei autem
audientes, dixerunt: Hic non ejicit daemones nisi in Beel-
v. 25. zebub principe daemoniorum. Jesus

Fol. LXXXIII. recto

dissent autem praesumptio
nes eorum dixit illis·
Omne regnum divisitum [1]) ad
versums se deferitur [2]) et om

---

[1]) Ueber it stehen Punkte, also bleibt übrig divisum.

[2]) Aus f hat die zweite Hand s gemacht, also deseritur. m in adversums hat einen Punkt über sich. In der nächsten Zeile steht ivit in civitas auf einer Rasur; es wurde von •• hergestellt.

nis civitas aut domus· dimissa
v. 26. adversus se· non stabit· si et
satanas· satanan expellit in
se divisus est quomodo ergo
abis regnum ejus·
v 27. Si autem ego in beelzebus· expel
lo hic fili vestri in quo expellunt
propterea judices· erunt vestri·
v. 28. si autem in spiritu dei· [1]) expello
daemonia nempe adceleravit

* * *

autem sciens cogitationes eorum, dixit eis: Omne regnum divisum
contra se, desolabitur: et omnis civitas vel domus divisa contra se,
v. 26. non stabit. Et si satanas satanam ejicit, adversus se divisus est:
v. 27. quomodo ergo stabit regnum ejus? Et si ego in Beelzebub
ejicio daemones, filii vestri in quo ejiciunt? Ideo ipsi judices vestri
erunt.
v. 28. Si autem ego in spiritu Dei ejicio daemones, igitur pervenit

Fol. LXXXIII. verso

v. 29. ad vos regnum dei aut quomo
do potest quis introire quis in
troire [2]) in domum fortis et va
sa ejus diripere nisi prius vi-
cat [3]) fortem et tunc vasa ejus di
v. 30. ripiet· qui enim [4]) non est mecum
adversus me est et qui mecu-
v. 31. non colligit [5]) propterea dico vo
bis quoniam omne peccatum
et blasfemia remittentur· ho
minibus spiritus autem· blas
v. 32. femiae non remittetur· et
qui dixerit verbum· adversus
filium hominis· remittetur illi·

* * *

v. 29. in vos regnum Dei. Aut quomodo potest quisquam intrare in
domum fortis et vasa ejus diripere, nisi prius alligaverit
v. 30. fortem? et tunc domum illus diripiet. Qui non est mecum,
v. 31. contra me est: et qui non congregat mecum, spargit. Ideo dico
vobis: Omne peccatum et blasphemia remittetur homi-
v. 32. nibus, spiritus autem blasphemia non remittetur. Et quicumque
dixerit verbum contra Filium hominis, remittetur ei:

---

[1]) Obschon dei vollständig geschrieben ist, so hat es doch den bei der Abbreviatur üblichen Strich über sich. Dasselbe geschieht zwei Zeilen später.

[2]) Das zweite quis introire ist getilgt.

[3]) Anstatt vincat referirt Fleck alligat.

[4]) enim oder vielmehr nur nim ist ausgestrichen. Falsch Fleck: et qui non.

[5]) Hier fügt die 2. Hand dispargit (Fleck setzt's in den Text) ein.

Fol. LXXXIV. recto

qui autem dixerit· adversus
spiritum sanctum non remit
tetur· illi neque· in isto saecu
v. 33. lo neque in futuro au [1]) faci
te a·rborem bonam et fructu¯
ejus bonum aut facite ar
borem malam et fructum ejus
malum de fructu enim ar
v· 34. bor dinoscitur· [2]) progeniens
viperarum quomodo potes
tis bona loqui cum sitis nequa¯
de [3]) abundantia eenim cordis
v. 35. os emitit· bonus homo de bo
no thensauro emittit bona·

* * *

qui autem dixerit contra Spiritum sanctum, non remittetur ei,
v. 33. neque in hoc saeculo. neque in futuro. Aut facite arborem
bonam, et fructum ejus bonum: aut facite arborem malam, et
fructum
v. 34. ejus malum: siquidem ex fructu arbor agnoscitur. Progenies
viperarum, quomodo potestis bona loqui, cum sitis mali? ex
v. 35. abundantia enim cordis os loquitur. Bonus homo de bono the-
sauro profert bona:

Fol. LXXXIV. verso

et nequam homo de nequa [4]) the¯
v. 36. sauro emittit nequam· dico
autem vobis· quoniam omne
verbum vacuum quod locuti
fuerint homines reddent pro [5])
v. 37. eo rationem in die judicii· de
sermonibus autem tuis justi
ficaveris· et de sermonibus tu
v. 38. is condemnaveris· tunc res
ponderunt illi quidam de scri
bis et farisaei [6]) dicentes· magis
ter volimus [7]) a te signum videre·
v. 39. ille autem respondit· et dixit
illis· progenies nequam et adul

* * *

v. 36. et malus homo de malo thesauro profert mala. Dico autem vobis,
quoniam omne verbum otiosum, quod locuti fuerint homi-

1) *** corrigirt aut. Gleich darauf steht sinnlos interpungirt: a.rborem.

2) dinoscitur und progeniens hat das Ms. Fleck: dignoscitur und progenies.

3) Für de hat Fleck ex. Im Folgenden hat ** enim corrigirt.

4) nequa, nicht nequam (wie Fleck), hat das Ms.

5) Ueber pro, was nicht getilgt ist, steht von *** de eo.

6) farisaei, nicht farisaeis (wie Fleck hat), steht im Ms.

7) So: volimus, Fleck: volumus.



v. 37. nes, reddent rationem de eo in die judicii. Ex verbis enim tuis
v. 38. justificaberis, et ex verbis tuis condemnaberis. Tunc responde-
runt ei quidam de scribis et Pharisaeis, dicentes: Magister,
v. 39. volumus a te signum videre. Qui respondens ait illis: Generatio
mala et adul

Fol. LXXXV. recto

tera signum quaepit [1]) et signum
non dabitur illı· nisi signum
v. 40. jonae profetae quomodo enim
fuit jona· in ventre treceti [2]) trib·
diebus et tribus noctibus. itaque [3])
et filius hominibs tribus dieb·
et tribus noctibus· in corde ter
v. 41. rae viri nonevitae [4]) re
surgunt in judicio cum ista natio
ne· et damnabunt eam quia pe
niturunt in praedicatione jo
v. 42. nae et ecce plus jona hic [5]) est re
gina austri retur· get in judicio
cum ista natione et damnavit illa¯

* * *

tera signum quaerit: et signum non dabitur ei nisi signum Jonae
v. 40. Prophetae. Sicut enim fuit Jonas in ventre ceti tribus diebus et
tribus noctibus: sic erit Filius hominis in corde terrae tribus
v. 41. diebus et tribus noctibus. Viri Ninivitae surgent in judicio cum
generatione ista, et condemnabunt eam: quia poenitentiam egerunt
in praedicatione Jonae. Et ecce plus quam Jonas
v. 42. hic· Regina Austri surget in judicio cum generatione ista, et
condemnabit eam:

Fol. LXXXV. verso

quae venit a finibus taerrae [6])
audire salamonis· sapientiam
v. 43. et ecce plus salamone hıc· cum
autem exierit spiritus· immun
dus ab homine pertransit per
loca inaquos·a [7]) quaerens requi
v. 44. em· et non invenit· -tunc di
cit· revertar in domum me

---

1) quaepit für quaerit blieb ohne Correctur. In der nächsten Zeile schrieb •• isi in nisi für on, wie es scheint.

2) Durch die drei Punkte über tre bleibt ceti übrig.

3) Aus que corrigirt ••• erit. In der folgenden Zeile ist der Punkt über b in hominibs zu beachten.

4) nonevitae hat •• hergestellt. Vorher stand wahrscheinlich nonneinte.

5) hic schrieb •• für sis, wie es scheint. retur.get (für resurget) nächste Zeile blieb unverbessert.

6) Das erste a in taerrae ist ausgestrichen.

7) Mit dieser verkehrten Interpunktion: inaquos.a

am· unde exivi· et reversus·
invenit vacantem· emundata-
v. 45. compositam· tunc vadit et adsu
mit secum· septem alius [1]) spiritus.
nequiores se· et introeuntes
inhabitant illic· et fiunt novis

* * *

quia venit a finibus terrae audire sapientiam Salomonis, et ecce
v. 43. plus quam Salomon hic. Cum autem immundus spiritus exierit
ab homine, ambulat per loca arida, quaerens requiem,
v. 44. et non invenit. Tunc dicit: Revertar in domum meam, unde
exivi. Et veniens invenit eam vacantem, scopis mundatam, et or-
v. 45. natam. Tunc vadit et assumit septem alios spiritus secum ne-
quiores se, et intrantes habitant ibi: et fiunt

Fol. LXXXVI. recto
sima illius hominis· pecora [2]) pri
oribus ita erit et nationibus ne
v. 46. quissimae haec cum loqueretur·
at eos· [3]) ecce mater ejus et fra
tres· ejus stabant foris· quaere-
v. 48. tes conloqui [4]) illi ille aute-
respondit et dixit ilii [5]) qui et dixe
rat· quae est mater mea· aut fra
v. 49. tre mei et extendens manum
ac [6]) discipulos suos dixit ecce ma
v. 50. ter mea· et fratres mei qui enim
fecerit voluntatem patris mei·
hic meus frater· et soror et ma
XIII, 1. ter est· in illa die exivit· hs·

* * *

novissima hominis illius pejora prioribus. Sic erit et generationi
v. 46. huic pessimae. Adhuc eo loquente ad turbas, ecce mater ejus
v. 47. et fratres stabant foris, quaerentes loqui ei. Dixit autem ei
quidam: Ecce mater tua et fratres tui foris stant quaerentes
v. 48. te. At ipse respondens dicenti sibi ait: Quae est mater mea,
v. 49. et qui sunt fratres mei? Et extendens manum in discipulos suos,
v. 50. dixit: Ecce mater mea, et fratres mei. Quicumque enim fecerit
voluntatem Patris mei, qui in coelis est, ipse meus
XIII, 1. frater, et soror, et mater est. In illo die exiens Jesus de domo,

---

1) ** verbessert alios.

2) Aus c in pecora (Fl. willkürlich: pejora) macht die 3. Hand e, wohl aus Versehen.

3) eos schrieb auf einer Rasur die 3. Hand.

4) con ist ausradirt.

5) Die 3. Hand schreibt illis für illi (das folgende dixerat bleibt unverändert) und ei für et.

6) Hier steht ac, nicht ad (wie Fl. hat), und zwar ohne Verbesserung, obschon o in discipulos und suos von ** ist, wahrscheinlich für i. Auch p in patris ist von ** rescribirt für fr, wie es scheint.

Fol. LXXXVI. verso

v. 2. Et sedebat ad mare et collectae
sunt ad eum turbae multae ita
ut ita ut in navem ascenderet et
[omnis turba] [1]) et sederet et o-
v. 3. nis turba· ad litus stabat et lo
cutus est illis multa in similitu
dinibus dicens· ecce exivit
v. 4. seminans· seminare et in semi
nando quaedam caeciderunt
juxta viam et venerunt vola
v. 5. tilia et consumpserunt ea· alia
autem exciderunt· [2]) in petro·
sa ubi non habent terram mul
tam et continuo fruticaverunt [3])

* * *

v. 2. sedebat secus mare. Et congregatae sunt ad eum turbae multae,
ita ut in naviculam ascendens sederet: et omnis turba stabat
v. 3. in littore; Et locutus est eis multa in parabolis, dicens: Ecce
v. 4. exiit qui seminat seminare. Et dum seminat, quaedam ceciderunt
secus viam: et venerunt volucres coeli, et come-
v. 5. derunt ea. Alia autem ceciderunt in petrosa, ubi non habebant
terram multam: et continuo exorta sunt,

Fol. LXXXVII. recto

eo quod non habuerunt altitu
v. 6. dinem terrae solo autem
mortu aestuaverunt et eo
quod non habuerunt radice-
v. 8. aruerunt [4]) alia autem caecide
runt in bonam terram· et da
bunt fructum aliut centum· [5])
aliut sexaginta· · aliut trigin
v. 9. 10. ta qui habet aures audiat et
accesserunt discipuli et ajunt
ei quare in similitudinibus·
v. 11. loqueris eos· [6]) ille autem res
pondit et dixit· qui [7]) vobis datum
est cognoscere sacramentum

v. 7. in spinas et ascenderunt spinae [8])
et suffocaverunt ea hs·

* * *

---

1) omnis turba steht in Klammern, die — wie der Raum nach turba beweis't, — schon von 1. Hand selbst angebracht worden sind. Seltsam irrig hielt Fl. die Klammern für Buchstaben und referirt: »omnis (sic) turbai.«

2) ex ist ausradirt, doch ist die Correctur wohl unvollendet geblieben. Fleck: ceciderunt.

3) * oder ** corrigirt fructicaverunt.

4) Hier steht von ** die Note ha., und dazu gehört die Ergänzung unterm Texte mit nachgesetztem hs.

5) t in centum steht über einem ausradirten s, von * oder **.

6) ** corrigirt eis.

7) *** corrigirt quia.

8) Für spinae gibt Fl. an spineae

v. 6. quia non habebant altitudinem terrae. Sole autem orto aestuaverunt:
v. 7. et quia non habebant radicem, aruerunt. Alia autem ceciderunt in
v. 8. spinas: et creverunt spinae, et suffocaverunt ea. Alia autem ceciderunt in terram bonam: et dabant fructum, aliud centesi-
v. 9. mum, aliud sexagesimum, aliud trigesimum. Qui habet aures
v. 10. audiendi, audiat. Et accedentes discipuli dixerunt ei: Quare in
v. 11. parabolis loqueris eis? Qui respondens ait illis: Quia vobis datum est nosse mysteria

Fol. LXXXVII. verso

regni. illis autem non est datu¯
v. 12. qui enim habetur [1]) illi et abun
dabit qui autem non habet et quod
v. 13. habet [2]) autferetur ab eo propterea
in similitudinibus· loquor il
lis ut videntes non videant
et audientes non audiant et n̄
intellegant ne forte conver
v. 14. tantur et tunc inplebitur super
eos profetatio esaiae dicens·
v. 15. in crassa cor pori [3]) hujus· et au
ricula pejus [4]) obtura et oculis
eorum gravia ne forte conver
v. 16. tantur· vestri autem felices o

* * *

v. 12. regni coelorum: illis autem non est datum. Qui enim habet,
dabitur ei, et abundabit: qui autem non habet, et quod habet,
v. 13. auferetur ab eo. Ideo in parabolis loquor eis: quia videntes non
vident, et audientes non audiunt, neque intelligunt.
v. 14. Et adimpletur in eis prophetia Isaiae dicentis: Auditu audietis,
et non intelligetis: et videntes videbitis, et
v. 15. non videbitis Incrassatum est enim cor populi hujus, et auribus
graviter audierunt, et oculos suos clauserunt: ne quando videant
oculis, et auribus audiant, et corde intelli-
v. 16. gant, et convertantur, et sanem eos. Vestri autem beati o

Fol. LXXXVIII. recto

oculi quoniam vident et aures
v. 17. vestrae quoniam audiunt a
men enim dico vobis quoniam
multi profetae et justi concupi
erunt videre quae videtis et
non audierunt· [5]) et audire quae

---

1) Ueber ur schreibt ** dabitur.

2) et quod und habet stehen außer der bestimmten Verslinie. Doch hat es wohl die 1. Hand selbst noch hinzugeschrieben. autferetur blieb unverbessert.

3) An pori hat *** corrigirt, doch läßt sich schwerlich populi herausfinden.

4) Corrigirt ist, wohl von **, auriculas ejus.

5) *** corrigirt vi für au, ohne jedoch das folgende i zu tilgen. Fleck hat im Texte: viderunt.

audistis· et non viderunt [1])
v. 18. vos ergo audite similitudinem
v. 19. ejus· qui seminat· omnium qui
audiunt verbum· regni et non
intellegunt venit nequam et
rapit quod ieminatu [2]) est· in cor
de [3]) hoc est· quod ad viam semina
v. 20. tur· quod autem in petrosis semi

* * *

v. 17. culi quia vident, et aures vestrae quia audiunt. Amen quippe
dico vobis, quia multi prophetae et justi cupierunt videre quae
videtis, et non viderunt: et audire quae auditis, et non audierunt.
v. 18. 19. Vos ergo audite parabolam seminantes. Omnis qui audit
verbum regni, et non intelligit, venit malus, et rapit quod semi-
natum est in corde ejus: hic est qui secus viam seminatus est.
v. 20. Qui autem super petrosa semi

Fol. LXXXVIII. verso
nantur hoc est qui audit verbu
et continuo cum gaudio accipit
v. 21. illut non habet autem radicem
in se set temporalis est facta au
tem pressura· aut persecutione
propter verbum continuo scan
v. 22. daliziatur quod autem in spi
nis seminatur· hoc est qui verbū
audit et sollicitudo saeculi et ob
lectamentum divitiarum suffo
cant verbum et infructuosum
v. 23. sit [4]) quod autem in bona terra·
feminatur hoc est qui audit ver
bum et intellegit· et tunc [5]) fruc

* * *

natus est, hic est qui verbum audit, et continuo cum gaudio
v. 21. accipit illud: Non habet autem in se radicem, sed est tempora-
lis: facta autem tribulatione et persecutione propter verbum,
v. 22. continuo scandalizatur. Qui autem seminatus est in spinis, hic
est qui verbum audit, et sollicitudo saeculi istius et fallacia divi-
tiarum suffocat verbum, et sine fructu efficitur.
v. 23. Qui vero in terram bonam seminatus est, hic est qui audit
verbum, et intelligit, et fruc

---

1) *** setzt au für vi, doch ohne im Folgenden i einzufügen. Fleck setzt in den Text: »auderunt (sic).«

2) ** corrigirt seminatu.

3) *** fügt hier ejus ein. Dieß setzt Fl. in den Text. Derselbe hat in der nächsten Zeile petrosi.

4) ** verbessert sit und gleich darauf seminatur. Auch hoc est steht auf einer Rasur.

5) tunc ist ausradirt.

Fol. LXXXIX. recto

tum adfert· et facit hoc quidem
c· hoc autem· LX· hoc· autem· XXX·
v. 24. aliam similitudinem locutus
est illis· dicens· similatum [1]) est
regnum caelorum homini se
minanti bonum· semen in agro
v. 25. suo et cum dormiunt· homi
nes venit inimicus· [2]) et semina
vit zizania inter frumentum
v. 26. et abiit· cum autem crevit
verba [3]) et fructum fecit tunc
v. 27. adparuerunt· zizania· acces
serant autem servi patris fa
milias et dixerunt dom̄e [4]) non bonu

* * *

tum affert, et facit aliud quidem centesimum, aliud autem sexa-
gesimum,
v. 24. aliud vero trigesimum. Aliam parabolam proposuit illis, dicens:
Simile factum est regnum coelorum homini, qui seminavit bonum
v. 25. semen in agro suo. Cum autem dormirent homines, venit ini-
micus ejus,
v. 26. et superseminavit zizania in medio tritici, et abiit. Cum autem
crevisset herba et fructum fecisset, tunc apparuerunt et zi-
v. 27. zania. Accedentes autem servi patrisfamilias, dixerunt ei: Do-
mine, nonne bonum

Fol. LXXXIX. verso

semen seminasti in agro [5]) unde
v. 28. ergo habet zizania· ait illis
homo inimicus hoc fecit· dicunt
ad eum servi ejus· [6]) vis eamus
v. 29. et colligamus ea· dicit illis·
non ne forte dum colligitis·
zizania eradicetis simul et fru
v. 30. mentum cum eis· sinite am
bos crescere usque ad messem
et in tempore messis dicam mes
sorib· colligite primo zizania·
et alligate fasciculos· ad exure
dum ea frumentum autem col
v. 31. ligite in horreum meum alia

* * *

---

1) simitatum heißt's, nicht (wie F l) simulatum.

2) *** fügt ein ejus.

** corrigirt herba.

4) Für dieses domine hat F l. domino. Ueber das zweite n in non setzt *** n; wahrscheinlich um nonne zu corrigiren.

5) *** fügte tuo ein. zizania corrigirte **; vorher stand zo für zi.

6) Seltsam irrig Fleck: »dic ut adeums (vademus, sic) crui ejus.«

v. 28. semen seminasti in agro tuo? Unde ergo habet zizania? Et ait
illis: inimicus homo hoc fecit. Servi autem dixerunt ei: Vis, imus
v. 29. et colligimus ea? Et ait: Non: ne forte colligentes zizania, era-
v. 30. dicetis simul cum eis et triticum. Sinite utraque crescere usque
ad messem, et in tempore messis dicam messoribus: Colligite pri-
mum zizania, et alligate ea in fasciculos ad comburendum, triticum
autem congregate in horreum
v. 31. meum. Aliam

Fol. XC. recto

Similitudinem locutus est illis
dicens· similest [1]) regnum
caelorum grano sinapis quod
cum accepit homo seminavit
v. 32. in agro suo quod minus qui
dem est omnibus· seminibus·
cum autem adoluerit [2]) majus
est omnibus [3]) et sit arbor tanta [4])
ut volatilia caeli veniant et i-
v. 33. habitent in ramulos ejus alia
similitudo simili [5]) est regnum
caelorum fermento quod cum
accepit mulier· abscondit in fa
rina· sata tria· quaadusque· [6])

* * *

parabolam proposuit eis, dicens: Simile est regnum coelorum grano
sinapis, quod accipiens homo seminavit in agro suo:
v. 32. Quod minimum quidem est omnibus seminibus: cum autem
creverit, majus est omnibus oleribus, et fit arbor, ita ut volucres
coeli ve-
v. 33. niant et habitent in ramis ejus. Aliam parabolam locutus est
eis: Simile est regnum coelorum fermento, quod acceptum mulier
abscondit in farinae satis tribus, donec

Fol. XC. verso

v. 34. fermentetur totum ista o
nia locutus est de in similitu
dinibus· at turbas et sine simi
litudine non loquebatur
v. 35. illis ut inpleretur· quid [7]) dictum
est per profetam dicentem ape
riam in similitudinibus· os me

---

1) So heißt's, nicht (wie bei F l.) simile est.
2) Für adoluerit hat F l. adoleverit.
3) Hier sthe das Zeichen ha., dazu unterm Texte holeribus hv. von **.
4) Für sit corrigirt ** fit. F l. las alta für tanta.
5) ** corrigirt simile.
6) ** stellt quoadusque her.
7) ** corrigirt quod.

um·[1]) eructabo absponsa ab o
v. 36. rigine tunc dimissis [2]) turbis ve
nit in domum et accesserunt ad
eum discipuli dicentes· nar
ra nobis similitudinem zizani
v. 37. orum agri ille autem respon
dit et dixit· qui' seminat bonum

* * *

v. 34. fermentatum est totum. Haec omnia locutus est Jesus in para-
bolis ad turbas, et sine parabolis non loquebatur eis:
v. 35. Ut impleretur quod dictum erat per Prophetam dicentem: Ape-
riam in parabolis os meum, eructabo abscondita a
v. 36. constitutione mundi. Tunc, dimissis turbis, venit in domum:
et accesserunt ad eum discipuli ejus, dicentes: Edissere
v. 37. nobis parabolam zizaniorum agri. Qui respondens ait illis: Qui
seminat bonum

Fol. XCI recto

v. 38. semen filius est hominis· ager
autem est mundus· bonum au
tem semen inquit [3]) fili regni·
zizania autem [4]) sunt fili mali·
v. 39. inimicus autem qui ea seminat
ziabolus est messis autem co
summatio saeculi est· messo
v. 40. res autem angeli sunt· quomo
do ergon [5]) colliguntur zizania·
et igni exuruntur· ita erit in co
v. 41. summatione saeculi mittet
filius hominis angelos suos· et
colligunt de regno ejus [6]) omnia·
scandala· et eos qui faciunt in·

* * *

v. 38. semen, est Filius hominis. Ager autem est mundus. Bonum
vero semen, hi sunt filii regni. Zizania autem filii sunt nequam.
v. 39. Inimicus autem, qui seminavit ea, est diabolus. Messis vero
consummatio saeculi est. Messores autem angeli sunt.
v. 40. Sicut ergo colliguntur zizania, et igni comburuntur: sic
v. 41. erit in consummatione saeculi. Mittet Filius hominis angelos
suos, et colligent de regno ejus omnia scandala, et eos qui faciunt
ini

---

1) um schrieb ** für usm, wie es scheint. Für eructabo hat Fl. eruclabo.

2) nc di in tunc dimissis ist rescribirt.

3) ** fügt ein, was Fl. in den Text setzt, hi sunt.

4) Hier fügte ** ein hi. Fl. hat es gleichfalls im Texte.

5) ergon hat das Ms., nicht ergo (so Fleck).

6) eju ist von ** rescribirt; desgleichen iunt in. zu Ende der folgenden Zeile.

Fol. XCI. verso

v. 42· justitiam e [1]) mittent illos in for
nacem ignis illic erit ploratio
v. 43. et stridor dentíum· tunc jus
ti fulgebunt sicut sol in regno
patris sui qui habet aures audiat
v. 44. simile est regnum caelorum·
thensauro absconsum [2] sacro
quod qui invenit abscondit et
pro gaudereio [3]) ejus vadit et vendit
omnia quae habet· emit agrum
illum·
v. 45. Iterum simile est regnum caelo
rum homini negotianti quae
rentis [4]) bonas margaritas ubi au

* * *

v. 42. quitatem: Et mittent eos in caminum ignis; ibi erit fletus
v. 43. et stridor dentium. Tunc justi fulgebunt sicut sol in regno
v. 44. Patris eorum. Qui habet aures audiendi, audiat. Simile est
regnum caelorum thesauro abscondito in agro: quem qui invenit
homo, abscondit, et prae gaudio illius vadit, et vendit universa
quae habet, et emit agrum illum.
v. 45. Iterum simile est regnum coelorum homini negotiatori,
v. 46. quaerenti bonas margaritas. Inventa au

Fol. XCII. recto

tem invenit praetiosam marga
ritam abiit et vendidit omnia
v. 47. quae habuit et emit illam· ite
rum simile est regnum caeloru̅
retiaculum missui [5]) in mare quod
v. 48. ex omni genere colligat eum
inpletum est autem inposuerunt
illud ad litus et sedentes· colle
gerunt quae optuma sunt in va
sa quae autem mala rejecerunt
v. 49. ita erit et in consummatione sae
culi exient angeli et segre
gabunt malis medise bustorum [6]
v. 50. et mittent eos in fornacem ignis· [7])

* * *

1) So; Fleck setzt et.

2) Hier steht von ** ha., aber die dazu gehörige Note fehlt. Für sacro hat Fl in agro.

3) Durch die drei Punkte ist gaudio hergestellt; doch ist das nachgetragene pro vorn an der Zeile nicht von 1. Hand.

4) quaerentis hat das Ms.; Fleck corrigirt quaerenti.

5) Dafür seltsam Fleck: »reti acui tum missu.« Das folgende in schrieb ** über m. In der folgenden Zeile blieb eum (für cum) ohne Correctur).

6) *** corrigirt malos medio bustorum (b für i blieb unverbessert).

7) ignis ist von ** rescribirt.

tem una pretiosa margarita, abiit, et vendidit omnia quae habuit,
v. 47. et emit eam. Iterum simile est regnum coelorum sagenae missae
v. 48. in mare, et ex omni genere piscium congreganti. Quam, cum
impleta esset, educentes, et secus littus sedentes, elegerunt bonos
v. 49. in vasa, malos autem foras miserunt. Sic erit in consummatione
tione saeculi: exibunt angeli, et separabunt malos de
v. 50. medio justorum, et mittent eos in caminum ignis;

Fol. XCII. verso

illic erit ploratio et stridor denti
v. 51. um· intellexistis haec dicunt
v. 52. ita dicit illis propterea omnis
scriba eruditus regno caelor·
similis est homini patrifamili
as qui proferet de thensauros
suos novae [1]
v. 53. Et factum est cum locutus esset· hs
similitudines transtulit [2]) inde·
v. 54. et cum venisset in patria sua do
cuit illos in sinagoga illorum·
ita ut stuperem· et dicerent un
de huic sapientiam istam et virtu
v. 55. tes non hic· [3]) fabri filius· no

* * *

v. 51. ibi erit fletus et stridor dentium. Intellexistis haec omnia?
v. 52. Dicunt ei: Etiam Ait illis: Ideo omnis scriba doctus in regno
coelorum, similis est homini patrifamilias, qui profert de
v. 53. thesauro suo nova et vetera. Et factum est, cum consummas-
v. 54. set Jesus parabolas istas, transiit inde. Et veniens in patriam
suam, docebat eos in synagogis eorum, ita ut mirarentur
v. 55. et dicerent: Unde huic sapientia haec, et virtutes? Nonne hic
est fabri filius? Nonne

Fol XCIII. recto

mater ejus dicitur maria· fratres·
ejus jacobus· et joses· [4]) simon· et ju
v. 56. das· et sorores· [5]) nonne omnes
sunt aput nos unde ergo huic o
v. 57. nia ista et scandaliziabantur·
in eo· hs autem dixit illi [6]) no
est profeta· ignobilis nisi in pa
v. 58. tria et domo sua et non fecit illic·

---

1) *** fügt hier noch bei: et vetera. Vorher Fl. willkürlich: thensauro suo.

2) Ueber tulit schreibt die 3 Hand est (?).

3) Ueber das zweite n in non setzt *** n, wohl um nonne zu corrigiren. (Vergl. oben Fol LXXXIX. rect. die vierte Note.) Dieselbe Hand setzt zu hic noch est hinzu.

4) *** fügt noch ein et.

5) Hier setzt *** hinzu ejus.

6) ** corrigirt illis.

virtutes multas· propter incru
dulitates [1]) eorum·
XIV, 1. In illo tempore audivit herodis· [2])
v. 2. tethrarchis opinionem· hs et
dixit pueris suis· hic est johan
nes baptiziator· [3]) surrexit a mortuis·

* * *

mater ejus dicitur Maria, et fratres ejus Jacobus et Joseph et
v. 56. Simon et Judas? Et sorores ejus, nonne omnes apud nos
sunt? Unde
v. 57. ergo huic omnia ista? Et scandalizabantur in eo. Jesus autem
dixit eis: Non est propheta sine honore, nisi in patria sua, et in
v. 58. domo sua. Et non fecit ibi virtutes multas propter incredulita-
XIV, 1. tem illorum. In illo tempore audivit Herodes tetrarcha
v. 2. famam Jesu Et ait pueris suis: Hic est Joannes Baptista:
ipse surrexit a mortuis,

Fol. XCIII. verso

et propterea virtutes operantur
v. 3. in eo· herodes enim cum de
tinuisset johannen vinxit illū
in carcare· propter heroditatem [4])
v 4. uxorem fratris sui dicebat enim
illi johannens [5]) non liquet tibi ha
v. 5. bere eam uxorem et cum vellet
eum interficere timuit turbas·
quoniam quasi profetam· eum
v. 6. habebam· [6]) cum esset autem na
talis herodis· saltavit filia hero
diadis in medio et placuit hero
v. 7. di unde cum jurejurandi spopon
dit ei dare quodcumque petisset·

* * *

v. 3. et ideo virtutes operantur in eo. Herodes enim tenuit Joannem,
et alligavit eum: et posuit in carcerem propter Herodiadem
v 4. uxorem fratris sui. Dicebat enim illi Joannes: Non licet tibi
v. 5. habere eam. Et volens illum occidere, timuit populum: quia
v. 6. sicut prophetam eum habebant. Die autem natalis Herodis sal-
tavit filia Herodiadis in medio, et placuit Herodi.
v. 7. Unde cum juramento pollicitus est ei dare quodcumque postu-
lasset ab eo.

---

1) So hat das Mſ.. nicht (wie F l.) incredulitates.

2) ** corrigirt herodes.

3) Hier fügt die 2. Hand noch ein ipse.

4) Das erſte t iſt ausradirt.

5) n vor s hat einen Punkt über ſich.

6) Die 3. Hand corrigirt habebant.

Fol. XCIV. recto.

v. 8. Illa autem sub:::::a [1]) a matre sua
dixit da mihi hoc in catino caput
v. 9. johannis baptiziatoris· et con
tristatus est rex set propter jus
jurandum et propter· correcū [2])
v. 10. bentes jussit dari et misit et de
collavit johannen in carcere·
v. 11. et adlatu est caput ejus· in cati
no et datu est puelle et dedit [3])
v. 12. matri suae· et acceperunt discipu
li ejus· et abstulerunt cataver·
et sepellierunt illut et venerunt
v. 13. et [4]) renuntiaverunt hs cum
audisset autem disecessit [5]) inde·

* * *

v. 8. At illa praemonita a matre sua: Da mihi, inquit, hic in disco
v 9 caput Joannis Baptistae: Et contristatus est rex: propter juramentum autem, et eos qui pariter recumbebant, jussit dari.
v. 10. 11. Misitque et decollavit Joannem in carcere. Et allatum est caput ejus in disco, et datum est puellae, et attulit matri suae.
v. 12. Et accedentes discipuli ejus, tulerunt corpus ejus, et sepe-
v. 13. lierunt illud: et venientes nuntiaverunt Jesu. Quod cum audisset Jesus, secessit inde

Fol. XCIV. verso

in navi in locum destatum [6]) sī
gularis cum audissent turbae
secutae sunt eum pedestres e
v. 14. quitatibus [7]) et exivit et vidit mul
tam turbam et commotus est· su
per eos et curavit infirmos eorū
v. 15. cum serum autem factum est· et
accesserunt ad eum· discipuli
dicentes· desertus est hic locus·
et hora jam praeterivit et demit [8])
te turbas· ut euntes in castella·
v. 16. emant sibi escas· ille autem·
dixit non habent causas· ire da
v. 17. te illis vos manducare ajunt

* * *

---

1) Diese Stelle hat eine Rasur und Correctur erfahren. Wahrscheinlich heißt es submonita, doch sind die einzelnen Buchstaben nicht sicher zu erkennen.

2) Dafür referirt Fleck concumbentes.

3) Die ursprüngliche Lesart ist nicht erkennbar; *** corrigirte dedit.

4) et ist ausradirt.

5) Ueber di stand ursprünglich noch ein Strich (als wär's die Abkürzung für dei). Der Strich ist ausradirt; doch ist weder discessit noch secessit vom Corrector dargeboten.

6) ** corrigirt desertum.

7) *** corrigirt de civitatibus, obschon das vorhergehende e ungetilgt geblieben.

8) ** setzt r für d, also remitte für demitte.

in navicula in locum desertum seorsum: et cum audissent turbae,
v. 14. secutae sunt eum pedestres de civitatibus. Et exiens vidit
turbam multam, et misertus est eis, et curavit languidos eorum.
v. 15. Vespere autem facto, accesserunt ad eum discipuli ejus, dicentes: Desertus est locus, et hora jam praeteriit: dimitte
v. 16. turbas, ut euntes in castella, emant sibi escas. Jesus autem
dixit eis: Non habent necesse ire: date illis vos manducare.
v. 17. Responderunt

Fol. XCV. recto

XV, 20. municant [1]) hominem inlutis
autem manib· edere non co̅
v. 21. municant hominem cum au
tem exisset inde [2]· hs secessit·
v. 22. in partes styri et fidenis· [3]) et ec
ce mulier· canana· ea a finib· il
lis· exiens exclamabat ad illum
miserere mei dom̅· fili david fi
v. 23. lia mea male daemonizatur· il
le autem verbum illi non res
pondit et cum accessissent
discipuli· obseraverunt [4]) eum
dicentes· dimitte illam quo
v. 24. niam clamat pos nos ille aute̅

* * *

XV, 20. (Haec sunt quae co) inquinant hominem. Non lotis autem manibus
v. 21. manducare, non coinquinat hominem. Et egressus inde Jesus,
v. 22. secessit in partes Tyri et Sidonis. Et ecce mulier Chananaea a
finibus illis egressa clamavit, dicens ei: Miserere mei, Domine fili
David: filia mea male a daemonio vexatur.
v. 23. Qui non respondit ei verbum. Et accedentes discipuli ejus
rogabant eum, dicentes: Dimitte eam: quia clamat post nos
v. 24. Ipse autem

Fol. XCV. verso

respondit· et dixit non sum
missus nisi ad oves quae pe
v. 25. rierunt· domus isdrael· illa
autem veniens adorabat eu̅ [5])
dicens dom̅· auxiliare mihi·
v. 26. ille autem respondit et dixit·
non est bonum accipere pa
nem· filiorum et mittere cani
v. 27. bus· illa autem dixit· ita dom̅· [6])

---

[1]) Hier fehlen mehrere Blätter im Mſ

[2]) i in inde ſchrieb •• über u, wie es ſcheint.

[3]) styri iſt nicht berichtigt und in fidenis iſt nur n für d von ••• geſetzt. Fleck: Tyri et fiaenis.

[4]) ••• verbeſſert rogaverunt.

[5]) Für eum gibt Fleck illum an.

[6]) Für ita dom̅. (d. i. domine) lieſt Fleck ad dominum.

et canes enim edunt de buccel
lis quae cadent de mensa domi
norum suorum·
v. 28. Tunc respondit· hs et dixit illi· o mu
lier· magna est fidis tua fiat tibi

* * *

respondens ait: Non sum missus nisi ad oves, quae perierunt domus
v. 25. Israel. At illa venit et adoravit eum, dicens: Domine, adjuva me.
v. 26. Qui respondens ait: Non est bonum sumere panem filiorum, et
v. 27. mittere canibus. At illa dixit: Etiam Domine: nam et catelli
edunt de micis, quae cadunt de mensa dominorum suorum.
v. 28. Tunc respondens Jesus ait illi: O mulier, magna est fides tua;
fiat tibi

Fol. XCVI. recto

Sicut vis et curata est filia ejus ex
v. 29. illa hora· et cum transisset inde hs
venit ad mare galilaeae· et asce
v. 30. dit in montem et sedit et acces
serunt ad eum turbae multae
habentes saecum surdos cae
cos clodos· et alios multos· [1]) et pro
cerunt eos pedibus ejus· et cura
v. 31. vit illos· ita ut turbae admirare
tur. cum viderent surdos loque
tes. [2]) et clodos ambulantes· et cae
cos videntes· et clarificant [3]) dom·
v. 32. istrahel· hs autem convocatis·
discipulis suis dixit· contristatus·

* * *

v. 29. sicut vis. Et sanata est filia ejus ex illa hora. Et cum transisset
inde Jesus, venit secus mare Galilaeae: et ascendens in montem,
v. 30. sedebat ibi. Et accesserunt ad eum turbae multae, habentes
secum mutos, caecos, claudos, debiles, et alios multos: et proje-
cerunt eos
v. 31. ad pedes ejus, et curavit eos: Ita ut turbae mirarentur, viden-
tes mutos loquentes, claudos ambulantes, caecos videntes:
v. 32. et magnificabant Deum Israel. Jesus autem, convocatis discipu-
lis suis, dixit: Misereor

Fol. XCVI. verso

sum super turbas· quoniam tres
jam dies sunt ut [4]) mecum mane
te et non habent quod edant·

---

[1]) Für multos steht bei Fl. mutos. Das folgende pro ist von **. Vielleicht stand vorher ie dafür, was nun gänzlich fehlt.

[2]) Für loquentes hat Fl. audientes.

[3]) Die 2. Hand corrigirt clarificabant.

[4]) ut ist ausradirt. Nach mecum fährt Fl. fort: et quod edant, so daß mehrere Worte fehlen.

et non remittam eos jejunos
ne forte resolvantur in via·
v. 33. et dicunt illi discipuli unde er
go in deserto nobis· panes satu
v. 34. rare turbam tantam et dicit
illi hs̄ quod panes habetis illi
autem dixerunt septem et pau
v. 35. cos pisciculos· et praecepit tur
v. 36. bis recumbere super terram et
accepit panes· et pisces· et bene
dixit et fregit et dedit discentib·

* * *

turbae, quia triduo jam perseverant mecum, et non habent quod
manducent: et dimittere eos jejunos nolo, ne deficiant
v. 33. in via. Et dicunt ei discipuli: Unde ergo nobis in deserto
v. 34. panes tantos, ut saturemus turbam tantam? Et ait illis Jesus:
Quot habetis panes? At illi dixerunt: Septem, et paucos pis-
v. 35. ciculos. Et praecepit turbae, ut discumberent super terram.
v. 36. Et accipiens septem panes, et pisces, et gratias agens, fregit,
et dedit discipulis

Fol. I. recto.

XV, 37. Satiati sunt et abstulerunt ea
quae superfuerunt septem spor
v. 38. tas fuerunt autem qui mandu
v. 39. caverunt quattuor milia et di
misit illos et ipse ascendit in na
vem [1]) et venit ad finem mageda
XVI. 1. et coeperunt [2]) fari — — —

Fol. I. verso

v. 5. et obliti sunt inponere panes
v. 6. cumque unum solummodo·
panem haberent in navi fre
gerit illis dicens cavete a fer
mento farisaeorum et a ferme̅
v. 7. to herodianorum et reputabant

* * *

XV, 37. — — saturati sunt. Et quod superfuit de fragmentis, tulerunt
septem sportas
v. 38. plenas. Erant autem qui manducaverunt, quatuor millia ho-
minum, extra
v. 39. parvulos et mulieres. Et, dimissa turba, ascendit in navicu-
lam: et venit in
XVI, 1. fines Magedan. Et accesserunt ad eum Pharisaei etc.
v. 5, 6. — — obliti sunt panes accipere. Qui dixit illis: Intuemini
et cavete
v. 7. a fermento Pharisaeorum et Sadducaeorum. At illi cogitabant etc.

---

[1]) Ueber m in navem steht ein Punkt; der Corrector las demnach nave. Für das folgende finem gibt F l. fines.

[2]) Für coeperunt steht bei F l. accesserunt.

III. Das Evangelium Palatinum.

Unter diesem Titel [1]) gab ich vor Kurzem den lateinischen Evangelientext heraus, wie er sich in einer uralten Handschrift in Silber und Gold auf Purpurpergament in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorgefunden hat. Auch dieser Text geht auf diejenige Textesform zurück, die vor Hieronymus entstanden und üblich gewesen. Zum Behufe einiger Nachrichten über die Handschrift selbst so wie einiger Bemerkungen zur Charakterisirung ihres Textes leg' ich die Vorworte zu meiner Ausgabe des Codex zu Grunde.

§. 1 spricht davon, daß es mir in Verfolgung meiner Studien, die auf die Herstellung des ursprünglichen oder wenigstens des nach den ältesten Zeugnissen wahrscheinlichsten Aposteltextes abzielen, eine nicht unwichtige Aufgabe gewesen sei, die ältesten Handschriften sowohl für den Text des Hieronymus, als auch für den sogenannten italischen allwärts aufzusuchen und zu bearbeiten. Von denen der ersteren Art wird vor anderen des Codex Amiatinus zu Florenz gedacht, welcher, da er nur durch eine Vergleichung der mangelhaftesten Art bis jetzt bekannt geworden, einer neuen vollständigen Bearbeitung vortrefflich gelohnt hat. Von denen der zweiten Art schätze ich mich glücklich, durch das Evangelium Palatinum ein so umfängliches, so altes und so merkwürdiges Dokument der gelehrten Welt vorzulegen.

In §. 2 wird bemerkt, daß es unbekannt sei, woher, durch wen und zu welcher Zeit diese Handschrift in die kaiserliche Bibliothek gekommen; doch könne sie sich daselbst nicht eher vorgefunden haben, als nach dem Tode des berühmten ehemaligen Custos Denis, der bekanntlich die Codices manuscripti theologici bibliothecae palatinae vindobonensis latini in einem eigenen großen Werke, Wien 1792, beschrieben hat. Der seinen gelehrten Forschungen leider so früh entrissene Kopitar war der Erste, der vom Vorhandenseyn dieser Handschrift eine öffentliche Nachricht gab in seinem Hesychii glossographi discipulus etc. 1839. Diese Nachricht enthielt zugleich den Text einiger Verse, nämlich Matth. 13, 33—38 und Matth. 20, 22—28, und wurde zunächst an Lachmann gesendet, der daraus in den Prolegg. seines Novum Testamentum 1842. pag XVII seq. den Schluß zog, dieser Codex sei dem Brixienser und dem Bobbienser nahe verwandt; er enthalte demnach einen lateinischen, vielfach aus den griechischen Zeugen so wie aus eigener Leichtfertigkeit interpolirten Text. Somit unterließ Lachmann jede weitere Benutzung desselben [2]). Kopitar hingegen, wie mir in Wien mitgetheilt wurde, behielt die Absicht einer ausführlichen Veröffentlichung der Handschrift. Was demselben nicht vergönnt gewesen, das war mir vergönnt. Denn noch im Jahre seines Todes, 1844, gestatteten mir die gelehrten und verdienten Bibliothekare v. Eichenfeld und Birk, das ganze Mſ., das, da das Silber der Buchstaben längst geschwunden, nicht überall sehr leserlich ist, so abzu-

---

1) Vollständig heißt er: Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice Palatino purpureo quarti vel quinti p Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit C. T. Lipsiae, Brockhaus. 1847. 27 S. Prolegg. und 456 S. Text, mit einer Tafel Facsimile. Fol. (18 Thlr)

2) Ueber die Richtigkeit des Urtheils, das Lachmann über diesen Text abgegeben, siehe weiter unten. Es stellt sich nämlich ganz im Gegentheile heraus, daß das Evangelium Palatinum mit keinem Codex weniger zusammenstimmt als mit dem Brixienser.

schreiben, daß mir eine diplomatisch genaue Herausgabe desselben, Seite für Seite, Zeile für Zeile, möglich war.

Der §. 3 gibt Rechenschaft über die äußere Erscheinung des Codex, die übrigens durch ein der Ausgabe beigegebenes Blatt Facsimile, in Silber und Gold auf chinesischem Purpurpapier, getreu veranschaulicht ist. Die Unzialschrift des Codex entspricht durchgängig den alterthümlichsten Formen, wie sie aus Pergamenthandschriften bekannt sind. Die Abkürzungen beschränken sich auf die einfachsten und vom höchsten christlichen Alterthum her gewöhnlichsten. Correcturen liegen nur in geringer Zahl vor, größtentheils möchten sie vom Librarius selber stammen.

In §. 4 wird der Umfang des Mſ.'s angegeben. Es besteht jetzt noch aus 230 Blättern in Folio. Während von den Evangelien des Lukas und des Johannes nur wenige Verse verloren gegangen sind (38 von jenem, 13 von diesem), fehlen vom Evangelium Matthäi 15 Kapitel und vom Evang. Marci sind nur die Fragmente I. 20, IV. 8, IV. 19, VI. 9 nebst einigen Versen des 12. und 13. Kapitels vorhanden. In der Reihenfolge der vier Evangelien kömmt das Evangelium Palatinum mit dem Vercellenser so wie mit dem Cambridger und Brixienser überein, so daß auf das des Matthäus das Evangelium des Johannes, dann Lukas und zuletzt Markus folgen.

In §. 5 ist über das Verhältniß der Ausgabe zum Original berichtet, mit Beigabe eines Verzeichnisses der wenigen vorhandenen Correcturen, so weit sich dieselben nicht füglich im Abdruck des Textes selbst anbringen ließen.

Der §. 6 betrifft das Alter dieser Purpurhandschrift. Und dem Vercellenser Codex, der mit gutem Grunde der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts zugeschrieben wird, scheint in dieser Beziehung der Vorrang vor dem Evangelium Palatinum zu gebühren; obschon ich die Darlegung meiner Ansicht damit schloß: Quae quum ita sint, hunc codicem Palatinum quarto vel quinto p. Chr. saeculo adscribendum puto, nisi quis argumentis idoneis aliud docuerit.

In §. 7 wird in der Kürze die Frage behandelt, was es für eine Bewandtniß mit jener »Itala« des Augustin habe, wovon bekanntlich die übliche Bezeichnung der altlateinischen Version hergenommen ist *). Hier wird zuerst die Ansicht gebilligt, die schon in Blanchini's Evangeliarium Quadruplex ausführlich vorgetragen worden ist, daß man nach den Aeußerungen Augustin's und des Hieronymus nicht annehmen müsse, es seien in den ersten Jahrhunderten mehrere selbstständige lateinische Uebersetzungen hervorgetreten, sondern vielmehr, es seien von der einmal gegebenen ersten Uebersetzung verschiedene Bearbeitungen mit mehr oder weniger Eigenthümlichkeit unternommen worden. Hierauf wird als früheste Heimat dieser Uebersetzung Afrika, d. h. die ehemalige römische Provinz Afrika angenommen. Indem Hug in seiner neutestamentlichen Einleitung eben diese letztere Ansicht darlegte, stellte er zugleich die Behauptung auf, daß diejenige Version, welcher Augustin vor den andern den Vorzug gab, deßhalb itala geheißen, weil sie italischen Ursprungs gewesen, so daß derselbe den italischen Charakter dem afrikanischen gegenüber gestellt habe. Hug hat hierbei freilich an verschiedene italische Uebersetzungen gedacht, unter denen die besondere des Augustin nicht mehr zu ermitteln sei. Da-

*) Daß bei der Kritik der Stelle Augustin's, de doctr. christ. II. 16, wo es heißt: In ipsis autem interpretationibus itala ceteris praeferatur etc., von der Conjectur Rich. Bentley's, wornach illa für itala zu lesen wäre, gänzlich abzusehen ist, das steht wohl außer Zweifel.

gegen ist es weit angemessener, wie es Lachmann gethan, den italischen Typus aus der ursprünglichen afrikanischen Version dadurch hervorgehen zu lassen, daß die letztere nach den Forderungen des feineren römischen Ohrs so wie nach den in Rom oder Italien überhaupt üblichen griechischen Handschriften modificirt wurde. Dabei versteht sich's, daß dergleichen emendirte Codices auch wieder den Weg nach Afrika fanden, wo sie nun von kundigen Augen den reiner afrikanisch verbliebenen entgegengestellt wurden. Und demnach haben wir bei der itala Augustin's nicht mit Hug an eine einzelne aus Italien gekommene Uebersetzung, sondern an die von dorther stammende Färbung der lateinischen Uebersetzung überhaupt zu denken.

Wenden wir diese Unterscheidung auf die uns überlieferten einzelnen Documente der altlateinischen Version an, so stellt sich die Schwierigkeit heraus, daß die Färbung der einen Classe vielfältig in die der andern hinüberspielt; so daß man sagen möchte, es gebe italische Codices, welche afrikanisiren, und afrikanische, welche italisiren Doch gilt hier einerseits der Grundsatz: A potiori fit denominatio, so wie andererseits eine strenge Scheidung der einzelnen Handschriften für den kritischen Gebrauch, wenn nicht als ganz unstatthaft, doch als höchst mißlich und willkürlich erscheint.

Nach diesen Vorlagen wird das Evangelium Palatinum als ein Bestandtheil der italischen Classe (»in horum documentorum numero nescio an primum locum codex noster Palatinus tenere censendus sit«) der lateinischen Version angesehen, was in §. 8 näher beleuchtet und gerechtfertigt wird. Darnach ist aber dreierlei im Codex zu unterscheiden: 1) Die Fehlerhaftigkeit des Latein, die auf Rechnung des unwissenden Abschreibers zu setzen ist; 2) die Willkür der Uebersetzung, die dem lateinischen Ausdrucke ohne ängstliche Sorge um den griechischen Text gegolten; 3) der eigenthümliche Text der Handschrift, so weit er aus den wahren und besten Quellen geflossen ist. Dabei wird darauf hingewiesen, daß unser Codex seine Heimat auf afrikanischem Boden haben möchte, wo ihn ein alexandrinischer des Lateinischen unkundiger Kalligraph »pulchrius quam emendatius« verfaßt habe.

§. 9 betrifft jene unter 1) angeführte Fehlerhaftigkeit, von der jedoch mit genauer Acht die orthographischen die grammatischen und lexikalischen Besonderheiten zu trennen seien. Jedes einzelne Stück wird durch Beispiele erläutert.

§. 10 enthält Beispiele von den Licenzen der Uebersetzung. Zu diesem Behufe wird das zweite Capitel des Evang. Marci durchgegangen und mit andern Codices, namentlich mit dem Vercellenser, dem Veronenser, dem Colbertinischen (alle diese drei scheinen der reinen afrikanischen Classe anzugehören, wie sie auch Lachmann als solche in seiner Ausgabe des N. T von 1842 benutzt hat); ferner mit den Brixienser und mit der Vulgata verglichen. Das Resultat ist Folgendes: An zwei Stellen steht das Evangelium Palatinum allein; an drei andern scheint mehr ein Versehen als eine Willkür obgewaltet zu haben. An den dreizehn übrigen Stellen stimmt mit demselben in der Licenz oder freien Uebertragung überein: dreimal der Vercellenser Codex, siebenmal der Veroneser, zwölfmal der Colbertinische, hingegen nur zweimal der Brixienser (den Lachmann für den nächsten Verwandten vom Wiener Codex hielt), und gleichfalls zweimal die Vulgata.

In §. 11 wird die große Vortrefflichkeit der eigenthümlichen Lesarten des Codex an Beispielen dargethan. Diese Beispiele sind meistens dem 24. Capitel des Evangelium Lucä entnommen, worin 29 Stellen vor-

zugsweise eine kritische Rücksicht beanspruchen. An diesen 29 Stellen stimmen mit dem Evangelium Palatinum überein: zwei und zwanzigmal der Cambridger Codex siebzehnmal der Vercellenser, siebzehnmal der Veroneser, dreizehnmal der Colbertinische (das Verhältniß des Veroneser und des Colbertinus ist bei der Zusammenrechnung pag. XXV nach dieser Mittheilung zu berichtigen), gleichfalls dreizehnmal der Rhedigeranus und fünfzehnmal der Corbejenser Codex. Was dagegen den Codex Brixianus betrifft, so heißt es dort pag. XXV fg so: »A quo vero omnium maxime dissentit, ipse ille est quocum Lachmannus codicem Palatinum eximiae cognationis caussa inprimis componendum duxit, codex Brixianus. Is non modo omnibus illis locis XXIX aliter legit, sed etiam in textu capitis XXIV reliquo a Palatino plurimisque Italae codicibus discedit decies.« Zum Schlusse werden noch »insigniores aliquot lectiones codicis Palatini undique depromtae« gegeben, so wie hervorgehoben wird, daß sich im Allgemeinen die größte Verwandtschaft des Wiener Codex mit dem Cambridger herausstelle, daß aber auch nicht selten der erstere allein oder fast allein unter allen lateinischen Zeugen solche Lesarten bestätige, die uns nur im vaticanischen Codex und wenigen anderen ähnlichen griechischen Documenten und orientalischen Versionen aufbewahrt worden sind. Belege für diese Behauptung sind:

Marc. V 36, wo allein das Evang. Palat. die Lesart der Codd. B L Δ παρακουσας τον λογον für ακουσας τ λ ausdrückt. Es hat nämlich: neglexit sermonem; die andern lateinischen Zeugen hingegen: audito verbo (Vulg. Colb. etc.), audito (Veron.), ut audiit verbum (Vercell.), audito hoc verbo (Cantabrig.), audiens hoc verbum (Corbej.).

Luc. 24, 17, wo es mit den Codd. B L und der sahidischen, koptischen, äthiopischen Version: και εσταθησαν (εστησαν) σκυθρωποι für και εστε σκυθρωποι; liest. Es hat nämlich: et steterunt tristes; dagegen die andern lateinischen Zeugen: et estis tristes (Vulg. Vercell. Veron. Colb. Corbej. etc.); nur der Cambridger Codex hat, wie auch die syrische und arabische Version, bloß tristes.

Matth. XVI. 5, wo es λαβειν αρτους für αρτους λαβειν nur mit den Codd. B K liest.

Matth. XVI. 20, wo es επετιμησεν, nicht διεστειλατο, mit den Codd. B von erster Hand, D (griechisch und lateinisch), so wie mit Codd. die Origenes anführt, mit der armenischen und der slawischen Version liest. Es hat increpavit (der Cambridger Codex: comminatus est), nicht praecepit oder imperavit.

Matth. XVII. 4 hat es die Stellung σκηνας τρεις nur, wie es scheint, mit Codex B.

Matth. XVIII. 31 liest es ιδοντες ουν für ιδοντες δε nur mit B D (griechisch und lateinisch).

Matth. XIII. 9 läßt es ακουειν weg, so wie außer ihm nur die Codd. B L nebst dem Bobbienser und Corbejenser Codex.

Matth. XIII. 35 hat es απο καταβολης ohne den Zusatz κοσμου. Eben so lesen nur B I. 22, Origenes und der Bobbienser Codex.

Matth. XIV. 3 liest es εδησεν αυτον εν τη φυλακη für εδησεν αυτον και εθετο εν φυλακη mit D Z 61, mit Origenes (semel), mit der äthiopischen Version und dem Bobbienser Codex.

Matth. XVI. 21 setzt es εις ιεροσολυμα απελθειν, womit B D (bloß im Griechischen) einige Minuskeln, Origenes (quater), Irenäus und Hilarius übereinstimmen.

Matth. XVII. 21 fehlt bei ihm der ganze Vers: τουτο δε το γενος ουκ εκπορευεται ει μη εν προσευχη και νηστεια. Dasselbe geschieht in zwei griechischen Codices: B. 33, bei Eusebius, in der äthiopischen Version, in der Syra hierosolymitana, in der Sahidica bei Woide, und im Corbejenser Codex.

Matth. XVIII. 10 lies't es οι αγγελοι αυτων ohne den Zusatz εν ουρανοις. Dieser Zusatz varirt vielfältig; dagegen haben ihn gar nicht, außer einigen griechischen Zeugen und einigen Versionen (darunter der Corbej. Codex): Clemens von Alexandrien, Origenes, Basilius, Chrysostomus, Theodoret, Hilarius.

Zum Schlusse theile ich noch den Text einer Seite im Codex mit, Joh. VIII. 21 — 26, mit nachgesetztem Texte der Vulgata.

Dixit illis ite
rum ego vado
et quaerites me
et in peccatis
vestris morie
mini· quo ego
vado vos non
potestis veni
re· dicebant
ergo judaei nū
quid occisurus
est se quoniam
dixit quo ego
eo vos non po
testis venire·
Et dicebat illis
vos de deorsū
estis ego de su
sum sum· vos
de isto saeculo

Estis ego
non sum de is
to saeculo· di
xi vobis quia
moriemini in
peccatis vestris
si enim non cre
dideritis mihi
quia ego sum
moriemini in
peccatis vestris·
Dicebant ergo
illi tu qui es·
Ait illis ihs prin
cipium qui et lo
quor vobis mul
ta habens de
vobis loqui et
judicare sed
qui me misit ve [rax est.]

* * *

21. Dixit ergo iterum eis Jesus: Ego vado, et quaeretis me, et in peccato vestro moriemini. Quo ego vado, vos non potestis venire.
22. Dicebant ergo Judaei: Numquid interficiet semet ipsum, quia dixit: Quo ego vado, vos non potestis venire?
23. Et dicebat eis: Vos de deorsum estis, ego de supernis sum. Vos de mundo hoc estis, ego non sum de hoc mundo.
24. Dixi ergo vobis, quia moriemini in peccatis vestris: si enim non credideritis quia ego sum, moriemini in peccato vestro.
25. Dicebant ergo ei: Tu quis es? Dixit eis Jesus: Principium, qui et loquor vobis.
26. Multa habeo de vobis loqui et judicare, sed qui me misit ve [rax est:]

Register

des

hundert fünf und zwanzigsten und hundert sechs und zwanzigsten Bandes.

H.

J.



Z.

Universal-Register

der

Jahrbücher der Literatur.

Z.

Universal-Register

der

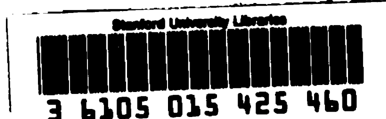
Jahrbücher der Literatur.

A.

B.

C.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.


Stanford University Libraries
3 6105 015 425 460

